DIE·WOCHE

7

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

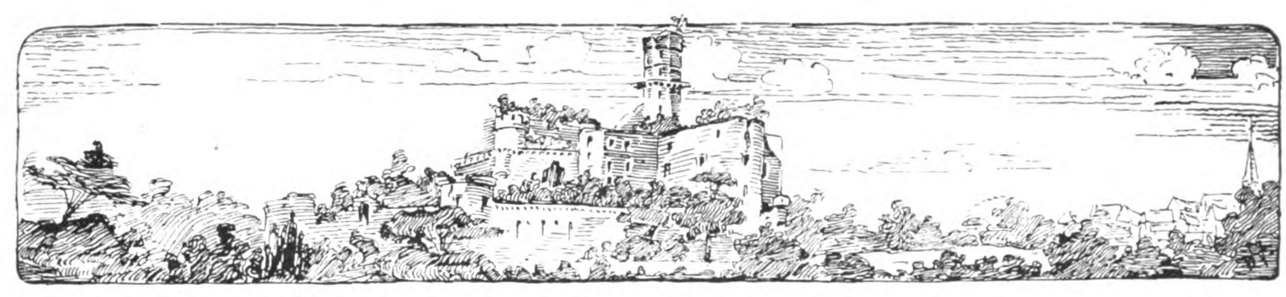
Band 2 (Heft 14—26)

vom 1. April bis 30. Juni 1915.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.





Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzzen.

Gedichte.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

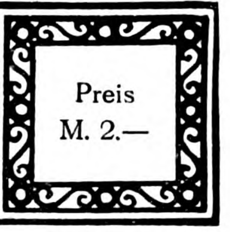
Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

Seite





Preis M. 2.—	**MONTANUS-BÜCHER** **200 Bilder aus Bismarcks Leben**	Preis M. 2.—



Zeichnung von P. Kraemer.

Zum 100. Geburtstag Bismarcks erschien soeben ein neuer Band der **Montanusbücher: „Bismarck". Erster 30-Tausend-Druck. M. 2.—.** Rund 200 Bilder aus dem Leben des Kanzlers nebst einer Kunsttafel. Hrsg. von Walther Stein.

Seine Durchlaucht der Fürst von Bülow nahm die Widmung an und stellte aus seinem Privatbesitz das Dreikanzlerbild zur Veröffentlichung zur Verfügung.

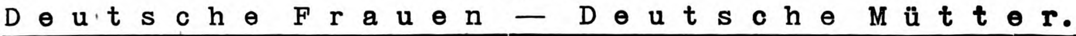
Ferner erschien: **Um Vaterland und Freiheit. Wirklichkeitsaufnahmen aus dem großen Kriege. In wenigen Bänden zu M. 2.—.** Bis jetzt 2 Bände. Gesamtauflage 90,000 Exemplare. Ein **hochbedeutsames,** von Fürsten, **Heerführern** und Männern der Zeit **besonders anerkanntes Werk.**

Sie erhalten in jeder guten Buchhandlung die Montanusbücher ohne Kaufzwang vorgelegt.

Bismarck und Hindenburg — die Helden des Tages.



D e u t s c h e F r a u e n — D e u t s c h e M ü t t e r.



Sorgt jetzt schnell für die Ernährung Eurer Kinder.

Ganz abgesehen davon, daß es unpatriotisch ist, englische Nährmittel wie Mellin's Food etc. zu kaufen, sind auch alle die Kindernährmittel gesperrt, die rohe Mehle enthalten.

Wir besitzen das Originalrezept von Mellin's Food, für das seinerzeit vom Kabinet Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Anerkennung gegeben wurde, die noch heute jeder Packung beiliegt.

Wir nennen unser deutsches Präparat

M e r s a b a - N a h r u n g

gleich gut für Kinder (besonders für Säuglinge), Kranke und Genesende.

Alle Anerkennungen für Mellin's Food kommen naturgemäß der Mersaba-Nahrung zugute, da diese nach dem Originalrezept angefertigt ist.

Mütter schreibt schnell, ehe der Vorrat verkauft ist. Das Risiko ist nicht groß, denn eine Packung kostet nur M. 1.60, und hierdurch kann jeder Arzt feststellen, daß es vorzügliche Nahrung für Säuglinge, Kinder usw. ist.

Zu haben in allen Apotheken und Drogengeschäften, da jedoch der Vorrat gering, schreiben Sie besser direkt an das Reformhaus „Mersaba" Berlin NW 87, Abteilung: M.

Voreinsendung auf Postscheckamt NW 7, Nr. 21533.

Schleussner-Photo- Platten, Papiere Marken „Statius", gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform. PREISLISTE UND LIEFERUNG DURCH DIE HANDLUNGEN. **Amateure und Fachleute** finden in der dritten, völlig umgestalteten und textlich wiederum stark erweiterten Auflage des **Hilfsbuches** **ausführliche Anleitungen** zur bildmäßigen Porträt- und Landschafts-Photographie, künstlerischen Bildkomposition und erfolgreichen Verarbeitung photographischer Platten mit ausführlicher Beschreibung fast aller Behandlungsfehler und der Mittel der Abhilfe oder Vorbeugung, vielen praktischen Winken, Entwicklervorschriften, Tabellen, Abbildungen, 18 Tafeln auf Kunstdruckpapier usw. **Preis 50 Pf.** in allen Photo-Handlungen oder gegen 60 Pfg. in Briefmarken von der Dr. C. SCHLEUSSNER Aktiengesellschaft, FRANKFURT a. M. 68.

Bismarck und die Engländer von Prof. Dr. Sellmann.

Preis 35 Pfg. postfrei.

Inh.: Der Neid auf der Lauer. Der wachsame Reichskanzler. Albion als Verleumder. Im stillen Sachsenwalde. Englischer Wind am Berliner Hofe. Mit Bismarck gegen England. Große Männer über Albion. **Westdtsch. Verlag, Witten,** Gemeindehaus.

Wer im neutralen Auslande Geschäfte machen will, inseriere in d „Export-Woche", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41.

Bismarck im 80. Lebensjahre

gemalt von F. v. Lenbach

Volksausgabe, Papiergr. 46×36 cm

Preis 1 Mark

Durch den Kunsthandel oder direkt franko gegen Einzahlung von 1,10 Mark auf unser Postscheckkonto Berlin 131 — Illustriertes Verzeichnis unserer Volksausgaben auf Wunsch kostenlos

Photographische Gesellschaft

Kunstverlag · Berlin-Charlottenburg 9



Kaufmännisches Personal.

Wer Stellung sucht oder zu vergeben hat, tut gut, im „Berliner Lokal-Anzeiger" unter der Rubrik „Stellen-Angebote und -Gesuche" zu inserieren. Auskunft erteilt die Anzeigen-Abteil., Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41.

Man verlange bei den Bahnhofsbuchhandlungen und in den Hotels den

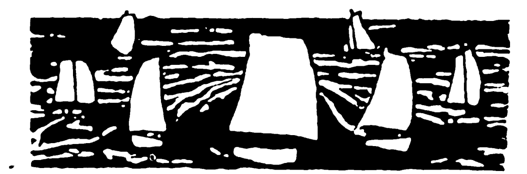
Berliner Lokal-Anzeiger

Politisch und wirtschaftlich unabhängig — Deutschlands größtes Nachrichtenblatt

DIE·WOCHE

Nummer 14. Berlin, den 3. April 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

21. März.

Auf der Verfolgung der aus Memel vertriebenen Russen nehmen unsere Truppen Russisch-Krottingen und befreien über 3000 deutsche, von den Russen verschleppte Einwohner. Unsere Seestreitkräfte haben die Operationen von See aus unterstützt. Dabei wurden Dorf und Schloß Polangen beschossen und im Laufe des Tages die Straße Polangen—Libau unter Feuer gehalten.

Die Kämpfe im Karpathenabschnitt vom Uszoker Paß bis zum Sattel von Koviczna dauern fort.

24. März.

Unsere nördlich von Memel verfolgenden Truppen machen bei Polangen 500 Russen zu Gefangenen, erbeuten drei Geschütze und drei Maschinengewehre und jagen dem Feind viel geraubtes Vieh, Pferde und sonstiges Gut ab.

Bei Laugzargen südwestlich von Tauroggen und nordöstlich von Mariampol sowie nordwestlich von Ostrolenka scheitern mehrere russische Angriffe. Auch östlich von Plock mißlangen mehrere feindliche Vorstöße.

Die deutsche Oberste Heeresleitung veröffentlicht folgendes: Das deutsche Heer zollt herzlichen Dank der tapferen Besatzung von Przemysl, die nach vier opfervollen Monaten der Verteidigung nur der Hunger niederzwingen konnte.

Im westlichen Karpathenabschnitt hat sich an der Front bis zum Uzsoker Paß eine Schlacht entwickelt, die mit großer Heftigkeit andauert. Starke russische Kräfte gingen zum Angriff über, um die Höhenstellungen wird erbittert gekämpft.

25. März.

Russische Angriffe östlich und südöstlich von Augustow sowie bei Jednorozek nordöstlich von Praszvnysz werden abgeschlagen.

In den Karpathen haben die österreichisch-ungarischen Truppen an der Front westlich des Uszoker Passes schwere russische Angriffe abgeschlagen.

Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig-Lüneburg wird von einem Prinzen entbunden.

26. März.

Russische Angriffe auf die Seenengen östlich von Augustow werden abgeschlagen.

In den Karpathen werden wiederholte russische Angriffe bei Tag und während der Nacht abgeschlagen.



Zum 1. April 1915.

Dem Andenken des Fürsten Bismarck.

Von Heinrich Prinz zu Schoenaich-Carolath,
Mitglied des Reichstags,
erblichem Mitglied des Herrenhauses.

Inmitten dieses Weltkrieges ohnegleichen, in der heiligen Woche vor Ostern, die noch immer für jeden eine Zeit der Sammlung ist, die unauslöschliche Erinnerungen und unverminderte gläubige Hoffnungen wachruft, feiern wir die Wiederkehr des einhundertjährigen Geburtstages des Fürsten Bismarck, wenn auch stiller und einfacher, als dies sonst geschehen wäre, aber in treuem Gedenken, in nie versagender Dankbarkeit.

In der großen Zeit, die Tausenden und aber Tausenden so viel Kummer und Leid, so ungezählte Tränen und Schmerzen bringt, in welcher zahllose deutsche Helden für ihr Vaterland bluten, Entbehrungen und Ungemach aller Art freudig ertragen und erdulden, in der alle Pulse für des Vaterlandes Heil, für des deutschen Volkes Siege schlagen, in welcher die Sorge und der Kummer des einzelnen gegenüber der hingebungsvollen Verteidigung unserer Existenz, unserer Einheit und Größe zurücktritt, da möchte man glauben, daß für einen anderen Gedanken, für eine andere Empfindung nicht mehr Platz wäre in deutschen Herzen. Und doch





ist es anders. So mächtig ist der Einfluß des Gewaltigen, so tief gehen die Spuren, die er hinterlassen, so groß ist sein Erbteil, so lebendig sein Wirken, daß wir trotzdem, alles andere festhaltend, unsere Gedanken auf ihn richten und zu ihm aufschauen. Es beweist dies, wie das deutsche Volk es nicht vergessen kann und nicht vergessen will, daß er es war, der seine Einheit schuf, seine Kraft stählte, es der Zerrissenheit und dem heimischen Unfrieden entriß und es zum Sieg über seine äußeren Feinde führend auch den inneren Feind, den Partikularismus, überwand und jeden Deutschen vor die Aufgabe stellte, die unser unvergeßlicher Moltke als die seinige bezeichnete:

Allezeit treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!

Bismarck war es, der so recht eigentlich dem Deutschen, der so treu an seiner engeren Heimat hängt — der so gern die Bande hegt und pflegt, die ihn mit ihr verbinden, dem sein angestammtes Herrscherhaus so teuer, dem die Geschichte seines Einzellandes so an das Herz gewachsen, der so stolz auf die Vergangenheit desselben ist und alle Großtaten seines Stammes in lebhaftester Erinnerung bewahrt — ein Vorbild dessen wurde, daß man treu seine Eigenart bewahren und doch fest und freudig und voller Liebe auch stehen könne und stehen solle zum Deutschen Reich!

Und die Saat, die er gesät, sie ist aufgegangen. Der Deutsche, den er unter harten Kämpfen in den Sattel gehoben hat, der hat das Reiten gelernt! Zeigt es nicht diese große Zeit am deutlichsten, wie festgefügt sein Werk ist! Wer könnte, wer wollte daran rütteln und rühren? Wie eng umschlingt das gemeinsame Band alle deutschen Stämme, alle deutschen Gaue. Aufs neue durch Blut und Eisen zusammengekittet sehen wir unser Volk einer Welt von Feinden widerstehen, eine Welt von Feinden überwinden! Er geht uns auch in diesem Kampf voran, an ihn denken, auf ihn sehen unzählige. — Mehr wie jemals empfinden wir es, daß er uns fehlt. Wir erinnern uns an Ernst v. Wildenbruchs schöne Worte:

Umrauscht von seiner Taten nie welkendem Gewand,
Er, Brandenburgs Vermächtnis, ans heilige deutsche Land!

Durchhalten wollen wir, wir können heute noch nicht vom Friedenschluß sprechen, nicht von den Bedingungen, unter denen wir Frieden schließen wollen. Noch stehen unsere Feinde aufrecht. Aber das will das deutsche Volk, daß der Friede — wenn möglich — entsprechen soll den unermeßlichen Opfern an Gut und Blut, die das deutsche Volk gebracht. Und da ist es ein Gedanke, der Millionen durchzittert: Wir wollen einen Frieden, wie ihn Bismarck geschlossen haben würde, ohne Überhebung und fern von Maßlosigkeit und Übertreibung, nicht uferlosen, allzu phantasievollen Plänen nachgehen, aber auch ohne Ängstlichkeit und ohne Zagen und Schwanken, einen Frieden, der unsere Zukunft gewährleistet und uns vor ruchlosen Überfällen sichert, einen Frieden, wie ihn Bismarck verlangt, und wie er ihn durchgesetzt hätte, allein e i n Z i e l fest im Auge haltend: das Wohl Deutschlands. Auch dazu verhelfe uns die Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag des Gewaltigen:

Das sei an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein wie er!



Bismarck.

Von Joseph von Lauff.



Es klopft das Herz, wenn im Sachsenwald
Die Säfte beginnen zu steigen,
Und, von den Fängen des Sturmes umkrallt,
Die stöhnenden Wipfel sich neigen.
Wenn durch Bast und Borke das Leben dringt,
Die Falken schrauben und kreisen —
Ein Wort geharnischt vom Munde springt
Wie Schildschlag und klirrendes Eisen:
Bismarck!

Bismarck, der Alte, des Reiches Wardein,
Bismarck, der Zürner und Groller,
Bismarck, der Hüter vom Memel zum Rhein,
Bismarck in Pallasch und Koller!
Bismarck — gestorben und doch nicht tot —
Du lebst wie des Himmels Zeichen,
Du lebst wie das leuchtende Morgenrot,
Du lebst wie die deutschen Eichen!
Bismarck!

Noch lebt deine Faust, die gigantische Faust,
Die Faust, die zum Höchsten sich reckte
Und herzhaft, von sprühenden Funken umsaust,
Das Reichsschwert schweißte und streckte.
Noch dröhnt uns zu Ohren dein Hammerschlag,
Als du, vom Feuer umfriedet,
Ein herrlicher Siegfried vor Tau und Tag,
Die Kaiserkrone geschmiedet.
Bismarck!

Und heute, wo Deutschland in bittrem Weh,
Wo die Brände lodern und schwelen,
Da lebst du uns allen mehr denn je,
Du Helfer der ringenden Seelen!
Da schreitet dein Geist für Kaiser und Reich
Ueber Anger und blutige Spreiten,
Da läßt du Deutschland nicht stumm und bleich
Aus Gurt und Sattel gleiten.
Bismarck!

Wo der Tod jetzt aus tausend Schlünden spricht,
Wo die Lippen im Zorne beben,
Wo dein Kaiser reitet durch Grausen und Licht —
Da wirst du Gefolgschaft ihm geben.
Er schützt das Erbe mit markiger Hand,
Läßt glorreich die Banner fliegen . . .
Bismarck, im lodernden Weltenbrand
Wir wollen und müssen siegen!
Bismarck!

Wir müssen! Es gibt keine andere Wahl!
Wir müssen durch Not und Verderben,
Durch Tränen und zuckenden Wetterstrahl
Das Reich noch einmal erwerben!
Schon springen die Knospen. Der Lenzsturm hebt
Er schmettert, was Deutschland umkettet. [an.
Bismarck! — Und fällt auch der dritte Mann —
Das Reich, das Reich wird gerettet!
Bismarck!



Bismarck.

Hierzu 19 photogr. Aufnahmen.

I.

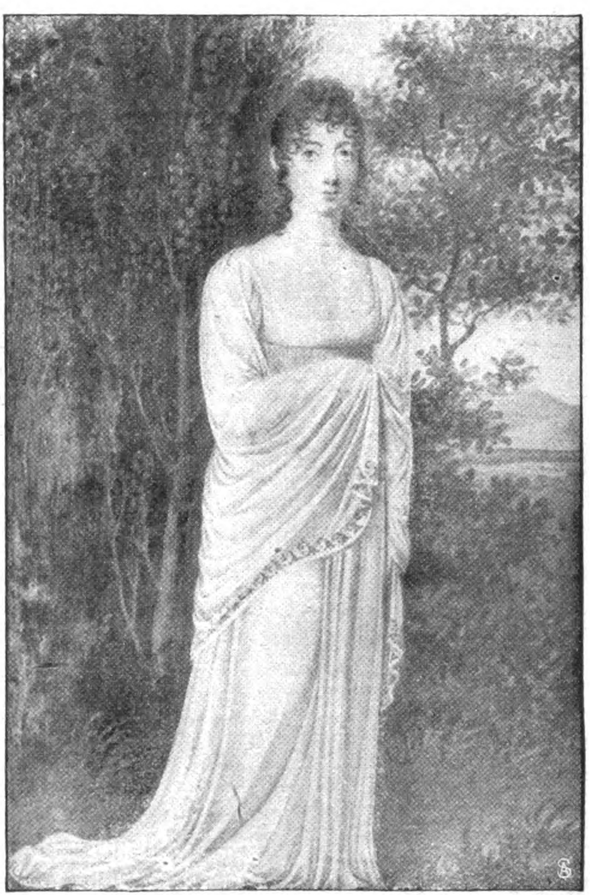
„Wiedukind lädt ihn zu sich ein,
Ein Sachse war er, drum ist er mein.
Im Sachsenwald soll er begraben sein."

Der am 30. Juli 1898 gedichtete Vers kennzeichnet treffend den gewaltigen Mann, der an jenem Tag 83jährig aus dem Leben schied. Seine Geburtstätte Schönhausen liegt unmittelbar rechts der Elbe wie ein Brückenkopf der sächsischen Eroberer auf wendischem Boden. Von seinem Grab im Herzogtum Lauenburg gilt dasselbe. In originellem Gegensatz steht der Name, dem der heute Hundertjährige einen durch die Jahrtausende widerhallenden Klang gegeben hat: er ist halb griechisch. Die kleine Stadt Bismark hieß ursprünglich Biskopesmark als Besitz jenes Erzbischofs von Magdeburg, der vor der Reformation nächst den rheinischen drei geistlichen Kurfürsten der mächtigste Prälat des römisch-deutschen Reichs war; und „Bischof" ist ein griechisches Wort, altsächsisch aber ist nun wieder der Name jener Hansastadt, in der schon seit dem 13. Jahrhundert diese Familie unter den Patriziern eine führende Stellung behauptete, bis sie durch den brandenburgischen Markgrafen Ludwig, einen Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern, in den Landadel eingeführt wurde (1345). Der größte Staatsmann der Hohenzollern, der Nachfahr eines durch einen Wittelsbacher in den Kriegs- und Ritteradel erhobenen Geschlechtes. Auch die unmittelbare Herkunft des großen Kanzlers zeigt die bemerkenswerte Vereinigung ganz entgegengesetzter Arten. Der Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck (1771—1845) hatte 1806 Luise Wilhelmine Menken (1790—1839) geehelicht, die Tochter eines besonders unter Friedrich Wilhelm II. einflußreich gewesenen Geheimen Kabinettsrats. Wie die meisten großen Geschichtsgestalten zeigte auch der erste deutsche Reichskanzler in vielem den Typus der Mutter — man denkt dabei an Lätitia Bonaparte und ihren Sohn — nur daß Frau Luise Wilhelmine von Bismarck verhältnismäßig jung starb. Der Sohn hat ihr stets das liebevollste Andenken bewahrt, und sie soll seine Größe vorher geahnt haben. Den zuerst auf dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, dann in dem Grauen Kloster zum Jüngling heranwachsenden Junker Otto braucht man sich übrigens nicht als frühreifen Weltschmerzler vorzustellen. Er war ein fröhlicher Knabe, und der Direktor der letztgenannten Anstalt weiß an ihm besonders die gemütvolle Beteiligung an dem Familienleben des Anstaltvorstandes zu loben. Aus einer etwas früheren Zeit kennt man die Geschichte von der den Knaben Bernhard und Otto aus Schönhausen auf die Schule mitgegebenen alten Dörte. Einmal erschien Junker Otto nicht rechtzeitig am Abendtisch, und die Eierkuchen „backten ab". Entrüstet prophezeite die treue Pflegerin, aus Junker Otto werde nie etwas werden.

Der Vater des Fürsten.



Jugendbildnis.



Phot. Thiele.

Die Mutter des Fürsten.

II.

Verhältnismäßig sehr jung war der Deichhauptmann des Kreises Jerichow zum preußischen Bevollmächtigten an dem wiederhergestellten deutschen Bundestag nach Frankfurt am Main berufen worden. König Friedrich Wilhelm IV. zeigte darin eine glückliche Hand, die er nicht immer betätigt hat. In den Bewegungsjahren von 1848 an hatte sich Otto von Bismarck als ausgesprochener Gegner der kleinen deutschen Bundesidee bewiesen; in dem heimatlichen Abgeordnetenhaus so gut wie in dem Erfurter Unionsparlament. Er war durchaus für das Zusammengehen beider damaliger deutschen Großmächte. Aber freilich unter der bestimmten Voraussetzung vollständiger Gleichberechtigung; und von dieser traf er in der Mainstadt das absolute Gegenteil an. Die Ablehnung der von dem Frankfurter Parlament angebotenen Kaiserwürde hatte das Ansehen der norddeutschen Vormacht empfindlich herabgedrückt, die bloße Tatsache jener Wahl aber an der blauen Donau den Entschluß erweckt, die Wiederkehr dieser Situation für alle Zukunft unmöglich zu machen. Wie es der österreichische Staatsminister Fürst Felix Schwarzenberg ausdrückte: „Preußen muß zuerst erniedrigt und dann zerstört werden". Demgegenüber bewahrte der preußische Bevollmächtigte durchaus die Würde seines Staates, im großen wie im kleinen. Man hat darüber die bezeichnende Einzelheit, daß als Präsidialbevollmächtigter Graf Rechberg während der Verhandlungen ständig rauchte, was die übrigen Vertreter ehrfurchtsvoll unterließen. Herr von Bismarck hatte denn unter der Hand dagegen Einspruch erhoben, dieser blieb aber wirkungslos; und gleichwertig bat der Preuße für die dann seinerseits hervorgeholte Zigarre den Österreicher um Feuer. Mehr Verständnis für die Bedeutung der norddeutschen Großmacht bewies in jenen Jahren der ehemalige österreichische Staatskanzler Fürst Metternich, der auf dem ihm 1815 als Dotation verliehenen Landsitz Johannisberg, unweit Koblenz, lebte, und den Herr von Bismarck dort einmal aufsuchte. Der geschichtskundige jüngere Diplomat wußte, daß der Altmeister zwar seinerzeit als österreichischer Gesandter in Berlin die entschlußlose preußische Politik der Jahre 1804—1806 auf das schärfste verurteilt, 1812 aber auf die erste Nachricht von dem Moskowerbrand sofort die Wiederherstellung Preußens für die nächste Aufgabe der österreichischen Politik erklärt hatte. 1866 in dem nicht ohne heimische Widerstände durchgesetzten Vertrag von Nikolsburg (26. Juli) mit der territorialen Unverletztheit des überwundenen Gegners hat der preußische Minister das vergolten. Das war derselbe Staatsmann, der im Hochsommer 1863 in Baden-Baden durch einen Fußfall vor König Wilhelm I. dessen Teilnahme an jenem Frankfurter Fürstentage verhinderte, der die österreichische Vormachtstellung im Bund besiegeln sollte, und den das Fernbleiben des Königs sofort völlig wirkungslos machte. Nicht, als ob der König auf die österreichischen Vorschläge hätte eingehen wollen, aber er wünschte den zu seiner Einholung persönlich erschienenen und mit Recht hochgeschätzten Sachsenkönig Johann nicht durch Abschlag zu kränken.

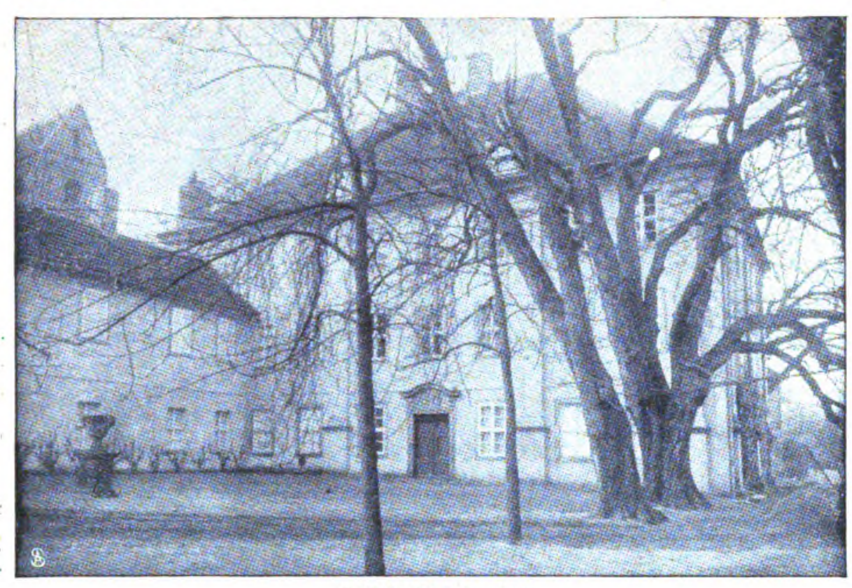


Fürstin Bismarck.
Nach einem Gemälde von Prof. Becker.
Phot. Gennecke.



Fürst Bismarck im Jahr 1869.

Im übrigen hatte noch König Friedrich Wilhelm IV. in seinen letzten selbständigen Regierungsjahren angesichts der gesteigerten Wiener Zumutungen mit Tränen auf seinen jüngeren Bruder, den Prinzen von Preußen, verwiesen, der ihn eines Tages rächen werde. Gerade wie mehr als ein Jahrhundert vorher König Friedrich Wilhelm I. mit dem genialen Sohn getan hatte. Herr von Bismarck war der Mann, diese Revanche zugleich zu nehmen und in den staatsmännisch erforderlichen Grenzen zu halten. In diesem besten Sinn großdeutsch gesinnt, würde der große Kanzler sicher die heutige politische Konstellation mit der lebhaftesten Genugtuung begrüßt haben.



Schloß Schönhausen.

III.

Entsprechend der Ueberlieferung seines Hauses, von dem ein Namensträger sich im Zweiten Schlesischen Krieg ausgezeichnet hatte, war Bismarck von der Jugend an bis in sein spätes Alter sehr lebhaft für Krieg und Heerwesen interessiert. Das anfangs viel belachte, aber sehr bald zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte Landtagswort von der durch Blut und Eisen zu lösenden deutschen Frage, gehört in dieses Gebiet. Sein Freiwilligenjahr hatte er, außer in Potsdam, bei den Gardejägern, hauptsächlich in Greifswald bei dem pommerschen Jägerbataillon Nr. 2, gedient. Die Uebersiedlung war erfolgt, weil er mit diesem Dienst den Besuch der landwirtschaftlichen Akademie in Eldena verbinden wollte. Aus der pommerschen Garnisonstadt hat man von ihm eine Geschichte, wie er bei einer Parade durch einen geschickten Handgriff einen unbeholfenen Kollegen vor empfindlicher Strafe bewahrte. Aber auch im Ernstfall hatte er stets ein Herz für den Kriegsmann; auch in feindlicher Uniform. Jahrzehnte nach 1864 hat im dänischen Offizierkorps die Ueberlieferung fortgelebt, wie am Morgen des 19. April die tags zuvor bei Düppel gefangengenommenen dänischen Offiziere in der preußischen Hauptstadt anlangten. Am alten Hamburger Bahnhof sammelte sich das Volk um König Wilhelm I., der dankerfüllten Herzens auf das Schlachtfeld eilen wollte. Neben ihm stand ein hochgewachsener Herr. Mit den Worten: „Wir haben Sie bewundert" reichte er den nächststehenden gefangenen Offizieren die Hand, und die Menge rief: „Bismarck!" Dieselbe Menschenfreundlichkeit hatte er 1866 in Böhmen, besonders aber 1870-71 in Frankreich bewährt. Der Tag von Vionville, 16. August, hatte seinem älteren Sohn, dem



Ansicht von Varzin.





Grafen Herbert, eine schwere Verwundung gebracht bei dem berühmten Angriff des 1. Gardedragonerregiments auf unerschütterte Infanterie. Obgleich tief bewegt, versah der preußische Premierminister nach wie vor die diplomatische Leitung in dem siegreichen Hauptquartier. So kam Sedan heran, und man weiß, wie am Morgen des 2. September Graf Bismarck zu der berühmten Zusammenkunft mit dem gefangenen Franzosenkaiser ritt. „Ungewaschen und ungefrühstückt", wie er an die Gemahlin nach Hause schrieb; ihm sei zumute gewesen wie einem Schüler bei dem ersten Ballgespräch; im Grunde habe bei ihm die Verlegenheit überwogen, berichtete er später einmal. Ein anderer dieser Briefe fiel in Feindeshand, wurde aber erst ein reichliches Jahr nach dem Friedenschluß veröffentlicht, im Sommer 1872. Das ihn im Faksimile abdruckende Pariser Blatt knüpfte daran eine Bemerkung über die spießähnlichen Schriftzüge des gefürchteten Mannes. Im späteren Verlauf des Krieges schien sich bei der Generalität eine Art von Eifersucht auf den Einfluß Bismarcks heranzubilden, dessen Umgebung wohl über den Neid der Halbgötter zu klagen wußte. Die Bezeichnung trug unverkennbar das Gepräge des Urhebers, war aber nur auf die zweite Ordnung der Heerführer gemünzt. Zwischen dem Kanzler und dem Schlachtendenker Moltke ist das Verhältnis gegenseitiger Verehrung und Bewunderung nie getrübt worden. Gemeinsam blieb beiden auch die aufrichtige Würdigung des überwundenen Gegners. Von dem französischen späteren Staatsoberhaupt Thiers hat Bismarck stets mit größter Hochachtung gesprochen. Anders ging er allerdings mit Jules Favre um, als dieser über die Friedensbedingungen verhandelte. Die geforderte

Bismarck in verschiedenen Lebensaltern.

Schloß Friedrichsruh und das Mausoleum aus der Vogelschau. Phot. Verlag von Gustav Eyb, Stuttgart.

Abtretung von Elsaß und Lothringen rief bei dem etwas theatralisch angelegten Patrioten die entrüstete Antwort hervor: „Herr Graf, vergessen Sie nicht, daß Sie mit einem Franzosen sprechen." Kühl replizierte Bismarck: „Und was dann?"

IV.

Nach dieser Rubrik nimmt sich das Thema Bismarck als Landwirt verhältnismäßig idyllisch aus. Er war Gutsherr von Kniephof, Schönhausen, Varzin und vor allem von Friedrichsruh. Ueber die drei ersten Gutsnamen er-



Bismarck zu Pferde.

barmte sich der Berliner Witz, Kniephof wurde natürlich „Kneiphof". Als Bismarck Ministerpräsident wurde, hieß es, man dürfe nicht sagen: Minister wird Herr von Bismarck-Schönhausen, sondern „Herr Minister von Bismarck wird schön hausen". An Varzin wurde für den die ländliche Ruhe suchenden Staatsmann die Bezeichnung „Varzincinnatus" geknüpft. Die beiden letzten Wörter erledigen sich selbst. Zu Kneiphof genügt die Bemerkung, daß Herr von Bismarck zwar zeitlebens kein Absti-



Von links: Dr. Chrysander; Graf Rantzau; drei Kinder aus der gräflichen Familie Rantzau; Fürst Herbert Bismarck, der älteste Sohn des Reichskanzlers; Lindow, Erzieher der Kinder des Grafen Rantzau; Frau Lenbach; Graf Wilhelm Bismarck; Gräfin Rantzau; Professor Schweninger; Fürstin Johanna Bismarck, die Gemahlin des Reichskanzlers; Fürst Bismarck; Gräfin Herbert Bismarck; Professor Lenbach.

Familienaufnahme aus Friedrichsruh: Fürst Bismarck im Kreise seiner nächsten Angehörigen und Bekannten.

nenzler war, aber auf der ererbten pommerschen Scholle sich als Landwirt glänzend bewährte und den vernachlässigten Familienbesitz in kurzem zu hoher Blüte brachte. Wie alles, was er tat, tat er auch die Arbeit des Landwirts rückhaltlos und ganz. Auf dem hauptstädtischen Wollmarkt genoß die Varziner Wolle stets großes Ansehen. Und wer die Legende von der mit dem Alter gestiegenen Trinkfreude geglaubt hat, der kann nie gesehen haben, wie am Bundesratstisch des Reichstags Graf Rantzau und Geheimrat von Tiedemann den parlamentarischen Stärkungstrank mischten, und wie sorgfältig dabei jedes Uebermaß ferngehalten wurde. Entsprechend einem hellenischen Wort konnte der Fürst sagen: Ich habe den Wein, aber der Wein hat nicht mich.



Hofphot. E. Bieber-Hamburg.

Fürst Otto von Bismarck.

Der Stammhalter des Geschlechts Fürst Otto von Bismarck und seine Geschwister.



Hannah v. Bredow, geb. Bismarck.



Phot. Sennecke.

Graf Albrecht von Bismarck.

Phot. Sennecke.

Gräfin Goedela von Bismarck.



Phot. Sennecke.

Graf Gottfried von Bismarck.

V.

An Friedrichsruh aber knüpft sich vor allem das Familienleben des großen Kanzlers. Es war musterhaft. „Sie glauben nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat", war seine wiederholte Aeußerung über die vieljährige Lebensgefährtin Johanna v. Puttkamer. Der ebenso energische wie nervöse Mann hat gegen die Gattin stets die größte Rücksicht bewiesen. Von dem Blindschen Lindenattentat, 7. Mai 1866, ging er zu Fuß in die Wilhelmstraße und setzte sich schweigend an den Arbeitstisch; er wollte die schon damals leidende Gemahlin nicht erschrecken; sie erfuhr den Vorgang erst durch die abendliche Volksovation. Ihren Tod (1894) wagte man ihm tagelang nicht mitzuteilen. Dieselbe herzliche Liebe bewies er den beiden Söhnen, Grafen Herbert und Wilhelm, und ganz besonders der ihm in einiger Hinsicht kongenialen Tochter, der jetzigen Gräfin Rantzau. Die Gastlichkeit von Friedrichsruh war berühmt und die dortigen Tischgespräche so gut wie in der Kanzlerzeit, die der Wilhelmstraße boten stets weiteren Kreisen den Stoff zu ernsthafter oder humoristischer Erörterung. Der schön gelegene Landsitz war ein bevorzugtes Ausflugziel der hamburgischen Damenwelt, die im Park den Spaziergang

Lederers Bismarckstatue in Hamburg.



des fürstlichen Gutsherrn abwarteten und von ihm stets mit bestgelaunter Höflichkeit begrüßt wurden. Unter den männlichen Gästen eine der namhaftesten war neben dem Leibarzt Doktor Schweninger der Maler Professor Franz v. Lenbach, der den Kanzler mehrfach porträtiert hat. Auf der Münchner Staffelei des Künstlers konnte man im Frühjahr 1882 zwei Bildnisse bewundern, neben dem des Fürsten Bismarck das des englischen Staatsministers Gladstones. Ein merkwürdiges Gegenüber. Der geniale Deutsche mit dem durchbohrenden, stahlgrauen Auge und der insulare Philanthrop mit dem schwärmerischen Blick. Freilich wurde vor dem letzteren Bild in manchem Beschauer wohl die Erinnerung an jenen weimarischen Vers wach, der vor dem „empfindsamen Volk" warnt, aus dem leicht schlechte Gesellen werden. Wer das heutige England an der politischen Arbeit sieht, wird die damalige Empfindung würdigen können.

VI.

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen." Das Wort wird von Goethe dem alternden Faust in den Mund gelegt, es hätte auch für den alternden Bismarck getaugt. Eine Natur, zugleich von unübertroffenem Reichtum und von ungewöhnlicher Ursprünglichkeit. Ein Mann wie aus den ersten Schöpfungstagen, wie das Carlyle von seinen Helden zu rühmen liebte. Man hat Otto von Bismarck wohl mit Oliver Cromwell verglichen, und in der Tat ähnelt der altmärkische Gutsherr dem großen Bierbrauer von Huntingdon mehrfach, besonders auch in der merkwürdigen Mischung von unerschütterlichem Kirchenglauben und unbestechlichem Realismus. Aber freilich ist da ein elementarer Unterschied. Cromwell hat ein Königtum umgestürzt und Bismarck nach seinem wesentlichen Anteil ein Kaisertum geschaffen.

Meine Erinnerungen an Bismarck.

Von Ernst Schweninger.

Meine persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck umschließen einen Zeitraum von 17 Jahren. Wenn ich also von Erinnerungen spreche, so bedeutet das mehr, als das Wort besagen will; denn die Zeit, die ich in der Nähe meines Fürsten verbringen durfte, ist das Beste und Schönste gewesen, was mir das Leben geboten hat. Als ärztlicher Berater kam ich ins Bismarcksche Haus, und schon bald fand ich mich im Besitz der Freundschaft des Fürsten und seiner Angehörigen, einer Freundschaft, der ich so vieles verdanke, was ich als kostbares Gut im Herzen bewahre. Wer nicht das Glück hatte, dem Altreichskanzler und seiner Familie, der wundervollen Frau, der Tochter, den Söhnen nahe zu kommen, dem ist der tiefste Eindruck, der sich von diesen Persönlichkeiten gewinnen ließ, versagt geblieben. Es war ein vorbildliches Zusammenleben, das in der Verehrung für das geliebte Familienoberhaupt gipfelte. Wo man auch war, in Varzin, Friedrichsruh oder im Kanzlerhaus in Berlin: überall war alle Liebe und Sorge auf den einen gerichtet, der pater familias im höchsten Sinne des Wortes gewesen ist. Wer hätte diese Flut von Gefühlen und Empfindungen besser beobachten können als der Arzt, dem die Aufgabe gestellt war, täglich und stündlich über das Wohl des ihm anvertrauten Patienten zu wachen. Es haben sich manche Legenden auch um meine ärztliche Tätigkeit beim Fürsten gerankt. Da wurde von meiner bajuvarischen Grobheit erzählt, die nötig gewesen sei, um meinen Anordnungen den erforderlichen Nachdruck zu geben. Oder es hieß, der Fürst habe jede Gelegenheit benutzt, den Wünschen des Doktors entgegenzuhandeln. Wie wenig stimmen solche Anekdoten mit dem Wesen eines Mannes, wie Bismarck, überein. Als ich im Jahre 1882 nach Berlin berufen wurde, um die Behandlung des Fürsten zu übernehmen, durfte ich mein Programm sowohl wie meine ärztlichen Grundsätze in aller Offenheit darlegen, und ich fand nicht nur unbegrenztes Verständnis, sondern auch die Zusicherung unbedingter Gefolgschaft. Auf dieser Grundlage bauten sich meine Beziehungen zu meinem Patienten und mein ganzes späteres Verhältnis zum Hause Bismarck auf.

Wer je Gelegenheit hatte, mit dem Fürsten zu sprechen, lernte ihn ganz anders sehen, als wie ihn das allgemeine Urteil kennzeichnete. Und die Eigenschaften, die man ihm beilegte, und die dann in kurze Schlagworte gepreßt wurden, deuteten nicht auf eine einheitliche Auffassung. Der „Mann von Blut und Eisen", der „Kanzler mit der eisernen Faust", der große Staatsmann, Politiker, Diplomat, Landwirt, Agrarier — das sind nur einige von den zahlreichen Benennungen, die seinem Namen hinzugefügt wurden. Ich selbst sah ihn nicht so kompliziert wie die andern. Mir selbst erschien er als ein Mann, in dem sich natürliches, ungekünsteltes Wesen, Einfachheit, Bescheidenheit, Treue, Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit vereinigten; und als ich, nach meinem ersten Besuch in Varzin, von allen Seiten über meine Eindrücke gefragt wurde, konnte ich nur erklären, es sei mir unbegreiflich, daß man die großen menschlichen Eigenschaften des Fürsten bei seiner Charakterisierung nicht in den Vordergrund stelle. Unter meinen Fachgenossen waren es Männer wie Häckel und Fürbringer, die das Wesen des Fürsten ähnlich sahen und empfanden, wie ich es hier angedeutet habe.

Die Häuslichkeit, die den Rahmen zu der großen Persönlichkeit bildete, entbehrte ebenso wie diese selbst jeder Pose und Künstelei und jedes übertriebenen Aufwandes. In Varzin oder Friedrichsruh lebte man nicht anders wie im Haus eines schlichten Landedelmannes. Der Hausherr, die Familie und der Freundeskreis — das waren die drei Elemente, von denen die Häuslichkeit erfüllt war. Dabei paßte sich der große und gediegene Stil der Einrichtung ganz dem Format der Personen an, die sich in ihr bewegten. Der Gast, der ins Haus kam, streifte an der Schwelle das Gefühl der Fremdheit ab. Die Atmosphäre der Behaglichkeit befreite ihn von dem Befangensein, das jeden festhält, der in eine ihm fremde Umgebung kommt; und es blieb nur der natürliche Bann, den die Nähe eines außergewöhnlichen Menschen auf den übt, der die Fähigkeit hat, einen großen Geist auf sich wirken zu lassen. Oft genug habe ich illustre Besucher in stummer Scheu vor dem Fürsten gesehen. Erst wenn seine bezwingende Liebenswürdigkeit und die wunderbare Gabe, jeden Gesprächstoff zu einer Delikatesse zu machen, die Fesseln der Befangenheit gelöst hatten, wagte man es, sich an der Unter-



haltung zu beteiligen. Und wer einmal Gnade vor den Augen des Familienhauptes, aber auch vor den scharfen Blicken der Hausfrau gefunden hatte, der wurde sozusagen zum Hausinventar gezählt und in dieser Eigenschaft mit irgendeinem Kosewort, meist mit dem Diminutiv des Namens, bedacht. Auf diese Weise wurde eine Gemeinschaft hergestellt, die alles Wesensfremde jenseits ihres Grenzstriches hielt.

Es versteht sich von selbst, daß die Gespräche, die der Fürst im Familienkreise oder bei der Anwesenheit fremder Besucher führte, von niemand unterbrochen wurden. War es doch gewiß nicht schwer, einem Bismarck zuzuhören. Nur durfte die Begeisterung nicht so weit gehen, wie bei einem bekannten Professor, der einmal nach Friedrichsruh gekommen war, den Fürsten auf ein politisches Thema gebracht hatte und, als dieser zu sprechen begann, die Worte (ungesehen von ihrem Schöpfer) nachstenographierte. Natürlich in der Absicht, das ganze Stenogramm zur Grundlage einer Publikation zu machen. Als der Fürst das wenig taktvolle Beginnen des Besuchers entdeckte, war er im höchsten Maß indigniert. Für solche Gäste hatte das Haus Bismarck keinen Raum. Es war nicht schwer, den Kanzler auf irgendeinen Gegenstand zu bringen, den er gern sprechend abwandelte; denn es gab nichts, was ihn nicht angeregt hätte, und der Zuhörer durfte sicher sein, einen hohen Genuß mitzunehmen. Die wunderbare Prägnanz des Ausdrucks und der Reichtum bildnerischer Vergleiche sind Eigenschaften, die das Bismarcksche Wort zu einer klassischen Schöpfung der deutschen Sprache gemacht haben.

Darf ich die wenigen Striche, mit denen ich die Erinnerungen an meinen Fürsten skizziert habe, durch ein kleines Erlebnis ergänzen, das die innige Liebe, die den Verehrten umgab, hell beleuchtet. Der Fürst litt, wie bekannt, jahrelang an peinigenden Gesichtschmerzen. Von ärztlicher Seite war ihm eine Zahnoperation nahegelegt worden, da man glaubte, auf diesem Wege die Schmerzen beseitigen zu können. Eine Ansicht, die ich nie geteilt habe. Eines Morgens ließ mich die Gräfin Rantzau, die einzige Tochter des Fürsten, ins Palais rufen. Sie hatte sich plötzlich entschlossen, mehrere schadhafte Zähne entfernen zu lassen, von denen sie sich, aus der nicht ganz unbekannten Angst vor dem Zahnarzt, bis dahin nicht hatte trennen können. Nun sollte die Operation ohne Narkose und Linderungsmittel vorgenommen werden, nur um den Vater zu überzeugen, daß es keine schlimme Prozedur sei, und um ihn vielleicht zu bewegen, sich einem ähnlichen Eingriff zu unterziehen. Als die Tochter, erstaunt über die Schmerzlosigkeit und Schnelligkeit, in der die unangenehme Sache erledigt war, mit mir in das Schlafzimmer des Fürsten kam, überzeugt, daß die bloße Erzählung schon dem Vater Mut machen werde, war der Fürst eigentlich nur deprimiert. Er zog die Tochter ans Bett, küßte sie väterlich und meinte: „Na, dazu hat man seine Kinder, daß man ihnen rohe Menschen aus dem Süden kommen läßt, um ihnen die Knochen entzwei zu brechen." Damit war die Zahnangelegenheit ein für allemal erledigt.

Berufenere Federn werden die Säkularfeier des Altreichskanzlers verewigen; aber gewiß wird keine ein stärkeres Gefühl der Dankbarkeit zum Ausdruck bringen, als ich bei der Erinnerung an meinen Fürsten empfinde.

Die Einwirkungen des Krieges auf die Frauenberufsarbeit.

Als beim Kriegsausbruch unser ganzes Geschäftsleben plötzlich lahmgelegt schien, litten Mann und Frau gleichmäßig darunter. Die Arbeitslosigkeit schien sogar unter den Männern noch größer, denn im August entfielen auf 100 offene Stellen 248 männliche und 202 weibliche Arbeitsgesuche.

Dieses Bild änderte sich jedoch sehr bald, als eine Regelung des Arbeitsmarktes durch Organisation der Arbeitsnachweiseinrichtungen vorgenommen, Maßnahmen zur Erhaltung von Arbeitsgelegenheiten getroffen, Notstandsarbeiten unternommen wurden und vor allen Dingen, als bereits im September eine Verbesserung des Arbeitsmarktes eintrat, die sich bis zu diesem Augenblick ständig fortsetzte. Da diese Besserung hauptsächlich Industrien betraf, die mittel- oder unmittelbar an den Kriegslieferungen beteiligt waren und die, wie beispielsweise die Schwerindustrie, hauptsächlich auf Männerarbeit beruhten und sich anderseits durch die immer zahlreicher Einberufenen eine bedeutende Verringerung des männlichen Arbeiterbestandes bemerkbar machte, so war es nur natürlich, daß die Arbeitslage für die Männer immer günstiger wurde. Im Januar 1915 standen infolgedessen 100 offenen Stellen in der männlichen Abteilung nur noch 125 Arbeitsgesuche gegenüber. Manche Städte, wie beispielsweise Hamburg, haben eine Arbeitslosenziffer für Männer, wie sie so gering in Friedenzeiten niemals war.

Bei den Frauen lagen die Verhältnisse umgekehrt. Durch die Einberufung der Ernährer der Familie mußten unendlich mehr Frauen sich um Erwerbsarbeit bemühen — während im August 1913 90 000 Arbeitsgesuche von Frauen vorlagen, denen ebenso viele Stellen gegenüberstanden, hatten sich im August 1914 bei den 747 an die Berichterstattung für das Reichs-Arbeitsblatt angeschlossenen Arbeitsnachweisen 171 000 weibliche Arbeitsuchende gemeldet, denen nur 83 000 offene Stellen gegenüberstanden. Nicht genug daran, lagen gerade die Gebiete, auf denen Frauen am zahlreichsten beschäftigt sind, das Bekleidungsgewerbe, die Genußmittelindustrie, die Textilindustrie, der Handel, die häuslichen Dinge, am meisten danieder.

Es ergab sich, daß die weiblichen Berufe während des Krieges die unergiebigsten waren. Hausbeamtinnen und Dienstmädchen wurden in großer Zahl entlassen, die feine Damenschneiderei, der Putz, die feine Wäscherei, die Stickerei lagen vollständig brach. Glücklicherweise gaben die Militärlieferungen ihnen nach und nach Ersatz für den großen Ausfall. Die meisten dieser Betriebe übernahmen die Anfertigung von Ausrüstungsgegenständen für das Heer, und dadurch fanden Tausende von Frauenhänden wieder eine wenn auch mitunter nur bescheiden bezahlte Näh- oder Strickarbeit.

Die fehlenden Männer gaben aber den Frauen auch Gelegenheit, sich in verschiedenen Industrien und Tätigkeiten, die man noch vor kurzem für ungeeignet für Frauen hielt, zu betätigen. So wurden die Arbeiterinnen in der Metallbranche für schwerere Arbeiten wie früher herangezogen. Sie haben jetzt an größeren Maschinen, die früher von Männern bedient wurden, zu arbeiten, an großen Bohrmaschinen, Stanzen, Balanziers und Drehbänken. In den Zementwerken übernehmen Frauen jetzt das



Kohlenstampfen. Zum Füllen der großen Granaten verwenden Munitionsanstalten Frauen. In Klempnereien sind an Stelle von Gesellen Metallarbeiterinnen eingestellt worden. Für Sattlerarbeiten werden vielfach Frauen, nicht nur wie bisher für leichte Maschinen, sondern auch für die große Sattlermaschine angelernt. In der Konfektion wird auch das Bügeln von Mänteln, Röcken und Hosen, das bisher ausschließlich Männerarbeit war, von Frauen übernommen. Es sind daher in den sechs Kriegsmonaten gegen die gleichen Monate des Vorjahres im Tapeziergewerbe, in der Lederarbeit, der Nahrungsmittelbranche, der Metallindustrie und in der Näherei Zunahmen der Frauenarbeit von 2½ mal bis 40 mal zu verzeichnen. In den anderen Industrien, die mit der Heereslieferung nichts zu tun haben, war die Placierung ungefähr parallel zur vorjährigen Vergleichsperiode.

Die Zahl der weiblichen Arbeitsgesuche war dadurch im Januar d. J. 100 offenen Stellen gegenüber auf 167 gesunken, was eine erhebliche Abnahme des Überschusses auch an weiblichen Arbeitsgesuchen gegenüber den ersten Kriegsmonaten bedeutet.

Bedauerlicherweise mußten manche Betriebe geschlossen werden, weil die männlichen Leiter eingezogen wurden und von den weiblichen Arbeitskräften keine genügend ausgebildet war, um an seine Stelle treten zu können, während überall da, wo die Frauen genügend vorgebildet werden, man sie mit Vergnügen zum Ersatz einstellte. Dies hat sich auch in der Landwirtschaft diesmal angenehm fühlbar gemacht, wo außer den zahlreichen Taglöhnerinnen und Mägden, dank der Möglichkeit zur Ausbildung für die höheren Berufe in der Landwirtschaft, auch für leitende Posten Frauen angestellt werden konnten, und zwar als Hofverwalter und Leiter von Brennereien, als Verwalter und stellvertretender Gutsherr, als Aufsicht von Molkereibetrieben, als Gutssekretärinnen u. s. w.

Die zeitweilige Stockung in Handel und Verkehr machte sich im Anfang so bemerkbar, daß im November beim Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte in Berlin und den übrigen Geschäftstellen nicht weniger als 7000 Bewerberinnen vorgemerkt waren. Bei den Mitgliedern ist es dem Verband gelungen, die Zahl der besetzten Stellen so zu heben, daß sie im Dezember bedeutend mehr als die doppelte Zahl des Vorjahres, nämlich 958 gegen 425 betrugen. Inzwischen ist die Nachfrage nach Buchhalterinnen und Stenographinnen so gestiegen, daß in Süd- und Ostdeutschland gegenwärtig ein Mangel an solchen Kräften herrscht. In Berlin haben sich die Verhältnisse so weit gebessert, daß sie den Stand vom Juli, also vor Ausbruch des Krieges, erreichten.

Daß unser Telephonbetrieb, trotz Krieg, so tadellos funktioniert, verdanken wir dem Umstand, daß er vollständig in Frauenhänden ruht.

Neu beschäftigt werden Frauen in den Sammelstellen der Feldpost. Ferner haben verschiedene Oberpostdirektionen Frauen von Postbeamten, die gefallen sind, und frühere, durch den Dienst ausgeschiedene und durch den Krieg nunmehr verwitwete Beamtinnen wieder engagiert. Insgesamt sind gegenwärtig 35 000 weibliche Personen bei der Reichspost und Telegraphenverwaltung beschäftigt. An der Eisenbahn sind aus Anlaß des Krieges 116 Aushelferinnen als Ersatz für männliche Einberufene eingestellt worden.

Zu den Frauenberufen, die durch den Krieg nicht verloren, sondern gewonnen haben, gehört vor allem der Krankenpflegerinnenberuf, wenn auch zuerst die Überfülle der umsonst arbeitenden freiwilligen Kräfte schwere Bedenken zeitigte. Diese Verhältnisse sind inzwischen erfreulicher geworden. Ein Teil der Berufskrankenschwestern fand ein ergiebiges Wirkungsfeld in Österreich. Die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands entsandte auf Wunsch der österreichischen Militärbehörde 400 ihrer Mitglieder nach Österreich, wo sie ihr Organisationstalent und ihren Erfindungsgeist gezeigt haben und mit Selbstverleugnung die Organisation des Pflegedienstes für die Beobachtungstationen in Österreich, Ungarn und Bosnien mitübernommen haben.

Auch bei uns wurde der Bedarf immer größer. Gegenwärtig sind fast alle Pflegerinnen beschäftigt, zirka 15 000 in Etappen-, Feld- und Hilfslazaretten. Die Anerkennung, die sie finden, ist eine wachsende, die Hingebung, mit der sie ihren Beruf ausüben, so groß, daß trotzdem von vornherein mit einem Verlust von 33 Prozent gerechnet wurde, dieser noch viel größer ist.

Unter den Berufen, die der Krieg nicht erschüttert hat, steht in erster Linie der Lehrerinnenstand. Auch hier war zu Anfang des Krieges, besonders durch das Angebot freiwilliger Kräfte, ein Überschuß vorhanden. Als dann von seiten der Regierung das Verbot der unbezahlten Arbeit kam, da verschob sich das Verhältnis schon vom November ab immer mehr und mehr, daß im Januar bereits mehr Nachfrage von seiten der Magistrate als Angebote vorhanden war. Für geprüfte Lehrerinnen ist die Lage bedeutend günstiger als im Vorjahr um die gleiche Zeit. Das gleiche gilt auch für die technischen Lehrerinnen.

Der kleine Überblick zeigt, daß der Arbeitsmarkt sich sehr erholt und sich für Männer in den letzten Monaten enorm gehoben hat. Er zeigt, daß die Arbeitsnot der Frauen während der Kriegzeit eine viel größere war und noch ist, daß aber auch sie sich bedeutend gebessert hat. Er zeigt aber vor allen Dingen, daß es vor allem die unausgebildeten Kräfte sind, die in allen Berufen im Krieg zuerst abgestoßen werden. Wo die Ausbildung die gleiche für Mann und Frau ist wie im Lehrerberuf und im Apothekerberuf, da wurde ihre Lage durch den Krieg eine äußerst günstige, weil sie den männlichen Kollegen voll ersetzen konnte.

Die Lehren des Krieges sind mithin die, daß die Frauenberufsarbeit sich als eine absolute Notwendigkeit ergeben hat, weil die Frau für den im Feld stehenden Mann sowohl als Ernährerin der Familie als auch als Mitarbeiterin an der nationalen Produktion einspringen muß; daß sie aber die von den Männern verlassenen Posten nur dann voll ausfüllen kann, wenn sie auf allen Gebieten die hierfür nötige Ausbildung erhält.

Eliza Ichenhaeuser.

Unsere Feldherren.

Generalfeldmarschall von Bülow.

Die populäre Gestalt des am 27. Januar d. J. zum Generalfeldmarschall ernannten Heerführers zeigt unser Bild nach der neusten Aufnahme, die unser Photograph im Armeehauptquartier anfertigen durfte. Auch von diesem Bild hat unser Verlag Sonderabdrücke als Kunstblätter veröffentlicht. Es erscheint eine Volksausgabe in Tiefdruck, Bildgröße 40 : 28 cm, zum Preis von 1 Mark und eine große Luxusausgabe in Handpressen-Kupferdruck in gleicher Bildgröße zum Preis von 5 Mark. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftstellen entgegen. Die früher erschienenen Bildnisse unseres Kaisers in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz, des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, und der Generaloberstеn von Mackensen und von Einem sind in den gleichen Ausgaben auch weiterhin erhältlich.



Nummer 14.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Seite 485.

Generalfeldmarschall Karl von Bülow.

Im Armee-Hauptquartier von unserm Spezialphotographen für die „Woche“ aufgenommen.





Die Militärattachés der neutralen Staaten Italien[3], Spanien[5], Schweiz[4], Schweden[2], Chile[6] und Argentinien[1] bei einer Feldfliegerabteilung im Westen.
1. Schweiz, 2. Argentinien, 3. Spanien, 4. Schweden, 5. Chile, 6. Italien.

Militärflieger auf dem polnischen Kriegschauplatz.

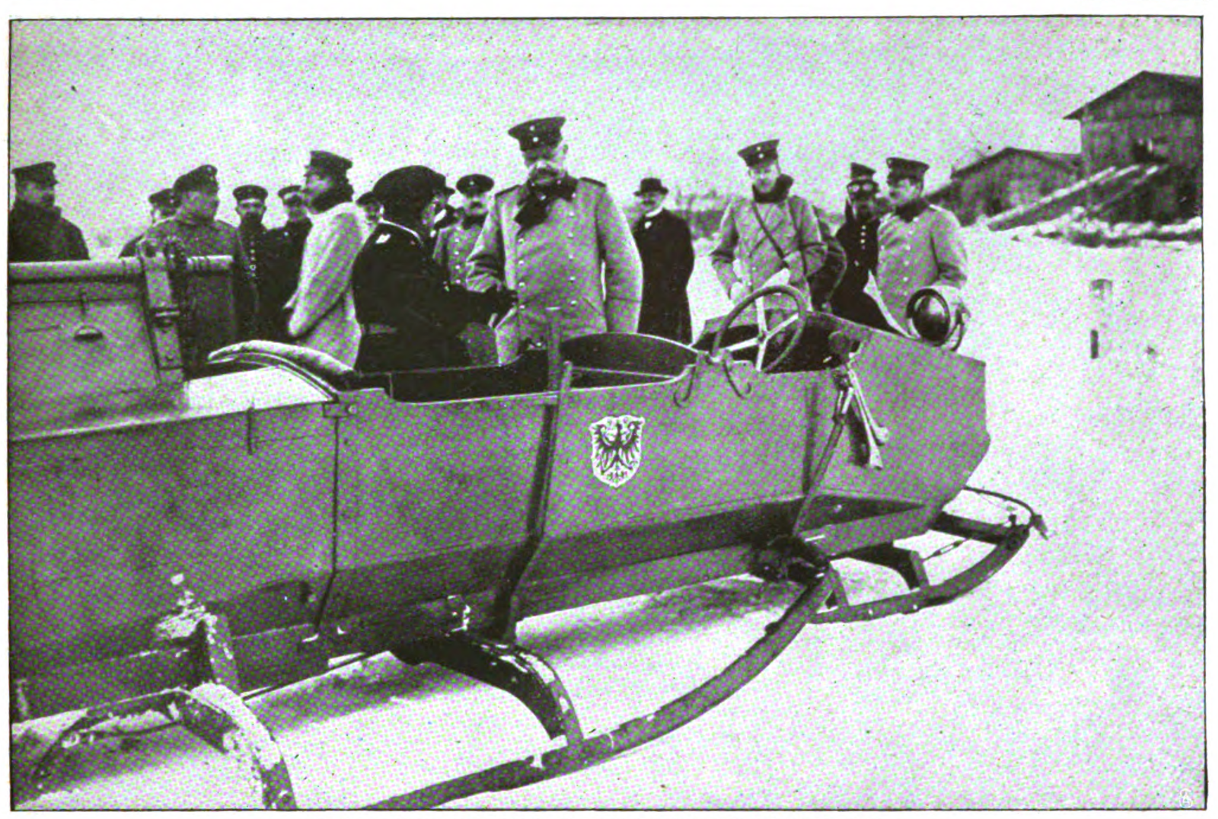




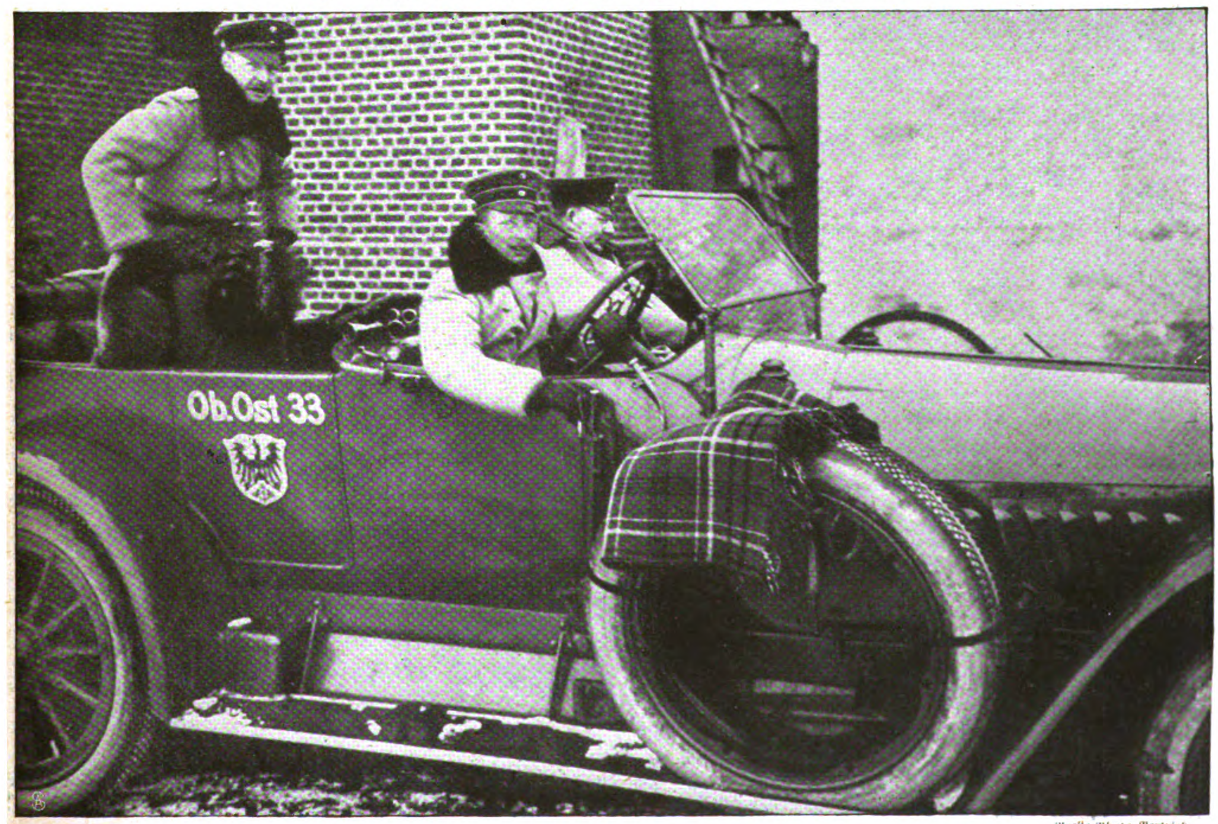
Hauptmann Erzherzog Karl Albrecht vor dem Start zu einem Aufklärungsflug an der Nida in Russisch-Polen.

Von links: Hauptmann von Wagner, Oberleutnant Max Perini (im Flugzeug), Erzherzog Karl Albrecht, Oberleutnant Huppner, Oberleutnant Betka.

Links: **Ein in hochstämmigen Wald abgestürztes Flugzeug, dessen Insassen unverletzt blieben.**



Feldmarschall von Hindenburg besichtigt einen Motorschlitten.

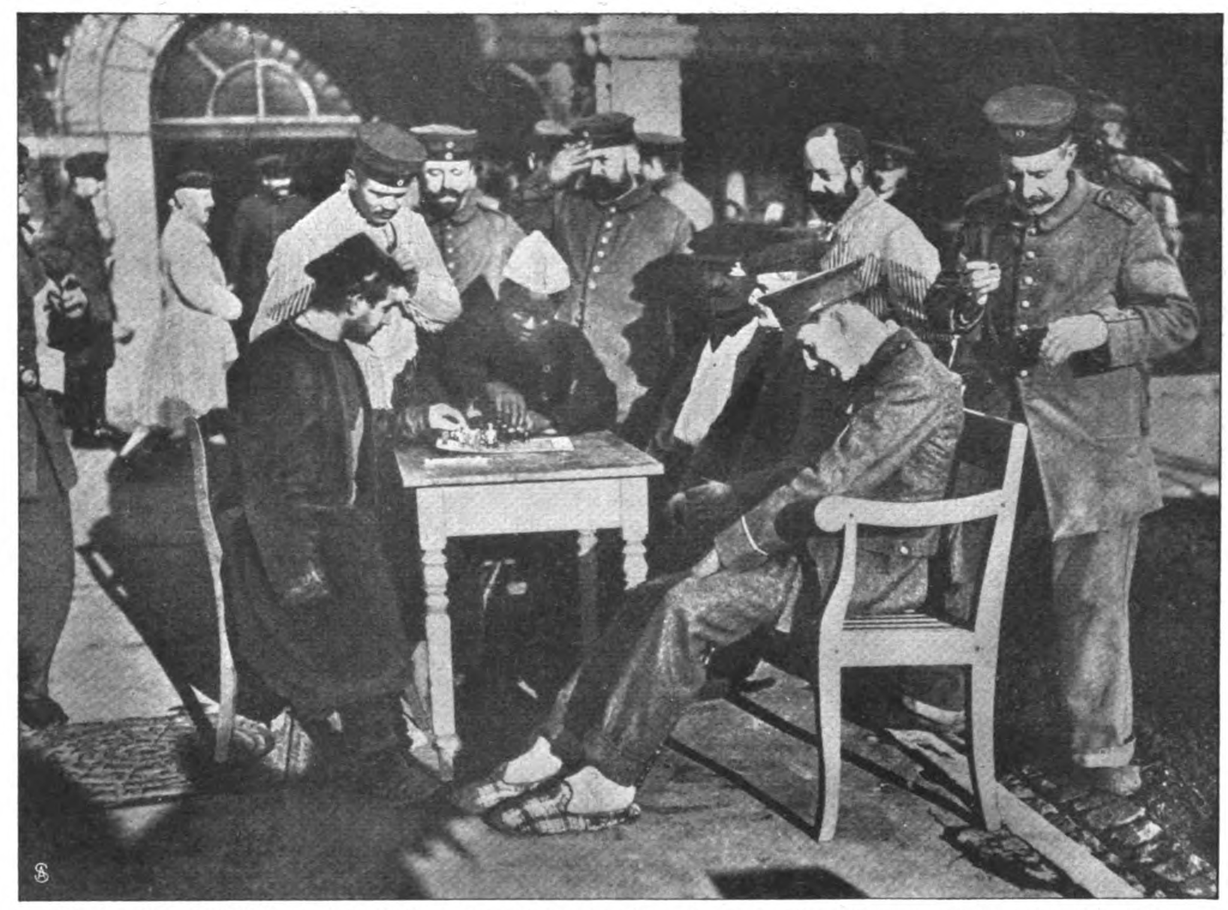


Presse Photo Vertrieb.

Prinz Joachim von Preußen auf dem östlichen Kriegschauplatz; neben ihm Oberst Busse, Kommandant der Feste Boyen.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





Im deutschen Militärlazarett zu Brüssel: Verwundete Deutsche, Franzosen, Engländer und Inder beim Schachspiel.



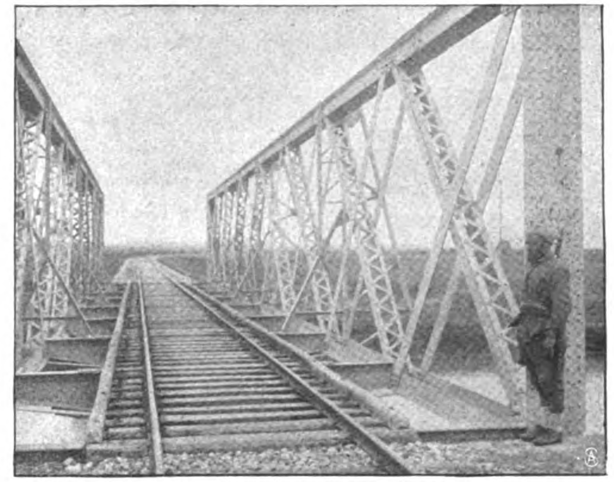
Deutsche Kürassiere in Brüssel am Bogen des Cinquantenaireparks, der zur Feier der 50jähr. Selbständigkeit Belgiens errichtet wurde.

Unsere Truppen in Belgien.





Türkischer Landsturm bringt Transporte über den Taurus.



Landsturm als Brückenwache.



Türkischer Landsturm, bestimmt zum Wegeverbessern.



Landsturm als Schildwache.



Türkischer Landsturmsoldat mit Packpferden.

Der türkische Landsturm.



Das Dorf Vauquois kurz nach dem Kampf, im Vordergrund die verschiedenen Drahtverhaue.



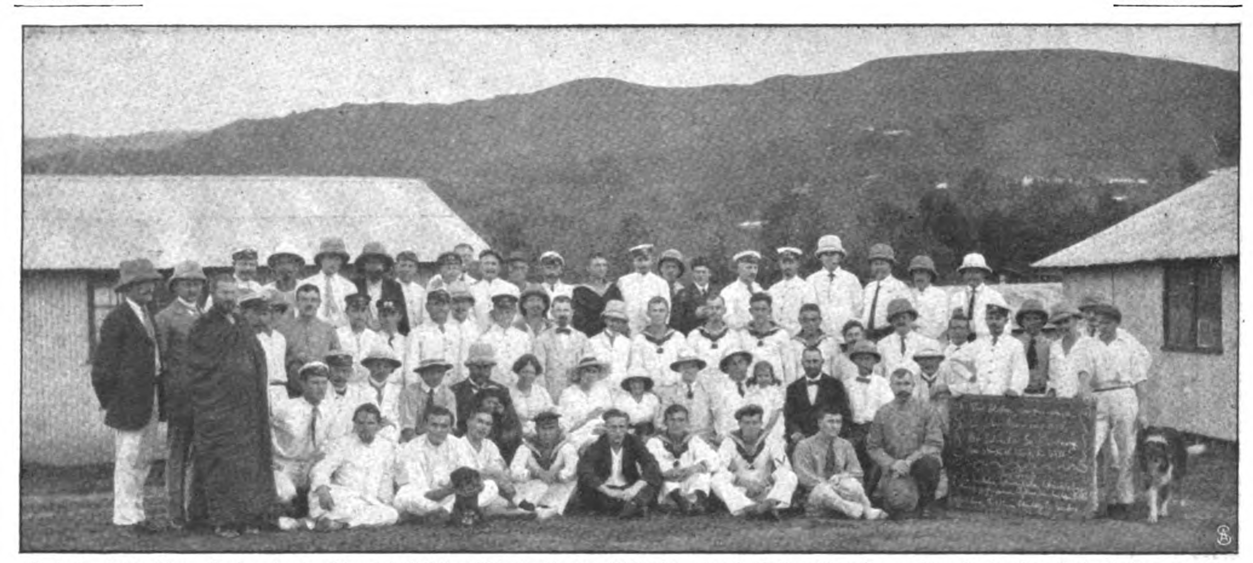
Phot. Groß.

Der wichtige Stützpunkt der Franzosen Pavillon Bagatelle, der von unsern Truppen genommen wurde.
Dort, wo die Soldaten arbeiten, stand ein Blockhaus der Franzosen, von dem der Schützengraben ausging.

Aus dem Argonner Walde.

Der Posten trägt eine Schneedecke, damit er nicht vom Gelände absticht.

Auf der Wacht in den Karpathen.



Links der dritte Mann ist einer der deutschen buddhistischen Mönche, Bappo mit Namen. Unterste Reihe wird meist von Mannschaften der „Emden" eingenommen. In der zweiten Reihe von rechts, vierter Mann: Pater Vogel, der Vorsteher der katholischen Oblaten. Uebrige: Mannschaften der Handelsschiffe, deutsche Hotelbesitzer auf Ceylon und deutsche Frauen mit Kindern.

Deutsche Kriegsgefangene auf Ceylon.

Unsere beiden Bilder zeigen deutsche, österreichische und türkische Kriegsgefangene im Camp Dipatalawa bei Bandarawela auf Ceylon. Unter den etwa 350 Gefangenen befinden sich u. a. 1. die deutschen und österreichischen Konsuln nebst Familien und die Angestellten der deutschen Firmen Freudenberg, Boysen, Böhringer usw., 2. die deutschen und österreichischen Pflanzer Ceylons, 3. die Leiter, Besitzer und Angestellten der großen Hotels Ceylons, fast alle Deutsche, 4. 18 katholische Patres und Fratres, dem Orden der Oblaten angehörend, 5. 1 österreichischer und 7 deutsche buddhistische Mönche nebst 2 Klosterlaien, 6. einige Türken aus Ceylon, 7. viele Deutsche und Österreicher, darunter zahlreiche Offiziere d. R., die von Sumatra und Java nach Hause reisen wollten, um sich zu stellen, und die im Colombo-Hafen von englischen und neutralen Dampfern geholt wurden, 8. die Verwundeten der „Emden", 9. die Mannschaften und Passagiere folgender gekaperter Handelsschiffe: „Rappenfels", „Trifels", „Fürth", „Moltkefels", „Steinturm", „Australia" und „Reichenfels".

Auf freiem Fuß wurden nur belassen: einige evangelische Missionarinnen, die deutschen katholischen Schwestern und die Leiterin der buddhistischen höheren Mädchenschule zu Colombo, Frau Musäus-Higgins — sonst sind alle Männer, Frauen und Kinder deutscher, österreichischer oder türkischer Abstammung, die man auf Ceylon finden konnte, in obengenanntem Lager untergebracht.

Die Behandlung der Gefangenen und die Art ihrer Unterbringung läßt sehr viel zu wünschen übrig — sogar kranke Frauen sind in elenden Blechhütten untergebracht. Die Rationen sind für Männer, Frauen und Kinder gleich und werden roh verabreicht — eine Tagesration hat 46 Cents (etwa 60 Pfennig) Wert. Zwiebeln und Brot elendester Qualität bekommen die Gefangenen in Überfluß. Obst und Seife aber nie. Fleisch kommt ein halbes Pfund (englisch) auf jede Person für den Tag.

Die Kriegsgefangenen haben sprachliche Unterrichtskurse, regelmäßige Vorträge und Predigten eingerichtet, die sie einigermaßen über die Wartezeit hinwegbringen. Möge der Sieg der deutschen Waffen sie bald der Freiheit wiedergeben.



Die deutschen und österreichischen Konsuln mit Familie, katholische Patres sowie vor dem Krieg auf Ceylon ansässige Deutsche. Im Vordergrund einige Helden der „Emden". Dann türkische Gefangene und Mitglieder der deutschen Buddhistenkolonie Dodandawa.



Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

10. Fortsetzung.

Abends konnte Susel kaum einschlafen, und der erste Sonnenstrahl, der sich durch die Vorhänge stahl, weckte sie. Sie war von einem Tätigkeitsdrang erfüllt, der dem Mädchen unbequem zu werden drohte. Sie fand Liesels Haar lässig gebürstet und roch Staub in allen Ecken.

„Die Staubtücher sind nichts mehr wert", sagte Grete, um sich zu entschuldigen.

Und Susanne nickte zu ihrer großen Verwunderung, brachte am Nachmittag drei Dutzend Staubtücher aus der Stadt, einen langen Federwisch und eine neue Teppichbürste.

Susanne bemerkte, daß die Fenster geputzt werden müßten, daß hinter dem Ofen dichte Spinngewebe sich angesammelt hatten, daß die Kleider unordentlich in den Schränken hingen, und daß die Kessel nicht sauber gescheuert waren. Grete ging mit verheulten Augen umher, schmiß Türen, zerbrach Teller, kündigte und nahm die Kündigung erst zurück, nachdem Susanne versprochen hatte, von einer Reinmachefrau das Haus in Ordnung bringen zu lassen. „Großreinemachen!"

Das geschah sonst immer nur, wenn man vom Sommeraufenthalt zurückkam. Aber Susanne erklärte, „es in dem Schmutz nicht länger aushalten zu können, die Klassenzimmer würden einfach abends nach den Stunden vorgenommen werden, und Otto sollte nur ruhig allein ausgehen".

Er fand sie rührend in ihrem häuslichen Eifer, schob ihr bei Tisch noch ein Zwanzigmarkstück hin — „damit mein kleines Susel nicht zu knapp ist", und nahm die paar Tage Ungemütlichkeit gern in den Kauf, um Susannens Anordnungen nicht zu stören.

Es war aber auch aller Ehren wert, was sie mit dem bißchen Geld und der Arbeit zustande brachte! Die weißen Gardinen hatte sie erneuert, da eine hübsche Tischdecke, dort ein Sofakissen, hier einen Lampenschirm gekauft! Der verstaubte, zerbrochene Plunder aus der Kinderstube war verschwunden, ein paar neue Spielsachen — „ganz billige", wie Susanne versicherte — standen auf den Wandbrettern, das alte schäbige Kaffeeservice mit den abgestoßenen Schnäuzchen und Henkeln war durch ein neues ersetzt, vor den Betten lagen hübsche bunte Vorleger, und vor dem breiten Fenster am Schreibtisch stand eine kleine weiße Jardiniere mit zierlichen Blattpflanzen!

„Weil du so gern ins Grüne siehst."

Otto Graebner strich ihr über die heißen Wangen. „Und hast nichts auf Kredit genommen — keine Schulden gemacht?"

„Schulden! Nein — keinen Pfennig!"

Sie lachte so hell und glücklich auf — er glaubte ihr ohne weiteres.

Nun wurde es auch an der Zeit, Kurt aus dem Sanatorium zu holen. Er spielte bereits draußen im Garten, und Frau Elise sagte immer sehr ostentativ: „Na, Kurtchen, jetzt freust du dich auf zu Hause, nicht?"

Sie war merkwürdig unstet in der letzten Zeit, erklärte das mit dem Übermaß von Arbeit.

Es war Mitte Mai, als Susanne Graebner den Knaben abholte. Sie hatte ein hübsches Sommerkleid an, und Liesel stolzierte in einem weißen Pikeemäntelchen und einem großen weißen Stickereihut.

„Schau, schau . . .", sagte Frau Elise.

Woher die Kleine auf einmal all den Staat hernahm?

„Dein Mann ist wohl plötzlich sehr spendabel geworden?"

„Zum Frühjahr bekomme ich ja immer etwas."

Frau Elise nickte. Solange die Schwägerin sie nicht anpumpte, hatte sie gegen die hübschen Fetzen nichts einzuwenden. Es war ja auch nur billiges Zeug, wie sie selbst es nie getragen hätte — nur daß es so nett auf dem jungen, anmutigen Frauenkörper aussah.

„Bei all der Arbeit vergißt man ganz, daß es Sommer wird. Ich habe noch gar nicht Zeit gehabt, an Toiletten zu denken!"

Trotz der herabgelassenen Jalousie war es zum Ersticken heiß in dem kleinen Arbeitzimmer, und Frau Elise trug noch immer eins ihrer hochgeschlossenen schweren Wollkleider.

Susanne fand die Schwägerin überhaupt nicht gut aussehend. Ihr war, als läge Staub über ihrem blonden Haar, ihrem blauen Kleid, ja selbst über ihrem hellwangigen Porzellangesicht.

„Du solltest dir auch etwas Ruhe gönnen."

„Da möchte ich das Haus sehen!" erwiderte Elise schroff.

Die Kleine hatte eine Ahnung! Die meinte wohl, mit der Wissenschaft machte man's, zahlte damit die Zinsen und das Personal und die Steuern! . . . Seit Tagen dachte sie nur daran, wo und wie sich eine neue Hypothek aufnehmen ließ. Die verschiedenen kleinen Umbauten, die der Sommer mit sich brachte, und vor denen sie sich lange genug gedrückt hatte, verlangten mehr flüssiges Geld, als sie aufbringen konnte. . . . Dreimal schon hatte sie einen Brief an ihren Bruder angefangen, aber immer wieder zerrissen. Mündliche Auseinandersetzungen waren nicht leicht mit ihm, schriftliche beinah unmöglich.

„Ich werde wohl mit Hans zu meinen Eltern fahren. Sie kennen den Jungen ja gar nicht."

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

„Mit Hans?"

Susanne hatte Mühe, ihren Schreck zu verbergen. Was machte sie denn, wenn Hans nicht da war? An diese Möglichkeit hatte sie noch kein einziges Mal gedacht.

„Weiß er schon? . . ."

Es war das Dümmste, was sie fragen konnte. Frau Elise sah sie erstaunt an. Was ging denn das die an?

„Nein. Brauchst ihm auch nichts zu sagen, es sollte eigentlich eine Pfingstfreude sein — nun verplappere dich also nicht!"

„Ach so — nur auf ein paar Tage?"

Susanne lachte wieder ganz vergnügt.

Frau Elise schob mit einem harten Ruck die Lade ihres Schreibtisches zu. Woher das Interesse, das Susanne plötzlich für den Hans zeigte? Na — es war jedenfalls gut, daß der kleine Kurt aus dem Haus kam — da brauchte Susanne nicht mehr halbe Tage im Sanatorium zu stecken! So recht ruhig war sie nie, wenn Susanne da war. Auch daß Felix Frank sie öfters nach Hause begleitete, wollte Elise nicht recht passen. Wenn sie tat, als merkte sie es nicht, so war es aus Duldsamkeit gegen den Patienten. Aber ihr Urteil über die Schwägerin stand fest. Sie war eine ganz durchtriebene kleine Person, die immer jemand an ihrem Rockzipfel mitschleifte. Doch das hatten sie wohl alle an sich, die Frauen, die den ganzen lieben Tag nichts zu tun hatten. Mit einiger Bitternis empfand sie das Aufblühen Susannens, den frischen Duft ihrer Jugend.

Sie nickte hastig und ohne aufzublicken, als Susanne ihr dankte für die — „liebevolle Pflege".

„Ja, ja . . . bitte, es ist gern geschehen . . . aber du mußt mich nicht aufhalten, ich habe so viel zu tun."

Susanne küßte die Schwägerin auf die Wange.

„Ich gehe schon, Elise . . . und nochmals vielen, vielen Dank! . . ."

Frau Elisens Nüstern blähten sich. Was hatte die Kleine für ein feines Parfüm — da kostete die Flasche zwanzig Mark mindestens! Auf ihre Nase konnte sie sich verlassen. Sie schüttelte den Kopf.

Susanne war froh, als sie draußen war. Die musternden Blicke der Schwägerin waren ihr unbequem, die war in fünf Minuten mißtrauischer geworden als ihr Mann in den ganzen letzten acht Tagen. Zu dumm war das!

* * *

Felix Frank stand am Fenster seines Zimmers und las den Brief seiner Frau. Las ihn flüchtig und mit innerer Nervosität. All die zärtlichen und zugleich mahnenden Worte schienen ihm ebenso viele Fangarme, vor denen er am liebsten geflohen wäre. Sie sprach von großen Umbauten, von Geschäftsvergrößerung, „Überraschungen", sprach auch vom „Haufen Geld", den sie daran wendete.

„. . . Nun dauert es ja nicht mehr lange, lieber Mann, und Du bist zu Hause. Augen wirst Du machen! Du wirst unser kleines Geschäft kaum wiedererkennen — aber ich will Dir nichts verraten — in drei Wochen wirst Du selbst alles sehen, denke ich. Nachts wache ich manchmal erschreckt auf, wenn ich mir vorstelle, welchen Haufen Geld ich daran gewendet habe — aber bei einiger Sparsamkeit werden wir das alles in zwei, drei Jahren schon reingeholt haben! Du brauchst den Kindern jedenfalls keine großen Geschenke mitzubringen —auch mir und Ottilie nicht — wir sind mit allem versehen und sind uns einig darin, daß wir auf alles Überflüssige gern verzichten wollen. Man kann nur dann im großen ausgeben, wenn man im kleinen spart. . ."

So ging es enggeschriebene acht Seiten lang. Zu den „Millionen Küssen" und der „großen Sehnsucht" kam Felix gar nicht. In seinen Fingern zuckte es, als wollte er den Brief zusammenballen. Was war es denn nur, was ihn stets und immer wieder an seiner Frau reizte? Bis zur Wut reizte, trotz Ottilie, die behauptete, Alma hätte alle Eigenschaften, um einen Mann glücklich zu machen. . . .

Die Männer daheim beneideten ihn. „So eine prächtige Frau!" sagten sie. Und: „Wie gut sie zueinander passen!" hieß es, wenn er mit ihr ausging.

Die Schuld lag also an ihm — er bezweifelte es nicht, aber das machte die Sache nicht besser. Daß sie über ihn verfügte — wenn auch noch so liebevoll — machte ihn rasend. Sie schrieb ihm die Zeit vor, die er noch in Berlin bleiben, und die Geschenke, die er mitbringen durfte. Sie malte ihm seine Überraschung aus, sprach von großen Veränderungen, die sie selbständig unternommen, und bürdete ihm ohne weiteres die Pflicht ausgleichender Wirtschaftlichkeit auf.

Als er vor vierzehn Jahren die wohlhabende Buchhändlerstochter heiratete, war es ihm ein Bedürfnis gewesen, ihre völlige pekuniäre Unabhängigkeit zu betonen, als müßte er sich damit gegen den Vorwurf verwahren, sie nur ihres Geldes wegen geheiratet zu haben.

Und als bald danach ihr Vater starb, lehnte er ihre Bitte, das ihr vermachte Vermögen zu verwalten, ab. Er fühlte, daß sie diese Bitte nur aus der ersten Verliebtheit ihrer jungen Ehe an ihn gerichtet hatte, und wußte, daß sie geschäftstüchtig genug war, ihre Geldangelegenheiten selbst zu führen.

Dennoch merkte er es jetzt zum erstenmal, daß er gleichsam von einem Taschengeld lebte, das seine Frau ihm mehr oder minder geschickt zur Verfügung stellte. Er selbst hatte keinen Teil gehabt an dem langsam sich steigernden Wohlstand des Hauses, und was er in die Wage der Ehegemeinschaft hatte werfen können, waren nur persönliche Ehrungen, die seinem Talent als Musiker oder seinen repräsentativen Eigenschaften als Gatte seiner reichen Frau galten. Meist hatten diese Ehrungen Geld gekostet, statt Geld einzubringen.

Und jetzt fühlte er, daß es doch ein Unterschied war, ob er den Boten, die ihm die Rechnungen für seine Anzüge, seine Zigarren, den Wein und so weiter brachten, sagte: „Ziehen Sie das Geld unten an der Kasse ein", oder ob er seiner Frau schrieb: „Liebe Alma, schicke mir umgehend sechshundert Mark" oder gar tausend wie noch vor gar nicht langer Zeit. Er sagte es sich selbst — es war ungeheuerlich, was er verbrauchte. Allein für Autos! Er war die großen Entfernungen nicht gewöhnt; das Treppensteigen bei der Untergrundbahn war ihm unbequem, die Elektrische machte ihn nervös, das Gehen ermüdete ihn.

War es der Atem des Berliner Lebens — ihm war immer, als hetze und jage ihn jemand, als käme er zu spät zu einer Verabredung, als versäume er Wichtiges, wenn er nicht in zulässig schnellster Fahrt des Wagens seinem Ziel entgegenraste.

Zu Lebzeiten seines Bruders hatte er freien Eintritt in die meisten Theater gehabt — aber wer kannte heute noch den Bruder von Frank Nehls? Und Pieps? . . . Die Frau des Herrn von Paulsien bezahlte ihre Logenplätze selbst, wenn ein Stück ihres Vaters gegeben wurde.

In den ersten Wochen seines Berliner Aufenthalts war er ein paarmal bei Mara, der Witwe seines Bruders, gewesen. Sie bewohnte eine hübsche kleine Wohnung, legte den ganzen Tag Patiencen und las Romane aus der Leihbibliothek. Sie sprach noch immer ihr unverfälschtes Wienerisch, umarmte ihn unter viel Tränen und fütterte ihn tot mit Kuchen und Pralinés. Sie war unförmig dick geworden vom „guten Leben", wie sie sagte. Ins Theater ging sie kaum mehr.

„Weißt, Felix, die Stücke von meinem Mann verstehn's net mehr zu spielen, und sonst ist alles ein Schmarrn oder g'schwollenes Zeug, an dem man ka Freud net hat. Wann ich mich unterhalten will, dann geh ich mit einer Bekannten in an Kientopp — das is ak'krat so schön, kost net so viel, und man kann dabei plauschen. Auf'n schlechten Platz im Theater mag i net gehn, und die guten sind mir z' teuer. Das sag i net allein, das sagen's alle, und drum sind die Theater leer und die Kientöpp voll — gut, daß der Frank — Gott hab ihn selig — das net erlebt hat — der hätt sich die Gelbsucht an den Hals g'ärgert."

Er lud sie einmal ein, mit ihm in der Stadt zu soupieren. Sie machte große Toilette, hatte Ringe an allen Fingern und bat sich, gleich vom Kaviar ab, Sekt aus, weil ihr der Wein, den sie zu Haus trank, „schon fad war". Nach dem zweiten Glas wurde sie sehr aufgekratzt.

„Es ist halt a Malheur, Felix, daß alles so hat kommen müssen. Bist auch 'n armer Hascher — kann mir schon denken, was du für a Freud hast in deinem Leben! Alle Jahre schreibt mir die Ottilie amal — is eine brave Person! Aber was so der Mensch gern haben möcht außer dem Essen und Trinken — das hat sie nie verstanden. Da kann man nix machen."

Und weil sie seine plötzliche Verstimmung fühlte in ihrer Gutmütigkeit, sagte sie, wie um ihn zu trösten: „Zu den Paulsiens da geh ich auch net öfter wie alle Jahr zweimal. So eigentlich nur meine Geschenke abholen zu Weihnachten und zum Namenstag. Mi g'friert's bei ihnen. Mama hier und Mama da . . . aber so was richtig Warmes, das findst net. Alle Monat kommt die Pieps zum Kaffee zu mir — —"

Sie sah ihn plötzlich an, lächelte — wie sie wohl als junge Choristin gelächelt hatte, wenn sie einem Kollegen Gelegenheit gab, mit einer Freundin von ihr zusammenzutreffen.

„Magst auch kommen zum Kaffee, Felix'l, wann die Pieps da ist?"

Er verneinte hastig, schob Arbeit vor.

„Na ja — hast recht . . . ist auch nimmermehr so schön, die Pieps . . . haspelt sich ab mit der Wohltätigkeit. Freilich, die Brillanten machen's a net, wenn man ka Kind hat . . . und einen Mann, der ihr Vater sein könnt!" . . .

Sie erschrak ein bißchen, weil sie so weit gegangen war.

„Aber dafür muß i sag'n: mein Monatsgeld, das krieg i auf die Minute von der Bank. Was Sorgen san, das weiß i nimmer. Und zum Sommer da kann i reisen, wann i will, und wohin i will, und wann mir nit gut is, da sind alle Doktoren da, alles, was recht is. — Nur halt mit fremden Leuten muß i mi unterhalten, wann i net allein sein will . . ."

Es fiel ihm auf, um wie vieles sie jetzt gewöhnlicher war als zu Lebzeiten ihres Mannes. Ganz sachte war sie die Bahn wieder herabgerutscht, auf die Mann und Tochter sie emporgezogen hatten.

Aber vielleicht hatte sie sich auch nie so wohl gefühlt wie jetzt.

Nach dem vierten Glas wurde sie schläfrig, und das Korsett beengte sie merklich.

„'s näxtemal richte ich mir das Abendbrot bei mir, Felixl, da kann i mir's kommod machen und krieg ka Magenschmerzen nit nach'm Essen!"

Er fühlte es, wie herzlich froh sie war, daß er aufstand und sie nach Hause brachte. Zu sagen hatten sie sich nicht mehr viel, und den Schimmer, der auch heute noch über längst Vergangenem für ihn lag, wollte er sich nicht rauben lassen.

So war er denn nicht wieder zu ihr hingegangen

und spürte in der ersten Zeit eine für einen Mann seltsame Vereinsamung, eine Vereinsamung, die ihn wahllos an alle Stätten des Vergnügens trieb.

Die Unlust des Tages wandelte sich des Abends in einen Heißhunger nach allem, was die Großstadt ihm an Genüssen bieten mochte. Bald wunderte er sich, wie wenig sie zu bieten hatte. Nachdem er in den Theatern die drei, vier Stücke gesehen hatte, die Anspruch machen durften auf literarischen Gehalt und künstlerische Wiedergabe, verschlug ihn die Armseligkeit des besseren Repertoires in die Theater, die der breiten Masse ein paar vergnügte Stunden versprachen. War es die Schuld der in der Provinz verbrachten Jahre, war es die Schuld der Jahre selbst — er brachte keine Erheiterung mit aus den lose zusammengezimmerten Operetten und den derben Possen, deren seichte Späße vom Publikum belacht wurden, und die doch einzig die Häuser auf normale Art füllten.

Gelangweilt verließ er die Vorstellung noch vor dem letzten Akt, pendelte auf der Straße herum, die allein ihr Gepräge behalten zu haben schien, allein an Bewegung, an Glanz und Farbigkeit gewonnen hatte. Und willenlos folgte er dem breiten Strom, bog fast unbewußt mit ein, wo er Menschen einbiegen sah, die gleich ihm vom Zufall der Straße erwarteten, was ihr Wille zu träge oder zu übersättigt war, unterschiedlich zu verlangen.

Er machte Besuche bei den Führern der Musikwelt. Man nahm ihn höflich auf, mit leiser Verwunderung im Blick .... eine Sinfonie war von ihm aufgeführt worden? ... So so ... Was ihm bedeutend erschien, darüber glitten die andern interesselos hinweg. Sie zählten ihre Erfolge nicht mehr, sprachen nur von praktischer Verwertung, von Abschlüssen, nannten Zahlen in schwindelhafter und zum Teil auch erschwindelter Höhe, nannten Namen, die er nicht kannte, und von deren Bedeutung auf dem Kunstmarkt er nie eine Ahnung gehabt. Die Älteren meinten: Sie müßten in das Programm unserer philharmonischen Konzerte hineinkommen!

Und wieder neue Namen erklangen, die wie Schildwachen die Tore und Wege sperrten, die zum Ziel führten. Die Jüngeren zuckten die Achseln: Philharmoniker — lächerlich! Am besten, man stellte sich selbst an die Spitze eines Orchesters, brachte sich selbst heraus ... oder vertraute sich einem jungen, aufstrebenden Dirigenten an ... und wieder fielen Zahlen, fertige Kalkulationen; angegilbt und mit umgebogenen Ecken lagen sie unter Briefbeschwerern, wurden hervorgesucht, nochmals nachgerechnet.

Zu Hause hatte ihn die Komposition nur Zeit gekostet — hier sollte er dafür bezahlen. Nicht für die Bereicherung seiner Kenntnisse zahlen, sondern für die Möglichkeit, gehört zu werden.

Er war zu sehr Kaufmann, um nicht zu fühlen, wie man ihm „was vormachte", wie jeder nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht war und in dem wohlhabenden Komponisten aus der kleinen Stadt ein ausnützbares Objekt sah.

Wenn er von „seiner Kunst" sprach, lächelten die Leute. Das Wort war in Mißkredit geraten. Was sich bezahlt machte — war Kunst — nicht, was geschaffen war. Der stolzeste Augenblick seines Lebens, die Aufführung seiner Sinfonie, wurde zu einem glücklichen Zufall gestempelt, den er nicht zu verwerten gewußt hatte, und der darum nicht zählte.

Er sprach von dem Selbstverlag seiner Lieder — und nun war er vollends gerichtet.

Die Herrschaften wohnten alle wie die Fürsten, hatten reiche Frauen und schwiegen sich lächelnd aus über die Art, wie man's machte. Aber der eine erzählte es vom andern. Und wenn Felix Frank nicht gewußt hätte, von wem die Rede war, so hätte er glauben können, man binde ihm Räubergeschichten auf.

Und noch mehr angeekelt, noch mehr angeödet als nach seinen nächtlichen Streifzügen durch Berliner Bummelviertel, kehrte er in sein helles, schönes Sanatoriumzimmer zurück und schob widerwillig den Stoß beschriebenen Notenpapiers von sich.

Stundenlang konnte er, noch in Hut und Mantel, im Sessel liegen und vor sich hindösen, bis aus dem Gewirr all der Bilder plötzlich zwei strahlende, braune Augen auftauchten und etwas Freude in ihm aufstieg, ein glimmendes Erwarten, daß sich eine feste, kleine Hand in die seine legen und eine helle Stimme fragen würde: „Haben Sie was Neues geschrieben? Wollen wir nicht wieder mal ein bißchen Musik machen?"

Aber was waren diese kurzen, frohen Augenblicke gegen die Öde der Tage, den Ekel der Nächte, die Angst vor der Rückkehr nach Hause. ....

Ihm war die Lust vergangen an den heimatlichen billigen Erfolgen. So lächerlich war das alles in der wohlanständigen, engen Begrenzung!

Er hatte gehofft, in Berlin einen Verleger zu finden, um seine Sinfonie stechen zu lassen. Der so verachtete Selbstverlag hatte hier aber nur eine andere Form. Es war eine ansehnliche Summe, die er aufbringen mußte, und er wußte nicht, wie er sie beschaffen sollte.

Er konnte Alma jetzt nicht mit einer neuen Forderung kommen. Nach dem heutigen Brief erst recht nicht! Verärgert warf er den Brief in die Tischlade.

So war es immer — ob mit oder ohne Schuld — sie brachte ihn um Stimmung, Arbeitslust und jede Freudigkeit.

Und obwohl er sich vorgenommen hatte zu arbeiten, um sich nicht in der nächsten Stunde wie ein säumiger Schüler vor Otto Graebner verantworten zu müssen, nahm er doch Stock und Hut und lief aus dem Zimmer.

Im Gang begegnete ihm Doktor Baumann.

„Wohin, Herr Frank? Fahren Sie wieder hinaus?"

Er lächelte unsicher.

„Ja ... warum nicht ... das Wetter ist schön ... wo ist es denn heute? ..."

„Es ...!"

Er wußte genau, wo das Rennen war, wollte nur nicht so gut unterrichtet scheinen, denn immer noch lag ihm die „provinziale Honorigkeit" in den Gliedern mit ihrer Geheimtuerei.

Doktor Baumann hatte recht gehabt. Wenn ihn etwas aus der ihn immer wieder überkommenden Freudlosigkeit gerissen hatte, so waren es die Stunden, die



er auf dem Rennplatz verbrachte. Zudem begünstigte ihn das Glück zumeist, und die Erregung, deren er sich nicht erwehren konnte, auch wenn er den kleinsten Betrag gesetzt hatte, war wie ein wohltätiger Peitschenschlag, der seine erschlafften Nerven weckte.

„Haben Sie denn nicht gelesen — im Grunewald. Wenn Sie sich ranhalten, kommen Sie noch gerade zurecht!"

„So . . . ja . . ."

Er sagte es etwas träge, aber schon klopften ihm die Pulse. Und er tastete seinen Rock ab.

Doktor Baumann nickte vergnügt.

„Da können Sie mir eigentlich einen Gefallen tun."

„Bitte . . . gern . . ."

Er unterdrückte das Lächeln. Doktor Baumanns offenkundige Genäschigkeit machte ihm Spaß.

„Soll ich Sie mitnehmen?"

Der kleine, wohlgepflegte Doktor schüttelte melancholisch den Kopf.

„Tausend Dank — aber was denken Sie von einem so geplagten Arbeitstier, wie ich eins bin? In der Woche komme ich ja nicht raus . . . nein, nein, lieber Frank . . . tun Sie mir nur den Gefallen und setzen Sie zehn Mark für mich . . . wenn Sie einen Tip erwischen. Sicher treffen Sie Schöppke dort — der weiß immer was. Sie erkennen ihn doch — was?"

Ob er den Schöppke erkannte! Der kleine, spindeldürre Mann, der sich wie ein Aal überall durchschlängelte, an der Barriere war, wenn man ihn an der Wage vermutete, auf den Tribünen auftauchte, wenn man ihn eben noch vor dem Totalisator gesehen hatte, alle kannte, niemand grüßte und vielen zuzwinkerte — dieser kleine Mann war ihm nach der ersten halben Stunde in Karlshorst aufgefallen.

Doktor Baumann hatte ihn vorgestellt, leise und vertraulich.

„Das ist mein Freund, Herr Frank, wenn Sie was wissen — ihm können Sie's sagen", und dann hatte er den kleinen Mann etwas abseits geführt und ihm etwas ins Ohr getuschelt, war wiedergekommen, sehr vergnügt, und hatte ihm den Namen eines Pferdes zugeflüstert.

„Wieviel setzen Sie?"

Felix Frank hatte keine Ahnung.

„Zehn Mark, denke ich. . . ."

„Bißchen wenig. . . Sagen wir zwanzig. Und zehn für Schöppke . . .? Das ist seine Bedingung! Doch nur recht und billig, was? Immer der halbe Einsatz."

Doktor Baumann hatte auch das Geld für ihn eingezahlt am Totalisator, war überhaupt recht gefällig gewesen, und Felix Frank hatte auf seinen Teil hundert und für Schöppke fünfzig Mark gewonnen.

Der kleine Mann holte sie sich mit einem kurzen: „Na also, sehen Sie!" an irgendeiner Zaunecke, zu der er den neuen Kunden mit Augenzwinkern hindirigiert hatte.

Und seit jenem ersten Sonntag hatte er manches Goldstück in die schnell gerundete Innenfläche der hageren Hand gleiten lassen oder auch manchmal vergebens nach ihm ausgeschaut, wenn ein Tip versagt hatte.

Warum sollte Doktor Baumann nicht teilhaben an einem guten Tip, ohne für Schöppke die Hälfte seines Einsatzes mitzusetzen? Dazu waren sie da, die guten Leutchen! Und dazu war man auch Arzt, daß sich die Patienten ein bißchen erkenntlich erwiesen. . . .

Felix Frank nahm es ihm nicht einmal übel, daß er ihn für dumm genug hielt, ihn nicht zu durchschauen.

„Gern, gern, lieber Doktor . . . lassen Sie nur Ihr Geld stecken, wir verrechnen dann."

Auf die paar Mark kam es im Verlust wirklich nicht an . . .

Schöppke hatte überdies heute einen glänzenden Tag. Fünf Tips, von denen nur zwei versagten und einer 140 für 10 gab.

Felix Frank hatte das Bedürfnis, sich erkenntlich zu zeigen, und lud ihn zu einer Flasche Sekt ein.

„Ich habe da noch einen Bekannten. Wenn Sie gestatten, bringe ich ihn mit."

Ob zwei oder drei Leute an einer Flasche tranken, darauf kam es auch nicht an. Er ließ eine Flasche Schaumwein kalt stellen und kaute an einer Zigarette, während er auf Schöppke und seinen Begleiter wartete. Er hatte heute etwa fünfhundert Mark gewonnen, und ihm war wohl und leicht zumute wie schon lange nicht. Noch acht solcher Tage, und er konnte seine Sinfonie drucken lassen.

Er sagte es sich im Scherz.

Und dann dachte er ernsthaft über den scherzhaften Einfall nach.

An einem Nebentisch saßen vier junge Leute. Sie tranken Selterwasser und Limonade und hatten einen Haufen Scheine und Goldstücke in der Mitte des Tisches vor sich liegen. Einer von ihnen verteilte das Geld.

„Macht achthundertsechzig für jeden . . . aufpassen!"

„Is man flau."

„Na, wat willste denn? Jeden Tag kannste doch nicht zweetausend Meter einstreichen, das möchte jeder!"

Felix Frank horchte unwillkürlich auf.

Stallburschen kamen vorbei mit eingehüllten Pferden.

Ein Kellner stellte sich an den Tisch, schlug sich mit der Serviette wütend gegen die Beinkleider.

„Der Schöppke soll mir nur mal kommen, glatt reingelegt hat er mir. . . Wenn ick nich auf ‚Goldfuchs' jejenjesetzt hätte, dann säß ick da mit hundert Meter Verlust! Schweinkerl der! . . ."

Die jungen Leute lachten laut auf.

Und dann kam Schöppke und mit ihm ein kleiner Herr, der auf einem Bein lahmte, einen auffälligen braunkarierten Anzug trug und dazu eine grellgrüne Krawatte mit einer großen Brillantnadel.

„Mister Juck", stellte Schöppke vor.

Dann brachte der Kellner den Sekt, schenkte beflissen die Gläser voll.

Keine Miene in seinem Gesicht verriet, daß er mit Schöppke in Verbindung stand.

Felix Frank fühlte die Peinlichkeit und wußte nicht, wie er sich am besten drücken konnte.

Schöppke stürzte ein Glas herunter und ging herüber zu den jungen Leuten. Mister Juck aber schlug die Beine übereinander, holte eine kleine Tonpfeife aus der Rocktasche und wurde gesprächig.

Er lebte auf seinem Gut und war gekommen, um einen Gaul zum Training in Karlshorst anzumelden.



Das Clowndeutsch des kleinen Mannes belustigte Felix Frank. Und dann merkte er auf, als er von Schöppke sprach.

„Ein Gentleman, dieser Schöppke . . . man kann ihm getrost Geld anvertrauen überallhin . . . ein smarter Geschäftsmann."

Felix Frank verstand nicht gleich.

„Wieso Geld anvertrauen? Und wohin?"

Mister Juck schmauchte behaglich vor sich hin. Hier war doch nicht immer was zu verdienen. Da reiste Schöppke eben nach Hamburg oder nach Köln und setzte für seine Kunden.

„Fancy . . diese Mann hat sometimes zwanzig- und dreißigtausend Marks in seine Brieftasche, wenn er fährt wohin, und kommt zurück mit eine Viertelmillion. Und was der verdient! . . . Nicht bloß zehn Prozent wie de Bookmakers, oh no . . . Jedesmal Mitanlage von fünfzig, hundert, zweihundert Marks. Sometimes hat er für sich allein fünfhundert Marks drauf. Nun rechnen Sie, was das macht, wenn er weiß einen Stallcoup, und suddenly der Gaul gibt vierhundert für zehn! Ich habe Schöppke noch gekannt, wie er war eine ganz kleine Mann, so eine kleine „Schreiber" beim Bookmaker — ist gar nicht lange her. Da hatte er sich zusammengetan mit zwei anderen. Aber das waren Spitzbub, die haben gearbeit mit Tricks, die sind geflogen in de Loch. Schöppke is ein Gentleman, dem hat man nix können nachweisen — niemals. Drum ist Mister Schöppke mein Freund . . . wenn Schöppke sagt: dieser Gaul is good, dann — is er good! Auch der best Gaul kann mal sein ein Mistake. Und es gibt auch Jockeis, die sind Sweinehunde und sagen nix raus oder alles falsch. Da kann de anständigste Mann nix mach! Aber die meisten, wenn sie so recht tipsy sind und Money riechen, lassen sich rausziehen alle Würmer aus de Nase!"

Felix Frank blickte sich um — er wollte zahlen und wartete auf Schöppke, um sich zu verabschieden, aber Mister Juck winkte ab.

„Schöppke is mit de Jockeis jetzt. Immer business, never mind. Ich will ihm grüßen. Kommen Sie morgen nach Karlshorst? Da wird er sicher haben de besten Tips! Sie müssen nur immer ordentlich 'rangehn! . . . Good by, Mister Frank . . . es war mir sehr angenehm."

Der kleine Mann stand nicht einmal auf, um sich zu verabschieden. Er saß behaglich zurückgelehnt und reichte die Hand gleichsam über die Schulter zum Druck.

Vom Publikum war kaum noch jemand da. Nur Bedienstete, Stallburschen, Trainer und Jockeis standen vereinzelt herum zwischen den Ställen und der Wage.

In friedlich eifrigem Gespräch lehnte Schöppke an einer Planke, vor ihm der Kellner, der ihn „Schweinekerl" genannt hatte.

Felix Frank lüftete kurz den Hut. Wäre er mit einem gleichgesinnten Freund, mit Bekannten aus seiner Welt hier gewesen — er hätte über die ganze Episode mit Schöppke und Mister Juck gelacht und nicht weiter darüber nachgedacht.

Aber die Gedanken, die er sich selbst über alles Gesehene und Gehörte machte, verwirrten ihn, verwirrten ihn um so mehr, als er eine Anzahl Hundertmarkscheine mit nach Hause trug, die er vor drei Stunden noch nicht besessen, und die er zum erstenmal nicht der Großmut seiner Frau verdankte.

Die Läden wurden gerade geschlossen, als sein Auto vom Kaiserdamm zur Bismarckstraße sauste. Er ließ vor einem Blumenladen, vor dessen Schaufenster sich langsam der Rolladen zu senken begann, halten.

Als handelte es sich um sein Leben, so hastig und dringlich verlangte er den großen Strauß roter Rosen, der von der Auslage her seine Augen auf sich gezogen. Und dann zahlte er lachend den unverschämt hohen Preis, weil er sich vorstellte, wie freudig ein braunes großes Augenpaar ihn anstrahlen, wie gern ein weiches, rosiges Gesicht sich in das duftige, leuchtende Rot einschmiegen würde.

Und diese Vorstellung war ihm wie ein reinigendes Bad.

Vielleicht würde sich Otto Graebner wundern, daß er heute so plötzlich und spät auftauchte — dann könnte er ja sagen, er wäre gekommen, um sie beide abzuholen in ein Café oder in den Vorgarten einer Weinstube.

Er hatte es schon einmal getan, an einem der schwülen Frühsommerabende der vergangenen Woche. Zum Ersticken heiß war es gewesen in dem notdürftig gelüfteten Klassenzimmer, und Otto Graebners Stimme klang heiser und matt wie aus weiter Ferne zu ihm über den breiten Rücken des ausgedienten Konzertflügels.

„Sehen Sie, schon Berlioz meint in seiner Instrumentationslehre" . . .

„Berlioz . . . ja . . ."

Er unterdrückte ein Gähnen und entschuldigte sich.

„Es ist so drückend warm, finden Sie nicht?"

Otto Graebner wischte sich über die feuchten Schläfen. Er hatte schon acht Stunden hinter sich, sein Kragen war weich und verdrückt, seine Augen brannten, aber dennoch fuhr er beharrlich fort: „Das Englischhorn ist sozusagen der Alt der Oboe und hat daher" . . .

Aus dem Nebenzimmer drang leises Summen herein, und dieses Summen wehte wie eine frische Brise alle Schwere aus seinen Gliedern, so daß er nicht fassen konnte, daß Graebner ärgerlich aufs Klavier schlug und laut: „Ich muß sehr um Ruhe bitten!" schrie.

Gleich darauf steckte Susanne den Kopf zur Tür herein, ein bißchen schuldbewußt und mit verstohlenem Lachen: „Könnt ihr denn wirklich bei der Glut arbeiten?"

„Nein — das ist ganz unmöglich", hatte er freimütig bekannt, hatte vorgeschlagen, hinauszufahren, wo es grün war und frisch, nach Hubertus oder besser nach Hundekehle. Dort wollten sie zusammen zu Abend essen und eine Bowle trinken.

Otto Graebner lehnte erst ab, rundweg — aber dann bettelte Susanne, auch er selbst ließ keine Widerrede gelten — und so saßen sie denn eine Viertelstunde später in einem bequemen Auto, und Susannes Augen leuchteten in heller Freude. Dann speisten sie an einem kleinen Tisch in Hundekehle, ganz nahe dem See, weit ab von dem lachenden Geschwirr der andern Gäste.



Susannens helles Kleid hob sich schimmernd von dem dunklen Baumstamm ab, an dem sie lehnte, und bei einer Wendung des Kopfes blinkten ihre Augen im Licht der einsamen Laterne auf wie leuchtende Sterne.

Er hätte sie an jenem Abend bei der Hand fassen und mit ihr um den See herumlaufen mögen wie ein mutwilliger Junge. Er hätte sie, wenn auch auf einen kurzen Augenblick nur, ganz für sich allein haben mögen wie damals in dem weißen, stillen Zimmer des kranken Kindes. Er hätte ihr seidiges Haar streicheln und sie unentwegt ansehen mögen, aus dem Gefühl einer starken, schützenden Zärtlichkeit heraus.

Und als ihr die Lider schwer wurden, sie von Luft und Wein und vielleicht auch von allerlei heimlich süßen Träumen leicht betäubt und schwankend zwischen ihm und ihrem Mann einherging, da hätte er sie wie ein kleines Mädchen in seine Arme nehmen mögen, um sie behutsam zum Wagen zu tragen und ihr müdes Köpfchen sorglich zu stützen.

Während Otto Graebner einen Augenblick zurückblieb, um eine Zigarette anzurauchen, und er ihr ins Auto half, streifte ihre Wange fast die seine, und sie flüsterte leise und wie aus einem glücklichen Traum heraus: „So sind Sie also immer noch mein Freund?"

„Immer, kleine Susel, immer . . . das wissen Sie doch!"

Schweigend fuhren sie durch die Nacht. Otto Graebner hatte den Arm um Susanne gelegt, und sie schien zu schlafen. Er sagte: „Wie seltsam ist das doch: unsereins braucht mehr Energie dazu, um sich für ein paar Stunden aus der Gleichförmigkeit drückender Arbeit herauszureißen, als um sich neue Arbeit aufzubürden. Aber nun fühle ich doch, wie gut mir das Ausspannen getan hat!"

Susanne schlug die Augen auf und setzte sich zurecht.

„Otto sollte überhaupt ausspannen. Drei Wochen Seeluft. Auch den Kindern wäre es gut — Kurt ist noch immer ganz blaß, und Liesel will nicht ordentlich essen."

„Du weißt doch, Susel, dies Jahr geht es nicht", schnitt er ab.

Sie schüttelte den Kopf.

„Doch, es geht. Es muß gehn — ich werde das schon machen. Ich werde mit Julius sprechen."

Eine leichte Gereiztheit bemächtigte sich Graebners.

„Ich will das nicht. Der Junge hat wochenlang im Sanatorium gelegen, Julius hat genug getan. Tausende und Abertausende bleiben den Sommer über in Berlin — wir werden das auch noch ertragen können. Man muß sich einrichten — muß sich auch mal etwas versagen können!"

Susanne hatte darauf die Lippen aneinandergepreßt und kein Wort mehr gesagt, bis sie zu Hause angekommen waren. Aber sie hatte es auch ängstlich vermieden, sich zurückzulehnen, um nicht wieder im Arm ihres Mannes zu liegen. Und sie hatte Frank die Hand zum Abschied gegeben, ohne ihn anzusehen, als fürchte sie, beim ersten Wort in Tränen auszubrechen.

Inzwischen hatte er sie einmal am Schluß einer Stunde wiedergesehen, und da hatte sie von dem „wunder-, wunderschönen Abend" geschwärmt und ihn gefragt, wann er denn nun kommen würde, ein bißchen musizieren.

Und nun hielt er den Strauß roter Rosen in der Hand, und ihm war, als wäre ein Auto noch nie so langsam, so schneckengleich von der Bismarck- nach der Passauer Straße gefahren.

Das Mädchen öffnete die Tür. Sie sah ein wenig verstört aus, wußte auf seine Frage, ob die gnädige Frau zu Hause sei, nicht, ob sie ja oder nein antworten sollte.

Durch den Spalt der Wohnzimmertür klang es leise, mit gleichsam verquollener Stimme: „Wer ist es denn — Herr Frank? . . . Ja so . . . kommen Sie herein, kommen Sie nur herein."

Ganz fremd erschien ihm Susannens Stimme. Sie selbst stand noch immer hinter der Tür, wartete offenbar, daß das Mädchen zuerst durchging.

Er verstand sie, machte sich noch mit seinen Blumen zu schaffen, kam dann herein, prallte leicht zurück vor dem Bild, das sich ihm bot.

„Hübsch sieht es hier aus? Nicht wahr?!"

Sie raffte hastig ein paar Blusen und Kleider zusammen, die auf dem Boden lagen und warf sie auf das große Umbausofa.

„Was ist denn los, Frau Susel?"

Sie schlug mit dem Kopf auf den Tisch und schluchzte: „Satt hab ich's! Satt!"

Da bemerkte sie erst die Blumen.

„Sie sind gut zu mir — Sie — nur Sie!"

Er strich ihr über das Haar, streichelte ihre Hände, schenkte ihr ein Glas Wasser ein.

„Aber, Frau Susel, was ist denn? ... So reden Sie doch — wenn ich helfen kann — Sie wissen, ich tu gern alles für Sie, alles, was in meiner Macht liegt."

Und da Susanne zu den Frauen gehörte, die meinen, daß die Macht eines fremden Mannes, der ihnen gut ist, unbegrenzt ist, lächelte sie unter Tränen.

„Ich will fort", sagte sie kurz.

„Wieso fort — warum fort? Wohin?" — —

Sie knetete ihr Taschentuch zu einem Kloß zusammen und starrte in die Gasflamme.

„Wohin — das weiß ich noch nicht. Wenn ich reich wäre, würde ich weit wegfahren, irgendwohin, wo es sehr schön ist, und wohin er mir nicht nachkommen kann. Aber soviel Geld habe ich nicht. Ich werde mir also ein Zimmer nehmen, ich werde mir ein Klavier mieten und werde Stunden geben. Ich kann das mindestens ebenso gut wie unsere Klavierlehrerin hier. Vielleicht habe ich mal so viel Geld, daß ich keine Stunden mehr zu geben brauche, und daß ich mir eine schöne Wohnung halten kann. Liesel nehme ich natürlich mit. Das Mädchen gehört zur Mutter. Kurt kann beim Vater bleiben — das Dienstmädchen soll ihn mir alle Sonntage bringen, dann gehe ich mit ihm spazieren und führe ihn in eine Konditorei. Wenn ich genug verdiene, werde ich Spielsachen kaufen und Bücher — er braucht seine Mutter nicht zu vergessen! Ich werde auch immer dem Dienstmädchen etwas geben, damit sie ihn gut betreut, ja — und wenn er krank werden sollte, dann werde ich kommen und ihn pflegen. So, nun wissen Sie!"

(Fortsetzung folgt.)



Heimkehr.

Ostergeschichte
von Marianne Mewis.

Anke — so nannte sie allerdings nur die Mutter; ihr Verlobter, der wohlhabende Jungbauer Anton Ponkelis, sagte Anna — Anke Weikusat saß mit glühendem Kopf über die Nähmaschine gebeugt, die selbst im äußersten Masuren und Litauen das Spinnrad meist abgelöst hat, und arbeitete an ihrer Aussteuer. Draußen war über Wald, Wiese und Acker noch ein Nachwinter gekommen, so daß alle vorwitzigen blauen Leberblumenaugen unter dem zarten weißen Tuch sich wieder schlossen. Von der Birkenrute am Spiegel fielen die hinterm Ofen getriebenen Blätter welk zu Boden. Und „Luntroß", der schwarze Kater, hockte in der Ofenhölle, kniff schnurrend die Augen zu und dachte der Ständchen in den schnell verflogenen lauen Vorfrühlingsnächten.

Anke — auch der junge Schwager, der Soldat, rief sie doch noch so! — nähte und nähte, als wollte sie die Gedanken an eine unverrückbar sichere Zukunft — ihre Hochzeit nach der Ernte nämlich — festnähen. Und sie bemühte sich, von ihrem Einzug in den großen, schönen Ponkelishof zu „träumen", und sah doch nur einen nüchternen, häufig brummigen und in seiner frischgebackenen Würde äußerst selbstherrlichen Bauern sie, Anke, wie eine neugedungene Großmagd streng und wortkarg in schwere Pflichten einweisen, deren peinliche Erfüllung von einem Paar alter Ausgedinger, den Schwiegereltern, nörgelnd und eifersüchtig überwacht wurde.

Ehe sie's indes wußte und hinderte, verkehrte sich der Ausblick nach vorwärts in die Erinnerung an eine sehr nahe Vergangenheit. Anke fühlte sich wieder von Heiner Ponkelis, dem Osterurlauber, am Brunnen in aller taukühlen Morgenfrühe mit der Birkenrute auf die nackten Arme und den bloßen Hals „gestiept" und goß dem unerwarteten Angreifer den halbvollen Eimer über den geschmeidigen Leib. Und dem tollen Morgen folgte ein ganzer Tag voller Gelächter, Jugendfrohsinn und Torheit. Denn Anton war mit der Mutter über das Fest zu einer schwerkranken Tante gefahren, von der sich noch ein guter Groschen erben ließ.

So schlenderte Anke, die für Schwiegervater, Schwager und Leute hatte kochen müssen, nachmittags mit Heiner in den nahen Bauernbusch, einen liederlich ausgeräuberten Buchenwald, den der nächste königliche Förster mit Verachtung betrachtete.

Aber über dem braunen vorjährigen Laub wehten die ersten Windröschen weiß und rosig im sanften Luftzug. Und an dem sonnigen Abhang, wo noch die alten Stümpfe moderten, ohne daß jemand an Roden und Anschonen dachte, leuchtete es wie Stücke zur Erde gefallenen südlichen Himmels, so üppig erschlossen sich die Leberblümchen. Davon wurde in die Schürze gepflückt. Nachher setzte Anke sich auf das weiche Polster eines grünmoosigen Baumstumpfes, fügte die Blüten hübsch ordentlich zu dicken, kobaltblauen Ballen aneinander und band die Stengel fest zusammen. Heiner aber streckte sich ins trockene, nestwarme Gras und neckte die junge Schwägerin, stieß ihr unter den Ellbogen, daß ihr die mühsam zusammengelegten Blumen aus der Hand fielen, kitzelte sie mit einem langen Halm unversehens an Kinn und Hals, ließ ihr eine Eidechse über die Finger laufen und suchte ihr so hunderterlei Schabernack anzutun.

„Heiner, laß mir!"

„Ich laß dir ja! Laß du mir doch auch! Mein bißgen Urlaubsverjniejen mein ich! Nachhär heißt es wieder: Rächten, linken! Rächten, linken! Und so Jahr bei Jahr."

„Hast äs dir doch man sälber so ausjesucht. Willst ja weiterdienen."

„Ich mir ausjesucht? Was soll ich dänn? Bauernknächt wärden? Beim reichen Bruder woll? Und bei där jestränjen Frau Schwäjerin? Hopps, Heinerche, ich pfeif dir! Wiej Kindchen. Koch däm Brei! Neinchen, nein. Bässer sälber befählen —"

„Drei unter sich und sieben ieber sich, die einn schuhriejeln!"

„Was bin ich zweiter Sohn? Was nimmst du däm Anton?"

Er griff wild nach ihrem hübschen Fuß, der in feinem Strumpf und niedrigem Sonntagschuh neben seinem Kopf stand, und drückte das glühende Gesicht darauf.

Nun sprang sie kreischend auf, daß ihm der Rest Blumen ins krause, rostbraune Haar fiel, und ging scheltend fort, während er das sommersprossige Gesicht mit den heißen, dunklen Augen ins Moos wühlte.

Sie sah es immer vor sich: die blauen Blumen in dem buchenlaubbraunen Haar. Es nahm sich schön aus, und der Anblick hatte ihr seltsam das Blut erregt.

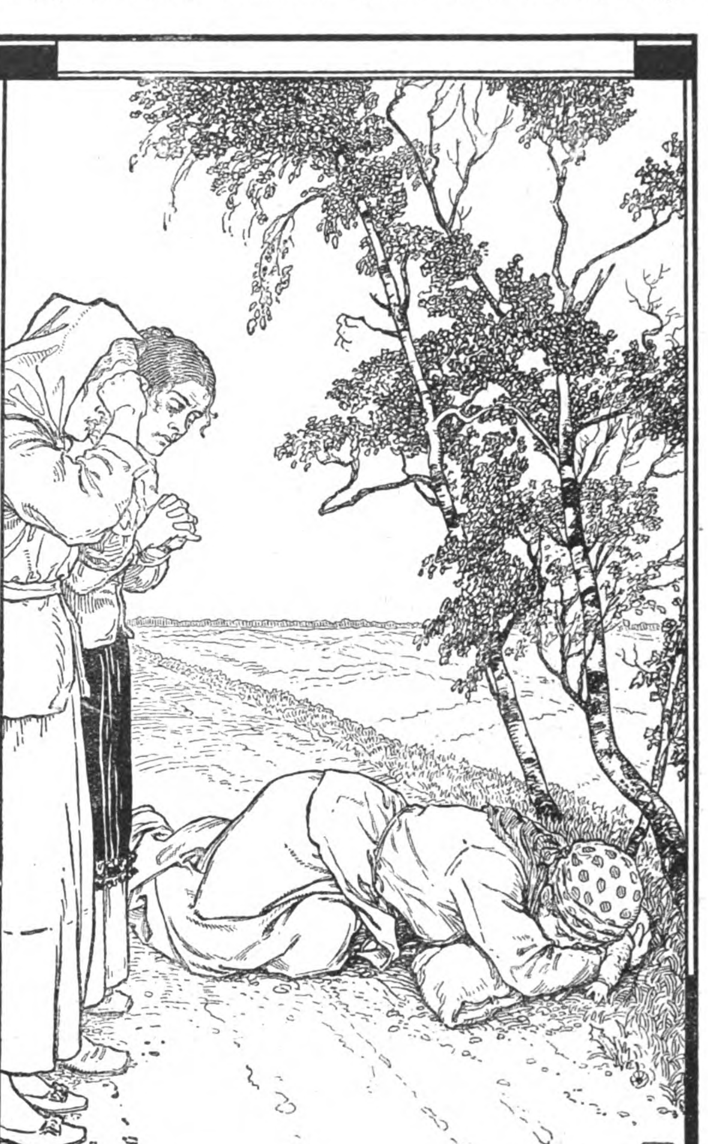
„Anke, was treimst? Was nähst nich?" rief die Mutter. „Mach zu! Is noch viel zu beschicken ieber Sommer. Im Aust muß die Maschine doch stillstehn."

Wänn bloß der Sommer ewig und drei Taj dauern mecht! dachte Anke. Und der kaum eingestandene Wunsch kehrte immer wieder: Wänn bloß was passieren mächt, daß alles — anders wird! — Wie anders, was anders? — das dachte das Mädchen nicht aus. — —

Aber es passierte etwas! Der große Krieg flammte auf. Die Russen kamen!

Sie waren noch nicht da. Doch liefen ihrem Anmarsch grausige Gerüchte voran. Anna rann bei den Erzählungen ein Frostschauer nach dem andern über die Haut. „Ich flicht!" erklärte sie.

„Das tu man!" riet auch die Mutter. „Ich bleib! Wär sollt nach dän Puscherchens, nach Kieh und Kosen sehn?! Wär wird mir altem Weib was tun?"



Anna packte also eine große Tasche und tat sich mit einer Freundin zusammen. Anton war eingezogen und schon wer weiß wo? Der alte Ponkelis ergriff mit heimlicher Genugtuung die Zügel der Regierung von neuem, und seine Frau fühlte sich als strenge Hauswirtin wie verjüngt. Die Russen werden ja nicht . . .

Die beiden Mädchen machten sich, wie die Jugend ist, halb geängstigt, halb spielig und abenteuerfroh, auf den Weg zum nächsten Bahnhof. Denn Fahrgelegenheit war knapp. Und der alte Ponkelis gab seine letzten zwei schlechten Pferde nicht zum „Herumkutschieren" her. Der Zweigbahnverkehr war indes eingestellt. Es mußten Meilen und Meilen bis zum Bahnhof der Hauptlinie zurückgelegt werden. Die kräftigen „Marjellen" halfen der jungen, schwachen Nachbarin noch das nach dem Ausmarsch des Vaters geborene kranke Kindchen schleppen und konnten doch nicht hindern, daß das winzige Geschöpf wie ein Pfennniglicht erlosch. Drei weinende Frauen betteten es am Weg. Dann hing die arme Mutter schwer an den Mädchen.

Endlich, endlich das Ziel. Das Ruhen in den vollgestopften Wartesälen. Ein wenig Nahrung, ein Trunk. Ein endloses Warten. Dann das Stehen im überfüllten Königsberger Zug. Und von der Provinzialhauptstadt der Schub nach Westen in ferne Gegenden, ungewohnte Verhältnisse.

Anna wurde am Ziel von der Freundin, die man aufs Land schickte, getrennt und blieb in einem städtischen Haushalt, wo sie halb Gast, halb überflüssiges zweites Dienstmädchen vorstellte. Man hielt sie nicht schlecht, sorgte für ihre Bedürfnisse, bereitete ihr kleine Freuden. Aber „die Länge trägt die Last". Die fremde Art, das Gefühl des Geduldetseins, das Sichanpassenmüssen ohne das Bewußtsein: ich bin hier notwendig! — drückten schwer.

Zuerst kamen noch Briefe. Dann hörte der Zusammenhang mit der Heimat ganz auf: „Postverkehr unterbrochen". Keine Nachricht von der Mutter mehr. Anton schien ebenfalls verloren. Von Heinrich nicht zu reden.

So verging ein trüber Winter. Dann verkündete der Hausherr selber Anna den zweiten Masurensieg: „Nun könnt ihr bald heimkehren!"

Ankes Herz schlug wild. Und es folgten Wochen, die ihr länger erschienen als all die in Ergebung getragenen Monate vorher. Denn das Fieber der Ungeduld raste in ihrem Blut, das der Vorfrühling ohnehin heißer umtrieb.

„Der Kreis ist freigegeben für die Rückkehr!" „Jener!" „Der eure noch nicht!" hieß es. Die Freundin erschien



plötzlich: „Ich fahre zum Onkel im Kreise Insterburg. Komm mit, Anna!"

Aber die Gastfreunde redeten ihr ab: Sie möchte nicht leichtsinnig verscherzen, was sie sicher habe. Möge auch auf Bericht von daheim warten. So blieb sie.

Da, gegen Ostern, kam die Hausfrau mit der Zeitung: „Euer Kreis ist für die Rückkehr frei!"

Briefe von daheim hatte sie nicht. Aber es fuhr ihr wie ein Schlag in die Glieder: Wäch nach Haus muß ich! Sälber sehen, was jeworden is! — Und sie ließ sich nicht halten, wollte keinen Tag mehr warten!

Ein bewegter Dank und Abschied. Eine lange Fahrt. Dann wieder das Wandern. Diesmal allein. Aber der Weg schien ihr trotzdem kürzer. Der sonnige Frühling, die bekannte Straße, der Zug vorwärts, die Wonne des freien Ausschreitens, die Freiheit überhaupt nach dem Sichschmiegen und -gedulden — es mußte ja nun alles gut werden! Am Weg wohl die Spuren des Krieges — ja. Das wußte Anke, hatte sie erwartet. Zerstörte Gehöfte, zerstampfte Äcker und Gärten, die zerfahrene Straße. Da und dort Hügel und Kreuze. Aber trotz allem die herbe und doch süße Heimatluft und die Heimaterde! Das beides konnten sie nicht rauben, die — —

Nun mehrten sich die vertrauten Wegzeichen. Das abgelegene Kirchdorf, etwas schwärzlich; der Turm wie betrunken. Eine Brücke neubebohlt. Ein zerbrochener Ziehbrunnen. Weidenstümpfe. Dann der Buchenberg, der Bauernwald.

Endlich, als Anke um den Hügel bog, ihr Dorf!

Nein, nicht das Dorf. . . . Das Mädchen starrte und starrte. Nicht ihr eigenes Haus. Nicht die Schule. Ja, nicht einmal der stattliche Pokelishof stand da — — „Mein Gottchen doch man! Mein Gott, mein Gott!" — Sie kauerte sich stehend klein zusammen vor Kindergrauen, drückte die gefalteten Hände an den Mund und starrte wieder: „O nee, o nee, o nee!"

Nichts änderte sich. Nur schwarz verräucherte Trümmer ragten vom besudelten Boden auf.

Aber die keimende Flur ringsum lag im hellen Sonnenschein. Und diese goldene Sonne, die auch das Furchtbarste mit Glanz und Schönheit übergießt, und die wundervolle Frühlingsluft, doppelt stärkend nach dem Stadtbrodem des Winters, gaben dem Mädchen Kraft, näher an die Brandstätte zu gehen und nach dem zu suchen, was ihr und der Mutter gehörte.

Der Mutter! Wo war die?! — Anke umschritt, sich bückend und spähend, mit angstvoll schlagendem Herzen die Ruinen, die ehemals ihr Heim gewesen waren. Nirgends Leben. Nirgends auch der Tod. . . . Nur die stumpfe Leblosigkeit zerstörten Menschenwerks. Anke schrie vor Freude schwach auf, als sie den Ofen, den alten guten, kernfesten Kachelofen mit seinem mächtigen runden Schornsteinaufsatz fast unversehrt fand.

Sie setzte sich in seinen Schutz auf einen halbverkohlten Balken dicht daneben, lehnte sich an und wurde nun doch von dem Gefühl überkommen: Hier bist du zuhause! Dieses ist dein: das Stück Boden, auf dem deine Füße ruhen! — Die Herzenstarre löste sich. Die Tränen strömten ihr aus den Augen. Und mit ihnen entwich der schwerste Druck. Ach, nun den Kopf an etwas Lebendiges, Vertrautes lehnen dürfen! —

Ein Streifen an ihrem Kleid! Ein starkes, hohes, fast jammerndes Schnurren! Aus der halbverschütteten „Hölle" war „Luntroß" gekrochen und glitzerte die Herrin mit glühenden Augen zärtlich an.

Anke lachte unter Tränen, nahm den alten, schwarzen Freund in ihre Arme und hätschelte ihn. Er sah sehr struppig, verkommen und hager, wie aus Pappe geschnitten, aus und mauzte kläglich.

„Ach, Piterchen, mein Katzchen, wie du wohl Hunger hast!" — Eilig packte sie Brot und Wurst aus, fütterte das in der Tat halb verhungerte Geschöpf und aß nun auch selber. Dann lehnte sie sich, satt, abgespannt von Weinen und Aufregung und todmüde von der Wanderung, wieder an den Ofen und schlief, das warme, zufrieden schnurrende Tier im Schoß, ein.

Wohl nicht für lange; denn die Sonne stand noch hoch, als sie erwachte, weil die Katze fortsprang. Ein Mann näherte sich. Er ging langsam, zog den rechten Fuß ein wenig nach und war in eine abgetragene Felduniform gekleidet. Aber sie erkannte ihn schnell. „Heiner!" rief sie aufspringend.



„Anke! Mein Gott, du? — Komm, sätz dich wieder — zitterst ja man so!"

Sie fiel auf den Balken zurück, und er setzte sich neben sie und hielt ihre Hand.

„Wie soll ich nich zittern, Heiner? Wo is de Mutter?"

Er schwieg ein Weilchen und sah sie gramvoll an. „Kann ich wissen? Wech. Mitjenommen. Am Ände" — Ein banges Verstummen. Anke schluchzte tränenlos auf.

„Anton?"

„Jefallen. Jleich im Anfang" — Pause.

„Und du, Heiner?"

„Das Bein. Knieschuß bei Tannenberg. Ganz wird es nich mehr. Bleibt steif. Js aus mit däm: Eins, zwei! Eins, zwei! — Aber hinter däm Pflug, da jeht das noch. Und dazu bin ich ja nu där Nächste" . . . Er wies auf die Felder. „Auch meine Ältern — sind nich da . . . Hab mir so ein Hundebudchen zusammenjeflickt und wart hier auf Wajen, Färd und Flug" —

„Ich muß zurück!" rief Anke und erhob sich wieder. „Muß zur Stadt."

„Das mußt woll. Und ich kann dich nich bringen. Där Jung, Steputats Aujust, sollt schon hier sein. Und där Acker is das Netigste!" Seine Augen blitzten. „Aber ieber däm Buchberch will ich woll mit dir jehn."

Sie stiegen langsam den sanften Hang hinan. Die dicken, gelbstaubenden, von Hummeln und Bienen — wo mochten die wohnen? — umsummten Weidenkätzchen, die mancherlei Baumblütentroddeln, die langen, bronzeblanken Buchenknospen an dem niederen Aufschlag redeten von junger Hoffnung. Die Osterblume, die weiße Anemone, steckte das rosige, noch schlafende Köpfchen aus dem braunen Laub. Und hier und da blinzelten schüchtern blaue Leberblümchenaugen und grüßten: „Willkommen daheim!"

Heiner und Anke gingen Hand in Hand. Das Mädchen weinte leise. Da verstand es sich von selbst, daß der junge Invalide tröstend den Arm um sie legte.

„Was wird aus mir? Wo bleib ich?" klagte sie. Und er, ohne viel Zaudern und spitzfindiges Ueberlegen, ob sein Reden nun auch schon schicklich sei, als echter Naturmensch: „Bei mir, Anke! Wir sind allein iebrich und missen jätzt woll zusammenhalten. Willst mit dem Krippel vorliebnehmen? Willst, Anke?"

„Ach, järn, Heiner, järn — Aber ich arme, arme Marjell! Aussteier verbrannt und alles!"

„Dein Acker is da; so jut wie meiner. Und was fählt, ärsetzen sie uns: unser Kaiser, die Brieder und Schwästern —" Er wies ins Weite. „Ärst heiraten wir und behälfen uns im Budchen und Schuppen, beställen das Fäld, säen das Kornchen, flanzen die Schucken. Härnacher bauen wir."

„Unser Ofen steht noch."

„Siehst du woll! Da richten wir einen Katen drum rum. Und aufs Jahr wächst där Ponkelishof nei aus där Aerd!"

„Und wenn die wiederkommen?" Schaudernd streckte sie die Hand gegen die russische Grenze.

„Dann warten wir. Und warten nochmal, wämm es sein muß. Und ändlich bauen wir doch wieder auf!"

Ernst und doch innerlich beglückt nahmen sie Abschied. Die Trauer um das Verlorene, die Aussicht auf schwere Arbeit verboten süßes Liebesgetändel. Ein fester Händedruck. Sie trennten sich. Aber jedes trug die Osterhoffnung mit sich fort: Alles wird auferstehen! —

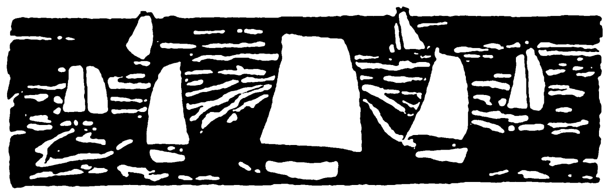
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 15. | **Berlin, den 10. April 1915.** | **17. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 15.



Die sieben Tage der Woche.

27. März.

In der Bukowina werfen die österreichisch-ungarischen Truppen nordöstlich Czernowitz stärkere russische Kräfte nach heftigem Kampfe bis an die Reichsgrenze zurück.

28. März.

Südöstlich von Verdun werden französische Angriffe auf die Maashöhen bei Combres und in der Woevre-Ebene bei Marchéville nach hartnäckigen Kämpfen zu unseren Gunsten entschieden.

29. März.

Tauroggen wird von unsern Truppen im Sturm genommen.

Die Kämpfe in den Karpathen dauern fort. Ein russischer Angriff auf die Höhen westlich Banyavoelgy wird nach mehrstündigem Kampf unter großen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Die an den Dardanellen und in ihrer Umgebung zusammengezogenen ottomanischen Streitkräfte bilden fortan eine Armee, und zwar die fünfte, deren Oberbefehl dem Marschall Liman von Sanders, dem früheren Oberbefehlshaber der ersten Armee, anvertraut wird.

30. März.

Bei Krasnopol erleiden die Russen sehr schwere Verluste (etwa 2000 Tote). Unsere Beute aus den dortigen Kämpfen beläuft sich bis gestern abend auf 3000 Gefangene, sieben Maschinengewehre, ein Geschütz und mehrere Munitionswagen.

Die russische Flotte beschießt Eregli und das dortige Kohlengebiet, ohne größeren Schaden anzurichten.

31. März.

Am Grabe Bismarcks in Friedrichsruh findet eine Gedenkfeier statt. U. a. legen die Rektoren sämtlicher deutschen Universitäten einen Lorbeerkranz am Sarkophag nieder.

1. April.

In ganz Deutschland wird der Bismarcktag festlich begangen. In Berlin findet eine Feier vor dem Denkmal auf dem Königsplatz statt, bei der der Reichskanzler eine kurze Ansprache hält. Auf ein an den Kaiser gerichtetes Telegramm über den Verlauf der Bismarckgedenkfeier läuft aus dem Großen Hauptquartier Antwort ein, in der es heißt: ... Der Geist der Eintracht aber, der unser Volk daheim und auf den Kriegschauplätzen über alles Trennende sieghaft erhoben hat, er wird — das hoffe ich zuversichtlich — den Waffenlärm überdauern und nach glücklich erkämpftem Frieden auch die Entwicklung des Reiches — im Innern — segensreich befruchten und fördern. Dann wird uns als Siegespreis ein nationales Leben erblühen, in dem sich deutsches Volkstum frei und stark entfalten kann.

2. April.

Bei den Kämpfen an der Karpathenfront sind jetzt die gesamten Einschließungstruppen von Przemysl eingesetzt. Der Zweck der mit großen Verlusten durchgeführten forcierten Angriffe der Russen im Zentrum der Front zwischen dem Lupkower und Uzsoker Paß sei, die dort in die russische Front weit vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Truppen zurückzudrängen.

3. April.

Das türkische Hauptquartier meldet, daß die Flotte bei Odessa zwei russische Schiffe, „Provident" und „Vastochnaja", zum Sinken brachte. Während dieses Vorganges näherte sich der Kreuzer „Medjidie" bei der Verfolgung von feindlichen Minensuchern in der Umgebung der Festung Otchakow dem feindlichen Ufer, stieß auf eine Mine und sank.

4. April.

Am Yser-Kanal südlich Dixmude besetzen unsere Truppen den von den Belgiern innegehabten Ort Drie Grachten auf dem westlichen Ufer.

5. April.

Ein russischer Angriff auf Mariampol wird unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen.

In den Karpathen wird im Laborcza-Tale und in den beiderseits anschließenden Abschnitten weiter heftig gekämpft.

Der Suezkanal.

Von Rudolph Stratz.

Das Plänklergefecht ist längst zu Ende. In der Düneneinsamkeit westlich des Suezkanals regt sich nichts mehr. Männer in Khaki liegen da auf gelbem Sand, ein Kanadier, ein Neuseeländer, ein Sikh, ein Somali. Und in den starren Augenpaaren des Amerikaners, des Australiers, des Asiaten, des Afrikaners steht die letzte Frage: Warum kam ich eigentlich vom Donner der Niagarafälle und den Geysern des Stillen Ozeans, vom ewigen Schnee des Himalaja und aus Berberas Glut hierher?

Warum? Für wen? Im Lesesaal seines Klubs in Londons Piccadilly läßt Mr. Smith gähnend die Zeitung sinken. „Was Neues?" „Nein! Nur ein paar Söldner da unten tot!"

Und Mr. Smith liest weiter in der „Times": „Sonnenschein wie immer! Man verbringt den diesjährigen Winter, fern von Blut und Flammen des Weltkrieges, auf den mollig warmen Kanarischen Inseln!" — Und nach einer Weile grinsend zu Mr. Brown: „Mehr als hundert Jahre weiser britischer Staatskunst! Erst ließen wir die Franzosen Ägypten erobern. Später den Suezkanal bauen. Dann kauften wir ihnen die Kanalaktien ab, dann steckten wir Ägypten selber in die Tasche, und dann machten wir uns die Franzosen noch zu Verbündeten! Es war wahrhaft weise — von Pitt bis Grey!"

Aber als Mr. Smith seinen Whisky intus hat, da merkt er in der dunkeln Londoner Winternacht nichts mehr von „Sonnenschein wie immer". Und noch we-

niger in seinem Innern. Schwer lastet da die Sorge: Wir haben den Suezkanal, aber wie behalten wir ihn?

Man darf sich den Suezkanal nicht als eine mächtige Wasserader vorstellen. Er mag, seit ich ihn das letztemal durchfuhr, an manchen Stellen erweitert worden sein, aber im ganzen beträgt seine Breite kaum die eines mittleren deutschen Flusses, erreicht höchstens hundert Meter. Langsam gleitet der Dampfer zwischen den ihn oft überhöhenden Dünenwänden dahin. Auf der Kommandobrücke alle Schiffsoffiziere, mit ihnen der alte französische Lotse, dessen Pilotenzeichen, das weiße P in blauem Wimpel, hinten flattert. Fremde Indienfahrer schwimmen vorbei. Neugierig mustern sich für kurze Minuten die Weltreisenden von Bord zu Bord. Braune Fellachen in indigoblauen Hemden rennen bettelnd am Ufer nebenher, fangen die Geld- und Brotstücke auf, die ihnen die Langeweile vom Deck her spendet, Hunderte schaufeln an einer abgerutschten Stelle, faschinenbeladene Kamelzüge steigen im Gänsemarsch auf und nieder, und da leuchtet schon in tausend Farben die weite Reede von Suez, weht die gelbe Quarantäneflagge von den Dampfbooten der Mekkapilger, steigt die schwarzgrüne Palmenzunge von Port Tewfik aus den lichtblauen Wellen — die 160 Kilometer Kanal, etwa die Entfernung Berlin—Halle, liegen hinter uns.

So war es im Frieden. Wie ist es nun im Krieg? Auf den schlechten Holzdruckbildern der großen Londoner Tageszeitungen schaut man ein Gewimmel bewaffneter Kerle aller Erdteile im Schatten der Pyramiden. In mir steigt die ferne Stunde auf, da ich einst an heißem Frühlingsmorgen von der flachen, etwa zimmergroßen Spitze der Cheopspyramide auf das langgeschlängelte, grüne Land Ägypten in seinem gelben Wüstenrahmen hinabsah. Welch Getümmel jetzt auf der Felsenstufe von Gizeh, unter den steinernen Augen der Sphinx. Hier, östlich des Nils und doch nahe dem drüben mit seinen Kuppeln dämmernden Kairo, ist der große Sammelpunkt für die Verteidigung des Pharaonenlandes, der bewaffnete Turmbau von Babel. Die englischen Bilder zeigen uns die Landsknechte von fünf Weltteilen in Tropenhelm und Turban, in Panama und Schottenmütze, wie sie ihre Eßvorräte zu der Zeltstadt Heliopolis schleppen, wie sie ihre Konservendosen öffnen, ihre Hammel schlachten. Es ist eine Art Fütterung der Raubtiere. Über den Krieg selber schweigt, aus guten Gründen, des Photographen Höflichkeit. Der wohnt, weit entfernt von diesen rückwärtigen, den großen Nilübergang von Bulak deckenden Hauptstellungen, draußen in den Befestigungslinien des Kanals von Suez. Dort, in den Schützengräben aus warmem, trockenem Sand — wer so etwas in Europa haben könnte! — in milder Sonne und kühlem Nordwind des ägyptischen Winters, brennt die Frage: Wie verteidigt man die Wüste? Oder für die Tapfern unterm grünen Banner des Propheten: Wie erobert man diesen Wassergraben in der Wüste?

Einen Wassergraben, der sich im Nordteil des Suezkanals, von Port Said abwärts, in Sümpfe und Überschwemmungsland, der sich in der Südhälfte in die weiten Flächen der Bitterseen verliert. Da kommt keiner durch, es sei denn, ein neuer Moses bahnte einen trockenen Hohlweg durch Salzbrake und Schilfmoor. Nur in der Mitte des Kanals, da eben, wo beim Bau die Schwierigkeiten des Durchbruchs durch getürmtes Felsengestein bestanden, liegen, wieder durch einen See geschieden, die beiden Schlüsselpunkte für den türkischen Angriff: El Kantara und Ismailia.

El Kantara heißt auf arabisch die Brücke. Hier ziehen den ganzen Tag die Karawanen von Afrika nach Asien. Hier mündet der Heerweg über El Arisch nach Palästina, der wohl so alt ist wie die Menschheit selber. Abraham und Bonaparte, Kambyses und die Kreuzritter sind ihn schon gezogen. Die Engländer haben ihn, seit sie Herren im Land sind, veröden und — natürlich aus reiner Zerstreutheit! — seine artesischen Brunnen versiegen lassen. So kann ein Heer hier nur bedächtig und mit vielen Tausenden von Lastkamelen vorrücken. Die Sicherung dieser Kamelscharen, mit andern Worten die Gewinnung der arabischen Beduinenstämme, war wohl die Hauptaufgabe der Vorbereitung dieses Feldzugs.

Die zweite Stelle, wo der Suezkanal sterblich ist, atmet im Gegensatz zu El Kantara ganz den Geist der Neuzeit: In dem Eisenbahnknotenpunkt Ismailia, im Lokomotivgepfeif und dem Rollen der Salonwagen, vereinigen sich der von Kairo und der von Suez kommende Schienenstrang nordwärts nach Port Said zu, ein militärischer Lebensnerv des Landes.

Eine dritte Einbruchlinie endlich trifft den Südausgang des Kanals. Sie führt auf einem großen Umweg vom Toten Meer bis zum Golf von Akaba, nähert sich da auf etwa 100 Kilometer der Mekkabahn als Operationsbasis und läuft im rechten Winkel weiter quer über die Sinaihalbinsel nach Suez.

Woher nun auch die Türken kommen, ein Freund empfängt sie: die Dünen der Wüste streiten für sie, türmen sich vor den Augen des Gegners, sperren mit ihrem eintönigen erstarrten Wellenmeer jeden Ausblick, blenden mit ihrer schwefelgelb zitternden Glut vielleicht selbst das Auge des Fliegers, ermöglichen jähe Überrumpelungen, zumal der Englishman nichts weniger als ein Freund des Nachtwachens und Postenstehens ist. Diese Sandwildnis verschiebt allen gewohnten Maßstab derart, daß ich einmal, im Abendrot in der Eisenbahn von Suez nach Ismailia fahrend, an eine jähe Luftspiegelung glaubte, so unwahrscheinlich, auf einen Steinwurf nahe, stand da auf einmal ein mächtiges britisches Kriegschiff mit weit vorgereckten Kanonenschlünden mitten in der Toteneinsamkeit arabischer Wüste. Dann erst die Erkenntnis: das war der von hier unsichtbare Suezkanal, auf dem der graue Riese schwerfällig wie ein Saurier der Urzeit im Dämmern dahinkroch. Beides, Schiff wie Schienenstrang, hat der Engländer jetzt der Verteidigung des Kanals dienstbar gemacht. Die Eisenbahn ermöglicht ihm, rasch Truppen und schweres Geschütz auf gepanzerten Wagen von einem Punkt zum andern zu werfen, die Schiffe hat er, mit Kanonen bewehrt, schußbereit im Kanal selbst aufgestellt, diesen gewissermaßen als einen riesigen nassen Schützengraben verwendend: Wenn die Hälfte aller Menschen auf Erden ihre Haut für England zu Markte trägt, warum nicht auch der seelenlose Suezkanal, dessen Sandböschungen hoffentlich bei den ersten Schüssen der schweren Schiffsgeschütze durch die Erschütterung des Wasserspiegels ins Rutschen geraten werden. Drüben in der Wüste spielen unterdessen scheinbar müßige weiße Wolken. Beduinenschwärme. Tausende und Zehntausende von flatternden Mänteln auf stiebenden Schimmelstuten und weitausschleudernden Rennkamelen. Umsonst die Neugierde des Tommys am Kanal, was hinter ihnen wohl stecken mag, wo dräuend Mondsichel und Morgenstern am Horizont auftauchen wird? Er kann die Schleier der Wüstensöhne nicht durch-

bringen. Er muß warten, Feinde auf allen Seiten, die Senussis im Westen schon in der Oase des Jupiter Ammon, im Süden, jenseit der Katarakte, das Zucken eines neuen Mahdistenkriegs, im Innern des Lands ein unheimliches, unterirdisches Brodeln und Kochen des Aufruhrs. Freilich, das Geschrei auf dem Fischmarkt zu Kairo darf man nicht zu ernst nehmen. Von dem verparisierten Levantiner Alexandriens, dem britischen Malteser in Luxor, dem stumpfen Nubier, dem gewerbfleißigen Kopten dürfen wir keinen Blutdurst erwarten. Auch der Fellache ist geduldig, gewohnt, der Packesel aller Herren und Zeiten zu sein, vom Pharao bis zu Th. Cook and Son. Aber die mächtige islamitische Oberschicht des Landes, die Paschas in den Städten, die Scheichs in den Dörfern, haben den Glaubenskrieg vernommen, und vor allem die freien Beduinenmassen der Wüste, stolze Stämme von uraltem Adel, deren Ahnentafeln sich nicht nur auf sie selbst, sondern auch auf ihre Vollblutstuten und Windhunde erstrecken.

Und noch eine kleine Heldenschar weilt da unten. Beim Gedanken an sie werden unsere Herzen weit und hell. Ihr seid nur wenige an Zahl, aber jeder von euch ist für sich eine Welt unüberwindlicher deutscher Waffenkraft, unerhörter Kriegskunst und Kriegslist, lachender Ritterlichkeit und todesverachtenden Muts. Heil euch, ihr übriggebliebenen, glücklich geretteten Wikinger der „Emden"! Freudig von unseren osmanischen Waffengenossen begrüßt, seid ihr im Roten Meer ans Land gestiegen. Möge eure Ankunft, ihr Sieggewohnten, ein glückbringendes Vorzeichen neuer Siege sein!

Das ist mein Oesterreich!

Von F. C. von Kuczynska.

Es waren die ersten Feldpostbriefe gekommen. Sie hatten eine freudige, siegesgewisse Stimmung von draußen mitgebracht und fanden ihr Echo daheim im Herzen des Volkes. Nie war ein Krieg noch so populär. Jubelnd, blumenbekränzt war die blühende Jugend ins Feld gezogen. Stolzerhobenen Hauptes, leuchtenden Auges hatten die Zurückbleibenden die Soldaten auf ihrem Wege zum Bahnhof begleitet. . . . Wochen fieberhafter Spannung folgten. . . . Dann wurde es stiller und stiller. Vom Kriegschauplatz keine regelmäßigen Nachrichten mehr, weder von „unten" noch von „oben", nicht von Serbien, nicht von Rußland! Klagen über die Feldpost aus übervollen, gepeinigten Herzen wurden laut. „Was geschieht? Keine Nachrichten mehr?" „Mein Vater antwortet nicht, wir haben ihm Tiroler Äpfel und warme Socken geschickt!" Die bescheidene Frau eines Korporals spart sich das Essen am Mund ab, um die paar Kreuzer für Zigaretten zu erübrigen, die sie dem geliebten Mann ins Feld nachschickt. Bald danach war die Sendung zurückgekommen: „An die Witwe des Korporals Milo Kopatschek" stand darauf. Die Frau verliert die Besinnung, als sie das ihr bekannte Päckchen wieder vor sich sieht. . . . Dann kam ein Tag — da war es, als hielte die ganze Stadt den Atem an. Fast hörbar war das Pochen ihres großen, schwellenden Herzens. Scheu und gedrückt steht das Volk auf den Straßen, demütig, und wartet. Auf dem Nordbahnhof sind die ersten Verwundetenzüge eingelaufen. Stunde um Stunde verrinnt, es wird Abend. . . . Plötzlich ist es, als werde die große Stadt wie im Fieber geschüttelt. Ein gellender Pfiff, schrill und wild, fährt durch aller Nerven wie ein Peitschenschlag: das Signal der Rettungswagen. Magere Pferde vorgespannt, holpern die Schwerrädrigen, Feldgrauen, Gitterfenstrigen düster heran wie schuldbeladen mit ihrer geheimnisvoll verborgenen Last der Schwerverwundeten. Dann in rasender Eile an ihnen vorbei die Autos mit den Leichtverwundeten. Erregend wie das Schrapnellschwirren: funkenknisterndes Rauschen durch die Nacht — ihr Sausen über das glatte Makadampflaster. Und immer dazwischen die Hupe, die angstvoll um Hilfe schreit. . . . Im tiefsten erschüttert verharrt das Volk: „Unsere Soldaten, unsere Retter, die sich für uns über alles Lob tapfer geschlagen haben!" steigt es langsam aus den Herzen empor. . . . Vor dem großen Krankenhaus in der X-straße flackert das glutrote Licht der Laterne auf und wirft einen blutigen Schein über das Rote Kreuz am Portaleingang. . . . Hastig, als wollten sie all den menschlichen Jammer im schwarzen Mantel der Nacht verhüllen, fahren nun Wagen und Autos, lautlos und dunkel, in den Spitalhof ein. Da bricht es sich Bahn wie mächtig rauschende Wasser aus den Volkstiefen — ein einziger Schrei! — ein Schrei des Dankes! Ohne Unterschied des Alters, des Standes, des Stammes — winken alle, rufen, strecken die Hände denen entgegen, die da geblutet hatten für die im sicheren Hafen, auf der Scholle Zurückgebliebenen. „Für uns, für uns haben sie sich geopfert!" Blickten beim Schein der Gasflammen die müden Augen der Soldaten sie nicht mit geheimem Vorwurf an? Und als die Heimgekehrten nun die noch unverwundeten Hände schwenkten und nach allen Seiten hin grüßten — da war der Jubel des Volkes wie ein langes Schluchzen: „Unsere Soldaten, die Helden hoch!" —

Der folgende Tag war ein herbstgoldener, sonnenumsponnener. In den Bäumen hing das gelbe Laub wie leuchtende Bernsteintropfen. Die Luft, sommerlau, wagte kaum zu atmen. Ein Vogel sang auf dem Ahornbaum sein friedliches Lied. Tobte wirklich an unseren Grenzen der menschenmordende Krieg? — Auf der breiten, leinenzeltüberdachten Spitalterrasse, die vorspringend aus dem oberen Stockwerk des klosterstillen, ehrwürdigen Krankenhauses wie ein großes Vogelbauer über den wogenden Baumkronen des Lazarettparkes hing, waren die Verwundeten gelagert. Anstoßend an die offene Verandatür, im großen Saal des Spitals: die Schwerverletzten, von Sonne umspielt, Bett an Bett, bleich, in seliger Ermattung, und lächelnd, mit unvergeßlichen Augen, die Unbeschreibliches ausdrückten. Keiner, der nicht seine körperlichen Qualen bezwungen, den nicht ein Glanz von innen umstrahlt hätte! Sie fühlten es alle, die von der Front Wiedergekehrten, sie durften stolz sein! Sie sahen es in den Augen der anderen, die sie mit Liebe umgaben, sahen es in den hellen Tränen, die aus diesen Augen liefen, sahen es in der Hingabe ihrer Mitmenschen, in der Bewunderung und stummen Ehrfurcht bescheidener Zärtlichkeiten. Ihre Krankenschwestern, die lautlos und strahlend zwischen den Betten gingen und mit liebkosender Hand ihren Dienst versahen, ihre Angehörigen, die mit leuchtendem Staunen bei ihnen saßen.



Ein ungarischer Feldwebel: wilde, starke Haare über der braunen niedrigen Stirn; mächtig Nacken und Brust; breiter untersetzter Bau, der ganze Mann ein Stück von Eisen. . . . Aufgerichtet sitzt er in den weißen Kissen. Manchmal ballt er die Faust vor Schmerz — dazwischen erzählen seine schnellebigen Augen und sein energischer Mund unter dem schwarzen Stoppelbart, wie es da „oben" zugegangen ist. „Unser Herr Oberst weg! Dann der Major, der Hauptmann wie hingemäht! Der Leutnant so weit fort von uns, daß wir seine Stimme nicht mehr vernehmen können!" Da hatte er die Kompagnie allein befehligt. Sechs Stunden hatten sie sich gegen einen zehnfach überlegenen Feind gehalten . . . der sich bei Sonnenuntergang zurückzog. Erst der dritte Schuß hatte ihn niedergestreckt. Da hatte er noch taumelnd gerufen: „Kein Mann zurück! Im Gehölz Deckung suchen!" Und lag im Gehölz, furchtlos, ohne Klage, stundenlang seine Mannschaft anfeuernd. Am Bett dieses Tapferen sitzt sein Weib, eine schöne junge Bäuerin: braunes Haar, mageres Gesicht, große hungrige Augen — ein Murillokopf. Schwarzes Wolltuch um den schmächtigen Körper geschlungen. Sie spricht Ungarisch, fremd blickt sie sich im Saale um. Immer wieder die Augen starr auf ihren Mann gerichtet, streichelt sie unaufhörlich seine knochige Rechte — als habe wochenlange Angst und verhaltener Schmerz sie zu Stein verwandelt, so unbeweglich sitzt sie. Manchmal gleiten ihre Blicke leise wie Samt an dem Manne auf und ab . . . eine bebende Frage ist auf ihren Lippen, „ob er noch leben **kann**, noch leben **wird** — für sie — für das kleine Kind daheim?" . . . Draußen auf der Terrasse im vollen Sonnenlicht: das Gegenstück zu dieser Frau, eine andere, ein Thusneldentypus — das Germanenblond ihrer Haare funkelt. — Lebhaft plaudernd, das glühende Gesicht von Tränen naß, sitzt sie, die große Gestalt zusammengedrückt, auf einem niederen Schemel zu Füßen ihres „armen Hascherls", wie sie den Mann auf der Tragbahre nennt. — Manchmal wischt sie sich beschämt die rotgeschwollenen Augen. „Nun, jetzt habt Ihr ihn ja wieder!" sagt die Krankenschwester, die dazu kommt. „Freilich! Freilich!" Und bebend deutet sie auf seinen zerschmetterten Arm. Er, ein elastischer Mann, noch erschöpft von der langen Reise. „Deutschmeister", wie er mit Stolz bemerkt, meint leichthin: „Aber, Frau, mach doch kein Geschrei wegen den Kratzer!" „Ja so? Ein schöner Kratzer das! Vier Finger sind fort, euer Gnaden, und im Knochen, im Arm steckt auch noch eine Kugel. Aber wann er mir ohne Händ und Füß zurückkommen wär, ich hätt mein Gott gedankt! Nur grad, daß er wieder da ist!" Aber es hat ja so sein müssen, endlich mußt einmal ein End werden mit den Serben und den Russen! So war's nimmer weiter gangen! Früher oder später war's kommen, besser jetzt als nachher, wann's noch mehr gerüstet hätten. . . Diese einfache Frau aus dem Volke hatte das rechte Wort gesprochen, dem alle anderen einmütig zustimmten. Das sagte auch der neunzigjährige Großvater von der Slowenenfamilie! Ein Bild von Ruzizka, dem bekannten Wiener Genremaler — so wie es dieser Seelenkenner des slawischen Volkes sooft der Natur abgelauscht hat — diese Slowenenfamilie! Vier Menschen, die da im vollen Sonnenlicht im großen Saal um das Lager des Sohnes saßen, eines strohblonden, starkknochigen Bauernburschen mit hellen, großen Vergißmeinnichtaugen, die treuherzig aus dem Milch- und Blutgesicht hervorblickten. Vom Lande waren sie zu dem Verwundeten in die Stadt gekommen. Die Hofbäuerin steif, ernst, grobknochig wie ihr Sohn, im geblümten weiß und roten Kleid, reichgestickter Schürze, rotweißer Seidenhaube, Silbertaler um den Hals, hält die große Geldtasche fest in Händen. Ihr Mann, der kleine, geschäftige, aber schüchterne Mensch, der hellhaarige, kluge Bauer macht den Dolmetsch — die anderen drei sprechen nur Slowenisch. Teilnahmvoll deuten wir auf den jungen Bauer, was ihm wohl fehlen möge . . . er deckt sich auf . . . der Fuß ist amputiert. Die Bäuerin zuckt zusammen. Ihr Stolz! Ihr Ebenbild! Ihr Sohn . . . ein Krüppel! Nun bleibt ihr nur der alte Großvater und der schwächliche kleine Mann! Der Neunzigjährige aber verzweifelt nicht so schnell wie sie. Er tröstet die Tochter: „Es gäbe sehr gute Holzbeine, die ihren Dienst viel besser versähen als die echten! Sie möge nur an Pepu Velitsch denken, der im Jahre 78 im Bosnischen Krieg gewesen." Die Mutter seufzt: „Es hat so sein müssen!" — Und nun erzählt der blonde, tapfere Junge, wie viel Russen er erschlagen. Die Zähne der Frau knirschen vor Befriedigung, denn diese Russen haben ja ihren Liebling so böse zugerichtet, und auch der Alte trommelt froh mit den Fingern auf der Bettdecke. „Werden sie schon noch kriegen, die Kerle, und ihnen den verlorenen Fuß schon heimzahlen! Der liebe Gott wird's schon machen! Nicht ein Russe darf mehr davonkommen. Das Goldkind, der Peter, sagt ja auch: wie die Fliegen lassen sie sich fangen, haben Sand statt Fleisch in den Konservenbüchsen — ja, werden sogar irrsinnig aus Angst vor der Knute!" So schwatzt der Alte. Der kleine Bauer verdolmetscht es und blickt gerührt auf sein Kind, den jungen Helden. . . . Unter die Verandatür ist nun ein blutjunger Bursche, ein „Steirer Bua", wie er sich vorstellt, getreten und kommt auf Krücken in den Saal gehumpelt. Fröhlich blicken seine braunen, glänzenden Gemsenaugen sich um im Kreise, und ein Juchzer scheint ihm in die Kehle zu steigen. Sein Rücken ist ganz verbogen und gekrümmt. „Von der Vergiftung!" erklärt die Krankenschwester, und der Soldat beginnt zu erzählen: „Durchwaten der Flüsse, Versinken im Sumpf, Verschmachten im Sand! Fünf Tage kein Wasser, keine andere Nahrung als rohe Rüben, faulige Kartoffeln, die sich die Soldaten selber ausgegraben, und Erde, feuchte Erde, die sie an die Lippen gehalten hatten. Knietief der Sand, der Train kam nicht nach — oder wurde abgefangen. „Jetzt habens eine Feldbahn draußen! Rinde und Blätter haben wir gegessen. Durchs Wasser sind wir geschwommen und geradeswegs in den Kampf mit leerem Magen! Wer hält das aus? Und doch haben wir's ausgehalten. . . . Einmal wurde bei einem Dorf Rast gemacht. Einer von den Kameraden hatte ein Packerl Kaffee erhascht . . . Da machten wir ein Feuer bei einer Hütte, holten uns Wasser vom Brunnen, und bald brodelte es lustig im Kessel. Als wir gerade unsern Kaffee schlürfen, kommt eine hübsche, Bäuerin und sagt: „So bitter!" Ich nehme das Stückchen Zucker, das sie mir freundlich bietet. Eine Stunde später bin ich steif wie ein Holz. Bin dann wochenlang im Spital in Z. . . . gelegen, ohne ein Glied zu rühren, nur mit dem Augendeckel habe ich noch ein wenig geklappt." „Tollkirschensaft"! erklärt die Krankenschwester und fast liebkosend: „Es wird schon wieder gut werden!" Ein feuchter Schimmer ist in ihren Augen.

. . . „Mutter, d' Kugel, d' Kugel!" ruft eine aufgeregte Stimme jetzt. Ich sehe einen Soldaten sich im Bette hochaufrichten und eifrig nach etwas suchen. Erschrocken holt das alte Mütterchen die Reliquie ihres Sohnes aus der Schublade hervor: „Hier, hier!" „Jessas, ich hab mir



denkt, sie ist in Verlur g'raten!" Und mit kindischer Freude zeigt der flotte Bursche uns die aus seiner Schulter entfernte Kugel, die ihm so viele Schmerzen bereitet hat, und das Röntgenstrahlenbild, auf dem sie noch im Arm steckend zu sehen ist. Dieses Bild ist seines Daseins höchster Schatz geworden, der Talisman, der ihn ein ganzes Leben hindurch an seine heiligste Stunde im Kampf um die höchsten Güter gemahnen soll. „Gelt, Mutter, d' Kugel hebst mir gut auf! Wann ich nur schon wieder g'sund war und könnt wieder in Krieg!" — Alle sagen das gleiche, sagen es mit derselben Begeisterung. Ein vierschrötiger Kaiserjäger, eine Prachtausgabe der Natur, Andreas-Hofer-Kopf, ruft, auf seinem Bettrande sitzend, dazwischen: „Söll moan i! Do alleweil sein Zeit verliagn, und i han no so verfluacht viel Patronen g'habt zum Verschiaßen! Höllisch schad ischt 's drum!" Ein Salzburger, auch ein Hüne, gewachsen wie ein Baum, schlägt dem „Hofer" lachend auf die Schulter: „Um d i war's schad g'wesen, wennst hin worden warst! Um an jeden Tiroler is schad, wenn er nimmer heimkommt. Der da hat sich immer noch sein Pfeif'n ausklopft; wia d' Kugeln eingeschlagen hab'n, da is er in sein Graben drin g'legen und hat g'rufen: „Wart's nur, es Ludern, i kimm scho, wann i nur erst mei Pfeif'n ausg'raucht hab! Einmal hat ihn a Schrafnelstückerl am Bauch troffen, da hat er's mit der Hand abgwehrt und geschrien: ‚Weg mit dem Schmarren!'"

„Warscht denn dabei?" meint der Tiroler, dem das Lob schon zu viel wird. „Und von dir selba weischt gar nix Guats?" „No brauchst nicht grad rot z' werden wegen der goldenen Tapferkeitsmedaille auf deiner Brust!"

„Eine große Familie diese Soldaten!" Bismarck hat einmal gesagt: „Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen jedermann, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, essen verschimmeltes Brot." „Dasselbe gilt für unsere Österreicher! Finden Sie nicht, Schwester?" Sie nickt und führt uns alsdann zu ihren besonderen Lieblingen. „Dieser", sagt sie, auf einen kreuzfidelen Wiener deutend, „ist schon seit Wochen hier. Er wurde uns, eine blutende Wunde der ganze Mensch, bei Nacht und Nebel hergebracht — sterbend — Gott hat ihn gerettet!" „Und Sie, Schwester, und der Herr Primarius!" sagt der Mann mit dankbarem Augenaufschlag. „Tagelang ist er mit schrecklichen Wunden in einem Pflaumengarten ohne Speis und Trank, ohne Hilfe unter Bäumen gelegen: kein Arzt, kein Verband! In den Verbandplatz war eine Granate gefahren und hatte zwei Schwestern und den Arzt getötet. Endlich hat man ihn gefunden . . . hat ihm von Stunde zu Stunde Kampferinjektionen gegeben! Seine verschmachtenden Lippen haben immer noch gesungen: Immer fesch und munter, ein Wiener geht net unter, daß es den Kameraden kalt den Rücken herunterlief." Leise nur und bescheiden lächelt der Wiener: „Schwester, wär ich nur wieder so weit — mit meiner einen Krücke wollt ich mehr als tausend Russen erschlagen." — Unterdessen ist ein Soldat an seinem Kriegsstock hereingekommen. Er schwenkt ein Zeitungsblatt, und sein Gesicht strahlt. Er spricht nur Polnisch. Ein Husar: kleine Statur, geschmeidig, bewegliche Augen. Er ist schon ein paar Tage hier, erzählt von Galizien, seiner Heimat. Bis zu den Schultern ist er durch Flüsse gewatet . . . drei Kosaken hat er, der einzelne Mann, in die Flucht gejagt! Dem einen die Lanzenspitze fortgeschlagen, der zweite sticht ihm sein Pferd unter dem Leibe fort, er hinunter, aber sofort wieder auf den Beinen . . . ihm eins mit dem Säbel versetzt, daß er tot hinfällt . . . die beiden anderen nehmen Reißaus! Er ihnen nach, seinen Karabiner heraus und schießt sie von den Pferden. Dann macht er sich ans Einfangen der Pferde! Eine Leistung! Die wütenden Tiere beißen, stampfen, schlagen aus; ein Hufschlag trifft ihn am Knie — tut nichts, die Luder müssen parieren! Hinkend, aber die drei wilden Steppentiere am Zügel, kommt der schneidige Husar ins Lager zu seiner Eskadron zurück. Sein Gesicht wird jetzt immer strahlender, er kommt näher heran, deutet auf das polnische Zeitungsblatt: „So heiße ich! Leo Bradinski! Da steht's!"

„Er hat heute früh die silberne Tapferkeitsmedaille erhalten und ist zum Korporal avanciert — er hat's selber erst durch die Zeitung erfahren; ein famoser Mensch, hat ein Heldenstückel nach dem andern aufgeführt!" sagt die Schwester bewundernd. Aber schon ist sie an das Bett eines böhmischen Soldaten getreten. „Der ist schwer verletzt, aber immer guter Dinge! Er ist redselig wie zumeist alle Slawen, die geborene Erzähler sind."

Er spricht gut und mit selten klangvoller Stimme. Ich denke mir: Wenn es dämmerte und er im Schützengraben lag, da sang er wohl eines seiner wehmütigen Heimatlieder, bei denen dem Deutschen Tränen in die Augen kommen, wenn er sie hört. Er winkt uns mit den strahlenden blauen Augen näher zu sich heran. Nur zu gern läßt er seine Phantasie schweifen: „Hinterm Heuhaufen liegen wir und schießen. Mir ist die Deckung aber zu hoch. Ich drüber hinaus und hinauf und nun los auf die Russen! Mein linker Fuß, der hervorschaut, wird von den feindlichen Kugeln getroffen; ich bleibe hinter dem Heuhaufen liegen; ein Korporal legt mir nur schnell einen Notverband an. Als mich am andern Tag die Patrouille findet, trägt sie mich ein Stückchen des Weges weiter, in bessere Deckung hinter einen Strohhaufen. Da bleibe ich wieder allein, schlafe ein, und als ich erwache, ist der Strohhaufen fort! Die Kugeln bestreichen das Feld und kommen bis zu mir. Ich denke mir: Halb kaputt bist du schon, Honsa, wenn es aber so fort geht, bleibt im Kugelregen nichts mehr von dir übrig, da versuche lieber, auf allen Vieren fortzukriechen! Über Äcker und Felder, wie ein angeschossener Hase, stundenlang bin ich gekrochen, dem Verschmachten nah, bald über Sand, bald über Moorgrund, bis ich endlich das Feldspital erreichte und aufgeladen werden konnte. Nach zwei Wochen war ich geheilt und wieder im Gefecht ... und dann erst traf mich" . . . „Sie sollen doch nicht sprechen!" unterbricht die Schwester. „Ach, ich bin ja bald wieder gesund, ich brenne schon darauf, wieder an die Front zu kommen!" — Und mit forschendem Blick: — „Wie steht es in den letzten Tagen mit uns, Euer Gnaden?" „Gut," sage ich, „die Deutschen und der Hindenburg sind nah . . ., die werden uns helfen, so Gott will!" „Slava!" Er greift an seine Stirn, als salutierte er. „Slava! Die Deutschen!" Er schlägt ehrlich begeistert seine blauen Augen auf. Bei dem Worte „Slava" haben sich zwei in ihren Betten aufgerichtet, die leise Zeichen des Einverständnisses miteinander tauschen. Niemand kann hier mit ihnen reden, außer einer Nonne, die Kroatisch spricht. Beide von dem gleichen kühnen Bosniakentypus: scharfe, feine Nase mit den beweglichen Flügeln, kohlschwarze Haare, Augen, die dunkel brennen. Beide aus demselben Heimatdorf, und haben beide den linken Arm in der Binde. Überrot vor Freude werden sie bei den paar kroatischen Worten, die wir stotternd hervorbringen, und die ihnen sagen, daß sich die Kroaten im Krieg so brav

geschlagen haben. Sie antworten (und die Nonne übersetzt): „Schon recht... muß sein, muß sein... dieser Krieg sehr gut, macht wieder Menschen.... Gottes Strafe für uns... sind wir zu viel ins Wirtshaus gegangen ... haben gelumpt... Menschheit muß leiden, war zu üppig"... Der eine erzählt: Bei Kraßnik wird sein Major schwer verwundet. Er, Ilic, schleppte ihn aus der Gefechtslinie. „Ilic, laß mich nicht in die Hände der Feinde fallen, mach lieber ein Ende mit mir!" Stundenlang trägt Ilic den schweren Mann bis ins Gehölz, wo sie die Nacht verbringen. Ilic hat einen leichten Schrapnellschuß in die linke Hand erhalten. Er fühlt ihn kaum. Eine wahre Raserei hat ihn gepackt. Am Waldsaum noch feuert er tollkühn alle seine Patronen bis auf zwei auf die Feinde. Dann geht es weiter, den Major auf der Schulter, den Feind auf den Fersen. Ein endloser Marsch... Umherirren im Wald, endlich eine Straße, nicht weit ein Dorf. Es gelingt, einen Heuwagen aufzutreiben. Ilic nimmt den Todkranken auf seinen starken Arm und bettet ihn sanft wie ein kleines Kind in den Karren. Der fährt eine Weile in die dunkle Nacht hinaus, dann wirft er um. Eine abgekartete Sache zwischen dem Fuhrmann und den Bauern! Ilic hat es sofort begriffen, und während der Kutscher in einem Bauernhaus, angeblich um das schadhafte Rad auszubessern, verhandelt, schießt er ihn mit todesmutiger Zielsicherheit von draußen durch das offene Fenster nieder. Dann schwingt er sich mit übermenschlicher Kraft mit seinem kranken Herrn auf das kleine, starke Karrenpferd und jagt blindlings davon. Kreuz und quer, über Stock und Stein, im Waldesdunkel den Abhang hinab! Ein Todesritt! — Endlich bei Frühlichtschein stößt er auf eine österreichische Patrouille, die ihm den Weg zur Sanitätskolonne zeigt. Ilic hatte nicht an seine eigene Wunde gedacht, hatte sich immer wieder aufgerafft, hatte Hunger und Durst gelitten und dem Todkranken löffelweise seinen letzten Tee zu trinken gegeben. Als er seinen Herrn in Sicherheit und auf der Eisenbahn zur Heimat geborgen weiß, bricht er vor Erschöpfung zusammen und kommt erst wieder im Spital zu sich, wo er nach der Handamputation seinen Freund Milanec an seiner Seite findet, der so wie er die Hand im treuen Herrendienst verloren hat.

... Als wir nun durch den Lazarettgarten kamen, fanden wir auch hier alle Bänke von Verwundeten besetzt. Einige schlendern langsam über die weißen Kieswege und plaudern heiter von ihren Erlebnissen, andere besprechen heftig gestikulierend ihre böhmischen, polnischen, ungarischen, italienischen Zeitungen mit den Kameraden. Ich sehe einen in der Sonne des Gartens sitzen, auf der Rasenbank, und friedlich lächeln. Die Arme hängen ihm lässig herab. Sein aschblondes Haar, der kindliche Mund, die milden Augen geben dem jungen Menschen das Aussehen eines Heiligen. Ein Sonnenflor wie Glorienschein umstrahlt sein Haupt. Ich muß an das Bild des heiligen Aloisius von Gonzaga denken, dem die Mädchen bei der Marienandacht Lilien bringen. Er scheint auf den Fall der Blätter und auf die Stimmen der Amseln in den Bäumen zu lauschen. Er hält die Hand einer alten Frau in der seinen und spricht sanfte Worte zu ihr: „Mutter, so trösten Sie sich doch!... Was liegt denn an mir?! Könnt' ich nur wieder in den Kampf ziehen!" Und ein Schatten gleitet über seine Züge. „Aber damit ist's nun aus!!" — Blind! — „Wo fehlt's denn?" „Die Augen!" sagt die Mutter tonlos und auf die Schläfe deutend: „Da ist die Kugel hineingegangen", und auf das Auge deutend: „da hinaus!" „Also blind? Und so jung!" „Ja, neunzehnjährig!" Und die Alte drückt des Sohnes Hand fest und liebevoll. „Das ist meine Kriegsteuer gewesen, mein Kind! Jeder muß fürs Vaterland Opfer bringen... der Sohn die Glieder, die Mutter ihr Herzblut. Wir Kärntner sind nie hintangestanden, wo es galt, für Kaiser und Reich sein Leben einzusetzen!"

Im tiefsten bewegt, verlassen wir den sonnigen Spitalsgarten, wo unter Kastanienbäumen der stille Dulder sitzt und in den Himmel träumt. Eine Stätte nicht des Leidens, nein, der heiligsten Freude, der erhabensten, edelsten Schule für die Menschheit schließt sich hinter uns. Wir nehmen in unserer Brust ein fast ekstatisches Gefühl mit uns fort: die Sehnsucht, Opfer zu bringen, die diesen gleichen; den brennenden Wunsch, es den andern nachzutun an Liebe, Hingabe, Tapferkeit. Einen Blick in die kristallhelle Tiefe eines Bergsees haben wir getan, der uns bis auf den eigenen Grund erhellt und erfrischt hat. Mit einem solchen Volk müssen wir siegen!

Nach manchen törichten Zerwürfnissen und Streitigkeiten wieder zu einer großen Aufgabe vereinigt, hat der Krieg alle unsere Kräfte zu einem einzigen Interesse zusammengebunden. Eine Wiedergeburt der Völker Österreichs.

Der Krieg ist ein Arzt für uns geworden, dessen strenge Chirurgenhand das einzige, das blutigste Mittel anwandte, um das gesunde Leben in dem oft rebellischen Organismus zu erhalten!

Die zusammengestanden sind in Not und Tod, wird nichts mehr trennen! Nicht die Wühlereien an unseren Grenzen, nicht die nationale Herrschsucht der verschiedenen Stämme, nicht die papiernen Zänkereien unserer Staatsmänner, nicht die Gewissenlosigkeit fanatisierter Hitzköpfe werden den reinen Instinkt und treuen Sinn des Volkes verwirren können! Seine heiligsten Lebensinteressen haben es gezwungen, sich auf sich selbst zu besinnen und einig zu sein im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, gegen das Ungeheuer des Sechsmächtebundes, das sein bluttriefendes Gorgonenhaupt drohend wider uns erhoben hat.

* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die schwere Gefahr, die uns bei Ausbruch des Krieges vor acht Monaten bedrohte, der Kampf um Sein oder Nichtsein, erscheint wohl heute in anderem Lichte. Militärisch und wirtschaftlich hat sich unsere Kraft erwiesen in der Abwehr und im Gegenangriff. Von der Überzeugung beseelt, daß der Angriff auf Deutschlands Einheit den gemeinschaftlichen Anstrengungen unserer Feinde nicht gelingen darf, haben wir opferfreudig standgehalten und sind auch fernerhin entschlossen standzuhalten, welche Dauer dieses von uns nicht gewollten Krieges die Entwicklung der Ereignisse erfordern sollte.

Im Osten steht seit einer Woche eine ungeheuerliche Schlacht am Karpathenwall. Ungeheuerlich durch die Massenaufopferung russischen Menschenmaterials und durch den gebirgigen Schauplatz. Mit übermächtigen Kräften suchen die Russen die Stellungen an der Duklasenke, am Lupkower und am Uzsoker Paß zu erzwingen. Sie haben gewaltige Massen angehäuft und werfen sie in unmenschlicher Weise ins Feuer. Aber mit elastischer Nachgiebigkeit wird der plumpe Anprall von unseren verbündeten Truppen aufgefangen und verliert dadurch sein Übergewicht. Die Stoßkraft erlahmt an den beweglichen Verteidigungschichten im zerklüfteten Berggebiet.





Hofphot. Kühlewindt.

Sven Hedin beobachtet die Kämpfe östlich Suwalki.
Vom östlichen Kriegschauplatz.

Ist auch das Ziel dieses russischen Ansturms verständlich in dem Bestreben, die vorgeschobene diesseitige Stellung über den Karpathenwall wieder zurückzudrängen und die fatale Durchbrechung der russischen Front durch Forcierung der drei Pässe und durch Rückeroberung der vor zwei Monaten eingebüßten Abschnitte auszugleichen; ist es auch verständlich, daß zu diesem Zweck die gesamte Masse der freigewordenen Zernierungsmannschaften von Przemysl hier eingesetzt wird: dennoch ist die enorme Vergeudung an Menschenmaterial schier unfaßbar.

Auch an der Reichsgrenze zwischen Pruth und Dnjestr sind überlegene russische Angriffe blutig abgewiesen. Stumpfsinnig fluteten immer neue Reserven heran wie Brandungslinien, die am Strand auflaufen und zusammenbrechen. Es wurde gemeldet, daß zehn bis fünfzehn Reihen hintereinander ins vernichtende Feuer vorgeschickt worden sind.

Es liegt nahe, so teuflich der Gedanke ist, ein besonderes Motiv für diese Massenopfer zu vermuten. Als ob die treibenden Kräfte in Rußland eine Entmannung des eignen Volkskörpers bezweckten, etwa um eine innere drohende Gefahr von sich abzuwenden, wenn einmal nach Friedenschluß dieses Volk Einkehr hielte im eigenen Haus.

Inzwischen ist mit dem Einfall der mordbrennerischen Horden im äußersten Nordostzipfel Ostpreußens aufgeräumt. Nach nächtlichem Vorstoß des Majors von der Horst und nach erbitterten Kämpfen unter General von Papprits' Leitung wurde durch Sturmangriff bei Tauroggen Entscheidung herbeigeführt und der letzte Russe von deutschem Boden vertrieben.

Die Märzbeute Hindenburgs ist mit 55,800 Gefangenen, 61 Maschinengewehren und 9 Geschützen gebucht, die der Österreicher mit 39,942 Russen, 183 Offizieren und 68 Maschinengewehren. Von den Totenopfern der Russen zu schweigen.

Im Westen bestehen die unerschütterlichen Beschützer Deutschlands gleichfalls harte Proben. Die Behendigkeit, mit der sich in den Stellungskämpfen die Franzosen in einer von ihrer Artillerie geschlagenen Bresche festsetzen, erfordert an solchen Punkten eine Sappenarbeit, wodurch die Eindringlinge „abgequetscht“ und in kurzer Zeit durch Minenangriff und Handgemenge erledigt werden. Das ist darunter zu verstehn, wenn französischerseits vereinzelter „Geländegewinn“ gemeldet wird.

Fest verbissen ringen wir mit dem Gegner auch im Westen Brust an Brust. Besonders heftige Kämpfe gab es neuerdings im Priesterwalde. Französische Vorstöße wurden abgeschlagen, und dem Gegner wurden beim Gegenangriff schwere Verluste beigebracht.

Im Oberelsaß westlich Mülhausen wurde ein Angriff auf den Höhen von Niederaspach abgeschlagen, der jedoch mit den Kämpfen um den Hartmannsweilerkopf außer Zusammenhang steht.

Versuche belgischer Truppen, das Klosterkoekgehöft bei Dixmuiden zurückzugewinnen, wurden gleichfalls abgewiesen, auch der Ort Drie Grachten, den sie besetzt hatten, ihnen abgenommen.

Der Luftkrieg wurde in hartnäckigen Plänkeleien der Flugzeuge fortgeführt.

An den Dardanellen ist nach zehntägiger Pause von



russischem Schiffsgeschütz Eregli beworfen worden. Angeblich erwarten die Gegner Verstärkungen ihrer vereinten Flotte, es wurden englische, französische und ein russisches Schiff mit diesem Ziel namhaft gemacht. Übrigens bestätigt es sich, daß die russischen Granaten amerikanischer Herkunft sind.

Unsere Gegner deuten eine kurze Fahrt des Generals von der Goltz im Auftrag des Sultans über Bukarest ins Deutsche Hauptquartier aus.

Bemerkenswert ist die geheimnisvolle Reutermeldung, Grey habe mit dreiwöchigem Urlaub London verlassen. X.

Der Seekrieg.

Der Unterseebootskrieg geht seinen Gang weiter, und seine Wirkung beginnt sich zu vertiefen. Wenn von England aus, um das Gegenteil zu beweisen, Zahlen ein und aus zu laufener Dampfer in die Welt gesetzt werden, so ist das einmal billig, denn niemand kann sie nachprüfen, vor allen Dingen aber beweist es gar nichts, denn es kommt nicht darauf an, daß gar keine oder nur wenige Fahrzeuge ein und aus laufen, sondern darauf, daß so viele vernichtet werden, daß die Schiffahrtsbedingungen, das heißt Frachten, Löhne und Versicherungen, so hoch werden, daß sie für den Unterhalt Englands unerträglich sind. Die hohen Frachten, Löhne und Versicherungen treten auf allen Schiffen ein, auch auf den nicht versenkten, und sollen und werden die Lebensbedingungen immer drückender gestalten und Geld ins Ausland abführen. Die Bedrohung des Truppen- und Kriegsmaterialnachschubes läuft als direkt militärisches Ziel selbstverständlich noch nebenher. Daß dieser Angriff auf Englands Leben wirkt, davon sind die englischen Zeitungen selbst voll, beunruhigt stellen vor allen Dingen eine größere Zahl von Zeitungen fest, daß wohl größere, schnellere und damit leistungsfähigere Unterseeboote ihre Tätigkeit aufgenommen haben müßten, daß damit eine erheblich stärkere Gefährdung der Schiffahrt eintrete und die Aussichten geringer würden, die Unterseeboote durch Dampfer zu rammen. Die Times schließt es auch aus den hohen Nummern der Boote und führt dafür „U 32“ und „U 36“ an. Über die Zahlen der versenkten Dampfer und die Wirkung dieses Krieges auf die Lebensbedingungen Englands in Zahlen wird besser erst nach einem etwas größeren Abschnitt gesprochen.

Im übrigen steht immer noch die Dardanellenaktion Englands und Frankreichs im Brennpunkt des Interesses, auch nachdem der Angriff des 18. März zu einer entscheidenden Niederlage geworden ist. Die Aktion findet aber gegenwärtig hauptsächlich auf dem Papier statt. Zunächst wurde gemeldet, daß in einem Admiralsrat ein neuer Angriff beschlossen sei, dann wurde gemeldet, daß der Angriff durch schlechtes Wetter verschoben sei, dann versuchten, nach einer nichtamtlichen Nachricht, Torpedoboote und Minensuchfahrzeuge an die Minensperren heranzukommen, ohne Erfolg. Erfindungen wurden, namentlich aus Athen, in die Welt gesetzt über erfolgreiche Fortsetzung der Beschießung. In Athen selbst geben aber Pressestimmen ganz unzweifelhaft der Genugtuung darüber Ausdruck, daß Griechenland nicht beteiligt sei. Dann wurde von neuen unfehlbaren Methoden zur Bezwingung der Dardanellen geredet und von neuen Vorbereitungen auf einen kombinierten See- und Landangriff. Geschehen ist — Nichts. Es muß also wohl das schlechte Wetter recht lange anhalten. Aus Petersburg wird zur selben Zeit berichtet, daß man den Mißerfolg der englisch-französischen Flotte nicht bedaure. Das ist durchaus verständlich, denn selbst wenn England und Frankreich vor Konstantinopel wären, wäre Rußland noch lange nicht da, sein Wunsch, dort zu sein, steht mit seinen Machtmitteln dazu nicht im Einklang. Die Schwarzmeerflotte ist nicht in der Lage, die Bosporus-Einfahrt zu erzwingen. Was sie vor einigen Tagen in der Nähe — aber nicht sehr nahe — beim Bosporus aufführte, kann nur als Komödie bezeichnet werden. Nachdem sie auf einige kleine, weiße Häuschen in respektvoller Entfernung von Festungswerken einige hundert Schuß abgefeuert hatte, entfernte sie sich, nachdem der russische Admiral den Streitkräften seinen Glückwunsch zu dem historisch bedeutsamen Tag der ersten Beschießung des Bosporus ausgesprochen hatte.

Gerüchte über Bereitstellung von Landungstruppen gegen die Dardanellen kommen aus allen möglichen Teilen des Mittelmeeres. Die Menge verstärkt ihre Glaubwürdigkeit nicht. Selbst wenn die Verbündeten eingesehen haben, daß Dardanellen so gut wie Bosporus nur offen sein werden, wenn sie von Landungstruppen vollkommen erobert sind, und daß ohne große Armee ein Erscheinen vor Konstantinopel ganz nutzlos ist, darf man immer noch mit vollem Recht bezweifeln, ob eine solche Landarmee von den Verbündeten aufgebracht werden kann, denn sie muß nach Hunderttausenden zählen, nicht nach Tausenden. Bei Konstantinopel steht eine große Armee, die neugebildete Dardanellen-Armee aus türkischen Kerntruppen, bereit unter Befehl des Marschalls Liman v. Sanders, ebenso wie die Dardanellenverteidigung selbst ganz unabhängig hiervon durch Rat und Tat deutscher Marinebefehlshaber in einer Bereitschaft ist, die ihre Feuerprobe schon bestanden hat und dadurch ganz gewiß nicht geringer geworden ist.

v. K.

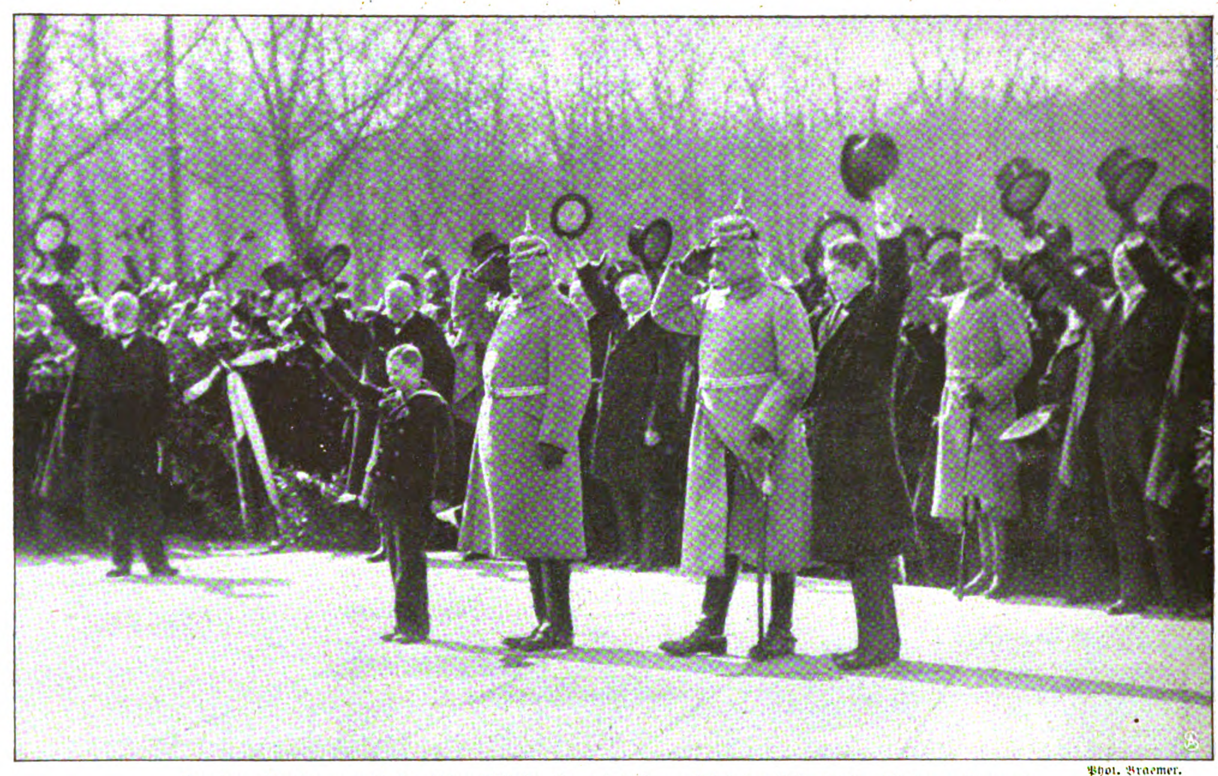


DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Groß.

Der Bismarcktag in Berlin: Die Feier vor dem Denkmal.



Phot. Braemer.

Vordere Reihe, von links: Prinz Wilhelm, Generaloberst von Kessel, der Reichskanzler, Fürst von Bismarck.

Von der Bismarckfeier in Berlin: Während des Kaiserhochs.



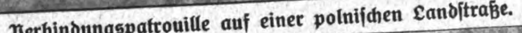
Hofphot. John Thiele.

Die Rektoren der deutschen Universitäten in Friedrichsruh.





Vorgehende Artillerie. Nach einem Original unseres Spezialzeichners Erich Mattschaß.



Verbindungspatrouille auf einer polnischen Landstraße.

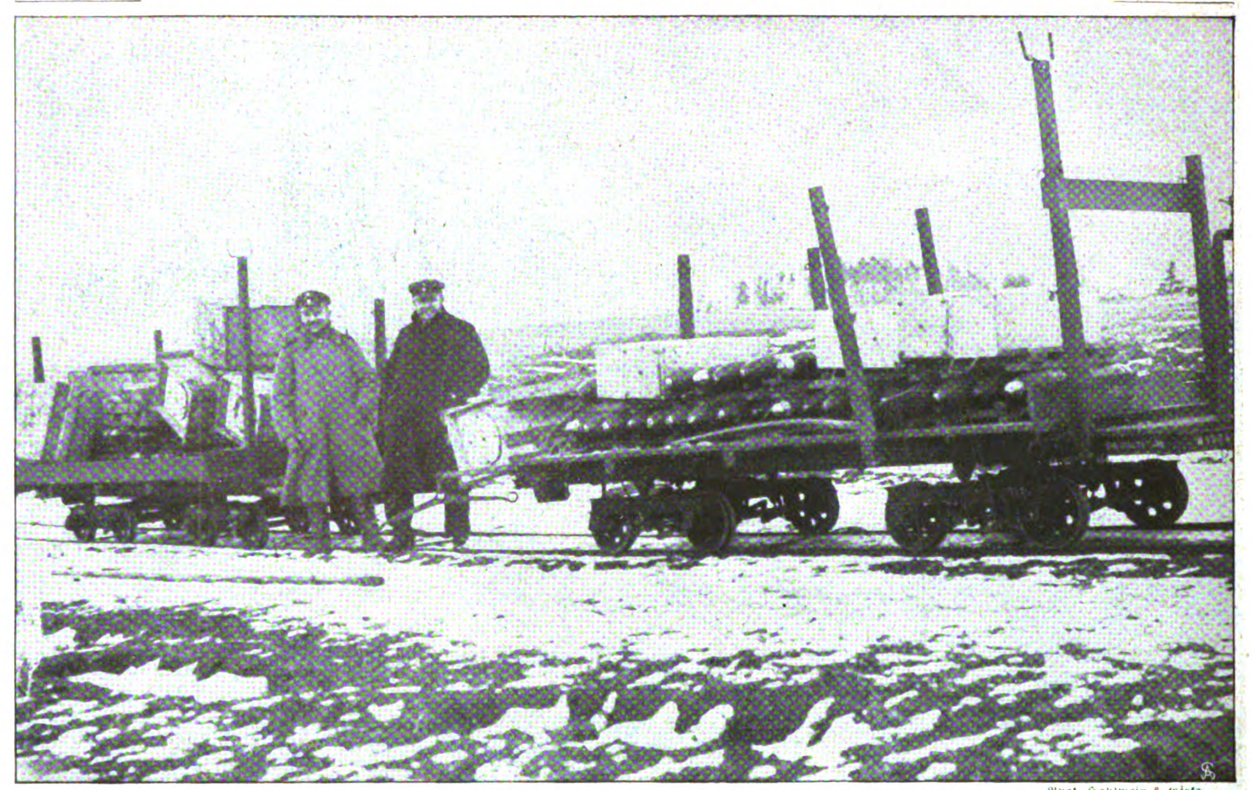


Ein verschneites Dorf.

Winterbilder aus Russisch-Polen.

Von der Arbeit unserer Unterseeboote.

1. Das Unterseeboot hält den englischen Dampfer „Headlands" im Englischen Kanal an. 2. Der Mannschaft wird fünf Minuten Zeit gegeben, um sich in die Boote zu begeben. 3. Die Boote rudern von dem Schiff weg, das den ersten Torpedo erhält (man sieht den Rauch des einschlagenden Torpedos). 4. Die „Headlands" fällt schon nach rechts über. 5. Der Untergang des englischen Schiffes.



Phot. Hohlwein & Girke.

Von den Russen zurückgelassene, mit schwerer Artilleriemunition beladene Schmalspurbahnwagen.



Phot. Hohlwein & Girke.

Von den Russen zurückgelassene schwere Artilleriemunition (Geschoßlänge $1\frac{1}{2}$ m).

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Frühling an der Aisne: Auswerfen von Schützengräben am Waldrand.

Hofphot. L. Held

Das kürzlich enthüllte Wildenbruch=Denkmal in Weimar.

Ein Werk von Prof. Rich. Engelmann.



Im Militärzug.

Von Dr. P. Meißner, Stabsarzt d. R.

Tiefdunkel ist es, so dunkel, daß selbst die dünne Schneedecke nicht leuchtet. An der langen Verladerampe in S. hüpfen gespenstige Lichter hin und her, man hört das Schnauben und Scharren der Pferde. Die ... Dragoner sollen verladen werden. Der lange Zug, 80 Achsen, liegt schon seit Stunden an der Rampe. Die Dragoner sind abgesessen. Sie werden zu je acht eingeteilt, die Laufbrücken von der Rampe zu den Wagen werden gelegt und das Verladen beginnt. Jeder Wagen faßt acht Pferde, je vier im Vorder- und Hinterraum; die Mitte, wo die Schiebetür ist, bleibt frei, dort richten sich die Reiter zur nächtlichen Fahrt ein. Einige Gäule wollen nicht in die Wagen, wohl ein dutzendmal werden sie herangeführt, vergeblich, mit lautem Getrappel kehren sie dicht vor der Wagentür um. Das sind solche, die überhaupt schlecht reisen. Die Dragoner schimpfen und fluchen, es hilft nichts. Ein alter Wachtmeister weiß Rat: die Widerspenstigen werden weit zurückgeführt und dann wird jedes einzeln hinter einem „braven" Fuchs, der willig geht, in schnellem Tempo herangebracht. Der Fuchs schlüpft in das dunkle Loch, der Widerspenstige hinterher.

Nun sind sie alle drin, es hat Stunden gedauert. Die Sattelgurte werden gelöst, das Kopfzeug abgenommen, Heu gefüttert, die Bäume vorgelegt, die den „Stall" vom „Wohnraum" abschließen. Man richtet sich häuslich ein. Stroh ist da, Mäntel auch, die an der Decke baumelnde Stallaterne wirft flackernde Lichter auf die riesenhaft erscheinenden acht Pferdeköpfe. Ein Ruck, zweiunddreißig Pferdebeine schwanken hin und her, die Türen werden bis auf einen schmalen Spalt zugeschoben, die Dragoner ziehen die Mäntel über sich und langsam kriecht der Zug in die Nacht hinaus.

* * *

Auf freiem Feld hält ein Zug. Halb Güterwagen, halb Plattformwagen. Schwere Artillerie des Feldheeres soll verladen werden. Zunächst gilt es, eine Rampe zu bauen. Pioniere sind an der Arbeit, und mit Hilfe von gefällten Bäumen, Erde, Feldsteinen und Schotter ist in Kürze eine erhöhte Zufahrt zu dem Transportzug geschaffen. Es ist keine lange Rampe, nur ein kurzes Stück, der Zug muß eben die einzelnen Wagen langsam und in Absätzen vorbeiziehen. Zuerst werden die Bespannungspferde verladen. Das geht ohne Aufenthalt, denn die armen Gäule sind so matt und müde, daß sie willig folgen, wenn sie nur nicht zu ziehen brauchen.

Jetzt kommen die Haubitzen. Protzig und drohend sehen die kurzen, massigen Rohre aus. Mühsam geht es die neu gebaute Notrampe hinan. Jeder muß sich mit in die Speichen legen. Das Gewicht ist groß. Krachend mahlen die mächtigen Räder über den Knüppeldamm. Vorsicht, zurückhalten, sonst rollt so ein schweres Ding über die Plattform des Wagens hinaus. Langsam, langsam drehen sich die Räder auf dem Wagen herum mit der Lafette! Jetzt steht das Geschütz richtig. Vor und hinter die Räder werden Bremsklötze genagelt, mit Tauen alles verschnürt, die Bremsen angezogen, damit nichts passieren kann. Auch die Protzen und die Munitionswagen sind aufgeladen. Schnell richten sich die Bedienungsmannschaften häuslich ein. Ein paar Zeltbahnen werden zwischen Geschütz und Protze ausgespannt, etwas Stroh findet sich auch noch und bald ist das Nest gemacht.

Ein kurzer Ruck, und die rollende Schlange gleitet hinter der schützenden Höhe nach Norden. Vier Stunden später bekommen die Russen schweres Artilleriefeuer von Norden, aber sie können die Batterie nicht finden. Wohlgeborgen hinter einer Waldhöhe feuern die schweren Haubitzen und werfen im Steilfeuer die eisernen Grüße zum Feind.

* * *

„Um 11 Uhr vormittags steht der Divisionsbrückentrain zum Verladen auf Bahnhof X. an der Südrampe bereit." So lautet der Divisionsbefehl. Polternd und rumpelnd marschiert der Train der Station zu. Schier endlos ist die Kette von Fahrzeugen. Die großen Wagen mit den aus Stahlblech gearbeiteten Booten machen einen Höllenlärm auf den holprigen Straßen. Das Verladen ist nicht leicht, es gehört die ganze Geschicklichkeit und Gewandtheit unserer Pioniere dazu, um ohne Geräteverlust abfahrtbereit zu werden. Aber die Pioniere sind guter Dinge; die ewige Abwechslung im Dienst, dieses „Mädchen-für-alles"-Spielen, macht ihnen Spaß und hält bei Laune. Natürlich geht es beim Verladen der Boote nicht ohne Geschrei ab, auf dem Lande sind das so äußerst unbeholfene Dinger, so gefügig sie im Wasser sind. Endlich ist auch das letzte Fahrzeug verstaut. Mit scharfen Augen mustert der „Diensthabende" alle Befestigungen, daß nur keine Verbindung sich lösen kann. Unter dem schützenden Dach der Boote hat sich die Mannschaft häuslich eingerichtet. Mit erstaunlicher Schnelligkeit ist ein behagliches Lager hergerichtet, der leise herabrieselnde Regen kann ihnen nichts anhaben, und wie der Zug langsam die Rampe verläßt, tönt unter einem der Boote der Klang einer Mundharmonika hervor: „Wenn ein Mädel einen Herrn hat ..." Der Brückentrain wird als erster expediert, denn die braven Pioniere müssen heute nacht noch eine Brücke bauen, damit die anderen Truppen ohne Aufenthalt ihre neue Stellung erreichen können.

Die paar Stunden der Ruhe, die ihnen die Fahrt gewährt, ist den Braven zu gönnen, und sie genießen sie in vollen Zügen. Vor Einbruch der Dunkelheit müssen sie an Ort und Stelle sein und die Brücke bauen. Wenn es nur nicht friert, dann geht es noch. Ach was, vorläufig fahren wir. „Wenn ein Mädel ..."

* * *

„Verehrtester, was haben Sie denn da alles in Ihrem Wagen?" „Unser Weinlager, Kamerad, bitte nur einzusteigen. Alles Liebesgaben! So allmählich aufgesammelt!"

Es war auf dem belgischen Bahnhof in M. Das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. ... war auf der Fahrt zur Front ins Ypergebiet. Das obige Gespräch fand im Abteil des Hauptmanns von G. statt. Mit ihm hauste seit drei Tagen und drei Nächten noch Leutnant von B., ein blutjunges, immer lustiges Kerlchen, und der würdig aussehende Offizierdiensttuer Doktor der Philosophie K. Sie hatten es sich wohnlich eingerichtet. Die beiden Gepäcknetze des Abteils zweiter Klasse lagen bis an die Decke voll wohlverpackter Flaschen, alles Geschenke und Liebesgaben von all den vielen Stationen. Wie in einer Bodega sah es aus. Auf dem Sims der Polsterung standen sechs jener praktischen Leuchter, wie sie die Eisenbahnverwaltung geliefert, offene Blechbüchsen mit Talgfüllung und Docht.



„Das ist unsere fürstliche Beleuchtung beim Abendessen.“

Im freien Raum, wo es zur Toilette geht, war eine Schnur gespannt, da hingen Taschentücher zum Trocknen. Man muß mit Wäsche sparen. Zeit zum Waschen ist ja genug, und Wasser gibt es auf jeder Station.

„Was haben Sie denn da am Fenster baumeln?“

„Oh, das ist unser Eisschrank!“

Ein Brotbeutel baumelte lustig außen an der Wagentür.

„Wissen Sie, das sind zwei Brathühner, und hier drinnen ist es zu warm, die halten sich bei der Kälte draußen besser. Unser Doktor hat die Wache.“

Es ging weiter. Die hatten es ganz gut da drinnen. Auch in der Nacht, zwei schliefen auf den Sitzbänken, der dritte dazwischen auf dem Boden. Wie werden sie sich nach der herrlichen Zeit auf dem Transport zurücksehnen!

* * *

„Einsteigen!“ ertönt das Kommando. Wie die Affen klettern die Reserveleute in die Packwagen. Das geht nicht ohne Püffe und Stöße ab. Jeder will den besten Platz haben. Ja, was ist denn der beste Platz? Das ändert sich nach der Jahreszeit. Als die Truppen im August vorigen Jahres ausrückten, waren die Plätze an den Türen stark begehrt, jetzt, wo oft ein kalter Nordost über die Lande fährt, möchte jeder möglichst weit weg von den Zuglöchern. Die graugestrichenen Bänke sind nicht bequem, man kann wohl auf ihnen sitzen, aber wegen der niedrigen Lehnen nur schlecht schlafen. Da man Rücken an Rücken sitzt, einigt man sich mit dem Nachbar der anderen Bank, mit seinem Hintermann. Der eine ist des anderen Lehnstuhl, bei einiger Übung geht's, wenn bei einer Kurve auch einmal das künstliche Gebäude ins Wanken gerät. Not macht erfinderisch, schon in der zweiten Nacht liegen die Leute, man darf nur nicht fragen wie, aber sie liegen. Daß Menschen mit Kommißstiefeln solche Gliederverschlingungen fertig bringen, sollte man gar nicht glauben. Am meisten ist zu bewundern, mit welcher Gewandtheit sich diese Menschenknäuel lösen, wenn der Zug auf einer Station hält, wo es etwas zu essen gibt. Im Augenblick sind die Wagen leer, und alles stürzt zu den Tischen, mitten in der Nacht, das ist ganz gleich. Geht es weiter, so findet jeder wieder sein Plätzchen. Unsere braven Feldgrauen haben sich eben an den modernen Eisenbahnkrieg gewöhnt.



Phot. P. Günther, Charlottenburg.

Aus dem Vereinslazarett der Gräfin v. Kirchbach (×), Gemahlin des Präsidenten des Reichsmilitärgerichts, im Reichsmilitärgericht zu Charlottenburg.

Die Repräsentationsräume und fast alle Privaträume des Präsidenten des Reichsmilitärgerichts sind als Vereinslazarett eingerichtet unter Leitung der Frau Gräfin. Neben einer Anzahl von Schwestern und anderen Angestellten des Lazaretts, die mit der Leiterin des Lazaretts in der Pflege und Fürsorge für die Verwundeten wetteifern, wenden auch die Offiziere und Beamten des Reichsmilitärgerichts den Pfleglingen ihr Interesse zu durch dauernde Bereitstellung von sehr willkommenen Liebesgaben. Der Magistrat von Charlottenburg hat einen Teil des dem Reichsmilitärgericht gegenüberliegenden Lietzensee-Parks in dankenswerter Weise zur Benutzung für die Verwundeten des Vereinslazaretts hergegeben, damit die Verwundeten bei Eintritt der wärmeren Jahreszeit Sonne und frische Luft in ausreichendem Maß genießen können. v. B.





Von links. 1. Reihe: Professor Kautsch, Frau Generalkonsul von Medinger, Erzherzogin Isabella, Erzherzogin Isabella Maria („Schwester Hildegarde"), Frau Regierungsrat Herdlie. 2. Reihe: Frl. Eschebach, Frau Seibt, Frau Lederer, Erzherzog Karl Stephan, Frau Thonet, Frau Bayer, Frl. Sandig. 3. Reihe: Frau von Klinkosch, Kaiserlicher Rat Huber, Gräfin Wimpffen-Secheny.

Unter dem Protektorat der Frau Erzherzogin Isabella hat sich ein Komitee gebildet, welches sich zur Aufgabe machte, Decken mit Füllungen aus geknülltem Zeitungspapier für die verwundeten und kranken Soldaten herzustellen. Der Sitz dieser Wohltätigkeitsaktion befindet sich im neuen Trakt der Hofburg in Wien.



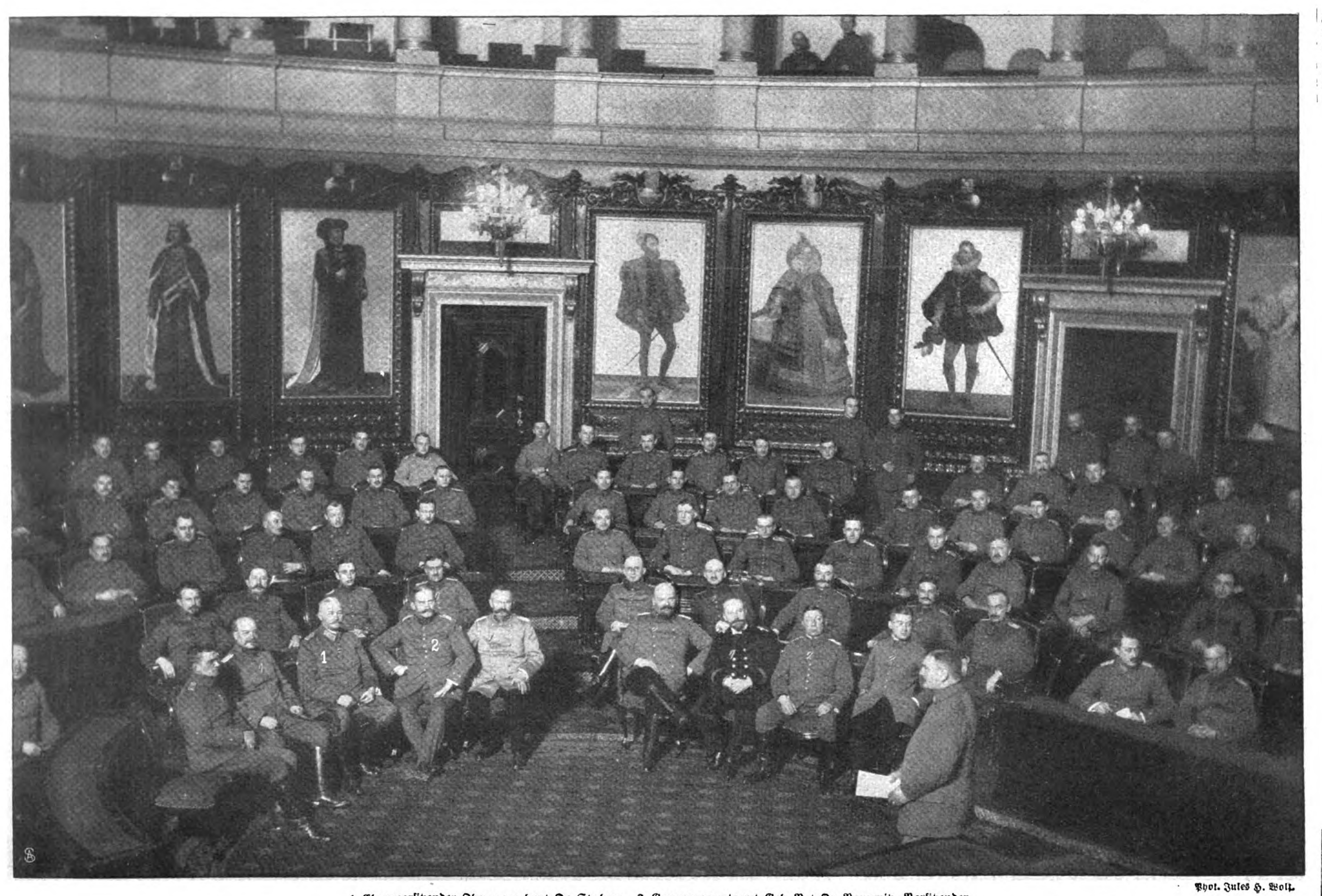
Phot. R. Lechner, Wien.

Ein Wiener Stricktee.

Unter den vielen Veranstaltungen, die in Wien zugunsten der Kriegsbedürfnisse stattfinden, erfreut sich keine einer größeren Beliebtheit als die Strick- und Zigaretten-Stopf-Nachmittage der Frau Sidonie Bauer. Sie begannen wie alles Gute ganz klein in der Konditorei Gerstl, über deren Rahmen sie bald hinauswuchsen. Sie wurden dann auf Vorschlag der Gräfin Berchtold in die Teesalons des Hotels Imperial verlegt. Mit der Zeit entwickelten sich die Stricknachmittage so sehr, daß sich ihnen drei Vortragstage in der Woche angliederten, bei denen die Wiener Künstler wetteifern, um durch einen starken Besuch der guten Sache zu dienen. So wurden die Teesalons in den freien Nachmittagsstunden das Ziel der Wiener Gesellschaft, und man trifft dort nicht selten die Gräfin Seefried mit ihren Kindern, Urenkeln des Kaisers, Gräfin Nandine Berchtold, Baronin Bienerth, Gräfin Irene Auersperg, Prinzessin Hanna Liechtenstein und viele andere Damen und Herren aus der Gesellschaft.

Von der Kriegsfürsorge der Wiener Frauen.





Phot. Jules H. Wolf.

1. Ehrenvorsitzender Obergeneralarzt Dr. Stechow. 2. Gouvernementsarzt Geh. Rat Dr. Pannwitz, Vorsitzender.

Sitzung der Brüsseler Militärärztlichen Gesellschaft im großen Senatsaal des belgischen Parlamentsgebäudes.



Von links (obere Reihe): Oberst Frhr. v. Hammerstein; Generalfeldmarschall v. Bülow; Generalleutn. Limbourg; Armee-Intendant Brünig; General v. Zieten; Obergeneralarzt Prof. Dr. Scheibe; Oberstleutnant Matthes. (Vordere Reihe): Rittm. v. Ernest; Hauptm. v. Arnim; Major v. Goßler; Hauptm. v. Egan-Krieger; Rittm. Caspar; Hauptm. Thilo; Major Rothenbücher; Hauptm. Schlenther.

Exzellenz v. Bülow mit seinen Generalstabsoffizieren in St.-Quentin.

Rechtes Bild:

Das Kanonenrohr wird nachgesehen.







Mitte: Das Kanonenlazarett.

Aus einem Kanonenlazarett an der Karpathenfront.

Auch das beste Geschütz muß von Zeit zu Zeit gründlich nachgesehen werden. Die Kanonenwerkstatt gleich hinter der Front gehört zu einer Notwendigkeit im heutigen modernen Kriegswesen.

Linkes Bild: Bei der Arbeit.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

11. Fortsetzung.

Frank wußte gar nichts. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Was war denn geschehen um Himmelswillen?!

Er hatte Mühe, ihren verworrenen Reden ein paar zusammenhängende Tatsachen zu entnehmen.

Otto Graebner war heute in der Stadt gewesen und hatte die Schwägerin getroffen. Sie hatten über dies und jenes gesprochen, und Frau Elise hatte in ihrer zuweilen spitzen Art Bemerkungen über Susels Eleganz neuerdings gemacht. Da ginge es denn doch wohl gut mit den Stunden, sie freue sich darüber, und was so der Redensarten mehr waren. Und wie er dann allein blieb und mit den Leuten sprach, da waren ihm Elisens Worte immer durch den Kopf gegangen, und nun schien es ihm auch, als ob Susel mehr Aufwand mache, und — was ihn besonders stutzig machte — daß sie immer mit ihrem Wirtschaftsgeld auskam.

„Nun können Sie sich denken, wie er hier ankam! Zum Erschrecken sah er aus — mit einem grauen Gesicht und die Augen so wie damals, als das Unglück mit dem Jungen passierte. Ich saß nichts ahnend im Schlafzimmer und richtete mir was an meinen Sachen. Da kam mir auch ein Gesellschaftskleid in die Hand mit einem schönen Spitzenkragen. Aber nun — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden — diesen Spitzenkragen — den mochte ich nicht leiden. Er erinnerte mich an etwas, woran ich nicht denken mochte. An etwas — also ich kann es Ihnen nicht sagen, aber ein jeder hat doch etwas in seinem Leben, wovon er nie und zu niemand spricht, und was auch nur im entferntesten daran erinnert, das will er nicht um sich oder — an sich haben, nicht wahr?“

Er verstand sie zwar noch immer nicht, aber er nickte, um sie zu beruhigen: „Ja, natürlich, Frau Susel, gewiß“ —

„Also kurz und gut, ich mochte diesen Kragen nicht — und da war ich gerade dabei, ihn abzutrennen und zu zerschneiden“ —

Sie brach ab, als sie seinem etwas verwunderten Blick begegnete, und wiederholte dann, leicht gereizt und mit starker Betonung: „Jawohl — in ganz kleine Stücke habe ich ihn zerschnitten — gar nicht klein genug konnten sie sein, und die wollte ich dann alle ins Feuer werfen, aber gerade da kam mein Mann und —“

Ein krampfhaftes Schluchzen ließ die Worte nur stoßweise von ihren Lippen kommen.

.... „er schlug mir die Schere aus der Hand — riß Schränke und Kommoden auf, warf meine Sachen durcheinander. Wo ich das herhätte und jenes? Was ich für dies und für das bezahlt hätte? Wieviel ich mir von Julius geborgt hätte? Denn sonst hätte ich den Aufwand nicht treiben können — wie ich das wagen dürfte?... Ich kam gar nicht zu Worte! Er schüttelte mich — ja — wahrhaftig, er schüttelte mich — wie er den Jungen schüttelt, um ihm Angst zu machen. Ich schrie los — ganz laut schrie ich, so laut, daß die Leute drüben an die Fenster kamen. Die Kinder verkrochen sich unter den Decken, das Mädchen kam herein... Und dann plötzlich war er fort — ich merkte es gar nicht — nur weil die Tür so laut knallte, dachte ich es mir — ja — und weil er schrie: ‚Wenn du es nicht sagst, wird Julius es mir sagen!‘“

Felix Frank suchte nach einem Wort, das sie beruhigen könnte.

„Ihr Mann ist überreizt, Frau Susel...“

Sie nickte, ohne ihn anzusehen, legte ihre Wange in die duftenden Blumen. Fast höhnisch klang es: „Ja — ja — überreizt — und ich hab's satt! So — nun will ich packen.“

Sie stand auf, sah sich im Zimmer um, drückte, um sich zu sammeln, die Finger gegen die Stirn.

„Also erstens für Liesel das Nötigste — nur die Sommersachen. Und dann von mir — am besten, ich nehme den Reisekorb — was Platz findet, nehme ich mit.“

Nun nahm er sie bei beiden Händen.

„Frau Susel, überlegen Sie. Machen Sie keine Dummheiten... Morgen — wenn Sie morgen noch das gleiche wollen — dann. . . .“

Er konnte es nicht hindern, daß sie plötzlich beide Arme um seine Schultern warf, daß sich ihr heißes, feuchtes Gesicht ganz nahe an das seine legte: „Sind Sie denn nicht mein Freund? Wollen Sie mir denn nicht helfen? Fühlen Sie denn nicht, daß ich hier — verkomme? Ich lebe ja nicht — ich atme ja nur — Tag um Tag vergeht und mit jedem Tag ein Stückchen meines Lebens! So kümmerlich ist es um mich — alles, was ich mir wünsche, was ich mir ersehne, wird belächelt oder unterdrückt! Weil ich Kinder habe, darf ich nicht mehr jung, nicht mehr Weib, nicht mehr Künstlerin sein — ein kleines Mädel allenfalls, dem man ein Taschengeld auswirft, damit es sich Schokolade kauft, oder eine Magd, die Kinder betreut, Strümpfe stopft, Staub wischt und den Tisch deckt! Mein Mann steht neben mir wie ein Lehrer, der mir dies erlaubt und jenes verbietet, der mir ein Unglück als Verbrechen, Wünsche als Oberflächlichkeit auslegt. Und wenn ich an alledem ersticke, so wird er sagen: ‚Schade, daß sie draufgeht — aber so ist das Leben, und sie mußte ihre Pflicht tun!‘“

Angstvoll, verzweifelnd klammerte sie sich an ihn: „Aber so — nur so ist das Leben nicht. Nicht wahr, nein?... Und unsere Pflicht ist es nicht, elend und

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



jammervoll zugrunde zu gehen, nur weil die andern das für anständiger halten, als wenn wir uns empören? Sagen Sie — sprechen Sie..."

Es war ihm, als hätte ein Sturmwind ihn erfaßt, gegen den er sich mit aller Macht stemmen mußte, um sich selbst nicht zu verlieren. Das Blut toste in seinem Kopf, pochte gegen seine Schläfen, rötete das gelbliche Weiß seiner Augen.

Er fühlte den jungen Frauenkörper, wie er sich unbewußt in wilder Leidenschaftlichkeit an ihn gedrängt hatte. Wenn er die Arme nur ein wenig fester um die sinnlos erregte Frau schloß, wenn er, angesteckt von dem heißen Atem ihres Bekennens, ihr zurief: „Was du von dir sagst — es trifft auch mich! Auch ich ersticke wie du in einem Leben, das ich hasse!" — Dann war es um sie beide geschehen.

Sie hing fast an seinem Hals und wimmerte: „Was tu ich . . . sagen Sie es nur . . . was tu ich . . . mein Freund . . . mein guter, lieber Freund. Wenn Sie mich ein bißchen liebhaben . . . dann sagen Sie es . . . ich will Ihnen gehorchen . . . alles will ich tun, was Sie sagen . . . alles." . . .

Ihr Kopf lag an seiner Brust. Sie wußte es kaum. Eine große Müdigkeit erfüllte sie. Alle leidenschaftliche Empörung hatte sie sich von der Seele gesprochen. Wenn Felix Frank ihr jetzt anriet, das Haus ihres Mannes zu verlassen für immer — so wollte sie es tun — wenn er ihr zu bleiben befahl — so blieb sie. Es war ihr eigentlich gleichgültig, was weiter geschah. Am liebsten wäre sie gleich ins Bett gekrochen und hätte geschlafen bis morgen. Bis morgen hätte sich dann auch ihr Mann beruhigt, bat sie vielleicht auch um Verzeihung wegen seiner Heftigkeit und war dann wieder ein bißchen verliebt in sie, wie das früher nach kleinen Szenen oft gewesen war. . . . Dann konnte er auch noch recht gut und nett sein, weniger ängstlich bedacht auf jeden Groschen, und gläubig, wenn sie ihm was vorschwatzte. . . .

Auch unbequem war es jetzt, Knall und Fall davonzugehen. Übermorgen erst kam die Wäscherin, und Liesel verbrauchte so viel Wäsche. Seit ein paar Tagen hatte sie auch wieder Pech mit den Pferden. Wenn die noch acht Tage versagten, geriet sie in Schwierigkeiten. Im Hause konnte sie sich immer über ein paar Tage hinweghelfen — aber dann . . .

„Mein guter, lieber Freund", murmelte sie.

Felix war jetzt sehr bleich. Er durfte nicht an sich, nicht an seine eigenen Verhältnisse, seine eigenen Wünsche und sein eigenes Entbehren denken, wenn er handeln wollte, wie einfache Ehrenhaftigkeit es verlangte.

Und nie war ihm die Frau mit den strahlenden braunen Augen so teuer gewesen wie in diesem Augenblick, da er entscheiden sollte über ihr Leben.

„Liebe, kleine Susel" . . .

Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er fürchtete sich vor jedem Wort. Ihre Hände lagen noch auf seinen Schultern — sie dünkten ihn schwer wie Bleigewichte. Und dabei stieg der Duft ihres Haares ihm zu Kopf wie ein Rausch.

„Sie dürfen nicht . . . dürfen nicht — —"

Sie hörte zitternde Erregung aus seiner Stimme und lächelte ganz leise.

Er aber quälte sich und würgte an den Worten, die er sich abrang.

„Sie dürfen nicht fort — nicht so unbedacht fort. Sie dürfen keine Schuld auf sich laden, nicht heimlich bei Nacht und Nebel das Haus verlassen . . . Sie haben wirklich Pflichten . . . gegen Ihre Kinder, es darf kein Schatten auf Sie fallen . . ."

Er hatte sie zu einem Stuhl geführt und stand hinter ihrer Lehne, das Haupt tief über sie gebeugt. Und er hielt ihre Hände so eng und fest, daß er die weiche Haut ihres Gesichtes streifte und der heiße Atem ihres Mundes über sie hinwegstrich.

Und während er in tiefster innerer Zerrissenheit ihr all das sagte, was er sich selbst sooft hatte sagen müssen, während er bald die Erinnerung an Frau und Kinder unter Qualen heraufbeschworen, um eine Schranke aufzurichten zwischen sich und Susanne, bald ihre Bilder wieder ängstlich verscheuchte, um mit schwerer Zunge und leeren Augen von den Opfern zu sprechen, die man um seine und des Hauses Ehre willen bringen muß, währenddessen war es bei Susanne Graebner aus einer Fülle kleiner, rein praktischer Erwägungen längst beschlossene Sache, daß sie bei ihrem Mann blieb . . .

Felix Frank aber wähnte, einen Sieg errungen zu haben, einen Sieg über sich und über das junge Weib — dessen Schicksal dem seinen so verwandt war — als Susanne Graebner mit noch immer schmerzlich zuckenden Lippen murmelte: „Wenn es so ist . . . wie Sie sagen . . . dann bleibe ich eben."

Und das Gefühl leiser Wollust, das er aus seinem vermeintlichen Sieg, das sie aus ihrer scheinbaren Unterwerfung schöpfte, diese erste Lüge in dem ewig gleichbleibenden Liebesspiel von Mann und Weib, bildete auch die erste wirkliche schuldvolle Gemeinsamkeit zwischen Felix Frank und Susanne Graebner.

* * *

Doktor Julius Graebner war gerade im Begriff, den weißen Leinwandkittel überzuziehen, als man ihm in der Klinik seinen Bruder meldete.

Er kam heraus ins Wartezimmer, mit raschen Schritten und ungeduldig gerunzelten Brauen.

„Ja . . . was willst du denn, Otto?"

Ein scharfer Alkoholgeruch ging von ihm aus, vermischt mit Ätherduft.

Er knöpfte den Mantel zu, band den Gürtel, an dem der Knopf fehlte, um die Mitte; dabei sprach er kurz abgerissen, ohne den Bruder anzusehen, der mit verdrücktem Kragen und grauem Gesicht vor ihm stand.

„Es ist ein böser Fall, der mir da ganz plötzlich und unerwartet ins Haus kommt! Wenn man gleich eingreift, ist die Frau noch zu retten. Niemand da als mein jüngster Assistent — da hab ich mir in der Not den Baumann rüberholen lassen, aber dem — na, es ist schon besser, ich mache die Narkose selber. Also was ist denn los? Mach schnell."

Otto Graebner wußte kaum noch, warum er hergekommen, was er hatte fragen wollen. Vielleicht war bei ihm zu Hause auch so ein böser Fall, vielleicht konnte auch

da ein schnelles Eingreifen etwas retten — aber er sah ein, damit konnte er dem Bruder jetzt nicht kommen. Und er fühlte, wie seine bloße Anwesenheit ihn immer mehr reizte.

„Ich gehe selbstverständlich . . . es war nicht wichtig."

Er rang sich die Worte ab, um dem Mann, dessen Hand Tod und Leben eines Menschen in sich hielt, die Ruhe wiederzugeben.

„Na also — wenn du was von mir willst, dann ist es am besten abends bei Hansen in der Weinstube. Zwei-, dreimal die Woche bin ich immer da."

Eine Schwester öffnete leise die Tür.

„Herr Doktor . . . ."

„Ja — na, sind Sie endlich da! — Vorwärts!"

Er ließ ihn gehen, ohne ihm die Hand zu reichen, vielleicht auch ohne sich seiner Gegenwart noch bewußt zu sein.

Im Vorbeigehen schrie er den Diener an: „Ich habe doch, zum Deubel, befohlen, daß mir niemand gemeldet wird vor einer Operation — was? Maul halten! Wenn ich sage: niemand, dann gibt's keine Ausnahme, verstanden!"

Und dann kehrte er doch wieder um, mit einer Plötzlichkeit, die Otto Graebner an ihm nicht gewöhnt war.

„Wenn du mich, wie gesagt, allein haben willst, dann in der Weinstube von Hansen — so gegen zehn — können dort eine Flasche zusammen trinken. Ohne Weiber . . . ."

„Ja . . . gut", sagte Otto Graebner mechanisch und blickte dem Bruder nach, der am Ende des Ganges eine Tür öffnete, ohne sie hinter sich zu schließen, so daß er einen taghell erleuchteten Raum sah und dann weiter noch einen. Er sah ein paar junge Männer in weißen Kitteln, Frauen in lichten Kleidern, mit weißen Hauben.

Und wie greifbar war die totenähnliche Stille, die aus der geöffneten Tür bis über den Gang zu ihm drang — als schwebten all diese Menschen statt zu gehen, als wären sie alle nur sichtbare Verkörperung eines einzigen Willens. Ein schneeweißes Bett wurde lautlos näher gerollt, eine Schwester glitt zur Tür und schloß sie.

Der Diener stand dünn und gerade an der hellen Korridorwand.

„Mächtig nervös is der Herr Doktor", murmelte er halb vertraulich, aus dem Empfinden heraus, daß der „Anschnauzer" ebenso dem Bruder des Herrn Doktor galt wie ihm.

Otto Graebner ging in den Hof hinunter. Er wußte nicht recht, was er machen sollte. Durch die Ritzen des herabgelassenen Rolladens sah er Licht bei seiner Schwägerin — aber er mochte jetzt nicht zu ihr gehen. Sie war nicht die Frau, der man mit einer Klage oder Stimmung kommen konnte. Sie hatte ihm schon einmal gesagt: „Susel soll Buch führen, jeden Pfennig aufschreiben, und du prüfst das Buch jede Woche einmal nach!"

Das konnte sie gut sagen, mit ihren Nerven aus Stahl. Susel irrte sich regelmäßig auf jeder Seite viermal, vergaß die Hälfte, stritt und weinte schließlich los. Das hielt er nicht aus. Man konnte sich die Ehe nicht einrichten wie ein Verhältnis von Chef zu Kontoristin oder Hausherr zu Wirtschafterin. Nein . . . davon mochte er heute mit Elise nicht reden.

Aber vielleicht war Felix Frank zu Hause, mit dem er vielleicht noch ein bißchen über Musik sprechen oder mit ihm eine Stunde spazierengehen könnte.

Da er auch an seinem Fenster Licht sah, ging er hinauf. Aber das Mädchen richtete nur gerade das Zimmer zur Nacht. Der Herr Frank wäre nicht zu Hause — den hätte sie, wie sie draußen vor dem Tor stand, mit einem großen Rotenrosenstrauß vorbeifahren sehen.

Also auch damit war es nichts. Er dachte angestrengt nach, wie er die Stunden verbringen könnte, bis er den Bruder im Restaurant aufsuchte. Seine erregten Nerven bedurften der Ablenkung. Er, der ewig Sparsame und Berechnende, hätte ein Auto genommen und wäre ans andere Ende von Berlin gefahren, um nur wenige Minuten mit einem Menschen zusammen zu sein, der ihm, wenn auch unbewußt, geholfen hätte, über diese Stunde qualvoller Erregung und innerer Ratlosigkeit hinwegzukommen.

Aber so sehr er auch grübelte, er fand keinen. Sein Leben war zu ausgefüllt mit materiellen Nöten, denen er seine ganze Energie entgegensetzen mußte, als daß er noch freie Kräfte in sich gefunden hätte, Freundschaft zu suchen und zu pflegen. Und er war vielleicht nicht bedeutend, gewiß aber nicht flach genug, um anderen mehr Anteilnahme für sich abzugewinnen, als das Maß freundlich kühlen Berufsinteresses es zuließ.

Er trat auf die Straße. Aus den weit herabgelassenen Fenstern eines hell erleuchteten Cafés drangen die



abgedroschenen Weisen des winterlichen Possenschlagers heraus. Ein Mann mit einem Holzbein, der welke, zusammengepreßte Blumensträußchen verkaufte, verfolgte ihn eine Weile mit seinem einförmig singenden Gebettel.

„Meine Frau ist mir gestorben . . . ich bin allein mit drei kleinen Kindern . . . ich armer Krüppel. . . .“

Er warf ihm einen Groschen zu und ging über den Fahrdamm. Drüben flammten rote und grüne Lämpchen über einem Schild, mit der Inschrift: „Lichtspiele.“ Ein Türhüter in silberstrotzendem Mantel bot Programme aus; wie ein Anreißer vor den Jahrmarktsbuden, so rief er: „Der neuste Schlager . . . ‚Getrennte Herzen‘ — die größte Sensation des Kinotheaters! Spielt drei Viertelstunden! Nur erste Künstler!“

Otto Graebner ließ sich ein Programm geben, bezahlte fünfzig Pfennig an der Kasse und beschloß, dort zu warten, bis er den Bruder aufsuchen konnte.

Er hatte die steigende Kinopassion nie begriffen. Die schlechte Musik allein trieb ihn hinaus, und seinen schmerzenden Augen tat das Geflimmer weh. Aber die Versicherung, daß es nur Klavierbegleitung gäbe, hatte ihn bestimmt, hineinzugehen. Das war noch erträglicher als geräuschvolles Caféorchester.

Und dann saß er in einem hübschen, luftigen Raum in einem bequemen Sessel, vor sich ein Glas Bier; ein junger Mann, dessen Blondkopf manchmal über den vorgestellten braunen Schirm emporschnellte, spielte mit geschmackvollem Vortrag bessere russische und französische Kompositionen — auf der weißen Leinwand gaukelten hübsche Frauen und sympathische Männer etwas vor, was beinah dem Leben abgelauscht schien. Er sah wundervolle Landschaften, Palmen, die sich im Wind wiegten, haushohe Meereswellen, die beim Anprall an Felsenwände in wolkigem Gischt auseinanderstieben. Er sah fremdländische Menschen und seltsame Geschehnisse.

Und als es hell wurde, alle Menschen und Länder, all die Schicksale und Drolligkeiten wie ein Spuk verschwanden — da wußte er im ersten Augenblick nicht recht, was ihn eigentlich hergeführt hatte, da er in heftiger Erregung Ablenkung suchte . . . Menschen! Er lächelte beinah. Menschen — die hatte er ja hier. Menschen, die ihm was von sich erzählten, Trauriges und Lustiges, und doch selbst nichts von ihm selbst zu wissen begehrten.

Diese fremden, stummen Spukgestalten taten ihm seltsam wohl . . . und wenn er von hier fortging, dann brauchte er nichts zu bereuen, kein überflüssiges Wort, keine allzu große Offenheit — keine bittere Anklage. . . .

Im Grunde hatte er doch vieles übertrieben in seiner Aufregung. Es war ganz gut, daß er den Bruder nicht hatte sprechen können. Es war besser, er fragte Susel, wieviel sie Julius schuldig sei, und regelte dann die ganze Sache ruhig und ohne eine „Geschichte“ daraus zu machen.

Armes Susel. . . . Sie tat ihm leid — so roh war er noch nie zu ihr gewesen, so entsetzte Augen hatte er noch nie von ihr gesehen. . . . Er mußte eben Geduld haben mit ihr, durfte nicht überall herausschreien: „Sehet . . . so ist meine Frau, so minderwertig . . . so . . .“

Und wieder lächelte er.

So, wie sie war — war sie ihm noch immer lieber als Elise!

Er bestellte noch ein Glas Bier, setzte sich fast behaglich zurück in den Sessel. Nett spielte der Kerl den Rachmaninow . . . sehr nett! War gewiß ein Konservatoriumschüler, der sich ein paar Groschen dazuverdiente. Machten wohl viele arme Kerls so. . . . Zu seiner Zeit hatte es das nicht gegeben — da gingen viele um die Ecke, die nicht taktfest waren. Wenn er nicht verheiratet wäre . . . ihm konnten ein paar Mark mehr im Sommer auch nichts schaden. Er hätte, weiß Gott, Susel gern an die See geschickt . . . weiß Gott! Aber wovon?

Das Programm war zu Ende.

„Hat es den Herrschaften gefallen?“ fragte ein Mann am Mittelgang jeden Vorübergehenden mit tiefem Bückling.

Otto Graebner blieb zurück als letzter.

Und dann, wie nebenbei, fragte er: „Wer spielt denn bei Ihnen?“

Der Mann zuckte bedauernd mit den Achseln. „Is wohl nich viel los mit der Musik? Klavier allein is langweilig. Das mögen die Herrschaften nich mehr. Vom nächsten Monat an nehm ich mir einen Geiger dazu, einen recht firmen. Das klingt ganz anders. Wenn mich der Herr wieder beehren . . .“

Otto Graebner nickte. „Was zahlen Sie denn so 'nem Geiger?“

Der Mann warf sich in die Brust. „Was glauben der Herr! Der kriegt hundertfünfzig Mark im Monat und Freibier. Dem Geiger will ich mehr geben. Der soll, sozusagen, der Kapellmeister sein. Hundertachtzig Mark können's sein . . . denn gute Musik, det 's die Hauptsache beim Jeschäft, nicht?“

„Hundertachtzig Mark“, wiederholte Graebner. „Und um wieviel Uhr fängt es an?“

„Jetzt im Sommer nich vor sechs Uhr. Zwei Vorstellungen.“

„So . . . ja . . . na adjö!“

„Wiedersehn, Herr. . . . Beehren Sie uns wieder.“

Otto Graebner ging langsam und mit gesenktem Kopf auf die Straße hinaus. Er rechnete. Zwei Monate — machten dreihundertsechzig Mark — dafür konnte Susel mit den Kindern schon irgendwohin fahren! Wer brauchte was zu wissen . . . nur der Wandschirm mußte höher sein, daß es nicht hieße — der Bruder von Doktor Graebner, oder gar die Schüler etwas davon erfuhren. Unter irgendeinem Namen war es zu machen . . . ganz gewiß war es zu machen. . . .

Er saß bereits in der Untergrundbahn, als ihm einfiel, daß der Bruder ihn vielleicht erwartete. Nun, der würde mit seiner Flasche Wein auch allein fertig werden — ein jeder hatte seine Sorgen und sein Hoffen — das hatte Julius ihm doch gezeigt vorhin.

Susel mußte nur sagen, was sie sich von ihm geborgt hatte — dann war alles gut.

Ganz leise schlich er ins Schlafzimmer, um sie nicht zu wecken. Ihr verweintes Gesicht glühte in den Kissen, und im Krug auf dem Nachttisch stand ein großer Strauß dunkelroter Rosen.

Otto Graebner stutzte einen Augenblick; der starke



Duft benahm ihm fast den Atem, dann nahm er den Krug und stellte ihn vor die Tür.

Susanne schlug die Augen auf.

„Wer hat dir denn die Blumen gebracht?"

Ob sie die Wahrheit sagt, fragte er sich unwillkürlich, und er fühlte, wie ihm das Herz bis zum Hals hinauf schlug.

Sie antwortete verschlafen und blinzelte heimlich nach seinem Gesicht: „Felix Frank. Er wollte musizieren, aber ich habe ihn gleich wieder fortgeschickt."

Otto Graebner war es, als ob plötzlich alle Schwere von ihm genommen würde. Er setzte sich zu ihr auf den Bettrand, ergriff behutsam ihre Hand und küßte sie.

„Ich war recht häßlich zu dir, es soll nicht mehr vorkommen, Susel."

„Na ja . . . meine auch."

Ihr Ton war vorwurfsvoll, aber sie entzog ihm die Hand nicht.

„Sieh mal, Susel . . . es ist so vieles, was ich an dir nicht verstehe . . . all diese Heimlichkeiten . . . ich habe doch keine ruhige Stunde. . . ."

Sie erschrak, setzte sich aufrecht in ihrem Bett. Was meinte, was wußte er?

Sie wiederholte: „Was für Heimlichkeiten?"

„Ich will dir keine Vorwürfe machen, Susel, und ich war auch nicht bei Julius... Mann und Frau müssen eins sein — meinetwegen mag er glauben, daß ich um den Pump weiß. Denn du hast doch gepumpt, nicht wahr . . . von deinen Mitteln konntest du doch das alles nicht kaufen — sag's mir, Susel — ich will auch nicht mehr darauf zurückkommen."

Ein zitternder Seufzer hob ihre Brust. War es Angst, war es Befreiung — er wußte es nicht.

Sie nickte.

„Wieviel?"

Sie zögerte, wußte selbst nicht, welche Summe sie nennen sollte. Otto war ja doch unberechenbar, und vielleicht gab es trotz all seiner guten Vorsätze eine neue Szene oder neuen Unglauben.

„Nun, Susel?"

Er hielt jetzt mit beiden Händen ihre glühenden Wangen umschlossen.

„Dreihundert", kam es leise von ihren Lippen.

Er sah ihr in die Augen.

„Dreihundert? Keinen Pfennig weniger, keinen Pfennig mehr?"

Sie schüttelte den Kopf: „Nein."

Er küßte sie auf die Stirn.

„Gut, Susel. Diese dreihundert Mark sollen uns nicht umbringen. Trage deine Kleidchen und freue dich, daß du hübsch bist. Ich werde das schon in nächster Zeit mit Julius ordnen. So . . . nun schlaf ruhig."

Er merkte es selbst gar nicht, daß er mit ihr sprach wie mit einem Kind, und dachte sich gewiß nicht, daß diese Art zum Teil schuld sein mochte an ihrem geringen Verantwortungsgefühl.

Er löschte das Licht, kleidete sich im Dunkeln aus, lag lange wach in hundertfachen Erwägungen seines neuen Planes und war froh, daß er ihren friedlichen, regelmäßigen Atem hörte.

Am nächsten Tag aber saß Susanne mitten unter den Patienten im Wartezimmer der Klinik. Und als der Schwager sie ein bißchen erstaunt und ein bißchen erschreckt ansah, da sagte sie hastig und mit einer Verwirrung, die nicht gespielt war: „Wir sind alle gesund, ich komme nicht darum. Aber . . . wenn du so gut sein wolltest . . . wenn du . . . Otto hat jetzt so wenige Stunden, und wir sitzen schrecklich in der Klemme . . . es ist ihm peinlich, mit dir davon zu sprechen, und da habe ich . . ."

Er zog sie an seinen Stuhl heran, klopfte sie auf die Schulter.

„Na, na . . . Susel . . . das ist doch nicht das viele Gerede wert . . . ich hab's ja Otto selbst vorgeschlagen. Wieviel braucht ihr denn?"

„Dreihundert", flüsterte sie und senkte die Augen.

Denn wenn ihr Mann das Geld zurückzahlen wollte, dann mußte sie es sich doch auch richtig geliehen haben.

„Ich danke dir . . . viel . . . vieltausendmal danke ich dir. . . ."

Sie stockte und fügte rasch und bittend hinzu: „Nur Elise nichts davon sagen . . . bitte, nichts sagen!"

Er lachte leise auf, strich ihr über die Wange.

„Nein, Susel . . . keine Bange. Das bleibt unter uns!"

Sie sah ihm treuherzig in die Augen.

„Und Otto wird's dir zurückgeben, sobald er kann..."

Er schob sie von sich, lächelte.

„Ja, ja . . . es eilt aber nicht. Gar nicht."

Sie fiel ihm um den Hals, küßte ihn auf die Wange.

„Kindskopf!"

Sie verbreitete eine so köstliche Frische um sich, strahlte eine so harmlose, kindliche Fröhlichkeit aus, daß er plötzlich begriff, was den Bruder zu ihr hingezogen und ihn immer gehalten hatte. Wie unberührt schien sie vom Leben, mit allem, was es Schweres und Verwickeltes gab. Wie ein hübsches, gesundes Tierchen war sie — zutraulich, genäschig; suchte alle Sonnenflecke aus, um sich zu wärmen, und sanfte Hände, um sich streicheln zu lassen. Wenn sie sich putzte, war es nicht so aus Gefallsucht als aus Freude über die hübschen Sachen; wenn sie den Mann liebte, so war es, weil sie in ihm den Beschützer sah, der ihr alles Böse fernhielt; wenn sie ihre Kinder zärtelte, war es, weil ihr das Anschmiegende, Junge und Warme an ihnen zusagte — und wenn sie sie fortschickte, war es, weil sie ihnen gegenüber ihrer Natur Gewalt antun mußte, um streng konsequent und erzieherisch zu sein.

„Was macht die Musik, Susel?"

Das war einst ihr Tiefstes und Heiligstes gewesen, und wenn sie früher an seiner Seite am Klavier gesessen, mit heißen Wangen, leuchtende Begeisterung im Blick, da hatte er nicht den Bruder, sondern sie bedauert, weil er wähnte, daß sie es war, die dem Leben von beiden das größere Opfer gebracht hatte. Die Tragik, die Susanne einst selbst empfunden, war das einzige, was sie ihm nähergebracht hatte.

Denn das Mitleid war groß in ihm für alles, was in der Blüte verkümmerte und verdorrte.

„Was macht die Musik?"



Wie ein Klang aus fernen Zeiten war es. Susanne lächelte.

„Ich komme fast gar nicht dazu. Wenn man den ganzen Tag das Gedudle hört, und abends ist Otto abgespannt. . . .“

Sie wollte hinzufügen: „manchmal spiele ich ja mit Felix Frank“, aber dann fiel ihr ein, wie wenig der Schwager ihn mochte, und ließ es.

Also nun fiel auch das noch fort. Und vielleicht war es besser so. Jetzt war sie Reinkultur. . . . Aus dem Duft ihres Haares, aus jedem Blick ihrer Augen, aus jeder Falte ihres Kleides sprach das Aufblühen des Weibes mit allem, was Begehrliches und Begehrenswertes in ihm geschlummert hatte.

Wenn Otto mit dem verkümmerten kleinen Mädel nicht fertig geworden war und nur mit ihr zu greinen und zu mucken vermochte — wie sollte es in Zukunft werden?

„Also grüß deinen Mann schön, hörst du, Susel, und er soll mich aufsuchen — er weiß schon wo. . . .“

Er sah noch ihr lachendes Gesicht im Türrahmen verschwinden, dann drückte er auf den elektrischen Knopf und warf dem Diener sein übliches, kurzes „Weiter“ zu.

Weiter. . . .

Anders kannte er es nicht — weiter, immer weiter über alles Leid der Erde und stolze, stille Freuden!

. . . Als aber der letzte Patient das Zimmer verlassen hatte, da griff er zu Feder und Tinte und schrieb mit seiner runden, schwer leserlichen Gelehrtenschrift:

„Liebste Frau. . . .

Nächste Woche hoffe ich auf einen Tag abzukommen. Nein, ich hoffe nicht — ich komme. Sie sollen auf mich rechnen. Und wenn alle zwölf Apostel mit gebrochenen Gliedern vor mir lägen und mich bäten, sie zusammenzuflicken — so würde ich ihnen antworten: die liebste Frau erwartet mich — bedaure. Ich scherze und meine es doch, wie ich sage. Bitter ernst. Gestern habe ich einem alten, armen Weib das Leben verlängert. Sie sah mich heute so dankbar an — als wäre das Leben ein Fest für sie. Da mußte ich an Sie denken, wie Sie mir dankten für das Leben Ihres Mannes. Als ob atmen — leben wäre! Glauben Sie das noch immer? Sie wissen nicht, wie schuldig ich mich fühle! Und meine Schuld kettet mich an Sie für immer! Sie haben nicht zu bitten — Sie dürfen fordern! Darum werde ich auch immer bei Ihnen sein, wenn Sie mich brauchen.

Also am Dienstag, und — allen Aposteln zum Trotz. Ihr Graebner.“

Er schrieb die Adresse: Freifrau von Glidien auf Schloß Glidien bei Magdeburg, und weil er keine Marke mehr bei sich fand, nahm er Hut und Stock und ging hinüber zu seiner Frau.

Er prallte zurück vor der heißen, stickigen Luft in dem beinah dunkeln Raum.

„Was machst du denn da, Elise, das ist ja gar nicht zum Aushalten! Warum sind denn die Fenster geschlossen?“

Sie hatte offenbar ganz still an ihrem Rollschreibtisch gesessen mit ineinander verschlungenen Händen.

„Und die Rolläden sind auch noch herunter! Man sieht ja gar nichts!“

Er legte Stock und Brief auf den Tisch und schritt zum Fenster. Sie langte indessen nach dem Brief.

„Kleb mal, bitte, eine Marke drauf.“

„Ja. . . .“

Ihre Stimme war wie verschleiert. Sie las die Adresse und stutzte.

„Du schreibst an Frau von Glidien?“

Die Frage war einfach und natürlich. Er riß das Fenster auf und atmete die Luft ein.

„Was ist? . . . ach so . . . ja. . . . Der Brief muß gleich in den Kasten kommen. Übrigens, ich kann ihn ja selber . . . .“

„Nein, laß nur . . . der Junge kommt sofort die Post abholen.“

Sie war blasser als gewöhnlich, ihre Bewegungen schienen langsam und unsicher.

„Wie war es gestern?“

„Gestern . . .?“

Er sah sie erstaunt an. Was meinte sie?

„Du hast doch eine Operation gehabt . . .?“

„Ja . . . na . . . und . . .?“

Seit wann kümmerte sie sich darum, was „drüben“ vor sich ging? Er nickte kurz.

„Danke . . . danke . . . alles in Ordnung.“

Sie atmete auf.

Er kniff die Augen leicht zusammen.

„Du, höre mal, Elise, was ist denn los?“

„Nichts ist los — warum denn?“

Sie fuhr sich mit der Hand über den Scheitel, fühlte, ob der Schlüssel noch wohl verwahrt in ihrem Chignon ruhte, richtete sich auf in ihrem Sessel, und das Blut strömte wieder langsam zurück in ihre Wangen.

Er ging auf sie zu, rückte mit einer kräftigen Wendung seiner Hand ihre abgewendete Schulter zu sich herum.

„Du, Elise, da stimmt etwas nicht!“

Es tat ihr wohl, daß er so herrisch eine Erklärung forderte, und wenn sie sie ihm auch nicht geben konnte, so sah sie darin einen Beweis, wie unerhört Baumann übertrieben hatte.

Das ganze Zimmer hatte sich um sie herumgedreht, als er vor kaum einer Stunde von der Operation gestern erzählt.

„Meine verehrte Frau Doktor, ich bedaure es aufs tiefste, aber in Ihrem eigenen Interesse, im Interesse meines geschätzten Kollegen muß ich Sie darauf aufmerksam machen! Gewiß . . . er ist nervös . . . überarbeitet . . . alles das gebe ich zu . . . ich kenne ja auch sein Leben und seine Hingabe an den Beruf . . . ich kann es begreifen, sagen wir sogar: entschuldigen.“

„Ja, was denn . . . was denn? . . .“

Sie hätte ihn mit beiden Händen rütteln mögen, um ihm die Worte, die so quälend langsam über seine Lippen kamen, zu entreißen. Und dann endlich hatte er von Betäuben oder auch Anspornen der Nerven gesprochen, von — geistigen Getränken, von — Alkoholgeruch und schwimmenden Augen, von waghalsigen Neuerungen und gefährlichen Unterlassungen.

„. . . er ist nicht der einzige, verehrte Frau — gerade



unsere großen Chirurgen greifen zu solchen Mitteln. Der eine zu Opium, der andere zu Morphiumeinspritzungen, der dritte zu narkotischen Zigaretten . . . das wissen wir alle . . . das bringt manchmal so der Beruf mit sich . . . aber Alkohol . . . verehrte Frau . . . das macht sich — zu sehr bemerkbar, das . . . Und er hat gerade in der letzten Zeit etwas weniger Glück gehabt. Ich will nicht sagen, weil . . . nein, o nein . . . dagegen verwahre ich mich auf das entschiedenste! . . . nur, es könnte doch Leute geben, die das in Zusammenhang brächten, das schadet dem Sanatorium . ."

Sie hatte genug gehört. Und sie hatte auch noch das telephonische Gespräch in Erinnerung, das ihr Tränen der Scham und des Zorns in die Augen getrieben. Er brauchte ihr nichts weiter zu sagen . . .

„Nun, Elise, wirst du die Gefälligkeit haben?"

Sie wußte nicht, wie sie es ihm beibringen sollte. Er würde sie ja doch nur anfahren oder auslachen. Wenn es von jemand anderem kam, von jemand, den er schätzte, von einem Kollegen . . . von Ertzky zum Beispiel . . .

Einer Rettung gleich schien ihr der Gedanke. So war es am besten, und so mußte es gemacht werden.

„Du hast dich in letzter Zeit über alle Maßen angestrengt — du siehst schlecht aus. Wirklich — du solltest jemand konsultieren, Julius!"

„Ich?"

Er lachte laut auf.

„Nie war ich so gesund wie jetzt!"

Sie beharrte eigensinnig.

„Doch, doch — ich bin gar nicht ruhig! So gelb bist du oft und reizbar. Die Damen im Sanatorium finden dich auch sehr nervös . . ."

„Mit deinen Quatschtanten hier laß mich gefälligst in Ruh! Um dabei zu sein, wenn ein hysterisches Fräulein elektrische Bäder nimmt oder eine allzu gut genährte Kommerzienrätin massiert wird — dazu ist Kollege Baumann da, und der ist gerade der rechte! Aber wenn du meinst, daß ich Karlsbader Wasser trinken soll, so will ich Ertzky mal fragen. Das verschreiben wir uns gegenseitig mit der größten Bereitwilligkeit. Könntest du auch machen, liebe Elise — das erhält jung und schön!"

Er nahm sie durchaus nicht ernst, und das war das einzige, womit sie nicht gerechnet hatte.

Vom Hofe her klang der Schall seiner Schritte herauf und das Aufschlagen seines Stockes. Die Abendluft wehte kühl und mild zum offenen Fenster herein, das rote Sterbelicht der Sonne flammte noch einmal auf dem dunklen Metallgrund des Geldschrankes auf, stahl sich über den Schreibtisch hinweg in gelbem Verglimmen.

Der Junge kam herein, um die Briefschaften für die Post abzuholen.

„Da . . "

Und sie wies auf den Haufen Prospekte in Kreuzbändern, die Briefe und Postkarten, die zu ihrer Linken lagen.

„Warte, da ist noch was!"

Es war der Brief an Frau von Glidien. Und wie sie ihn zwischen den Fingern hielt, fühlte sie, daß sich der Umschlag geöffnet hatte. Sie wollte mit ihm über den feuchten Schwamm fahren, als sie plötzlich, wie von einem fremden Willen gelähmt, die Hand sinken ließ.

„Geh nur . . . es ist gut so."

Der Junge verschwand hinter der Tür. Sie wendete den Umschlag hin und her, wunderte sich selbst, daß sie den Brief nicht gleich las, wie sie es sonst zu tun pflegte, wenn einer offen vor ihr lag. Etwas Peinliches stieg in ihr auf, eine heimliche, häßliche Unruhe. Und dann ein trotziges Wehren dagegen und kühler Spott.

Sie riß das Blatt aus der Hülle und las.

„Liebste Frau . . ."

So lange las sie an den zwei Worten, daß ihr dunkel vor den Augen wurde. Und dann las sie weiter bis ans Ende und noch einmal und immer wieder: „Liebste Frau . . ."

Gewiß wußte sie ihn jetzt auswendig, aber die Worte dröhnten ihr fast sinnlos im Kopf. Endlich gab sie den Brief zurück in den Umschlag. Mit festem Druck ihres Daumennagels fuhr sie über die feuchten Ränder. Damit er nur ja nicht aufging, damit niemand anderer las, was sie gelesen, als jene fremde Frau, jene „liebste Frau". Dann ging sie in ihr Schlafzimmer, das beinah zu groß war für das eine Bett, setzte den Hut auf und nahm eine Jacke.

„Ich esse zu Abend im Sanatorium", sagte sie dem Mädchen mit abgewandtem Gesicht.

Aber wie Susanne es einst getan, so stahl auch sie sich an der Mauer entlang zum Hof hinaus.

Vor dem nächsten blauen Kasten machte sie halt und senkte den Brief in seine Tiefe. Er war gerade leer, und als der Brief aufschlug, dumpf und doch spitz zugleich, mit der scharfen Ecke des starken Papiers, da durchfuhr es sie, als hätte sie es von den Lippen ihres Mannes gehört, dieses furchtbare, grausame, alles in ihr vernichtende „liebste Frau" . . .

Und dann ging sie geradeaus, ohne Ziel, ohne Absicht — nur um zu gehen, wie einsame Frauen gehen, die ein Letztes mit sich allein abmachen. Stundenlang ging sie so, die aufrechte, blonde Frau mit dem starren Gesicht und den kalten Augen. Furchtlos ging sie im Dunkel der breiten, einsamen Heerstraße und dann wieder zurück, am stillen See vorüber und an dunklen rauschenden Bäumen, die glattgekieste Plätze umfriedeten. Sie merkte es kaum, daß sie auch an ihrem eigenen Haus vorübergekommen war, daß das Nachtgetriebe der großen Stadt sich vor ihr auszubreiten begann mit all seinem grellen Vergnügen.

„Hansens Weinstube" stand auf einem dunklen Schild mit goldenen Lettern. Im schmalen Vorgärtchen saßen fröhliche Menschen, mit goldgelbem Wein in den Gläsern, und das Licht der kleinen Glühlämpchen spiegelte sich in den metallenen Kühlern.

Hier waren die harmlosen, frohen Bejaher freundlichen Genießens, dort aber, hinter den schweren Vorhängen, da saßen die anderen . . . jene, denen nicht der warme Sommerabend, nicht die fröhliche Gesellschaft ein Vorwand zu erhöhtem Genuß ist, da saßen die Scheuen und die Versorgten, die Heimlichen und die Stumpfsinnigen, die in dumpfen Stuben aus dem Wein selbst Vergessen oder Mut sich antranken.

Dort saß ihr Mann . Dort dachte er an die „liebste Frau" oder — vergaß sie.



Ein würgendes Schluchzen stieg in Frau Elisens Hals. Aber ihre Augen blickten kalt und glasig über die schwatzenden, lachenden Leute.

Und dann kehrte sie um, so rasch ihre Füße sie tragen konnten . . .

Sie wollte ihn jetzt nicht sehen, ihren Mann, und er sollte nicht erfahren, was sie wußte. Nicht sprechen darüber, nicht daran rühren . . .

Ein ganzes Haus ruhte auf ihren Schultern — das Geld ihrer Angehörigen, der Name, den ihr Sohn trug. . . .

Hans! . . . Ihr Junge, ihr Kind, das sie sich gerettet hatte — jetzt war es ihre einzige Stütze. Und ihr Herz schwoll auf in Sehnsucht und Liebe, und ihre Füße schritten immer schneller, immer unaufhaltsamer vorwärts.

Wie ein Arbeitstier hatte sie in ihrem dumpfen Zimmer gesessen, gerechnet und berechnet, fremden Menschen ihre freie Zeit geschenkt, um neue Patienten zu gewinnen, neue Zahler . . . Und wenn sie auch immer gewußt, weshalb und für wen sie es tat — der Junge selbst war ihr in all der Tagesunrast fast zu einem körperlosen Symbol ihrer Mutterschaft und ihres vermeintlichen Rechts geworden.

Es war nahe an Mitternacht, als sie erschöpft und wie gerädert zu Hause anlangte.

Eine weiche, traurige Zärtlichkeit erfüllte sie, ein inniges Verstehenwollen des herben, eigenwilligen Knaben.

Er sollte ihre Stütze sein. Er sollte ihr den Mann wieder zurückführen oder sie trösten, wenn sie ihn verlor. Und das würde die Strafe sein für den Vater, der Frau und Kind vergaß, diese Einigkeit zwischen ihnen beiden, diese Untrennbarkeit.

Sie legte Hut und Jacke ab und ging zur Tür, die den langen Gang abschloß.

Ganz leise drückte sie die Klinke nieder. Ganz leise trat sie an das Bett.

Dann lauschte sie.

Wie ruhig es war. Kein Atemzug zu hören.

„Hans“ . . . rief sie leise und noch einmal: „Hans.“

Sie strich über das Bett und fühlte eine feste, unbestimmte Form.

Und zum drittenmal, etwas lauter, rief sie: „Hans“, stürzte zurück an die Tür und knipste Licht an.

Das Bett war leer, nur die zwei Roßhaarkissen lagen zusammengeballt unter der Bettdecke, um einen darunter zusammengerollten Körper vorzutäuschen . . .

Frau Elise schrie nicht auf.

Sie schlug auch keinen Lärm und fragte das Mädchen nicht aus.

Nur ein krampfhaftes Zittern befiel sie, und sie saß am leeren Bett, bis sie es überwunden hatte.

Sie sah ihren Mann vor sich, weinschwer und mit höhnischem Lächeln.

„Du hast ihn ja erzogen . . . dein Werk!“

Niemand durfte etwas davon erfahren, niemand etwas ahnen. Auch der Junge sollte es nicht wissen, daß sie dagewesen war . . . gerade er nicht.

Sie wollte ihn überwachen jetzt, streng und heimlich. An seine Fersen wollte sie sich heften, wie zufällig und immer nur fragen: Wo bist du . . . wo gehst du hin . . .?

Nur nichts schlimmer machen. Nur nicht sprechen darüber, nicht daran rühren . . .

Und mit wie im Fieber schlotternden Händen legte sie die zwei Roßhaarkissen unter der Decke zurecht, wie sie sie vorgefunden hatte.

Dann löschte sie das Licht und schleppte sich zu ihrem einsamen Bett . . .

* * *

Meistens pflegte sich jetzt Hans Graebner am Sonntag vormittag bei Percy Well seinen „Tip“ abzuholen. Und mehr wie einmal blieb er draußen zu Tisch, telephonierte der Mutter, „ein Freund hätte ihn eingeladen“.

Seine ausgezeichneten Schulzensuren erwarben ihm volles Vertrauen.

„Unterhalte dich gut, mein Junge.“

Wenn sie Tischbesuch hatten, speiste er doch meist in seinem Zimmer oder mußte schweigen am unteren Ende der Tafel. Da war es schon besser, er verbrachte den Sonntag mit seinen Schulfreunden. Wie sie hießen, war ihr gleichgültig. Das Gymnasium bürgte so ziemlich dafür, daß er nur mit „besseren Familien“ zusammenkam. Und schließlich war er ja kein Mädchen, das man immer vor allem behüten mußte.

Daheim, bei Frau Elisens Eltern, hatte man sich auch nicht viel um den Sohn in seinen Freistunden gekümmert. Kam er ohne vorherige Entschuldigung nicht zu Tisch, so bekam er Schläge oder kein Essen. Im übrigen konnte er machen, was er wollte, wenn er nur ordentlich lernte.

Und in Berlin, wo es in jedem Haus einen Fernsprecher gab, kam es nicht vor, daß Hans unabgemeldet von den Mahlzeiten fortblieb. Auch wenn er in der letzten Minute zurückgehalten wurde, klingelte er an.

Das gab ihm mehr Freiheit, als die Mutter ahnte, und volle Sicherheit. In Karlshorst war er fast täglicher Gast. Die hübsche Frau Percy Well mochte ihn gut leiden.

Abends kam sie in den kleinen Stall in kurzem, seidenem Unterrock, Matinee und großer Wirtschaftschürze.

„Du, Mister Krähhahn, wollen wir zusammen Jimmy O'Brien striegeln?“

„Machen wir — M. W. —“

Und er führte selbst das hübsche, isabellenfarbige Pferd aus dem Stall, warf den Rock ab, krempelte die Ärmel auf und tauchte den Striegel in den Wassereimer.

Er hatte immer ein paar Stücke Zucker für Jimmy O'Brien in der Tasche, und die feingliedrige Stute spitzte jedesmal die Ohren und wandte ihm ihren schmalen Rassekopf zu, wenn sie seine Stimme hörte.

„Kauf dir einen Sattel, Mister Krähhahn,“ sagte Frau Percy Well, „dann soll dir mein Mann Reitunterricht geben, und Jimmy O'Brien bleibt in Training!“

Percy Well meinte, er hätte dem Jungen fast nichts zu sagen, der säße auf dem Gaul, wie wenn er gleich mit ihm auf die Welt gekommen wäre. Und Mut hätte er auch — gleich bei seinem ersten Ausritt hätte er über einen drei Meter breiten Graben gesetzt und wäre doch



im Sattel geblieben, was immerhin was wäre; denn Jimmy O'Brien hätte ihre Tücken und hätte selbst seine Frau einmal unsanft abgeworfen.

Hans Graebner warf beide Arme um den Hals des Pferdes, und eine heiße, stolze Freude erfüllte ihn. Seitdem liebte er Jimmy O'Brien mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit. Das war doch was anderes, als sich von Frau Percy Well bald am Ohr, bald an den Haaren zupfen oder sich wegen eines dummen Kusses hänseln zu lassen.

Im Grunde beunruhigte es ihn doch, wenn er ihre weißen, blanken Arme sah, die sich immer so viel in der Nähe seines Gesichtes zu schaffen machten, und auch der kurze, seidene Unterrock beunruhigte ihn, wenn sie beim Striegeln auf dem nassen kleinen Hof stand und ihn noch höher lüpfte, als Hans den Eimer Wasser über das Pferd ausschüttete.

Ebenso beunruhigend war es, wenn sie in irgendeinem ausgeschnittenen, ganz engen Seidenkleid in ihrem kleinen roten Salon saß, unter Trainern und Buchmachern, und ihn dann heranwinkte.

„Das ist mein kleiner Mister Krähhahn — er liebt mich und wird mich meinem Percy gewiß mal entführen! Wenn er erst sechzehn Jahre ist! Ganze dreizehn Monate müssen wir noch warten, nicht wahr, Liebling? Und so lange will er mir keinen einzigen Kuß geben, obwohl ich ihm die feinsten Tips verschaffe."

Er hätte sie hauen mögen!

Aber ihr war nur wohl, wenn sie ihn so recht rot und wütend vor sich stehen sah in seiner knabenhaften Unbeholfenheit. Zum Totlachen war das!

Bis endlich Percy Well, der in irgendeiner Ecke mit anderen spielte und Soda mit Whisky trank, mit einem „Na, na — laß mir doch den Jungen in Ruhe!" dem dummen Spaß ein Ende machte.

Aber ein andermal konnte sie wieder ganz nett und vernünftig sein. Was er denn mit dem vielen Geld mache, das er in der letzten Zeit gewonnen hätte? Sie meinte: „Schaff dir doch was an dafür — was du hast, hast du."

Er lächelte still vor sich hin und betastete seinen Rock. Wer ahnte wohl, daß der Sekundaner Hans Graebner neun steife, knisternde Hundertmarkscheine mit sich herumtrug?! Und alle paar Tage konnten es mehr werden; und wenn er so viel beisammen hatte, wie er brauchte, dann . . .

„Ja, ja — ich schaffe mir schon was an", meinte er.

Eines Tages sagte Frau Percy Well, sie wolle Jimmy O'Brien verkaufen — es hätte sich eine günstige Gelegenheit geboten — sie mache sich auch nichts mehr aus dem Reiten. Sie müßten sich jetzt ein Kabriolett anschaffen und einen netten Traber. Percy Well würde dick und fett und sollte trainieren.

„Jeden Tag nach Friedrichshagen hin und zurück im Trab, wie das Pferd . . . da wird's bald kein Körnchen Fett mehr geben! Ich kutschiere, mein Mann läuft nebenher. Anders ist's nicht zu machen."

Ganz blaß war er da geworden. Jimmy O'Brien verkaufen . . . An wen? . . . Wohin? . . . Was sollte die Stute kosten?

Sie lachte: „Aber Mister Krähhahn . . . Du wirst doch nicht? . . ."

Er stampfte mit dem Fuß auf; ganz patzig und grob fuhr er sie an.

Da gäb's gar nichts zu lachen. Sie solle ihm nur sagen, was das Pferd koste. Was er in der Tasche hätte, solle sie bekommen, und was fehlte, das sollte sie sich abziehen von allem Geld, das er durch ihren Mann und ihre Tips gewönne . . . das heißt, von der Hälfte! Die andere Hälfte gehöre nicht ihm. Er hätte neunhundert Mark . . . die sollte sie gleich bekommen — hier auf der Stelle. Aber Jimmy O'Brien weggeben, weiß der Deubel wohin und zu wem . . . das wäre eine Schweinerei! Jawoll, eine „Schweinerei", geradezu eine Gemeinheit! Es fehlte bloß noch, daß sie das Pferd vielleicht an eine Roßschlächterei verkauften . . .

Die hübsche Frau Percy Well war plötzlich ganz gerührt.

„Aber, Hänschen . . . nu hab dich man nich so . . . Ich kann's doch nicht ändern, ich hab doch keinen Platz in dem kleinen Stall für zwei Pferde . . ."

Aber er bestand darauf. Er wollte den Preis wissen. So über Nacht würde der Traber doch nicht in die Box gerannt kommen. Aber die Jimmy würde vielleicht über Nacht verkauft werden, und die wäre doch überhaupt das einzige auf der Welt, was ihm Freude machte . . . sie sollte nur mit ihrem Mann sprechen, oder er selbst wollte es tun . . .

„Nee, nee, Hänschen, das brauchst du nicht — mein Mann versteht nichts von Geschäften — das besorge ich. Also — weil du's bist — will ich's billig machen. Ganz billig und ehrlich! Denn beim Pferdekauf, da wird man begitschelt von hinten und vorne — das weißt du noch nicht — laß dir's gesagt sein für 'n ander Mal. Also . . ."

Sie hatte seinerzeit achtzehnhundert Mark für das Pferd bezahlt — das waren etwa drei Jahre her. Sie hatte vorgehabt, es nicht unter sechzehnhundert abzugeben; aber weil er's war, sollte er's für vierzehnhundert bekommen.

Hans nickte. Das schien ihm nicht so unerschwinglich.

„Warten Sie mal, Mistreß Well, was ich bei mir habe, will ich geben — aber mehr . . ."

Er zog seine Stirn in krause Falten, setzte sich neben sie auf die weiße Gartenbank, die zwischen Stall und Schuppen stand, und rechnete. Von den neunhundert Mark, die er hatte, mußte er doch mindestens zweihundert Mark für die Wetten behalten — wo sollte er denn sonst das Geld hernehmen? Also erst mal zahlte er siebenhundert an, und dann sollte Percy Well . . .

Die hübsche Frau nickte.

„Das ist ja alles sehr nett, aber nun mußt du doch Pension bezahlen — hundert Mark monatlich macht das!"

„Na, was denn — hundert Mark monatlich, det 's doch 'ne Kleinigkeit. Det zahle ick doch aus'm Handjelenk!"

Er berlinerte — fühlte sich als Herr der Situation.

Sie sagte noch: „Du, Mister Krähhahn, Geschäft is Geschäft: solange das Pferd nicht ganz abgezahlt ist, gehört es immer noch mir, verstanden?"

Er sah sie an und lachte.

Vor der hübschen blonden Frau hatte er keine Angst.



Die würde ihm nichts Böses tun — die würde schon warten, wenn's mal haperte, würde ihm die Jimmy O'Brien nicht gleich aus dem Stall führen!

„Na . . . jetzt krieg ich aber meinen Kuß, was?"

Er stieß sein strahlendes Jungengesicht ungeschickt und hastig an ihre Wange. „Allemal! . . ."

Aber sie packte ihn lachend am Kopf.

„Nee, so nicht . . . so . . . ordentlich."

Und ehe er sich's versah, fühlte er ihren vollen, weichen Mund auf seinen Lippen.

Wütend schlug er mit der Faust nach ihrer Schulter, riß sich los, stieß mit dem Fuß nach der Bank, auf der sie saß, so kräftig, daß er sie fast umgeworfen hätte. Mitten im Lachen hielt sie ein.

Der Bengel ließ nicht mit sich spaßen. Augen machte der, als wenn er sie ins Gesicht schlagen wollte.

„So ein Ruppsack! . . ."

„Det is abber ooch 'ne Jemeinheit", knurrte er.

Etwas Nasses blinkte in seinen Augen auf. Er hätte losheulen mögen, so — schämte er sich . . .

„Na, Hänschen, wir wollen uns wieder vertragen . . . gib mir die Hand, und dann geh man zu deiner Jimmy O'Brien. Nach Tisch machen wir den Kauf perfekt und trinken Sekt . . . was?"

Er gab ihr die Hand mit abgewandtem Kopf und war in drei Sätzen im Stall. Er machte die Tür zu und schob den breiten Riegel vor. So, nun kam sie ihm nicht nach! Nun war er allein mit seinem Pferd. . .

„Jimmy! . . ."

Die spitzte die Ohren, wieherte kurz, schlug mit den Hufen auf und warf ihren hochangesetzten Schweif um sich.

„Meine Jimmy, mein gutes, kleenes Pferdeken. . ."

Er schlang beide Arme um den schlanken Hals der Stute und vergrub sein heißes Gesicht in der seidigen Mähne.

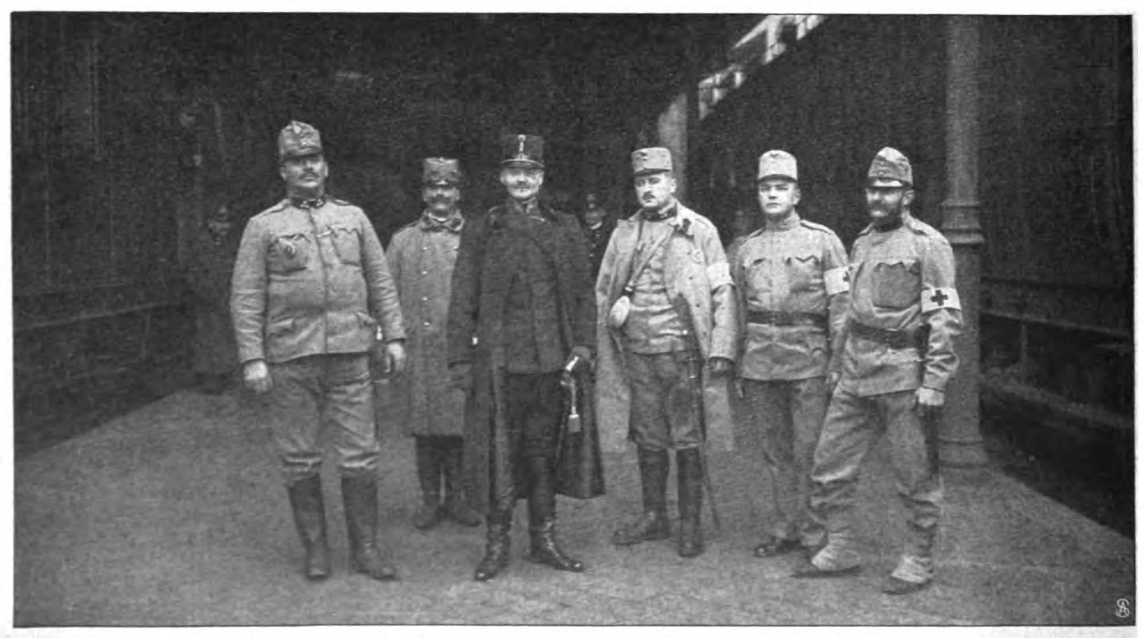
Und alle Zärtlichkeit, alles unbewußte Liebessehnen des frühreifen, leidenschaftlichen Jungen, all sein angstvolles Wehren und trotziges Auflehnen gegen dunkle Triebe, alle jubelnde Eigentumswonne und heimliche Seligkeit fanden ihren Ausdruck und ihre letzte Auslösung in dem immer wieder gestammelten und geflüsterten: „Mein biste nu . . . mir gehörste, mein Jimmychen. Mein gutes, liebes Pferdeken! . . ."

(Fortsetzung folgt)

Das österreichische Rote Kreuz.

Hierzu 6 Aufnahmen.

Die Depots des Roten Kreuzes in Österreich sind in den weitläufigen Nebengebäuden der Rotunde im k. k. Prater untergebracht, wo es sich bis zum Kriegsbeginn nur darum handelte, die Vorräte instand zu halten und so weit wie nötig zu ergänzen. Dafür sorgte der langjährige Verwalter Oberleutnant Rosenzweig. Am Tage der Mobilisierung veränderte sich die Situation mit einem Schlag. Zum Kommandanten der Depots wurde Garde und Major Baron Reisner ernannt, der mit einem Stab von freiwilligen Helfern seinen Einzug hielt. Es hatten sich zur Verfügung gestellt die Garden und Majore von Sauer-Nordendorf, Paskovits und Schimke sowie Graf Eugen Kinsky, Finanz-Oberkommissär Horniaczek und Garde und Rittmeister Reinhardt; dem Depotverwalter wurde Leutnant Albrecht als Gehilfe zugeteilt.



Der Kommandant des Depots Major Baron Reisner mit seinen Gehilfen.

Die schon in Friedenszeiten vorhandenen Fuhrwerke der zwei Feldspitäler und der drei mobilen Vereinsdepots, im ganzen 98 Wagen und Automobile, wurden mit Sanitätsmaterial, Labemitteln usw. in wenigen Tagen verpackt und zur Abreise fertiggestellt.

Damit waren die Depots geleert und konnten nun kriegsgemäß zur Aufnahme viel größerer Mengen von Material ausgestaltet werden. Baumeister und Architekten boten ihre Dienste in selbstloser Weise an. Ein einfacher Landsturmmann, der dem Roten Kreuz als Tischler zugeteilt war, Werkmeister Ziering, brachte es allein zustande, daß eine Anzahl Wiener und Mödlinger Holzhändler dem Roten Kreuz alles zur Herstellung von Stellagen in fünf Depots, das ist Bretter und Pfosten im Wert von 25 000 Kronen, umsonst spendeten. In kürzester Zeit war alles fertig, und die Einlieferung konnte beginnen. Polsterwatte, Verbandwatte, Organdine, Chemikalien kamen in Ballen und Kisten in solchen Mengen, daß die Arbeit des Abladens und Einräumens von den dreißig zugewiesenen Mann nicht mehr bewältigt werden konnte und das Landesverteidigungs-Ministerium weitere Mannschaften und Beamte zuweisen mußte. Der Kommandant Baron Reisner teilte die Depots in Abteilungen, für die bestimmte Offiziere verantwortlich gemacht wurden. Es entstand eine Abteilung für Spitalrequisiten, eine für Medikamente, für Verbandstoff, für Lebensmittel und die Expedition. — Es dauerte gar nicht lange,

Roter-Kreuz-Wagen unterwegs zum Kriegschauplatz.



Baronin Löwental, Frl. v. Clanner, Frl. Rosenzweig.

Freiwillige Helferinnen.



Graf Eugen Kinski
sortiert Spenden.

eingerichtet. Bindenschneidemaschine und Wickelmaschine wurden wieder ganz kostenlos zur Verfügung gestellt. Die Abteilung brachte es bald auf eine tägliche Leistung von 5=—6000 Binden.

Gleich zu Beginn der Mobilisierung war beim Hauptdepot eine Abteilung für freiwillige Spenden errichtet worden, denn noch ehe die mindeste Propaganda gemacht wurde, fanden sich täglich Leute mit Spenden ein. Alt und jung wetteiferten in der Ablieferung von Scharpie, Zigaretten, Zigarren, Tabak. Eine alte Frau aus Ungarn kam mehrmals in der Woche mit einer Schachtel Scharpie, die sie mit ihren Freun-



Major Schimcke und seine Korporale.

so war wieder Raummangel; Räume, zur Rotunde gehörig, mußten beansprucht werden, um die Tausende Ballen Watte unterzubringen, die abgeliefert wurden. Das Hauptdepot im Prater hatte die Aufgabe, das Sanitätsmaterial an die eigenen Feldanstalten sowie an die Vereins-Reservespitäler des Roten Kreuzes abzugeben. Um das vorhandene Material nützlich verwenden zu können, mußte die Bindenerzeugung in eigener Regie eingeführt werden. Eine Döckersche Baracke wurde zu diesem Zweck



Blick in das Depot IV.

dinnen zupfte. Als sie das hundertste Mal erschien, wurde sie bei der Überreichung photographiert. Diese Abteilung empfängt und verteilt einen großen Vorrat von neuer und gebrauchter Wäsche. In die Arbeit des Sortierens und der Herrichtung für den Gebrauch teilen sich drei freiwillige Helferinnen: Baronin Löwental, Fräulein von Clanner, Fräulein Rosenzweig. Alles arbeitet im Rote-Kreuz-Depot vom frühen Morgen bis zum späten Abend, manchmal die Nacht hindurch, einzig vom Wunsch beseelt, den Truppen im Felde dienstbar zu sein.

Hauptmanns Geburtstag.

Skizze von Richard Rieß.

Schwarz im Sternengrunde lag die Nacht über dem dichtbeschneiten Winterlande, in dessen weiße Decke die beiden Schützengräben schmale, schwarze Schlangenstriche zogen. Hier lag Feind vom Feind nur wenige Dutzend Meter entfernt, und oft trugen in Stunden des Waffenschweigens kecke Worte, wie entlassene Brieftauben gegen sicheres Ziel entsandt, ihren Sinn zu gutem Verständnis hinüber und herüber.

In dieser Nacht aber war es still. Vor wenigen Tagen erst hatte das neue Jahr begonnen, und man verschmähte es wohl, eiserne Neujahrsgrüße zu tauschen, die Vorahnung bietend von der Blutarbeit des jungen Jahres. Friedlich löffelten die deutschen Mannschaften ihren Abendbrei, den sie sich, auf dem Bauche kriechend, aus der Feldküche geholt hatten.

Als dies nun mit Bedacht geschehen war, erhob sich Unteroffizier Schreiner, putzte an seinem Mantel, winkte dann seinen Leuten und sagte leise: „Jetzt wär's Zeit!" Und die zwölf Mann, die der Unteroffizier schon vor zwei Stunden sorgfältig nach ihren Fähigkeiten ausgewählt hate, setzten sich, hinter der Böschung vorsichtig gebückt, in Bewegung. Erst als sich der Graben unterirdisch verbreiterte, wagten sie aufrechten Gang. Aber sie horchten achtsam auf das Geräusch ihrer Sohlen. Lautlos wie Katzen bewegten sie sich, und auf allen Gesichtern lag der Erwartung Gespanntheit; doch nicht in ernsten Tuns finsterer Vorahnung wie so manchesmal, wenn man nächtlicherweile aus dem Schützengraben geklettert war und jede Deckung wahrnahm, um möglichst nahe an die Stellung des Feindes heranzupirschen. Nein! Froh und lustig leuchtete es aus den Soldatengesichtern ... wie daheim, wenn es galt, kecken Unfug anzustellen oder freudige Überraschung zu bereiten.

Als man an Ort und Stelle angelangt war, formierte Unteroffizier Schreiner, so gut es bei den beschränkten Raumverhältnissen eben ging, einen Halbkreis, stellte sich in die Mitte und zog aus dem Stiefel eine halblange Tabakspfeife, deren Kopf er hastig abschraubte, einen Taktstock zu gewinnen. Dann hob er den Stock, breitete den Arm und betonte in hastigem, scharfem Schwenken seine eigenen Worte, in die die ganze Mannschaft begeistert einfiel: „Unser verehrter Herr Hauptmann, hurra! Hurra! Hurra!" Die Erde zitterte, und der Hohlraum klang mächtig wider von diesem deutschen Ruf. Die Franzosen aber argwöhnten, Angriffswildheit rüste gegen sie, und knallten ein paar Salven guter Munition in die Gegend.

Aus der Tür des Unterstandes aber, dem gegenüber die Leute Aufstellung genommen hatten, trat Hauptmann Kestner, von zwei seiner Leutnants begleitet, sah die Versammlung und fragte lächelnd: „Nanu, Leute?"

Stramm stand die Mannschaft und widerholte ihren Huldigungsgruß. Ehe der Hauptmann etwas darauf erwidern konnte, erklang aus zwölf Soldatenkehlen ein Lied, das Schreiner dirigierte, ein Lied, nach der alten Weise „Sind wir vereint zur guten Stunde" gesungen.

„. . . Dem trefflichsten Soldatenvater,
der oft die Feinde niederrang,
ihm, der uns Führer, Freund, Berater,
Herrn Hauptmann Kestner gilt der Sang.
Es fleht für ihn zum Wiegenfeste,
das ihm in Feindesland gedieh,
vom höchsten Gott das Schönste, Beste
seine getreue Kompagnie."

„Unser verehrter Herr Hauptmann, hurra! Hurra! Hurra!" Wieder erbrauste der Ruf der Leute, ohrenbetäubend, und wieder gaben ihm die Franzosen mit einer Ehrensalve ein festliches Echo. Hauptmann Kestner blickte gerührt auf seine Leute; dann sah er zu den Offizieren hinüber, in deren Augen es feucht schimmerte.

Dann prustete er ein paarmal, als störe ihn etwas in der Nase, und zog sein Taschentuch. Als aber die bescheidene Strophe zu Ende war, trat er auf den wackeren Kapellmeister zu und schüttelte ihm die Hand. Sagte dann: „Ich dank euch, Leute . . ja, ich dank euch herzlich, herzlich ... Wir alle sind hier im Felde wie eine große Familie, und wenn ihr mir bestätigt, daß ich stets gut und väterlich an euch gehandelt habe, dann ist mir dies das liebste Geschenk am heutigen Tage ... Vierzig Jahre werde ich heute alt, Kinder. Mancher von euch könnte fast wirklich mein Sohn sein ... Leute, was soll ich viele Worte machen. Ich dank euch. Wir alle tun hier unsere Pflicht: Mannschaften und Offiziere. Es gilt fürs Vaterland. Das soll leben. Unser Vaterland und unser Kaiser ... Ich bin kein großer Redner, Kinder ... Unser Vaterland und unser Kaiser hurra! Hurra! Hurra!"

Wieder erzitterte der Boden.

„Und nun gebt mir mal die Faust und kommt dann herein zu mir ... in die gute Stube ... immer zu dritt ... alle auf einmal haben keinen Platz."

Hauptmann Kestner trat an alle seine Leute heran und schüttelte jedem die Hand. Dann traten die ersten drei in den „Salon" des Offiziers. Hier war es recht behaglich. Denn als man die Unterstände hergerichtet hatte, da hatten die Leute mit allen Mitteln versucht, ihres Hauptmanns Behausung nett herzurichten. Und da in der Nähe reiche Franzosen ihre Landhäuser hatten, bargen die menschenleeren Wohnungen mancherlei Brauchbares von gutem Aussehen. So zwangen die Leute der Kompagnie die Kulturen und Geschmacksrichtungen aller Zeiten zum Dienst bei Hauptmann Kestner. Dort stand ein Stuhl mit reich geschnitzten Füßen, hier ein Tisch im prächtiger Renaissancearbeit, an einem hellen Sessel im Geschmack des sechzehnten Ludwig standen ein Paar deutsche Offizierstiefel, und über einem hölzernen Bauern-



waschtisch hing ein Spiegel von kostbarem rotem Mahagoni mit den reichen Goldverzierungen und Schnitzereien der Empirezeit.

Die Leute tranken aufs Wohl ihres Hauptmanns ein Glas Bowle, dann fanden sie sich wieder vor dem Unterstand zusammen. Und wieder stellte Schreiner sie im Halbkreis auf. Und wieder hob er sein Pfeifenrohr. Da gab es denn noch manches Lied zu hören. Manch muntere Soldatenweise, derb und lustig, und manch Lied der Heimat, so süß und sentimental, daß einen das Heulen packte.

Und schließlich, da die Kehlen müde waren, zogen sie ihre kleine Mundharmonika und spielten nun in anmutiger Gemeinschaft. Der Hauptmann rief nach jedem Sang sein Bravo, in das auch die anderen Mannschaften einstimmten. Und da auch Sang und Ton sich von Mann zu Mann fortpflanzten, floß bald der ganze Graben der Kestnerschen Kompagnie in einem Strom der Lieder.

Und plötzlich, gerade als ein Augenblick der Erschöpfung Stille brachte, kam es von fern her wie ein Elfenstimmchen. Ein zartes, leichtes Singen trug die Nacht herüber. Feine Melodien sehnsuchtsvoll. Dann keckere Weisen von mutigerem Strich der Saiten. Denn Violinklänge waren es, die, von den Feinden her, einer unsichtbaren Quelle entströmten. Die Deutschen schwiegen und lauschten. Doch als der ferne Spieler geendet, da erhoben sie wieder ihr eigenes Lied — bis der Franzose sie von neuem ablöste. Auch ein Sang scholl nun von drüben, in der fremden, weichen, kosenden Sprache Bérangers und Mussets. So kämpften in dieser Nacht Deutsche und Franzmänner mit den Waffen der Töne in edlem Wettstreit, unsichtbar für einander und doch: einander näher als je. Und es war, als sei in dieser Nacht wieder ein Atem erwacht vom Sturmwinde der Liebe, ein Hauch, der des Hasses Eis tauen ließ — für karge, kurze Stunden.

Also wurde des Hauptmann Kestners Geburtstag von Freund und Feind gefeiert. Und der Wackere glaubte, daß nie schöner dieser Erinnerungstag in seinem Leben begangen worden sei. . .

Am andern Abend, zur gleichen Stunde, kam dann der Befehl, im Sturm gegen den feindlichen Graben zu gehen, den Feind zu werfen.

Da pfiffen denn wieder, wie die Wochen und Monde vorher, die Kugeln, und die Maschinengewehre hackten durch die Nacht, als seien tausend Holzfäller am Werk. Da raste wieder Kampf, leidzeugend, und Erbitterung rang mit Erbitterung.

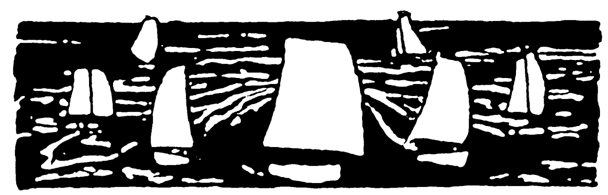
Der feindliche Graben wurde genommen, Hauptmann Kestners Kompagnie zur Ehr. Man fand darin, als der Morgen graute, neben Leichen und Tornistern, zwischen Patronen und Gewehren, zertrümmert, eine Geige, zwischen deren gebrochenen Holzteilen zwei lockere Saiten hingen, auf ewig verstummt. . . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 16. Berlin, den 17. April 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.



Die sieben Tage der Woche.

6. April.

Die Kämpfe in den Karpathen nehmen noch weiter an Ausdehnung zu. Auf den Höhen östlich des Laborczatals erobern deutsche und österreichisch-ungarische Truppen starke Stellungen der Russen.

7. April.

S. M. Unterseeboot „U 29“ ist, wie der Admiralstab mitteilt, von seiner letzten Unternehmung bisher nicht zurückgekehrt. Nach einer von der britischen Admiralität ausgehenden Nachricht vom 26. März soll das Boot mit der ganzen Besatzung untergegangen sein.

Die Kronprinzessin wird von einer Tochter entbunden.

8. April.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauern fort. In der Woevre-Ebene östlich und südöstlich von Verdun scheitern sämtliche französischen Angriffe.

Die im Abschnitt der Ostbeskiden seit Wochen andauernden hartnäckigen Kämpfe haben in der Schlacht während der Ostertage ihren Höhepunkt erreicht. Ununterbrochene russische Angriffe, hauptsächlich beiderseits des Laborczatales, wo der Gegner den größten Teil der vor Przemysl freigewordenen Streitkräfte einsetzte, werden unter ganz bedeutenden Verlusten des Feindes in diesen Tagen zurückgeschlagen.

Der Kommandant des Hilfskreuzers „Prinz Eitel-Friedrich“ hat der Zollbehörde von Newport News mitgeteilt, er wünsche, daß das Schiff interniert werde.

In Kairo feuert ein Eingeborener auf den Sultan, als er den Abder Palast verließ, einen Schuß ab, der aber fehlging. Der Attentäter wird verhaftet.

Venizelos erläßt eine Erklärung, daß er sich aus dem politischen Leben Griechenlands zurückziehe.

9. April.

Aus dem völlig zusammengeschossenen Orte Drie Grachten werden die Belgier wieder vertrieben.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauern mit gesteigerter Heftigkeit an. Die Franzosen hatten bei den wieder gänzlich erfolglosen Angriffen die schwersten Verluste.

Im Waldgebirge der Karpathen setzt der Gegner seine frontalen Vorstöße unter schonungslosester Ausnutzung seines Menschenmaterials in andauernden Sturmangriffen fort. Berge von Leichen und Verwundeten kennzeichnen die im wirkungsvollsten Geschütz- und Maschinengewehrfeuer unserer Stellungen liegenden russischen Angriffsfelder.

10. April.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel halten mit gleicher Heftigkeit an.

Im Waldgebirge der Karpathen kommt es in den Abschnitten östlich des Uzsokerpasses zu heftigen Kämpfen. Deutsche Truppen erobern nördlich Tucholla eine seit dem 5. Februar vielumstrittene und von den Russen hartnäckig verteidigte Höhenstellung.

11. April.

Ueber die Kämpfe zwischen Maas und Mosel wird gemeldet: Im Waldgelände nördlich der Combres-Höhe versammeln die Franzosen starke Kräfte zu einem neuen Versuch, unsere Höhenstellung zu nehmen. Der Angriff kam heute früh zur Ausführung und scheiterte gänzlich. Die Höhenstellung ist ganz in unserm Besitz.

12. April.

Die von der englischen Regierung angeordnete Maßregelung der in treuester Pflichterfüllung in ihre Gewalt geratenen Besatzung von Unterseebooten durch Versagung ehrenhafter Kriegsgefangenschaft und Unterbringung in Naval detention baracks hat die deutsche Regierung zu der Gegenmaßnahme veranlaßt, für jeden Gefangenen der Unterseebootsbesatzung für die Dauer seiner völkerrechtswidrigen harten Behandlung einen kriegsgefangenen englischen Offizier ohne Ansehen der Person in gleicher Weise zu behandeln. Dementsprechend sind heute aus Offiziergefangenenlagern 39 englische Offiziere in entsprechende Haft in Militärarrestanstalten übergeführt worden.

Das Liebeswerk der Schweiz im gegenwärtigen Kriege.

Von Dr. Richard Herbertz, Professor a. d. Universität Bern.

Die Schweiz ist ein neutraler Staat. Was Neutralität ist, läßt sich dem Begriffe nach theoretisch ohne allzu große Schwierigkeiten feststellen. Wie aber praktisch Neutralität zu halten sei, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich, ist ein nahezu unlösbar schwieriges Problem. Es gibt eine schlechte, ethisch minderwertige Neutralität. Sie ist Lauheit. Der Laue sagt: „Wie gut, daß ich neutral bin! Da bleibe ich vom Kriege gänzlich unberührt.“ Es gibt aber auch eine gute, von ethischer Auserlesenheit zeugende Neutralität. Ein solcher Neutraler denkt: „Wie gut, daß ich neutral bin! Da kann ich hüben und drüben helfen und die schönsten Möglichkeiten meiner Neutralität dadurch fruchtbar machen, daß ich meine Kräfte in den Dienst der Werke der Menschenliebe stelle.“ Die Schweiz faßt ihre Neutralität in diesem edlen Sinn auf. Man hat die Schweiz oft das „Herz“ Europas genannt: in geographischer, völkischer Hinsicht. Heute zeigt dieses Land, daß es auch in ethischer Hinsicht diesen Ehrennamen verdient. Denn durch das ganze Schweizervolk — wie auch sonst seine kulturell bedingten Sympathien gehen mögen — wogt heute die mächtige Welle des Gefühls: Deine Stellung im europäischen Staatenkonzern, im Leben der Völker gibt dir die Aufgabe, Leiden zu lindern, die andere einander zufügen,

Wunden zu heilen, die andere einander schlagen mußten. Die folgenden Zeilen sollen zeigen, wie die Schweizer dieses Gefühl in die Tat umsetzen. Wer heute in Genf die Place-Neuve betritt und nach dem „Musée Rath" hinschaut, dessen Sammlungen ihm vielleicht von früheren Reisen her bekannt sind, wird sich wundern, an diesem Gebäude ein gewaltiges Schild zu erblicken mit der Aufschrift: Comité Internationale de la Croix Rouge, Agence des Prisonniers de Guerre". Was geht in diesem Hause vor sich? Als bei Kriegsausbruch der deutsche Konsul in Genf versuchte, das Geschäft der Vermittelung zwischen den Gefangenen und ihren Angehörigen zu besorgen, bemerkte er bald, daß eine einzelne Person, auch mit vielen Hilfskräften, diese Aufgabe unmöglich erfüllen konnte. Mit der wachsenden Zahl der Gefangenen schwoll auch die Anzahl der Nachfragebriefe zu einem immer gewaltigeren Strom an. Da nahm das Internationale Komitee des Roten Kreuzes, eine freiwillige Zentralorganisation der Gesellschaften vom Roten Kreuz in der ganzen Welt, die Arbeit in die Hand und gründete in Genf die Agentur für Kriegsgefangene, deren Leitung der schweizerische Regierungskommissar Staatsrat Ador übernahm. Und in Scharen kamen die Hilfsbereiten, Männer und Frauen jeden Alters und Standes. Aus einem Dutzend wurden bald hundert, aus hundert wurden tausend! Heute stehen 1200 Personen im ständigen Dienst der Agentur. Nur 150 bezahlte Kräfte sind dabei; alle übrigen leisten aufopferungsvolle Freiwilligendienste. Bis zu 40,000 Postsendungen treffen täglich ein, mehr als 2000 Anfragen können täglich erledigt werden. Die Kommandanten der 100 deutschen und der 40 französischen Gefangenenlager senden ihre Listen, aus den Lazaretten treffen von hüben und drüben die Verzeichnisse der kranken und verwundeten Gefangenen ein. Dann kommen die Anfragen der Angehörigen der Gefangenen, die man entsprechend den Listen beantwortet. Hierzu dienen zahlreiche Zettelkataloge in folgender Weise: Aus den Anfragen werden die Personalien der Gesuchten auf weiße Zettel geschrieben und alphabetisch geordnet. In gleicher Weise werden aus den Mitteilungen der Gefangenenlager die Personalien aufgenommen, die der Deutschen auf rosa, die der Franzosen auf grüne Zettel. Trifft nun in den alphabetischen Zettelkatalogen ein weißer mit einem rosa Zettel zusammen, so erhalten alsbald deutsche Angehörige durch die Agentur Nachricht über ihren in Frankreich gefangenen Sohn, Vater, Bruder. Entsprechendes gilt für die französischen Angehörigen beim Zusammentreffen eines weißen mit einem grünen Zettel. Der große Geldbedarf der Agentur wird völlig durch freiwillige Spenden, private und staatliche, aus allen Ländern gedeckt.

Leider konnte in diesem Krieg auch das Geiseln-Nehmen nicht vermieden werden. Speziell das Problem der elsässischen Geiseln ist ja jüngst in Deutschland wie in Frankreich lebhaft erörtert worden. Für diese unglücklichen und unschuldigen Kriegsopfer, die mit den Gefangenen nicht verwechselt werden dürfen, sorgt ebenfalls eine Einrichtung unter dem Protektorat des internationalen Roten Kreuzes: die natürlich in wesentlich kleinerem Maßstab eingerichtete Hilfsstelle für Kriegsgeiseln in Basel. Auch diese arbeitet ausschließlich mit freiwilligen Hilfskräften.

Eine großartige und großzügige schweizerisch-staatliche Einrichtung ist das „Bureau für Heimschaffung internierter Zivilpersonen" in Bern. Wer nach Kriegsausbruch und nach Ablauf der Ausweisfristen noch im Feindesland zurückgeblieben war, wurde dort meist in Konzentrationslagern interniert. Der Genfer Edouard Audéoud regte zuerst eine allgemeine schweizerisch-staatliche Aktion zur Heimschaffung dieser Internierten in ihre Heimat an. Der damalige schweizerische Bundespräsident Hoffmann griff diese Anregung auf und setzte sie in die Tat um, indem er den am meisten beteiligten Nachbarstaaten, Deutschland, Frankreich und Österreich-Ungarn, eidgenössische Hilfe anbot. Unter dem 22. September 1914 beschloß der schweizerische Bundesrat die Gründung des Berner Bureaus, das unter die Leitung von Professor Röthlisberger gestellt wurde, unter Aufsicht des politischen Departements. Das Bureau empfängt von den kriegführenden Staaten die Verzeichnisse der Personen, deren Heimschaffung in Frage kommt. Es werden Zettelkataloge angelegt, ähnlich wie bei der Genfer Agentur, Zirkulare werden versandt, Tausende von Anfragen beantwortet und die Korrespondenz zwischen den Internierten und ihren Angehörigen vermittelt. Kommt dann der Tag der Heimschaffung, so sorgt das Bureau dafür, daß die Heimzuschaffenden an bestimmten Grenz- oder Sammelorten (Genf, Singen, St. Margarethen) übernommen beziehungsweise übergeben sowie während des (meist nachts stattfindenden) Transportes begleitet und verpflegt werden. Etappenkommissionen helfen an den Übergangstellen und auf gewissen Zwischenstationen. Die Insassen der Internierungzüge werden während ihrer Fahrt durch die Schweiz mit Liebesgaben der Privatwohltätigkeit reichlich bedacht. Fällt der Aufenthalt in die Zeit der Mahlzeiten, so werden die Ankömmlinge durch den Bund mit Speise und Trank in den Bahnhofwirtschaften gestärkt und während dieser Zeit die Gaben mildtätiger Nächstenliebe an sie verteilt. Bis Anfang März erreichte die Zahl der durch Vermittlung des schweizerischen Bureaus in Kollektivtransporten heimgeschafften Zivilinternierten folgende Höhe: Franzosen 10,850, Deutsche 7630, Oesterreicher und Ungarn 1970, insgesamt 20,450. Die Arbeit des Bureaus sowie alles, was für die Internierten geschieht, wird völlig kostenlos durch freiwillige Hilfskräfte geleistet.

Während heute die Interniertentransporte im wesentlichen aufgehört haben, sind noch mindestens 30,000 sogenannte Abgeschobene oder „Evakuierte" in Deutschland zurückgeblieben. Man muß bedenken, daß die von den deutschen Truppen besetzten französischen Gebiete eine Einwohnerschaft von mehr als 7 Millionen Seelen haben. Da mußten, vor allem aus den durch den Krieg zerstörten oder gefährdeten Ortschaften, Tausende von Personen in das Innere Deutschlands abgeschoben werden. Diese hat nun die deutsche Militärbehörde zum Rücktransport durch die Schweiz bereitgestellt. Während sich nun der Internierten die schweizerische Zivilbehörde annahm, geschieht der Rücktransport der Evakuierten durch die schweizerische Militärbehörde, durch den sogenannten Territorialdienst, dessen Chef Herr Oberst von Tscharner ist. Die in Genf angekommenen Franzosen werden dort in eine Schule gebracht, wo sie gesäubert und gekleidet werden. Hier steht die Organisation unter der kundigen Leitung des bereits oben genannten Herrn E. Audéoud.

Ich habe in Konstanz den Austausch der schwerverwundeten Kriegsgefangenen, der Invaliden, mitangesehen. Was ich dort sah, wird zu den stärksten Eindrücken meines Lebens gehören. Die Haltung der Invaliden, voran der Deutschen, aber auch der Fran-



zosen, war bewundernswert. Wer das stille, schlichte Heldentum, die heitere, stolze Gelassenheit gesehen hat, mit der diese unglücklichen Kriegsopfer ihr Schicksal ertrugen, der wird es nie vergessen. Die Deutschen waren über den warmen, herzlichen Empfang, den ihnen die Heimat bereitete, tief innerlich gerührt. Die Franzosen lobten die deutschen Chirurgen und Lazaretteinrichtungen und nahmen voll Dankbarkeit von ihren deutschen Pflegern Abschied. In Konstanz werden die französischen Invaliden, die mit dem deutschen Krankenzug ankommen, in Lyon die deutschen Invaliden aus dem französischen Krankenzug durch das ausgezeichnete geschulte schweizerische Sanitätspersonal in den schweizerischen Lazarettzug umgeladen. Diese Züge liefert die schweizerische Armee, ihre innere Einrichtung das schweizerische Rote Kreuz. Ich überzeugte mich persönlich von der musterhaften Ausstattung der Züge und der Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen. Alle Invaliden — Deutsche wie Franzosen — lobten die schweizerischen Sanitäts-Einrichtungen sowie die Organisation und die Durchführung der Transporte durch die Schweiz. Jeden Zug begleiten eine Oberschwester, 14 Krankenschwestern und zwei Ärzte. Während der Fahrt durch die Schweiz werden die Invaliden mit Liebesgaben geradezu überschüttet. Ganze Körbe von Orangen konnten an den Endstationen auf dem Boden der Züge zusammengekehrt werden. Dazu kommt die gute und reichliche offizielle Verpflegung durch das schweizerische Rote Kreuz. Es sind bisher insgesamt 850 deutsche Invaliden in die Heimat zurückbefördert worden. Entgegen der ursprünglichen Vereinbarung, nach der die Zahl der zum Austausch gelangenden Offiziere auf beiden Seiten die gleiche sein sollte, sind bisher 24 französische, dagegen nur vier deutsche Offiziere heimbefördert worden. Auf besonderen Wunsch des Kaisers wird die Rücksendung der invaliden französischen Offiziere ohne jede Gegenzählung fortgesetzt. Deutschland verfährt bei diesem Austausch mit einem Edelmut und einer Weitherzigkeit, die manchem vielleicht als zu weitgehend erscheinen wird angesichts der Tatsache, daß von den Franzosen keineswegs Gleiches mit Gleichem vergolten wird. Es verdient erwähnt zu werden, daß zwar durch Vermittlung des Papstes der Invalidenaustausch nach langwierigen Verhandlungen beschlossen wurde, daß aber die erste Anregung hierzu von der Schweiz ausging, die ja jetzt auch dieses große Werk der Menschenliebe praktisch in großzügigster Weise zur Ausführung bringt. Seit Ausbruch des Krieges ist natürlich jeder direkte Postverkehr zwischen den kriegführenden Ländern ausgeschlossen. Wie nun den Kriegsgefangenen die Möglichkeit des Briefverkehrs mit den Ihrigen verschaffen, die ihnen nach Artikel 16 der Vollzugsordnung zum Haager Abkommen vom 18. Oktober 1907, also durch internationale Vereinbarung, gewährleistet ist? Hier mußte ein neutraler Staat helfen. Und wieder sprang die allzeit hilfsbereite Schweiz ein. Herr Oberpostdirektor Stäger widmet diesem Werk der Menschenliebe seine ganze Sorgfalt und scheut keine Arbeit und keine

Kosten, um es durchzuführen. Die gesamte Vermittlung des Postverkehrs der Kriegsgefangenen wird von der Schweiz völlig kostenlos und gebührenfrei besorgt. Es kommt vor allem der Brief-, Postanweisungs- und Paketverkehr in Betracht. Heute werden durchschnittlich täglich 150,000 Briefe von dem Postbureau Bern—Transit übernommen und an die Kriegsgefangenen weitergeleitet. In der Zeit vom September 1914 bis Ende Februar 1915 gab es 9,275,741 Briefe und Karten sowie 259,832 kleine (Briefpost-) Pakete für französische Gefangene in Deutschland; dagegen 8,536,383 Briefe und Karten sowie 221,357 kleine Pakete für deutsche Gefangene in Frankreich. Die Sendungen kommen von den fremden Auswechslungs-Poststellen (Frankfurt am Main, München, Stuttgart, Wien, Pontarlier) meist unsortiert ein, und das Berner Bureau hat die große Arbeit des Sortierens — nach Gefangenenlagern, Lazaretten, größeren Ortschaften — zu übernehmen. Eine weitere Arbeit entsteht dadurch, daß kaum ein Postsack ausgeleert werden kann, ohne daß Verpackungstrümmer der kleinen Pakete, zerbrochene Zigarren und dergl., herausfallen. Daher mußte eine eigene „Päckli-Klinik" errichtet werden, wo die schadhaften Sendungen neu verpackt werden. Die Franzosen benutzen die Briefpost oft zu Sendungen weit über die zulässige Gewichtsgrenze hinaus. So erhielten zwei französische Kriegsgefangene in Magdeburg von Hause eine sieben und eine neun Kilogramm schwere Ziehharmonika, ein anderer eine 50 Zentimeter große Puppe und dergl.! Die Adressen bieten eine Fülle von Kuriosa. Der schweizerische Postbeamte, der aus Deutschland einen Brief an einen Gefangenen in „Bursch" zur Beförderung erhält, weiß, daß dieser Brief nach „Bourges" zu leiten ist. Den Zensurstempel „Geprüft" oder den Vermerk „der Überwachungsoffizier" halten viele Franzosen für die Ortsangabe und setzen ihn dann als Bestimmungsort auf ihre Antwortbriefe. Auf gleiche Weise erklären sich sonderbare Bestimmungsortsangaben auf den deutschen Briefen, wie „in Destinataire inconnu (France)" oder „in Décédé (Gironde)" und dergl. Manchmal ist man zwecks genauerer Adressenfeststellung genötigt, den Inhalt der Briefe zu lesen, und da enthüllen sich oft Herz und Gemüt tief erschütternde Dinge, Tragisches, daneben aber auch manches Heiteres. Der Berner Oberpostsekretär Breny teilt hierüber unter vielem anderen folgendes mit: „Ich habe auch eine ganze Anzahl photographischer Karten gesehen, die französische Verwundete nach Hause sandten. Die Bilder zeigten Aufnahmen aus den Lazarettsälen und enthielten die Versicherung, daß den Verwundeten die beste Pflege zuteil werde. Viele französische Genesende ließen sich mit deutschen Kameraden zusammen photographieren. Ein Bild werde ich nie vergessen. Es zeigt mit ineinandergeschobenen Armen einen französischen Soldaten mit zwei hölzernen Beinen und links und rechts von ihm je einen deutschen Soldaten mit nur einem Arm oder einem Bein. Über die Photographie hatte der Franzose geschrieben: Le malheur nous réunit. Diese vier Worte sprechen ganze Bände."

Durch den Postanweisungsverkehr erwächst der Oberpostkontrolle Bern folgende große Arbeit: Sie hat den Betrag der Originalanweisung in die Währung des Bestimmungslandes umzurechnen, dann eine neue schweizerisch-französische beziehungsweise schweizerisch-deutsche Anweisung entsprechend auszufüllen und diese der Kriegsgefangenenpost zur Beförderung zu übergeben. Oft werden bis zu 1500 Anweisungen täglich, durchschnittlich 6544 Anweisungen wöchentlich, im Durchschnittsbetrage von zusammen 94,746 Frank in Empfang genommen, umgeschrieben und weitergeleitet.

Den Auswechslungsverkehr für Pakete, der bis zum Gewicht von fünf Kilo porto- und zollfrei besorgt wird, geschieht durch das Postbureau Genf-Transit. Die Pakete werden in direkten Bahnwagen von Frankfurt am Main nach Genf und umgekehrt geführt. Seit September 1914 bis Ende Februar 1915 wurden 535,836 Pakete für französische Kriegsgefangene in Deutschland und 317,447 für deutsche Kriegsgefangene in Frankreich übernommen und weitergeleitet. Der tägliche Durchschnitt betrug im Februar 10,463.

Außer diesen größeren, in der Öffentlichkeit bekannten Werken der Menschenliebe, über die hier zu berichten mir eine besondere Freude war, werden in der Schweiz noch manche andere Caritas-Werke von privater Seite im stillen betrieben. Für all diese Arbeit im Dienste der Humanität gebührt der Schweiz der warme Dank des deutschen Volkes.

Der verwöhnte Gaumen.

Von Siegmund Feldmann.

Die Brotkarte, die vor mir liegt, überhebt mich jeder Einleitung. Der Hunger bedarf keines Beweises. Und diese Urkunde der Zeit bescheinigt nur, was schon die triebhafte Sprachweisheit unserer Urväter erkannte, die aus dem lateinischen Esse das deutsche Wort Essen gebildet haben: Leben und essen sind eins.

Mit einer Einschränkung natürlich: Man lebt nicht, um zu essen, man ißt, um zu leben. Auf diesen Lehrsatz haben alle Moralisten der Erdkugel ein Patent genommen, als ob sie Wunder was entdeckt hätten. Er ist ein Gemeinplatz, zu billig, um selbst offene Türen damit einzurennen. Nein, man lebt nicht, um zu essen. Wer hätte je das Gegenteil behauptet? Allein darum ist es, und zwar weder für den einzelnen noch für die große Gemeinschaft, keineswegs gleichgültig, wie, wieviel und, vor allem, was man ißt. Und auch das sieht wieder wie eine Binsenwahrheit aus, die sich ganz von selbst versteht.

Nach einem Ausspruch Voltaires hätten die ägyptischen Pyramiden nichts gekostet als Zwiebeln. In diese malerische Abbreviatur kleidete er den Gedanken ein, daß auf der Ernährung nicht nur der konstruktive und chemische Aufbau unseres Körpers, sondern auch dessen Anwendungen, Tätigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten beruhen. Er hätte auch, kürzer und eindringlicher, sagen können: kein Essen, keine Arbeit; aber dann wäre es kein Paradoxon und wiederum nur eine blanke Selbstverständlichkeit geworden. Genau besehen, schießt Voltaire daneben. Wohl möglich, daß die zahllosen Sklaven, die die zahllosen Felsblöcke zu den Pyramiden herbeischleppen, behauen und übereinanderschichten mußten, zu ihrem Brot keine andere Zutat bekamen als Zwiebeln.



Aber haben die Meister, die diese Werke gezeichnet und berechnet, und die Pharaonen, die sie ersonnen haben, sich auch mit einer so frugalen Kost begnügt? Man darf daran zweifeln. Und man darf füglich auch bezweifeln, daß Voltaire je gelaunt gewesen wäre, sein Paradoxon zu drechseln, wenn er auf seinem Tisch zeitlebens nichts anderes gefunden hätte als Zwiebeln. Er wäre übrigens der erste gewesen, dies einzuräumen und in einem andern Paradoxon die Brücke vom verwöhnten Geist zum verwöhnten Gaumen zu schlagen.

Diese Brücke, die durchaus kein Phantasiebau ist, führt uns zu allerlei nützlichen Folgerungen. Zuvörderst zu der einen, die wir fast vorweggenommen haben, daß, wenn Essen sich in Arbeit umsetzt, besseres Essen nicht nur bessere Arbeit hervorbringt, sondern auch zu einer höheren, differenzierteren Arbeit befähigt, die wiederum nach einer höheren, differenzierten Nahrung verlangt. Diese Wechselwirkung läßt sich nicht in ein mathematisch klares Gesetz fassen, aber ihr ursächlicher Zusammenhang wird uns schon durch die Entwicklungsgeschichte der Menschheit gewiesen. Der früheste, primitivste Luxusinstinkt der Völker in ihrer Kindheit hatte nicht die Nahrung, sondern die Kleidung zum Objekt: wir haben schon aus den dürftigsten Anfängen der Kultur, aus der Steinzeit, Schmuckstücke ans Licht gebracht. Und die Völker, die in diesen prähistorischen Anfängen steckenblieben, die Wilden im Innern Afrikas etwa, geben uns das gleiche Bild. Sie schlagen sich seit Ewigkeiten den Hängebauch mit dem gleichen eintönigen Futter voll, aber greifen gierig nach jeder neuen Verzierung, sie bemalen sich, behängen sich mit glitzerndem Kram und ziehen Ringe durch Lippen und Nase. Die Eitelkeit, selber schon eine Erhebung des Bewußtseins über die Materie, geht mithin zeitlich der Genäschigkeit voran, die erst auf einer fortgeschritteneren Stufe aufkeimt und daher eine größere Anspannung des Geistes, eine schärfere Unterscheidung, eine gesteigerte Aufmerksamkeit voraussetzt.

Doch wozu erst den weiten Weg in die dunkle Vorzeit und den dunklen Weltteil? Rings um uns stößt uns, in viel milderer Form allerdings, auf dem flachen Land die gleiche Wahrnehmung auf. Setzen Sie einmal unsern Bauern einen Hummer oder Austern vor. Ich verwette mein Seelenheil, daß keiner zu bewegen sein wird, davon zu kosten. Oder raten Sie ihm nur eine veränderte Zubereitung der sehr wenigen einfachen Gerichte an, die sein „Menü" aufweist und schon vor Jahrhunderten seine Ahnen gesättigt haben. Er wird sich dagegen sträuben, denn das Sprichwort: „Der Bauer ißt nichts, was er nicht kennt", ist noch heute ein Wahrwort. Nicht so sehr, weil er sich keine neuen Speisen beschaffen kann, als weil er ein tiefes Mißtrauen dagegen hegt. Er steht in einer niedrigeren Kulturschicht als der Städter — folglich fehlt ihm die Neugierde des Gaumens.

Die gegenseitige Bedingtheit von Kultur und Küche darf uns jedoch nicht zu der Lächerlichkeit verleiten, die Höhe eines Menschen nach der Höhe der Summen zu bestimmen, die er für seine Mahlzeiten ausgibt. Sonst stünde Mäcenas der Wirt höher als sein Gast Horaz. Vielleicht hat er sich dies auch eingebildet, da die Alten geneigt waren, die Verwöhnung des Gaumens ohne weiteres als eine Verfeinerung der Sitten zu betrachten. Galen meinte sogar, daß man durch eine verständige Wahl der Speisen nicht nur die Sitten, sondern auch den Charakter gründlich beeinflussen und einen Menschen klug oder dumm, fleißig oder faul, mutig oder feige, keusch oder unzüchtig machen könne. Diese Ansicht teilte auch Descartes, dem das einzige Mittel, die Menschheit zu vervollkommnen, in der Diät (er sagt: „dans la médecine") zu liegen schien. Und ein anderer Philosoph, Schopenhauer, hat diese Lehrmeinung in die bündigste Formel gefaßt: „Der Mensch ist, was er ißt." Trifft dies zu, dann dürfte, beiläufig bemerkt, Schopenhauer ein Doppelmensch gewesen sein, da er am Tisch seines Frankfurter Hotels täglich für zwei Personen bezahlte, um sich beim Zugreifen keinen Zwang auferlegen zu müssen.

Schopenhauer in Ehren, aber Philosophen mit einem so gesegneten Appetit können wir jetzt nicht brauchen. Er hat seine Verneinung des Willens zum Leben durch eine zu kräftige Bejahung des Willens zum Essen unterstützt. Pessimismus mit vorgebundener Serviette — eine Weltanschauung, die viel für sich hat. Ich müßte meine angenehmsten Überzeugungen verleugnen, wollte ich mich dagegen auflehnen und den verwöhnten Gaumen lästern. In gedeihlichen Zeiten des Überflusses mag sich jeder, der es sich leisten kann, an einer wohlbestellten Tafel gütlich tun, und der Feinschmecker, der die Befriedigung eines rein materiellen Bedürfnisses durch den entsprechenden Aufwand an Geld, Kenntnissen und Erfahrungen zu einer Kunst zu adeln strebt, ist vielleicht keine vorbildliche, aber immerhin eine berechtigte Erscheinung. Auch er übt eine Form der Überwindung des Stoffes durch den Geist. Allein wir leben nicht in so glücklichen Zeitläuften, wir stehen im Zeichen der Brotkarte, die eine sehr beredte Mahnung zum Haushalten ist, der sich niemand entziehen darf, selbst wenn er es „dazu hätte". Dieser am wenigsten, schon um des Beispiels willen, falls sein Gewissen es ihm nicht eingibt. Es gilt die Erfüllung einer Bürgerpflicht. Jean Paul sagt zwar irgendwo: „Sich mäßigen paßt für Patienten und Zwerge". Das deutsche Volk ist kein Patient und kein Zwerg; es ist gesund und ein Riese, und es wird dies gerade durch seine Mäßigkeit beweisen.

Diese Mäßigkeit wird uns vor dem Mangel schützen und keinem ein zu schweres Opfer zumuten. Sofern jedoch jemand so leichtherzig ist, über den erschwerten Bezug seiner Trüffeln aus Perigord zu seufzen, müssen wir ihn erbarmungslos seinem Schmerz überlassen; und selbst wer den Verzicht auf seine ungetrüffelte Pute oder sonst einen Leckerbissen beklagt, wird sich ohne unsere Teilnahme in sein trauriges Los finden müssen, zumal ihm noch immer eine Menge guter Dinge verbleiben, aus denen ein Ärmerer sich ein königliches Fest bereiten würde. Was ist übrigens „gut"? Auf diese Frage hat jedes Land und jede Zeit verschieden geantwortet. Marcus Aufidius Lurco erfand das Verfahren, Pfauen zu mästen, und verdiente damit, wie Plinius ihm nachrechnet, in einigen Jahren 60,000 Sesterzien, das sind in unserm Geld zehn Millionen Mark. Heute würde dieser Pfauenmäster wahrscheinlich betteln gehen. Noch höher als Pfauenbraten schätzten die Römer die Lende des Eselsfüllens, und der Siebenschläfer war ein so gesuchtes und daher teures Gericht, daß das Luxusgesetz des Konsuls Marcus Scaurus den Genuß dieses Nagetiers bei hoher Strafe verbot. Welcher Schlemmer wünscht sich heute ein Stück Eselsfüllen oder einen Siebenschläfer auf seinen Tisch? Wer ißt noch Krähen und Störche, die im Mittelalter und darüber hinaus eine Sonntagschüssel waren? Oder gar Stare, deren Schmackhaftigkeit Avicenna, Averrhoes und, unter vielen andern Autoren, der allzu früh verbrannte Savonarola preisen?



Das sind also Geschmacksfragen, die überall, wo sich unsere Bedürfnisse über die Schwelle der nackten Existenznotwendigkeit erheben, der Mode unterliegen, die voraussichtlich auch unsere heutigen „Delikatessen" überwinden und an deren Stelle andere einführen wird. Und mehr noch als die Mode hat die Steigerung unserer Lebenshaltung zur Verwöhnung des Gaumens beigetragen. Mit der Ausbreitung des Wohlstands, der in einer noch sehr nahen Vergangenheit das Privileg einer verschwindend winzigen Minderheit war, vermannigfachten sich auch unsere Ansprüche an die Ernährung, und zumal das Verlangen nach Abwechslung, das in diesem Umfang unsern Altvorderen, selbst den behäbigsten, als Verschwendung erschienen wäre. Im sechzehnten Jahrhundert glaubte der Humanist Giovanni Mosso den bevorstehenden Untergang der Welt als göttliches Strafgericht androhen zu dürfen, weil die Hausfrauen von Piacenza ihre sündhafte Üppigkeit so weit trieben, für den Winter — Konfitüren in Vorrat einzumachen. Wir sind seitdem ein schönes Stück weiter gekommen in diesen Dingen, und es wäre vielleicht kein Unglück, wenn — unbeschadet ihrer Konfitürentöpfe — die Hausfrauen, da sie nun einmal dabei sind, auch für später ein paar Schritte rückwärts zur früheren Einfachheit täten. Diese Folge des Krieges würden wir am leichtesten tragen.

Um unsere „Kultur", um die eigene wie um die der Gesamtheit, brauchte uns deshalb nicht zu bangen. Da könnten wir ganz unbesorgt sein. Die Wissenschaft hat einen engen Zusammenhang zwischen Kost und Können herausgefunden, das ist richtig; aber sie hat auch, und zwar viel bestimmter und unwiderleglicher, gezeigt, daß alle Lebensmittel, die feinen wie die gewöhnlichen, die teuersten wie die billigsten, auf drei, vier Grundstoffe, auf Eiweißsubstanzen, Kohlehydrate, Fett und Salze, zurückzuführen sind, die unserm Körper die im Stoffwechsel verbrauchten Energien und Bestandteile restlos erneuern. Selbst der genialste Koch kann an dieser Chemie nichts ändern. Die Zubereitung, die Dosierung und sonstiges Menschenwerk ist nicht belanglos, gewiß, aber schließlich bleibt Leber Leber, und eine bürgerliche Leberwurst hat ungefähr die gleiche Nährkraft wie die gleiche Menge einer feudalen Straßburger Gänseleberpastete.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir, sehr erwünscht, ein Brief Goethes an seinen Freund Kestner ein, in dem Goethe in der Erinnerung an einen Teller Leberwurst mit Blaukraut schwelgt. Darauf setzte er sich hin und schrieb den „Faust". Ich kenne Leute, die vom Spargel nur die Köpfe und den Kaviar mit Suppenlöffeln essen, und die nicht einmal fähig wären, den Text zum Schunkelwalzer zu schreiben. Der Gaumen allein macht's also nicht.

Die Mutter.

Von Joseph von Lauff.

Es blieb mir nichts hienieden;
Denn was ich ausgesät,
Was mir der Herr beschieden,
Hat mir der Tod gemäht.
Als noch die Sicheln klangen —
Drei Söhne um mich her!
Jetzt, wo die Knospen sprangen,
Ich habe keinen mehr.

Wie ist so heiß gewesen
Das mörderische Blei!
Es riß in den Vogesen
Des ersten Herz entzwei.
Zersplissen und zerspalten,
Was kernig war wie nie!
Doch fest hat ausgehalten
Die zweite Batterie.

Den andern sah ich reiten
Als Totenkopfhusar.
Vom Pferde tät er gleiten,
Da er in Polen war.
Wie stolz zog er von hinnen,
Wie schön war seine Ruh!
Nun deckt ihn weißes Linnen
Bei Ostrolenka zu.

Und er — so jung an Jahren —
Der mir so früh entschlief!
Er ließ die Schulbank fahren,
Als ihn die Trommel rief.
Jetzt muß durchs Land der Geusen
Mein Fuß so traurig zieh'n;
Bei Ypern an den Schleusen,
Da liegt mein Benjamin.

Es blieb mir nichts hienieden;
Denn was ich ausgesät,
Was mir der Herr beschieden,
Hat mir der Tod gemäht.
Als noch die Sicheln klangen —
Drei Söhne um mich her!
Jetzt, wo die Knospen sprangen,
Ich habe keinen mehr.

Herr Kaiser, ach Herr Kaiser,
Wie ist mein Haar so weiß!
Rings junge Blütenreiser —
Mir aber blüht kein Reis.
Doch muß auch schmerzverloren
Ich stets in Tränen stehn —
Wär' mir ein vierter geboren,
Herr Kaiser, ich gäbe auch den.

Der Weltkrieg.

Zu unsern Bildern.

Die Karpathenschlacht gewinnt mit jeder Phase der Steigerung des russischen Anlaufes auf das Abwehrsystem unserer verbündeten Truppen an Bedeutung. Die Generalidee der Angriffsleitung, durch Massenaufopferung unsere Front zu sprengen und die Pässe des Gebirgskamms zu entriegeln, wird mit Zähigkeit fortgeführt. Was da verblutet, wird nicht in Anschlag gebracht. Und gerade dieses andauernde Verbluten macht diese entsetzlichen Kämpfe zu einer Vernichtungschlacht ohnegleichen, deren Folgen sich an Rußland furchtbar rächen müssen. Je langwieriger die Kämpfe sich gestalten, um so nachhaltiger werden die verhängnisvollen Verluste Rußlands Kraft schwächen. Während Massen auf Massen gegen den Karpathenwall herangetrieben werden, erfüllen die vereinten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen ihre Aufgabe in unerschütterlicher Standhaftigkeit. Bilden schon von Natur die Gebirgspässe eine starke Verteidigung, die Kriegskunst hat mit allen Mitteln die Stellungen in solcher Form befestigt, daß sie dem Anprall allen Widerstand entgegensetzen. Vielfach gestaffelte Schützengräben, Ausnutzung aller schutzbringenden und Überhöhung gewährenden örtlichen Gelegenheiten, geschickt angepaßte Hindernisse verwerten das Gebirgsgelände für die Zwecke der Verteidigung.

Es besteht eine zusammenhängende Kampffront, und doch löst sich die Schlacht in vielfache Kämpfe auf. Die Stellungen verschieben sich, kleinere Einheiten und selbst größere Verbände stoßen vor. Umgehungen werden un-





Durch St.-Mihiel zur Front reitende deutsche Kavallerie.

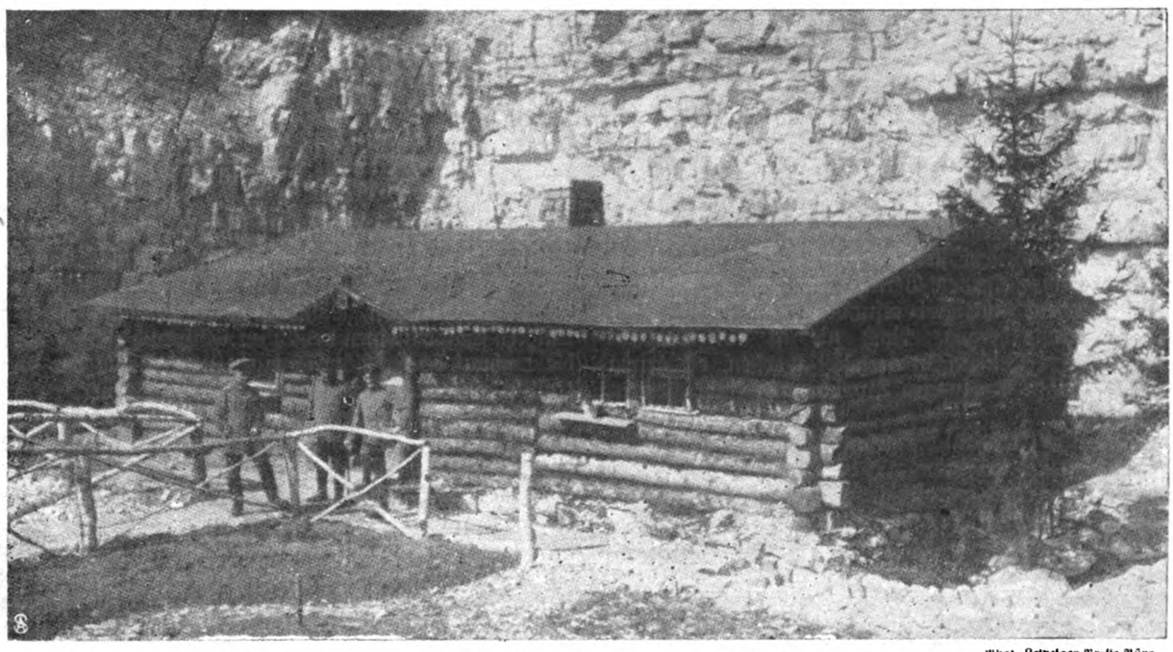
ternommen, Kämpfe um einzelne Verschanzungen ziehen beiderseits Verstärkungen an sich. Es kommt zu überraschenden Begegnungen, einer oder der andere Teil wird umklammert oder schlägt sich durch. Das gibt der numerisch schwächeren Verteidigung den Vorteil in die Hand, und sie weiß ihn auszunützen. So wurde von Gegenangriffen ungarischer Truppen berichtet, die in glänzender Bravour, von echt soldatischem Geist beseelt, Erfolge errangen.

Aus diesen gemeinsamen Kämpfen unserer verbündeten Truppen erwächst von Mann zu Mann ein Kameradengeist, der seine Früchte tragen wird, wenn nach dem Weltkrieg die Geschicke der Völker auf dem Boden des alten historischen Deutschen Reichs heranreifen.

Nach den einlaufenden Berichten gehen alle Angriffe der Russen in die Brüche. Hohe Ziffern von Gefangenen werden gemeldet, und die Totenopfer der Russen häufen sich in erhöhtem Maßstab. Feindliche Vorstöße von Augustow und Suwalki her, ebenso von Kowno blieben erfolglos. In den östlichen Beskiden erschöpften sich die Angriffe. Überall wird Rußlands Druck aufgehoben.

Im Westen blieben die überall eingesetzten Anstrengungen der Franzosen ohne den geringsten Erfolg. Zwischen Maas und Mosel sind sie mit andauernder Erbitterung gegen uns angerannt, aber alle Angriffe sind abgeschlagen und im Gegenstoß für sie verhängnisvoll geworden. So am Nordflügel bei der Combres-Höhe, so östlich von Verdun. Auf allen Teilen der ganzen Kampffront bedeutete die überall einsetzende Offensive der Franzosen nur schwere Verluste für sie und Erfolge für uns. Wieder waren die Kämpfe in Wald und Gebirge von besonderer Erbitterung; in den Argonnen, im Priesterwalde wurde hart und heftig gekämpft.

Trotz dieser allgemeinen Mißerfolge liefert der französische Generalstab phantastische Berichte von angeblichen Erfolgen. Eine Besetzung von Geländeteilen



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein idyllisches Quartier deutscher Offiziere in einer nach Schweizerstil erbauten Hütte.

Zu den Kämpfen zwischen Maas und Mosel.



Karte zu den Kämpfen zwischen Maas und Mosel.

ihres eigenen Landes, auf denen kein deutscher Soldat gestanden hat, melden sie als Eroberung, verschweigen grundsätzlich ihre eigenen Verluste und geben unbedenklich übertriebene und frei erfundene Meldungen über deutsche Verluste heraus. Noch nie ist ein Bankrott durch gefälschte Buchungen verhütet worden, oft genug aber sind falsche Buchungen Anzeichen hereinbrechenden Bankrotts.

Frankreichs letztes Aufgebot wird herangezogen. Die Rekruten der Jahrgänge 1916 und 1917 sind in den Ostertagen von der französischen Kammer der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt. Die Hingabe dieser Jahrgänge, die jetzt im 18. und 19. Lebensjahr stehen, ist eine schwere Schwächung der Volkskraft.

Annähernd eine Viertelmillion Franzosen ist in deutscher Gefangenschaft, Russen nur eine reichliche halbe Million. Zieht man den Unterschied im Menschenmaterial in Betracht, und bedenkt man die beliebte Manier der am Kriege innerlich gänzlich unbeteiligten Russen, sich in deutsche Gefangenschaft zu retten, so gewinnt die Ziffer unseres französischen Gefangenenbestandes an Bedeutung.

Zu gleicher Zeit, während Deutschland an die Vereinigten Staaten einen deutlichen Einspruch richtete gegen die nachweisbaren Abweichungen vom Geiste der Neutralität zugunsten unserer verbündeten Gegner, erklang die große Posaune der amerikanischen Presse in Tönen des Friedens. Das Leitmotiv dieser Zukunftsmusik bilden die Friedenswünsche des Papstes zu Ostern.

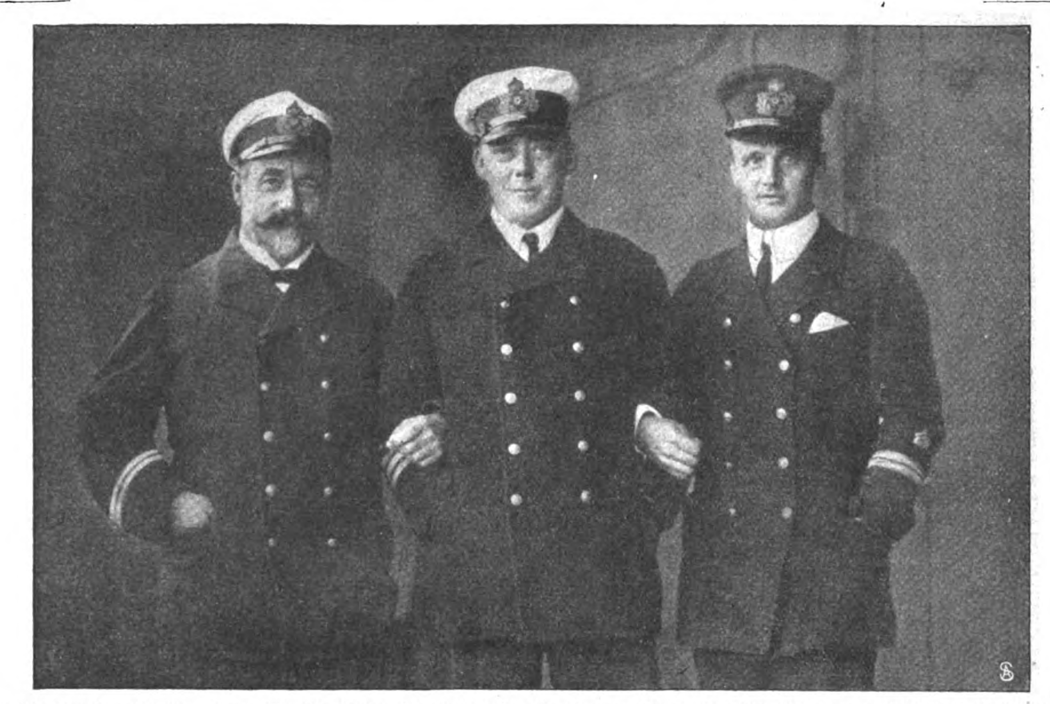
In England schwankt man immer wieder aufs neue, ob das Verhalten unserer Unterseeboote fair oder shoking sei. Inzwischen sind die U-Boote fleißig an der Arbeit. Die tiefe Trauer um den Verlust unseres Weddigen hat jetzt keine Zeit, in Berufskreisen zu Worte zu kommen. Auch im wirtschaftlichen Kriege daheim haben wir Besseres zu tun, als durch alkoholfreies äußeres Verhalten den heimlichen Schnapsgenuß, wie in England, zur höchsten Mode zu machen. X.



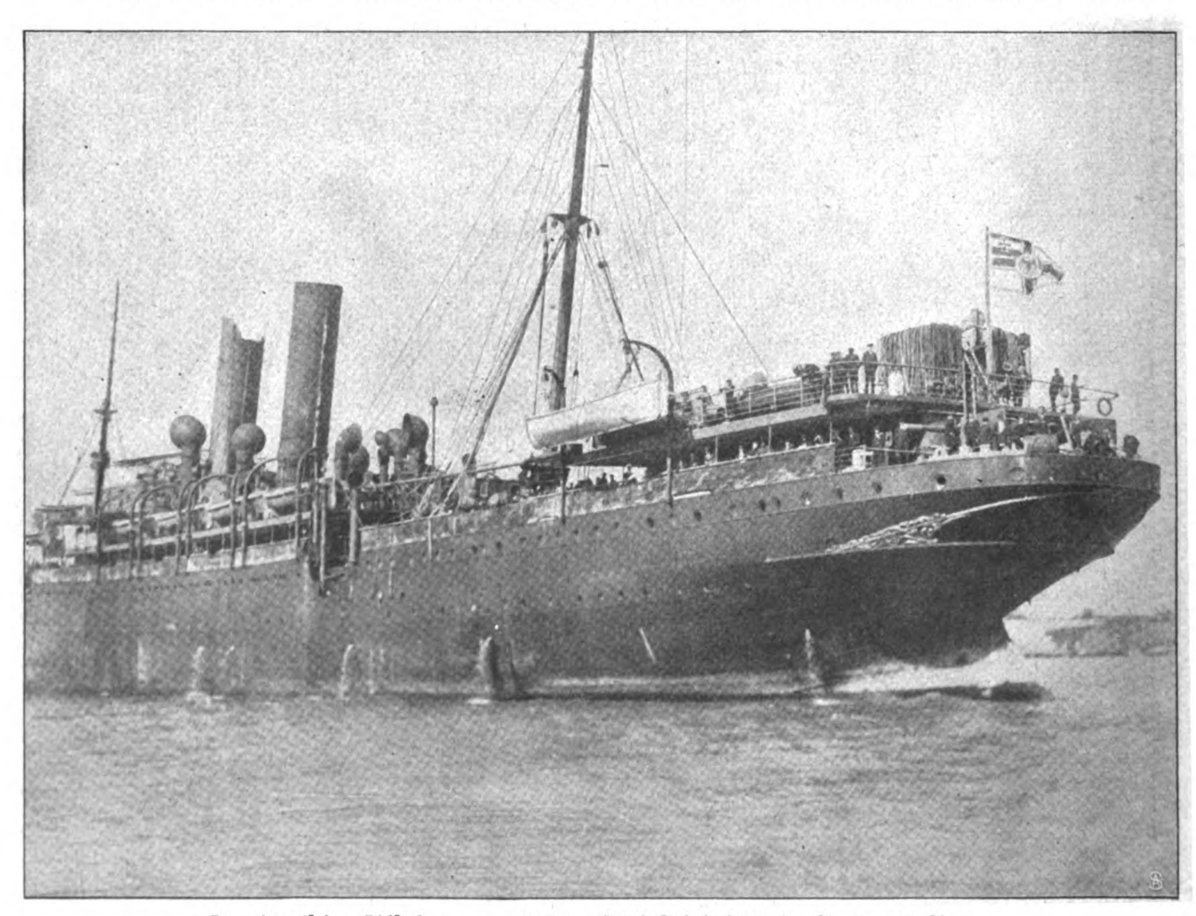
Hofphot. S. Berger.

Besuch des Kaisers im Hauptquartier des Kronprinzen.

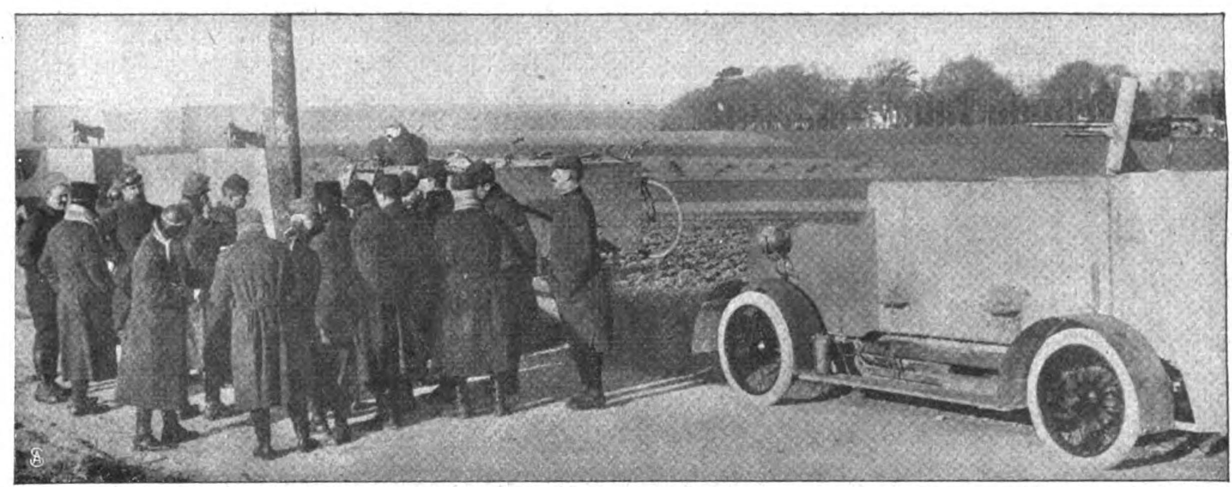
Kaiser und Kronprinz.



Von links: Kapitän Mund vom Norddeutschen Lloyd, jetzt Zweiter Kommandant, Kapitän Thierichens, Adjutant Lt. Breuer.



Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel-Friedrich“ in Newport News.



Oberes Bild:
Die Führer französischer Panzer-Automobile und eine Radfahrerpatrouille vergewissern sich auf einer Karte über die Stellung, in der sie sich befinden.

Rechtes Bild:
Französ. Soldaten übergeben einer Brieftaube eine militärische Sendung.

Unteres Bild:
Feldpostkasten eines französischen Regiments im Argonnerwald. (Hinten die großen Reisighaufen, die die Eingänge zu den Unterständen verdecken.)

Von den französischen Truppen.

Leipziger Presse-Büro.







Ulanenpatrouille in den Karpathen.



Auffahrende Artillerie bei Verfolgung der Russen.

Von den Karpathenkämpfen.



Oberst von Lorne u. v. St. Ange. — Major von Pawelsz. — Major Georg v. Schierstädt. — Major Adrian ten Hoet.

Hauptmann Ernst Schmidt. (Phot. Rasch.) — Hauptmann Richter. — Hauptmann d. L. Fritz Weidner. (Hofphot. Karl Klein.) — Oberleutnant v. Tzschoppe. (Phot. Kindermann.)

Leutnant Werner Zahn. (Phot. Gebr. Gebauer. Mülhausen i. E.) — Leutnant Otto Jablonski. (Phot. W. Hansen.) — Leutnant Paul. (Hofphot. Harder, Celle.) — Feldwebellt. Karl Steinbitz.

Feldwebel Hucke. — Feldwebel Hänicke. — Unteroff. d. R. Hans Arn. Müller. (Phot. Fröhlich-Schröder.) — Reservist Hemeier.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Wie die deutschen Barbaren in Frankreich geehrt werden: Der Geburtstag eines Regimentskommandeurs.

Die französische Bevölkerung bringt dem Kommandeur unter Ueberreichung eines Blumenstraußes Ovationen dar und sagt ihm ihren Dank in folgender Anrede:

Mon Colonel! C'est avec une joie nouvelle de la part des habitants de cette commune que nous profitons de ce jour, pour vous offrir ce modeste bouquet en reconnaissance des bienfaits que nous vous devons depuis votre séjour parmi nous et de la bonne façon dont vous nous avez traité. Nous pourons dire à nos générations futures que nous avons été heureux dans les durs moments que nous avions à traverser et je croix pouvoir dire que c'est vous, mon colonel, à qui nous devons ce bonheur!

Nous nous réunissons donc en ce jour comme à la précédente fête du commandant qui est parti en emportant notre estime pour vous en remercier de nouveau et pour vous prouver notre gratitude.

Merci donc, mon Colonel et comme bon nous vous souhaitons bon retour dans votre famille ainsi qu'à Messieurs les officiers du 19. hulan dont nous garderones un souvenir ineffaçable.

Herr Oberst! Mit besonderer Freude der Einwohnerschaft dieser Gemeinde nehmen wir die Gelegenheit des heutigen Tages wahr, um Ihnen aus Dankbarkeit für die Wohltaten, welche Sie uns seit Anfang Ihres Aufenthalts bei uns erwiesen haben, und für die gute Behandlung, welche Sie uns zuteil werden ließen, diesen bescheidenen Strauß anzubieten. Wir können unsern Nachkommen sagen, daß wir in den harten Zeiten, welche wir mitzumachen hatten, glücklich gewesen, und ich möchte sagen, daß Sie Herr Oberst es sind, dem wir dieses Glück schulden.

Wie zum früheren Fest des abberufenen Kommandanten, der sich unsere Wertschätzung erworben hat, vereinigen wir uns auch heute, um Ihnen wiederholt zu danken und um unsere Dankbarkeit auch zu beweisen.

Besten Dank also, Herr Oberst, und alles Gute, was wir Ihnen wünschen, ist eine glückliche Heimkehr zu Ihrer Familie, wie wir dies auch den Herren Offizieren der 19. Ulanen wünschen, denen wir ein unauslöschliches Andenken bewahren werden.

Ansprache, gehalten von einer Französin (von Beruf Köchin).



Infanterie eines deutschen Reservekorps stürmt die Ferme Confrécourt bei Nouvrou an der Aisne.

Nach dem Original unseres Spezialzeichners Erich Mattschaß.

Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Prof. Hein. Grünfeld, berühmt. Cellospieler, feiert am 21. April seinen 60. Geburtstag.



Geh. Obermed.-Rat Prof. Dr. Löffler, Berlin † Direktor des Instit. f. Infektionskrankheiten „Robert Koch“.



Ernst von Wolzogen, z. Zt. im Felde, feiert am 23. April seinen 60. Geburtstag.



Der Park eines Fliegerlagers vor Reims. Phot. Sennecke.

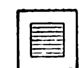


Im Fliegerlager vor Reims. Phot. Sennecke.

Aus der Champagne.

Wiedersehen.

Von Rudolf Herzog.

Erdtief im Unterstande,
Da war ein Glück geschehn.
Fernab vom Vaterlande
Ein wildes Wiedersehn.
Und schwer war uns die Zunge -
Lief einst so schnell doch fort . .
Mein alter, alter Junge — —!
Und nun kein ander Wort.

Die Hände aber hielten
Sich eisenfest umspannt,
Bis scheue Tropfen spielten
Am starren Wimperrand.
Da sprach der eine tastend:
Warst sonst so grau doch nicht . .?
Der andere lachte hastend:
Wir beide . . Komm ans Licht!

Und bei dem weiten Wandern
Den Wall entlang zum Ziel,
Sah einer auf des andern
Beherrschtes Mienenspiel,
Dacht' jeder: Ist so ferne
Das Gestern uns entrückt,
Da Sonne, Mond und Sterne
Vom Himmel wir gepflückt . .?

Wir lagen in der Schneise,
Vor uns ein roter Pfuhl
Und Leichen still im Kreise,
Im Dunst der Dom von Toul.
Es ritt auf Eisenbällen
Der Tod durch Höllenglut —
Da spürten zwei Gesellen
So stark wie einst ihr Blut.

Das ließ nicht lang sich hindern,
Das sprengte rasch den Ring,
Nach Heimat, Weib und Kindern
Das heiße Fragen ging,
Nach Fahrten und Gefährten
Von mancherlei Turnier —
Die Freuden, die verjährten,
Sie wurden jung wie wir.

Auf unsrer Stirn geschrieben
Stehn Zeichen todesschwer —
Drum lieben wir und lieben
Das Leben d r e i mal mehr.
— Wir lagen in der Schneise,
Vor uns ein roter Pfuhl
Und Leichen still im Kreise . . .
Im Dunst der Dom von Toul.

Soziale Pflichten.

Ein Wort von Kunst und Künstlern.

Von Dr. phil. Frida Schottmüller.

Kunst ist Luxus, und für Luxus ist im Kriege kein Raum. Alter, oft gehörter Ausspruch. Vielleicht ein wenig veraltet und gar zu oft gesagt. Freilich, es läßt sich historisch beweisen, daß, wenn die Abwehr drohender Gefahr alle Volkskräfte in Anspruch nahm, viele Blüten des Lebens verdorrten. Wenn Brotmangel ist, so legt man keine Ziergärten an. Aber sprossen nicht Feldblumen ungesät zwischen dem Getreide? Entstehen nicht Kriegslieder und Zeichnungen auf dem Schlachtfelde und in der Heimat? Das war schon immer so, aber diesmal scheinen solche Äußerungen besonders zahlreich zu sein, obwohl der Krieg von 1914-15 für Deutschland schwerer ist als alle früheren. Das Bedürfnis nach geistigen Genüssen blieb lebendig. Selbst die im Felde stehen, verlangen nach Büchern und illustrierten Zeitschriften, und Buchhändler und Kunstverleger verdienen mehr, als sie erwartet hatten.

Aber trotzdem sind natürlich viele der Schaffenden in Not, und ihrer zu gedenken, ist soziale Pflicht. Es ist nicht immer Geldmangel, wenn das kaufende Publikum ihrer vergaß; es dünkt heute die meisten Menschen Pflicht, unnötige Ausgaben zu vermeiden, persönliche Wünsche auf Friedenstage zu verschieben. Aber dem Weiterschauenden erscheint es falsch, nur Unterstützung bei dringender Not zu gewähren, statt auch auf Verdienstmöglichkeiten für die Arbeitslosen zu sinnen. Für Handarbeiter und Handarbeiterinnen fand man längst Hilfe verschiedenster Art. Leer gewordene Posten waren zu besetzen, und neue Betätigungsgebiete erschloß den Daheimgebliebenen der Krieg. Aber für Künstler ist solcher Ausweg selten möglich. Sollen alle tüchtigen Bildhauer, alle guten Maler Tramschaffner werden oder mühsam Bureauarbeit erlernen? Gerade jetzt im Miterleben einer großen Zeit würden sie vielleicht Wertvolles, Bleibendes schaffen, wenn man ihnen durch Aufträge die Möglichkeit gewährte. Immer wieder werden solche Wünsche, besonders in den Berufsorganisationen der Künstler, laut; aber in den meisten Fällen können auch diese nur durch kleinere oder größere Darlehen oder regelmäßige Mietunterstützung helfen. Hier sei statt vieler nur die großzügige Tätigkeit der Akademischen Kriegshilfskasse erwähnt und auf die umfassende Wirksamkeit der „Kriegsfürsorge für Angehörige der freien Berufe" hingewiesen. Schaffende der verschiedensten Richtungen sprechen in der Geschäftstelle der letztgenannten vor, denn die meisten, die ohne Privatvermögen sind, gerieten in Not. Haben doch viele Stadtverwaltungen und die staatlichen Behörden, vor andere große Aufgaben gestellt, mancher Auftrag an bildende Künstler aufgeschoben. Natürlich entscheidet in der

Kriegsfürsorge bei der Gewährung von Geldspenden nicht Schule oder Richtung, sondern einzig die Bedürftigkeit. Die Zahl der Hilfesuchenden wächst mit der Dauer des Krieges, und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel wird möglichst jedem das ihm Nötige gewährt. Die innerlich vornehmen unter unseren Besuchern wollen aber nicht Unterstützung haben, sie bitten um Arbeit, und diese kann ihnen nicht durch uns, vielmehr nur durch das Publikum gegeben werden. Deshalb wenden sich diese Zeilen in erster Linie an die Besitzenden, das heißt an alle, die neben dem, was der Alltag beansprucht, auch heute außerordentliche, nicht allzu große Wünsche befriedigen können. Auch Gemeinden, größere Firmen und andere Vereinigungen fänden hier Gelegenheit, durch kleine Aufträge zu helfen.

Die Aufgaben, die Künstlern jetzt im besonderen zu stellen wären, sind sehr verschiedener Art. Bildhauer könnten Grabdenkmäler für Gefallene für Erbbegräbnisse und Gedächtnistafeln für Kirchen und Versammlungsräume bilden, einfach gehaltene oder reicher dekorierte, mit Allegorien oder Bildnissen geschmückt, oder Plaketten und Medaillen mit solchen Darstellungen zum Gedächtnis dieser großen Tage modellieren. Maler und Zeichner würden Porträte von Verstorbenen oder von Angehörigen, die der Krieg für Monate trennt, schaffen. Erinnerungsblätter mit monumentaler Schrift als einzigem Schmuck oder mit ornamentalem und figürlichem Beiwerk wären herzustellen, die wie Bildnislithographien und -radierungen vervielfältigt werden können.

In der „Kriegsfürsorge für freie Berufe", einem Zweig vom nationalen Frauendienst (Geschäftstelle im Abgeordnetenhaus, Zimmer 32), sind neben sozial und gewerblich geschulten Frauen auch Akademikerinnen tätig, die seit Jahren berufsmäßig der Kunstwissenschaft angehören. Der Rat von anerkannten Fachkollegen steht ihnen jederzeit zur Verfügung. Regel ist's, daß man die hilfesuchenden Künstler auch an ihrer Arbeitstätte aufsucht, und dadurch ist ihre Schaffensweise, das heißt Stil und Qualität ihrer Werke, genau bekannt. — Anfragen von eventuellen Auftraggebern werden gewissenhaft beantwortet; denn es liegt nicht im Interesse einer sozialen Einrichtung, einem besonders Bedürftigen durch unklare Angaben eine ihm nicht gemäße Arbeit zu verschaffen, sondern Besteller und Arbeiter sollen in gleicher Weise mit der Vermittlung zufrieden sein.

Vielleicht ist der Gedanke, auch bei vorhandenen Geldmitteln während des Krieges jede nicht ganz notwendige Ausgabe zu vermeiden, als Forderung höherer Ordnung anzufechten. Zweifellos liegt etwas Großes in dem Bedürfnis durch das Versagen persönlicher Wünsche, der Allgemeinheit Opfer zu bringen. Aber das Opfer muß für jene ein Gewinn sein. Man darf über der Theorie niemals die Praxis vergessen; ja, man sollte nicht davor zurückschrecken, eigenen, „nicht absolut notwendigen" Bedürfnissen Rechnung zu tragen, wenn man dadurch gerade dem jetzt wahrhaft bedürftigen „Nächsten" helfen kann.

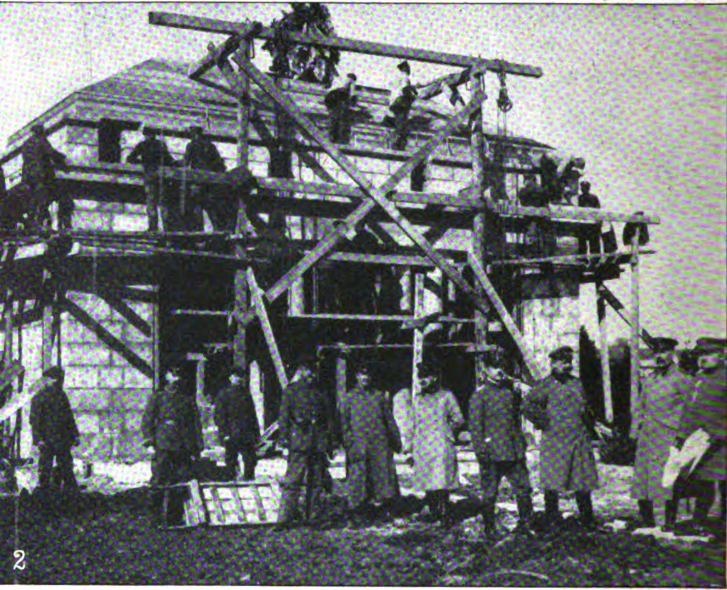


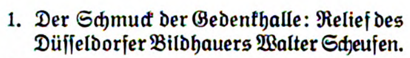
Phot. Schiller.

Prinzessin Elisabeth von Schaumburg-Lippe (×) inmitten der Verwundeten vor dem Lazarett Paulinenschlößchen in Wiesbaden.

Aus den Kämpfen vor Lomza: Beobachtungsposten im Giebel einer zerstörten Kirche.



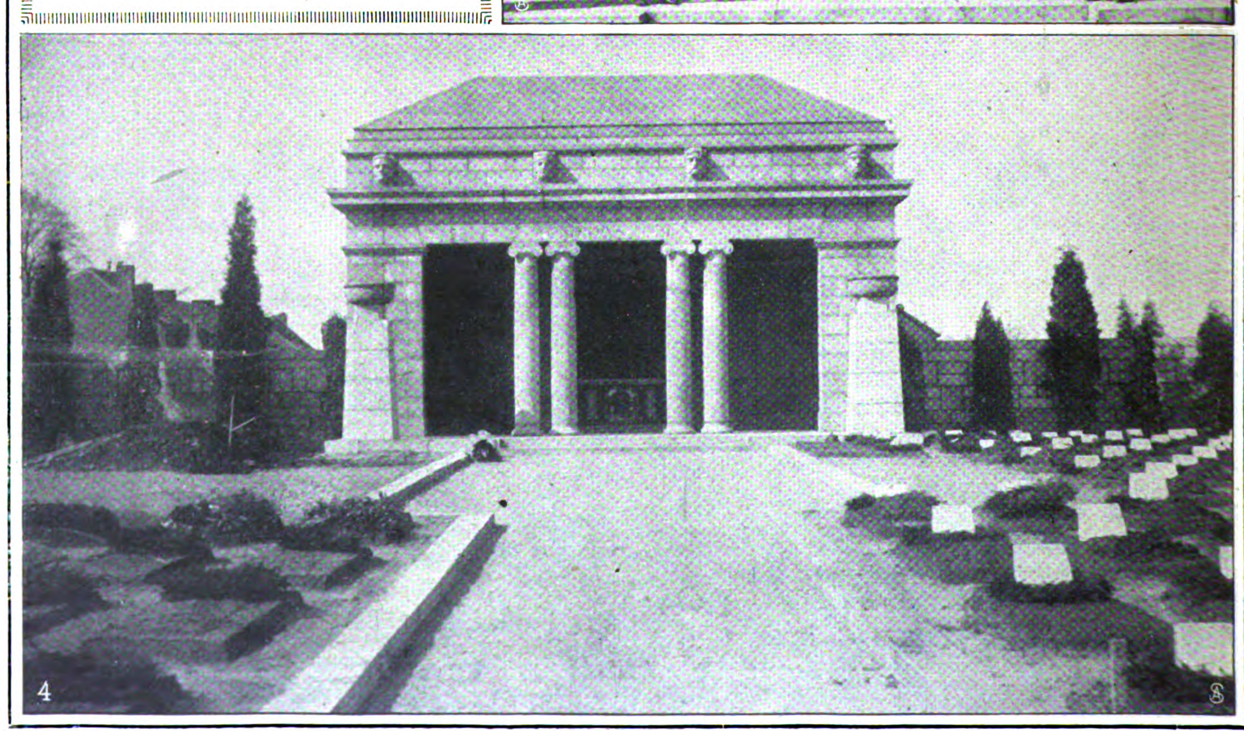


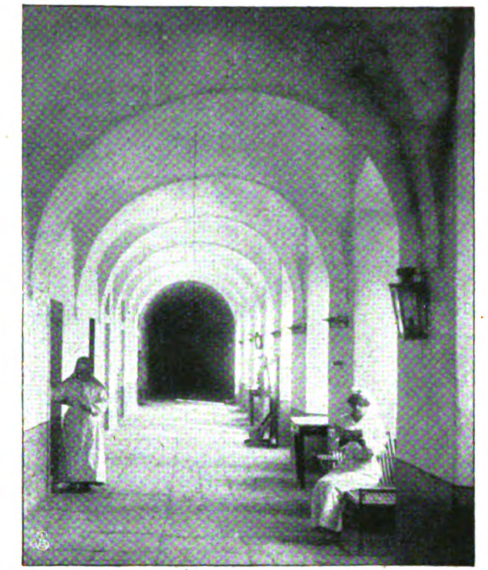


1. Der Schmuck der Gedenkhalle: Relief des Düsseldorfer Bildhauers Walter Scheufen.
2. Deutsche Soldaten beim Bau der Gedenkhalle.
3. Schlußsteinlegung.
   Von links: Postenoffizier Regierungsbaumeister Helbing; Offizierstellvertreter Hemmesdorfer; Gouvernementspfarrer Dr. Wessel; Hauptmann Meyer; Exzellenz Freiherr von Hirschberg, Kaiserlicher Gouverneur; Oberstleutnant Freiherr von Stolzenberg, Kommandant; Hauptmann Himml; Oberleutnant Tafel; Hauptmann Bauer; Oberleutnant Mörbitz; Pionier Harzer.
4. Ansicht der Gedenkhalle.

Gedenkhalle zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur.







Fräulein von Engel.



Baronesse Thömmel.



Von links: Baronin Louise Ritter, Exzellenz Gräfin Degenfeld, Exzellenz Baronin Thömmel, Doktor Kohn, Gräfin Bosch-Waldegg, Gräfin Thurn.



Generalswitwe v. Hözl.



In der unter Leitung von Gräfin Degenfeld stehenden Küche.

Bilder vom Marodenhaus-Lazarett in Görz. — Phot. Hofmann-Eckerl.



Bilder aus Belgien.

(B. J. G.)



1 Die frisch gebackenen Brote werden aufgeladen und nach der Front gebracht. — 2. Der neue Sieg über die Russen. Überall in Feindesland werden die Berichte über die Operationen des deutschen Heeres angeschlagen. — 3. Im großen Hospital in Brüssel — 4 An der Grenze: Ist keine Konterbande darin?

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

12. Fortsetzung.

Hans wußte gar nicht, wie lange er in dem kühlen, halbdunklen Stall gewesen. Nicht einmal zum Reiten hatte er Lust. Er fand volles Genügen daran, immer wieder und wieder über das glänzende Fell des Pferdes zu streichen, das Spiel der Muskeln zu beobachten, das graziöse Scharren der feingefesselten Beine.

Vor zwei Jahren hatte Jimmy O'Brien einen Preis davongetragen. Das Dokument darüber hing in breitem Holzrahmen in Frau Percy Wells Salon. Wenn's auch nur ein kleiner Preis war — das machte nichts. Er war doch stolzer heute auf den Preis seiner Jimmy, als er es je auf seine besten Zensuren gewesen.

Er sah nach, ob auch noch genug Hafer in der Krippe, ob die Unterlage trocken war. . . . Jetzt mußte er sich um das alles kümmern und durfte auch nicht mehr so waghalsig beim Wetten setzen.

Auf den dollen Dusel der letzten Wochen konnte er nicht immer rechnen. Das sagte er sich selbst. Das sagte er auch schon Susanne, die recht übermütig geworden war und ihm immer größere Summen zum Setzen aufzwängte.

„Immer sachte, Tante Susel, werde nur nich zu großartig! . . .“

Sie lachte nur, und wenn ein Tip einmal versagte, war sie es, die ihn aufmunterte. — —

„Hans . . . du Hans . . .!“

Er war wahrhaftig eingeschlafen, mit dem Kopf gegen die Wand. Um ihn herum war es fast dunkel — er wußte im ersten Augenblick nicht, wo er sich befand.

„Hans . . . Hänschen . . . so komm doch!“

Nun erkannte er die Stimme. Aber diesmal war sie ungeduldig und erregt.

Er schob den Riegel zurück und sah Frau Percy Well vor sich stehen. Sie war zum Ausgehen angekleidet und klopfte mit dem Schirm ärgerlich auf den asphaltierten Boden.

„Du . . . mir ahnt nichts Gutes . . . mein Mann ist noch nicht nach Hause gekommen! Die haben ihn gewiß wieder irgendwo festgehalten. Sicher in der Bodega. Er darf doch jetzt nicht trinken! Komm, Hänschen . . . geh mit mir . . . allein krieg ich ihn nicht raus von dort. Aber wenn wir ihn beide unter die Arme fassen“...

Er durfte nicht nein sagen — er mußte ihr einfach beistehen, so scheußlich ihm das auch war, so sehr er auch fürchtete, sich's mit Percy Well zu verderben.

„Ach, Quatsch! Glaubst du, er hat 'ne Ahnung, was vorgeht, wenn er im Tran ist? Gar nichts weiß er! Entweder er ist in Wut, und dann geht er auf jeden los, oder er hat's mit dem grauen Elend, und dann kann ihm jeder auf'n Kopp spucken. Aber'n nächsten Tag — ob so oder so — ist er wie'n Lamm. Kannst dich drauf verlassen. Na, und du weißt doch, Junge, auf mich kannste Häuser bauen!“

Ihre erbsengroßen Brillanten sprühten auf in der untergehenden Sonne, daß er geblendet die Augen schloß. . .

* * *

Percy Well saß richtig in der Bodega. Noch nicht ganz betrunken, aber auch nicht mehr nüchtern. Um ihn herum ein paar Jockeis, ein Trainer und noch ein Herr.

„Hallo . . . da kommt Mistreß Well . . . mit ihrem Kavalier . . . hallo! . . . Platz für meine liebe Frau! . . . Mister Juck, kennen Sie meine Frau? . . . Die kühle Blonde von Karlshorst? . . . Kennen Sie nicht? Setz dich, Darling. Und hier Mister Krähhahn — ein großer Reiter vor dem Herrn! . . . Wieso kennen Sie meine Frau nicht, Mister Juck? Ach so . . . sie war heute in Berlin, als Sie mich besuchten . . . ja . . . ja . . .“

Ungeduldig wiederholte er: „Setze dich doch, Darling, und du, Mister Krähhahn, setz dich auch.“

Er bestellte zwei Gläser, lachte, schlug sich auf die schmalen, knochigen Schenkel, stieß mit allen an: „Also, Mistreß Well, heute habe ich Jimmy O'Brien verkauft — gratuliere dir!“

Hans Graebner sprang auf.

„Wieso Jimmy O'Brien . . . wieso verkauft?“

„An Mister Juck, der hier sitzt . . . Und jetzt begießen wir uns 'n bißchen die Näse! Und wer mithalten will . . . bitte . . . bitte, meine Damen!“

Zwei Freundinnen junger Jockeis saßen an einem Tisch und tranken Portwein.

„Immer ran, meine Damen . . . eine Flasche guten Schaumwein . . . Gläser her! . . . Glääääser! . . . Na, Hansemann . . . was is los? Wer reiten kann, muß auch trinken!“

Er blieb mitten im Satz stecken, und seine blinkenden, dunklen Äuglein wurden ganz rund, als Hans Graebner plötzlich auf den Stuhl fiel und laut aufschluchzend seinen Kopf in beiden Armen barg.

„Ja was . . . nanu . . . Junge! . . . Was heult denn der? . . . Trink, Junge . . . trink! Du . . . Schaumwein!“ . . .

Er sprach nicht mehr deutlich und schrie sehr laut, weil die Gesellschaft teils lachte, teils mit Fragen auf den Knaben eindrang.

Frau Percy Well schlug mit der einen Hand auf den Tisch, fuhr mit der anderen streichelnd über den kurz geschorenen Kopf, von dem die Mütze abgerutscht war.

„Laßt doch den Jungen! . . .“

Dann stand sie auf und fuhr ihren Mann an: „Wann hast du denn mein Pferd verkauft, du?“

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Mister Juck beugte sich verbindlich vor: „Oh, jetzt gerade, vor einer Stunde, da haben wir gemacht business zusamm. Denn ich habe gesehen die kleine Pferd in de Box und fand's very fine für meine Tochter zum Reiten. Mister Well hat verlangt fünfzehnhundert für die horse, und ich habe gegeben dreizehnhundert. Ohne große Handel — gleich dreizehnhundert bar auf die table."

Hans Graebner sprang auf und rannte zum Ausgang. So wenig er von dem englischen Kauderwelsch verstanden hatte — das eine wußte er — seine Jimmy war verloren für ihn. Und jetzt — nachdem er in aller Seligkeit des Besitzes geschwelgt hatte, jetzt war es, als risse man ihm Freude, Glück und allen Stolz aus der Seele.

Er hielt sich am Vorgartenzaun fest, und die Tränen strömten ihm über die Wangen. Und weil der Schmerz so groß war, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte, wandte er sich mit dem Gesicht gegen den Mauervorsprung des Hauses und schluchzte wie ein geprügeltes Kind in die hocherhobenen Arme.

Er merkte es nicht, daß eine kleine Hand ihm auf die Schulter klopfte, einmal, zweimal.

„Na, Junge — sei vernünftig! Polen ist noch nicht verloren. Laß doch das Flennen . . . herrje, stellst du dich dämlich an . . . wie so'n Kleener aus'm Kindergarten!"

„Lassen Sie mich . . ."

Er wollte sich abermals losreißen. Aber sie hielt ihn fest an dem Gürtel seines Sportanzugs. Sie lachte wieder.

„Hänseken . . . soll ich dem ollen Engländer sagen, daß du ihm das Pferd abkaufst? Na?"

Das Schluchzen stieß ihm noch die Schultern hoch, aber schon schimmerten seine weißen Zähne im Abendlicht.

„Wieso denn? Macht er denn das?"

„Na . . . ich werd's ihm eben vorschlagen — ich werd ihm zureden . . . werd ihm sagen, daß ich das Geschäft eigentlich früher schon mit dir abgeschlossen hatte . . . Er wird sich natürlich sperren . . . na, dann legt man eben zweihundert Meter zu, und die Jimmy kostet dich fünfzehn-, statt vierzehnhundert. Der sieht mir ganz danach aus, als ob er für zweihundert Mark zu allen business zu kriegen wäre. Na also . . . Hänschen . . . wie meinste? Ich lade ihn heute noch zu mir ein — da stehn auch noch an die zehn Flaschen Sekt im Keller, und dann machen wir die Sache, was . . . So um elfe abends, da unterschreibt er 'n Zettelchen, du ladest dein Geld ab, und die Jimmy gehört dir . . . solange du abzahlst, versteht sich . . . Gemacht?"

Er unterbrach sie mit keiner Silbe, er dachte immer nur: wie machte er's, daß er da war um elf Uhr, wie brachte er es der Mutter bei, daß er die Nacht aus dem Haus blieb? Und was sollte er ihr sagen? . . . Wo konnte er übernachten? Am Ende klingelte sie ihn des Abends noch mal an, wenn er einen Schulfreund nannte, und dann war der Kladderadatsch fertig. Und um zum Abendbrot da zu sein, mußte er sich sowieso mächtig beeilen. Ein Auto in der Nacht? . . . Dazu hatte er jetzt kein Geld.

„Bist du dumm, Hänseken! Fährst jetzt einfach nach Hause — der Zug geht in zehn Minuten. Klagst zu Hause über Kopfschmerzen und gehst in dein Zimmer. Nimmst die Kissen, legst sie unter die Decke . . . verstehst du — wie wenn du darunter schlafen würdest. Wenn die Alte kommt, merkt sie 'n blauen Dunst was. Dann schleichste dich aus'm Haus raus, fährst wieder mit dem nächsten Zug zu uns raus und mit'n Frühzug wieder rein in die Stadt. Wenn euer Mädchen was merken sollte — beim Türaufmachen — der gibste 'n Daler . . . na herrjeses . . . was soll ich dir denn sonst noch alles vorkauen wie 'n kleenem Kind. Bist doch sonst helle genug! Und nachts drechseln wir schon alles, und wenn mein Mann zu viel getrunken hat, da hilfste mir, ihn zu Bette bringen. Und für dich finde ich Platz genug zum Schlafen — na . . .? . . . Au, Bengel!"

Sie schrie leicht auf, lachend und ärgerlich. So ein doller Junge! Die Kraft, die er in den Armen hatte! Das sah man ihm gar nicht an! . . . Nun hatte er ihr das feine Spitzenjabot zerdrückt und beinah den Hut vom Kopf gerissen — und einen Kuß hatte er ihr auch aufgeklatscht . . . ganz unaufgefordert und so ungeschickt, daß er ihr die Nase plattgedrückt hatte dabei . . . So'n Bengel! . . . Was der mal gern hatte! — — Jetzt war's ein Pferd — später würde es ein Mädel sein . . . eine Frau . . .

Sie blickte ihm nach und konnte den Lauf seiner flinken Beine, die dem Bahnhof zusteuerten, kaum unterscheiden. Nur seine Silhouette sah sie noch, wie sie halb verschwommen an den Bäumen vorbeiglitt, gleich einem fliehenden Schatten . . .

Aus der halbangelehnten Tür der Bodega aber drang der gelbe Schein des elektrischen Lichts, lautes Lachen der bezechten Turfleute und eine Wolke starken Parfüms, vermischt mit dem Duft kräftigen englischen Pfeifentabaks . . .

* * *

Im Hof des Graebner-Sanatoriums standen große Kufen mit Kalk, Mörtel, Kellen lagen herum, an den Mauern entlang liefen Gerüste; pfeifende, schwitzende Arbeiter schleppten Ziegelsteine, hämmerten, balancierten lange Bretter auf den Schultern, zogen schwere Eisenteile an dicken Seilen über die Stufen. Im ganzen Hause roch es nach Kalkstaub und Farbe, nach schwitzenden Menschen, Kleister und frischem Holz.

Wer noch im Sanatorium war, bewohnte die Gartenzimmer. Nur das Personal und die Schwestern hatten ihre nach dem Hof gelegenen Stuben behalten.

Frau Elise dröhnte der Kopf in ihrer engen, heißen Schreibstube. Und nicht nur von dem Lärm, dem sie am nächsten war.

Die Eingänge waren spärlich im Sommer, und „ihre Leute" machten ihr die Hölle heiß, wenn sie mit der Zahlung der Zinsen im Rückstand war. Ihr Bruder hatte sich noch immer nicht entschlossen, das Geld zu einer neuen Hypothek zu geben.

Er zerrte sie hin und her, mit unklaren Versprechungen, unausführbaren Bedingungen. Schließlich schickte er ihr Geld — den zehnten Teil der erforderlichen Summe, und gegen Wechsel.

„Über das andere können wir ja noch sprechen!"

Frau Elise entließ einen Teil des Personals, besserte mit einer kleinen Näherin selbst Berge von Wäsche aus, nahm die Mahlzeiten jetzt immer an der um die Hälfte verkleinerten Tafel des Sanatoriums ein und lief nach Schluß jeder Mahlzeit in die Küche, um zu verhüten, daß etwas „umkam".

Mit äußerster Sparsamkeit und Umsicht kam sie vielleicht über eine Krisis hinweg. Sie verdoppelte ihre Liebenswürdigkeit gegen die Gäste, veranstaltete kleine Musikabende und Kartenpartien, ließ den Nachmittagstee gratis im Garten servieren und lernte Patiencen, die sie den älteren Herrschaften zeigte.

Die ersten Tage, nachdem sie Hansens Bett leer gefunden, hatte sie es so einzurichten gewußt, daß sie ihn vor allen Mahlzeiten und vor seinem Schlafengehen zu sehen bekam. Sie schickte ihn mit Aufträgen da- und dorthin, blickte zehnmal in einer Viertelstunde auf die Uhr, wenn er über Gebühr lange ausblieb.

Sie verlangte die Namen und Telephonnummern seiner Freunde zu wissen. Aber wenn sie beim Anruf ihn dort nicht antraf, dann hieß es, er wäre zum Rudern nach Wannsee oder auf dem Tennisplatz gewesen.

Hans stand jeden Morgen um fünf Uhr auf und fuhr nach Karlshorst. Er lernte seine Aufgaben in der Bahn und schrieb seine Aufsätze zwischen Stall und Schuppen auf der weißen Gartenbank.

Es hatte sich nun doch die Möglichkeit gefunden, eine zweite Box in dem kleinen Stall leicht unterzubringen.

Frau Percy Well brachte ihm selbst immer den duftenden Kaffee und jagte ihn zur Bahn.

„Mutter hat wohl Lunte gerochen, was?"

Aber bald ließ die Überwachung nach. Nur nachts, wenn Frau Elise, von plötzlicher Angst gepackt, die Augen nicht mehr schließen konnte, stand sie auf, warf einen Morgenrock über und schlich leise in sein Zimmer. Und da sie nun immer seine regelmäßigen, kräftigen Atemzüge hörte, so legte sich ihre Angst, ihr Vertrauen kehrte wieder, und sie schalt sich noch nachträglich, daß sie irgendeinen Dummenjungenstreich so tragisch genommen.

Sie hatte ja auch so viele andere Sorgen!

Und dann kam der Tag, da ihr Mann nach Glidien fuhr.

„Reisetasche . . .!"

Er litt es nicht, daß sie ihm dabei half, wie sie es sonst tat, wenn er verreiste. Das Mädchen wußte nicht recht Bescheid — er wurde ungeduldig, stampfte mit dem Fuß auf, riß selbst die Schubfächer auf.

„Ich versäume noch den Zug . . ."

„Wohin fährst du?"

Sie hatte eine ganz fremde, erstickte Stimme.

Er merkte es nicht.

„Nach Magdeburg . . . es ist wichtig."

Er hatte sie nicht betrügen wollen — er dachte gar nicht daran. Es war ja auch wirklich Magdeburg, wie er sagte, und es war ihm wirklich wichtig — über alles.

„Du hast ja noch eine Stunde Zeit . . . noch eine ganze Stunde!"

Im Hof aber wartete bereits sein Auto, das er so zeitig bestellt hatte, als käme er nicht früh genug aus dem Haus.

Und wie er sich umsah, den Rock abtastete — da kam eine Depesche.

Er riß sie auf, ganz bleich im Gesicht. Und dann zuckte er die Achseln, warf sie auf den Tisch: „Bedaure."

Frau Elise griff nach dem Telegramm; es war unterzeichnet: „Professor S....." Das war der Name des Leibarztes vom Großherzog von M..... Doktor Graebner sollte sofort mit dem nächsten Zug nach M..... kommen. Noch am selben Abend mußte eine Operation am Großherzog vorgenommen werden, die in sein Spezialfach einschlug. Wenn er nicht abkömmlich war, sollte er Ersatz schicken.

Frau Elise war sehr bleich, sie zitterte am ganzen Körper.

„Julius . . . du wirst doch nicht . . . du mußt doch sofort hinfahren . . ."

Doktor Graebner sah seine Frau erstaunt an.

„Mußt . . . warum muß ich?"

Er machte dem Mädchen ein Zeichen, seine Reisetasche hinauszutragen und den Mantel.

Frau Elise packte ihn an beiden Armen und rüttelte ihn, als wollte sie ihn zur Besinnung zurückrufen.

„Julius . . . du bist wahnsinnig . . ."

Er wurde immer ruhiger.

„Ich bin gar nicht wahnsinnig, liebe Elise. Du verkennst nur die Situation. Du mußt dich zum Sklaven der Patienten machen. Ich nicht! Es ist mir freigestellt, Ersatz zu schicken, wenn ich nicht abkömmlich bin. Ich bin nicht abkömmlich. Ich werde Ertzky vorschlagen."

„Ertzky . . . das ist ja nicht dein Ernst. . . ."

„Doch, doch . . . Er kann das ebenso gut machen wie ich. Ich kenne den Fall. Laß mich mal telephonieren."

Er wollte sehr ruhig an ihr vorbei, um in sein angrenzendes Arbeitzimmer zu gehen. Da hing sie sich an seinen Rock.

„Julius . . . du weißt, was für dich auf dem Spiel steht . . . Ehren . . . Geld . . . Name. . . Julius . . . mir zuliebe . . . ich habe dich nie um etwas gebeten . . . jetzt bitte ich dich . . . Julius . . . mir zuliebe!"

Er blieb stehen. Armes Weib! Viel Glück hatte sie ihm nicht gegeben — aber doch rechtschaffen gearbeitet für den Wohlstand des Hauses, sich geplagt und gemüht, auch für ihn — wenn auch nicht in seinem Sinn. Und nun wies er vielleicht die Ehren von sich, von denen sie träumte, und auf die sie immerhin Anspruch haben mochte.

Sie sah Mitleid in seinen Augen und den Abglanz inneren Nachgebens. Da aber setzte ihre Härte ein, das Unschmiegsame, Beharrende, bäuerlich Rechthaberische, das an der Schwäche des andern wächst.

„Du fährst nach Glidien . . . Du hast es ihr versprochen — ich weiß es. . . Und nun setzt du alles aufs Spiel um einer fremden Frau willen. Einer Frau, die ihren kranken Mann betrügt. . ."

„Nimm dich in acht, Elise!"

Wie in Schraubstöcke eingezwängt waren plötzlich ihre beiden Hände. Sie wurde weiß bis in die Lippen, als ihre Augen die seinigen trafen.

„Nimm dich in acht! . . ."

Kein Wort mehr sagte er, aber er hielt sie noch immer fest, daß sie sich nicht rühren konnte, und seine Blicke durchbohrten sie wie glühende Lanzen.

So stand es schon um ihn — so —

Die Lider fielen ihr schwer über die Augen. Sie merkte es nicht, daß er sie losgelassen hatte, ganz weiß und fühllos waren ihre Gelenke. Aber dann hörte sie seine Stimme aus dem Nebenzimmer — und sie schleppte sich zur Tür, um die Worte zu verstehen.

Aber sie verstand sie nicht.

Er sprach lange, und sie erkannte den knappen, herrischen Ton seiner Stimme — das war alles.

Sie wankte zum Fenster zurück.

Draußen wartete noch immer das Auto, Reisetasche und Mantel lagen in einer Ecke, das Mädchen unterhielt sich mit dem Chauffeur. Sie lachten beide, und dann sprang plötzlich der Chauffeur ab und drehte an.

Eiligen, festen Schrittes kam ihr Mann die wenigen Stufen herunter, ging quer über den Hof, an den Mittagsrast haltenden Arbeitern vorbei, stieg rasch die Stufen zum Klinikeingang hinauf und verschwand hinter der Tür.

Sollte er den Gedanken, nach Glidien zu fahren, aufgegeben haben . . . sollte . . .

Frau Elise starrte mit weit geöffneten Augen hinüber zu den milchigen Scheiben, als könnte sie mit ihren Blicken die Fenster sprengen und sehen, was sich dort vollzog an ihrem Schicksal.

Und um jeden Augenblick, den er länger drüben verweilte, wuchs ihr Hoffen. Er hatte es sich überlegt, hatte eingesehen, hatte an sie und den Jungen gedacht . . .

Nein . . . an den dachte er nicht . . . den hatte sie ihm zu fern gehalten, der zählte nicht für ihn . . .

Sie riß den Vorhang zurück, rüttelte an dem Fensterverschluß. Sie hörte das Rattern des Motors, ihr Mann kam aus der Klinik heraus, warf über die Schulter noch irgendeine Anordnung zurück — der Chauffeur schwang sich auf seinen Sitz, und er selbst stieg ein, ohne sich umzusehen, eine Anzahl medizinischer Wochenschriften in der einen, den Stock mit der schweren silbernen Krücke in der anderen Hand.

Nun riß sie das Fenster auf.

„Julius! . . ."

Es war unsinnig. Der Wagen war längst aus der Torfahrt.

Das Mädchen kam herein, um das Zimmer in Ordnung zu bringen.

„Haben Sie dem Chauffeur gesagt, wohin er fahren soll?"

Sie wendete sich nicht um dabei, stützte nur beide Hände auf den Tisch, als suche sie etwas unter den verstreuten Schlipsen und Kragen.

„Jawohl, Frau Doktor . . . Potsdamer Bahnhof."

Also Magdeburg . . . Glidien! . . .

So war es geblieben. Und sie langte, die Züge wie versteinert, den Arm wie aus Holz, nach der offen daliegenden Depesche. Dann ging sie hinüber in ihr dumpfes, enges Arbeitzimmer und spießte das Blatt langsam und ordnungsgemäß auf den Briefhalter, der auf rotem Ledersockel die Inschrift trug: „Erledigt".

Der Boy klopfte an, brachte die Post. Interesselos, mit trüben Blicken las sie die Adressen, schichtete aufeinander, was zusammengehörte. Es war wieder ein stattlicher Haufen für Doktor Baumann.

Er kam selbst herunter, sich die Korrespondenz holen. Länger als unbedingt nötig brauchte sie nicht in den Händen der „verehrten Frau" zu sein.

Er war strahlender Laune und duftete noch mehr als sonst.

Er bat sich Urlaub aus für den heutigen Nachmittag und lächelte geheimnisvoll und siegessicher.

Frau Elise blickte stumpf vor sich hin.

Doktor Baumann fuhr sich durch seinen rötlichen Bart. Er hatte jetzt erst die graue Farbe ihrer Wangen bemerkt.

„Auch Sie, verehrte Frau, müßten . . . Vierzehn Tage See . . . Ich bin doch da! Ich kenne das Geschäft . . ."

„Ja, natürlich . . ."

Sie nickte. Aber sie dachte nicht daran, irgendwohin zu fahren. Jetzt . . . mit den hunderterlei Verpflichtungen und ihrem Mann, der . . . Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihre Hände waren trocken und brennend heiß. Wie einer Ohnmacht nahe fühlte sie sich. So fremd war ihr dieses Schwachsein, diese tiefe, innere Erschütterung.

Doktor Baumann strich ihr mit seiner wohlgepflegten Hand leise über den Arm.

„Das Haus ist zu schwer für Sie allein. Sie müßten einen Mann an ihrer Seite haben, der . . . Ihnen eine Stütze ist . . . auch materiell — meine ich. Sie müßten über größeres Kapital verfügen und nicht alle Lasten allein tragen."

Ein greller Blitz jagte über den Tisch, gefolgt von einem heftigen Donnerschlag.

Frau Elise schleppte sich bis ans Fenster — draußen klebten die Arbeiter an den Mauern, der Schweiß lief ihnen von der Stirn in den Hals hinein, und ihre Augen hoben sich träge und wie von Gewichten beschwert.

Doktor Baumann hatte mit geübtem Blick den Inhalt der aufgespießten Depesche erfaßt.

„Ich hörte etwas von einem ehrenvollen Ruf . . .“ sagte er lauernd.

Frau Elise stellte sich mit dem Rücken gegen das Licht.

„Er hat abgelehnt.“

„Oh . . .“ Es klang aufrichtig bedauernd.

„Das wäre aber doch gut gewesen . . . man hätte ein bißchen Reklame damit machen können . . . und dann wäre gewiß ein Orden abgefallen, ein Titel . . . ganz abgesehen von allen andern pekuniären Vorteilen . . . oh . . . oh . . .“

Er schüttelte bekümmert den Kopf.

„Auf so 'n Titel hin hätten Sie, verehrte Frau, auch selbst da und dort Geld finden können . . .“

„Mein Mann war verhindert“, schnitt sie hart ab.

Er sollte nicht wissen, wie es um sie stand, wie es in ihr aussah — gerade der nicht, dem sie Vorgesetzte war, und der so mitleidsvoll und wichtigtuerisch an allen geheimen Wunden rührte.

Der Junge klopfte an die Tür.

„Eine Frau Seiler ist draußen.“

Frau Elise raffte sich zusammen, stand wieder gerade und aufrecht mitten im Zimmer.

„Was für eine Frau Seiler . . .?“

„Sie sagt: vom Schlossermeister Seiler die Witwe.“

„Weiß nicht . . . soll hereinkommen.“

Doktor Baumann blieb immer gern im Zimmer, wenn sich jemand anmelden ließ. Und so zog er sich nur hinter den breiten Geldschrank zurück, wo er, scheinbar aufmerksam, seine weitläufige Korrespondenz durchblätterte.

Frau Elise setzte sich an ihren Schreibtisch und griff zur Feder wie immer, wenn jemand gemeldet wurde, zu dem sie noch keine Beziehung hatte.

Die Tür ging auf, und in dem gleichen Augenblick zuckte ein schwefelgelber Blitzstrahl über eine ärmlich angezogene Frau mit zerdrücktem Strohhut auf schütterem blondem Haar und ausgefranster Mantille.

Die Frau kniff die Augen zusammen und duckte sich förmlich beim tosenden Donnerrollen, das die Grundfesten des Hauses zu erschüttern schien.

Frau Elise gab ihr ein Zeichen, näher zu treten.

„Ick wollte eijentlich dem Herrn Doktor sprechen . . . aber nu is et schon ejal.“

Die Frau zog ihre Mantille ganz eng an den Körper, stellte sich knapp an den Tisch und schielte auf den blonden, gewellten Scheitel.

„Ja, aber ich habe keinen Platz hier“, sagte Frau Elise, um jedem Mißverständnis vorzubeugen. Denn es kam vor, daß unbemittelte Patienten ihres Mannes glaubten, sie würden im Sanatorium ein Bett bekommen, wenn alles in der Klinik besetzt war.

„Nee, nee . . . davon is nich de Rede . . . aber, wie det nu so is, det 's doch nich richtig, daß der Herr Doktor niemals nich zu sprechen is, hab ick mir jedacht . . . und da hab ick mir die Freiheit jenommen und bin mal zu Frau Doktern rauf! Die Frau Dokter werden schon wissen und Mitleid haben mit so 'ne arme Frau . . .“

„So . . . ja . . . Frau Seiler heißen Sie . . . was wollen Sie denn von meinem Mann?“

Die Seiler hatte ihr Taschentuch in Bereitschaft. Sie drückte es an die Augen und schneuzte sich kräftig. Sehr dreist und mit Schluchzen in der Kehle rief sie: „Det weiß der Herr Dokter janz jenau! Der hat mir ja mein'n Ernährer jenommen — der hat ja doch —“

Frau Elise schlug mit der Hand auf den Tisch: „Sie sind verrückt, Frau!“

Die Frau lachte höhnisch auf, beugte sich vor, klappte mit den Fingern auf die Kante des Tisches: „Ick bin jar nicht varickt... Wenn Se heute den Sarg von mein Mann öffnen, da finden Se nur jeleimte Stückskens von ihm — det hat der Herr Dokter selber zujejeben! Det machen se in keenem anständ'jen Krankenhause!“

Elise Graebner ließ die Frau nicht aus den Augen, sie sagte mit weißen Lippen: „Bitte, Frau — Frau Seiler — schreien Sie nicht.“

„Ick schreie nich . . . ick sage nur, wie's jewesen is, und daß die Operatjon jar nicht nötig war, oder wat se ihm da Neuet einjespritzt haben vor de Operatjon — det war abselut nich neetig! — Und wie ick mir nu keen Rat nich jewußt habe mit meine drei kleene Kinderkens, da hat mir der Herr Dokter fufzig Mark jejeben. Jawoll, Frau Dokter, det hat er — janze fufzig Mark! Det war ja ooch janz scheen von 'n, aber vor de Ewigkeit reicht det ja nich vor! Und wie ick nochmal jekommen bin, da hat er mir jar nich rinjelassen, und 's zweitemal ooch nicht — und heute, da heißt et, er is verreist — det sagen se so, die vornehmen Leute — wenn se nich hören woll'n, wie's einem schlecht jeht durch ihre Schuld! Aber wie ick's erstemal mit de Polizei jedroht habe — da hat er Angst jekriegt. Jawoll. Und nu is mir doch wieder allens ejal... Ick bin nich de einzige. Wie's hier jeht mit de einfachen Leute, det könn'n wir schon beweisen, die Klausen und ick. . . Der Klausen is et mit ihrem Mann ebenso jejangen wie mir. Und wenn man's uns nich jlaubt — wir haben Zeugen — jawoll, Frau Dokter — von Ihre eijenen Herrn Doktors haben wir Zeugen. Die Klausen, die wartet bei Tisch auf, bei eene Familie — in de Berliner Straße — da kommt een Dokter von Sie hin, der will die Tochter heiraten — von dem weiß die, wie et zujeht bei Ihren Mann — janz jenau weiß die's — so'n kleener Roter is et mit'n Bart. . . Und wenn Sie wissen wollen, wie se Ihren Mann nennen, Frau Dokter — ‚Totengraebner‘ nennen se ihn. Jawoll! In de vergangene Woche haben se alleene drei rausjeschafft aus de Klinik. Eine bei Tag und zwee bei Nacht. Det 's ja wie bei de Cholera! Da reden se immer, man soll de Katzen und Hunde nich lebendig uffschneiden — nee, hier machen se's mit de Menschen!“ . . .

Elise Graebner hatte die Augen mit der Hand beschattet. Ihr Herz schlug so heftig, daß sie meinte, ersticken zu müssen. Sie wagte nicht, die Frau zu unterbrechen, sie hätte auch keinen Ton über die Lippen gebracht.

Dem „kleinen roten Mann mit dem Bart“ wäre sie am liebsten an die Gurgel gefahren. Hätte seinen feisten Hals so lange mit ihren kräftigen, breiten Bauernhänden gehalten, bis ihm das Blut aus Mund und Nase gespritzt wäre.

„Totengraebner“ — so nannte er ihren Mann!

So hieß er vielleicht auch wirklich drüben in der Klinik, und jeder trug den Spitznamen hinaus, verbreitete ihn, untergrub ihm den Boden unter den Füßen, den Ruf, das tägliche Brot, Ansehen — Stellung!

Kein Laut kam von drüben hinter dem Geldschrank. Und es war gut so.

Wenn sie es jetzt gehört hätte, das „verehrte Frau“, sie hätte sich nicht gehalten — vor der infamen, tückischen Erpresserin selbst nicht gehalten —

Die Frau schluchzte laut und trocken in ihr Taschentuch hinein.

„Es ist alles Unsinn, was Sie reden — Frau... Mein Mann — steht über allem dummen Geschwätz, über allen Verdächtigungen... Da sehen Sie — da ist ein Telegramm — lesen Sie, wenn Sie wollen... Er ist zu einem Großherzog gerufen — glauben Sie...“

Ihre Gedanken verwirrten sich. Was ging die Frau das Telegramm an? War es nicht unsinnig, davon zu sprechen? ...

Sie schob den Briefhalter hin und her. Die Frau lachte kurz auf.

„Mit de vornehmen Herrschaften — da wird es wol ooch anders sein ... Wat jehn mich die an! ... Aber mit fufzig Mark, da kann ick mir mein Mann nich abkoofen lassen — det hätt der Herr Dokter früher sagen sollen ... Wenn ick heute zu's Jericht jehe und von meine drei Kinderkens erzähle, die jetzt von 'n bißken Kaffee und Schrippen leben müssen, weil Ihr Mann de Exp'rimente mit de armen Leute macht ... denn wird der Herr Doktor schon anders mit mir reden ...!“

Elise Graebner blickte nicht auf. Sie zog die Lade auf, holte ein paar Goldstücke aus der offenen Drahtkassette heraus.

„Mein Mann hat immer ... immer hat er Bedürftige unterstützt ... darum will ich ... Ihre Kinder sollen nicht umkommen. Es gibt Wohlfahrtseinrichtungen ... ich werde mich kümmern ... aber wenn Sie herumlaufen und dummes Zeug schwatzen, dann übergebe ich Sie ...“

Sie brach ab, sie hatte keinen Laut mehr in der Kehle.

Die Frau hamsterte hastig die Goldstücke ein.

„I Jotte doch nee, Frau Dokter .. wie Se sich jleich ufregen ... det war ja jar nich meine Absicht ... Ich weiß ja nischt ... ick rede ja bloß, wat ick von die andern höre ... und weil ick meine drei Bäljer habe ... und weil ick doch janz alleene bin ... Jotte doch, Frau Dokter, ick bin ja bloß 'ne unjebild'te Frau, aber wenn ... Na, ick danke ooch schön ... Jotte nee, det Wetter ... de Kinderkens jraulen sich jewiß zu Hause ... so 'ne kleenen Dinger sind's ... Wenn Frau Dokter erlauben, ick werd se Ihnen mal bringen ... hübsche Kinder sind's ... Na adje ooch ... und nischt vor unjut, Frau Dokter ...“

Blitz auf Blitz jagte durchs Zimmer — Donnerschlag folgte auf Donnerschlag. Es war, als müßte die dicke, schwefelgelbe Luft jeden Augenblick die Fenster eindrücken, um das Zimmer mit stickigen Gasen zu erfüllen.

Doktor Baumann schien wie angeschmiedet an seinem Platz. Er war blaß, und seine weißen, rundlichen Hände waren in fortwährender, unsteter Bewegung. Dabei hielt er den Atem an, wie um seine Anwesenheit möglichst in Vergessenheit zu bringen.

Und vielleicht hatte Frau Elise Graebner ihn auch wirklich vergessen.

Sie hatte den Kopf in beide Arme vergraben und rührte sich nicht.

Auf den Fußspitzen verließ er seinen verborgenen Winkel, um die Tür zu gewinnen; da glitt ihm ein Teil seiner Briefe aus den Händen, und beim Bücken danach stieß er gegen einen Stuhl.

Elise Graebner blickte auf.

Glanzlos und tot blickten ihre Augen. Um Jahre gealtert schien sie. Er sah sie erschreckt an.

„Verehrte Frau“ ...

Sie sprang auf, ihr ganzes Gesicht verzerrte sich.

„Was machen Sie noch hier ... ich frage, was machen Sie noch hier?“

In zwei Sätzen stand sie vor ihm, hielt ihn am vordern Rockkragen fest.

„Aber ich muß doch bitten, gnädige Frau ...“

Er mühte sich vergebens, ihre Finger von seinem Rock zu lösen.

Sie schüttelte den kleinen, rundlichen Mann mit ihren breiten, festen Händen, daß die Spitzen seines rötlichen, duftenden Bartes ihr Gesicht berührten.

„Was erzählen Sie von meinem Mann herum? Wie nennen Sie ihn? ... Wollen Sie mir das bitte wiederholen! Wollen Sie mir jetzt gleich sagen, was Sie von ihm erzählen!“

Seine weichlichen, rundlichen Hände hingen sich mit aller Kraft in ihre Gelenke ein. Jetzt, da die würdevolle Jovialität von ihm abfiel, sah er aus wie ein zappelnder bärtiger Zwerg neben der stattlichen, derbknochigen Frau. Die Briefe, Karten und Prospekte lagen verstreut auf dem Boden; ängstlich scharrte er mit einem Fuß zusammen, was er erreichen konnte. Ein großer Geschäftsbogen mit einem fettgedruckten Firmanamen fiel auseinander.

„Da hört alles auf — meine Briefe ...“

Er starrte unwillkürlich auf den offen daliegenden Brief, und sie las, seinem Blick folgend, die ersten Zeilen der großen Maschinenschrift: „Um auf Ihr Projekt einer eventuellen Übernahme des Graebner-Sanatoriums zurückzukommen, so“ ...

„Ach so — —!“

Sie lachte grell auf, und ihre Hände krallten sich höher am Rock entlang, berührten fast den Hals des kleinen Mannes.

„Das wollten Sie ...?“

Sie machte einen Schritt zurück, ohne ihn loszulassen, stellte sich mit dem Fuß mitten auf das Blatt. Er glotzte sie an, aschfahl im Gesicht, suchte vergebens nach einem Wort, rang nach Atem.

„Das war also Ihr Projekt! Darum erzählen Sie solche Märchen, darum wollen Sie meinem Mann etwas anhängen, darum erfinden Sie einen Spitznamen ...

Wie sagten Sie? . . Totengraebner? . . . Wiederholen Sie . . ."

Sie schrie ihn an, übertönte mit ihrer Stimme das Getöse des Donners, den plötzlich wolkenbruchartig niederfallenden Regenstrom.

Ihre Stimme hatte nichts Menschliches mehr. Ihre blauen, sonst so gläsernen Augen waren schwarz, ihr sonst sorgfältig geordneter und gewellter Scheitel hatte sich gelöst, die Brosche, die ihren Kragen zusammenhielt, war aufgegangen, und ihr kräftiger, jetzt blutroter Hals drängte aus dem dunklen Stoffrahmen heraus. Ihre weißen Lippen hatten sich geschürzt, daß man das Zahnfleisch über ihren festen, breiten Zähnen sah . . .

„Totengraebner", flüsterte er kaum vernehmbar.

Er hielt sich kaum auf den Beinen.

Sie war wahnsinnig, diese Frau! Dagegen war man machtlos! Da half nur die Zwangsjacke oder Eingehen auf alles. Der Schweiß lief ihm in dicken Tropfen über Stirn und Schläfen. Sie ließ ihn nicht locker.

„Und so wollten Sie die Leute vernichten, die Sie gemästet haben durch Jahre und Jahre. . ."

Er machte noch einen hilflosen Versuch, sich zu rechtfertigen. „Ein dummer Witz — ich gebe es zu — aber nur in meinem nächsten Kreis — bei meinem Schwiegervater sozusagen — wenn ich gefehlt habe, so soll die Ärztekammer . . ."

Und wieder lachte sie auf.

„Ärztekammer?! Was geht mich Ihre Ärztekammer an? Machen Sie das mit meinem Mann ab. Glauben Sie, daß Sie, wenn Sie eine Entschuldigung winseln, Sie den Schaden ungeschehen machen können, ja? Sie den Namen meines Mannes wiederherstellen? . . . Gezüchtigt müßten Sie von mir werden — mit der Hundepeitsche, jawohl, mitten in Ihr wohlgemästetes Gesicht hinein! Darauf also sind die ‚schweren Zeiten' zurückzuführen, die das Sanatorium durchgemacht hat, darauf die leeren Zimmer, die mangelnden Anfragen — herunterkommen soll es — ganz herunterkommen, damit Sie sich billig hineinsetzen können. . . Darum die Umbauten, auf die Sie gedrungen haben — damit Sie das fertige, bequeme Nest finden! Darum sprechen Sie von Alkohol, von gefährlichen Experimenten, darum —? Und ich soll Sie ungezüchtigt aus diesem Zimmer lassen, soll Ihnen keinen Denkzettel geben, daß Sie Ihr Leben daran zu tragen haben — Sie elender —"

Ihre Stimme überschlug sich, sie wendete den Kopf nach rechts und links, als suche sie einen Gegenstand, den sie ihm ins Gesicht schleudern könnte —

Er röchelte beinah, und zwischen dem Röcheln, vergehend vor Angst, Wut, Scham, stieß er die Worte hervor: „So ist's recht — die eine Totschlägerin, die andere Diebin —"

Ihre Hand lockerte sich. . . Sie sah ihn an, ohne zu verstehen. Sie stammelte: „Wer — von wem sprechen Sie — wer ist Diebin?"

„Ihre Schwägerin! Wer sonst? Mein Schwiegervater hätte sie abführen lassen, der Polizei übergeben sollen — das hätte er, statt —"

„Sie lügen . . ."

Aber ihre Hände, die sich so stark wie Eisen an seinen Rock geklammert hatten, sanken kraftlos herab.

Er stand noch immer mit dem Rücken am Geldschrank, wagte es kaum, zu glauben, daß er befreit war von diesen entsetzlichen, weißen, derben Bauernhänden. Er tastete an seinem Rock, rückte an seinem Kragen — der war ganz weich und naß. Das Haar klebte ihm auf den Schläfen, die Gläser der funkelnden goldenen Brille waren beschlagen von dem heißen Atem der Frau.

Er nahm sie, putzte sie mit dem Taschentuch. Jetzt war nichts mehr zu fürchten. Die Krisis war überstanden, und sein sonst so wohlwollender und süßlich gespitzter Mund verzog sich zu einem spöttischen Grinsen.

Er setzte die Brille auf, raffte seine am Boden liegenden Briefschaften zusammen — ganz langsam, wie man der Gefahr, von einem bissigen Hund angefallen zu werden, durch langsame Bewegungen zu entgehen sucht.

Aber als er der Tür nahe war, legte sich wieder die gefürchtete derbe, breite Hand auf seinen Arm.

„Wie wagen Sie es, auch das noch zu behaupten — auch das noch?"

Er versuchte, seine Würde wiederzugewinnen, was ihm bei dem aufgeweichten Kragen schwer wurde.

„Sie können sich ja selbst bei meinem Schwiegervater Herrn Kudrewsky, Berliner Straße 47, erkundigen! Er hat selbst die ganze Verhandlung in dem Warenhaus geführt — Spitzen, Handschuhe, was so erreichbar war, hat sie eingesteckt. Dabei wurde sie abgefaßt. Und bei der Vernehmung gab sie sich für Frau Doktor Graebner aus . . . aber das wurde ja bald klargestellt. Wünschen Frau Doktor sonst noch etwas zu wissen? . . ."

Kochender Ärger erfüllte ihn, eine Entrüstung, die ihm Tränen machtlosen Zorns in die Augen jagte. Sie sollte sich doch einen Arzt, der ihr Dienste geleistet, wie er es getan hatte, suchen. Was wußte sie denn von dem Betrieb eines Sanatoriums, als er zu ihr kam? Wer hatte sich die Verachtung des großen Doktor Graebner gefallen lassen und bei allen Anlässen diesen selben Herrn Doktor gefeiert, um ihrem Institut nach außen hin Glanz zu verleihen? Wer hatte ihr die Prospekte geschrieben mit den Anpreisungen, den sachlichen Ausführungen und sie mit seinem Namen gedeckt? Wer hatte Gutachten der Kollegen eingesammelt und Referenzstellen aufgegeben?

Immer breiter und selbstbewußter stand der kleine Doktor vor der gebrochenen Frau.

„Ich bedaure — bedaure ehrlich, daß ich so lange Jahre verloren — glatt verloren habe in Ihrem Haus! Und wenn ich heute zur Verantwortung gezogen würde, — dann, meine Verehrteste . . . dann wüßte ich zu antworten. Dann würde ich auf Sie . . . jawohl, auf Sie zuallererst würde ich weisen und würde sagen: die eigene Frau vertraut die Behandlung ihres Kindes dem Mann nicht an! Die eigene Frau zittert, wenn der Mann an das Bett des Kindes tritt, die eigene Frau bittet einen Fremden, das Kind zu behandeln! Die eigene Frau gibt ihm schuld an dem Tod eines Kindes!"

Ein gurgelnder, entsetzlicher Laut rang sich von den Lippen der Elise Graebner.

„Lügner . . . Schuft . . . es ist nicht wahr . . Du lügst! Raus!! . . . Raus aus meinem Haus!!"

Der schwere Briefhalter mit dem zugespitzten Eisenspieß sauste durchs Zimmer, blieb durch die Wucht des Wurfes ein Millimeter entfernt von der Schläfe des kleinen Mannes tief in der Türfüllung hängen.

Er wurde kreidebleich, fand kaum noch die Kraft, auf die Türklinke zu drücken. Aber auf der Schwelle verzogen sich noch einmal seine Lippen zu einem krampfhaft ironischem Lächeln: „Feine Damen — die Damen Graebner! Empfehle mich!" . . .

Dann lief er davon, ohne Rücksicht mehr auf seine Würde, so flink ihn seine kurzen Beine tragen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Frühgemüse.

Von G. S. Urff. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Die schwierigste Zeit, was die Volksernährung anbetrifft, wird die Zeit sein kurz vor der nächsten Ernte, also die Monate Mai und Juni. Im Juli gibt es schon neue Kartoffeln, dann ist das Schwerste überstanden. Aber schon im April schmückt sich die Erde mit neuem Grün und weckt die Hoffnung in vielen Herzen. Fragend wird sich wohl gerade in diesem Jahr so mancher Blick auf die erwachende Erde richten. Sollte dieser Vaterlandsboden, den wir mit unserm Herzblut verteidigen, nicht imstande sein, seine Kinder zu nähren? Sollte sich unter diesen vielen zarten, saftigen Kräutern, die wieder Feld und Flur mit neuem Leben erfüllen, nicht auch eins oder das andere finden, das dem Menschen zur Nahrung dienen könnte? Die Versuche, Unkräuter des Waldes und der Wiese auf die Tafel zu bringen, sind nicht neu. Es gibt tatsächlich eine ganze Reihe sonst verachteter Pflanzen, die im zeitigen Frühling eine gute und gesunde Speise liefern. So bereitet man aus den Blättern des Löwenzahns einen guten Salat, die von manchen so gefürchtete Brennessel liefert jung ein vorzügliches Gemüse, aus den zarten Hopfensprossen bereitet man ein feines Gericht, Sauerampfer und Kerbel sind längst bekannte Küchenkräuter. Aber das alles sind doch nur Behelfe, zu einem eigentlichen Volksnahrungsmittel hat sich keine der erwähnten Pflanzen aufschwingen können, und für die Volksernährung fallen sie kaum ins Gewicht.

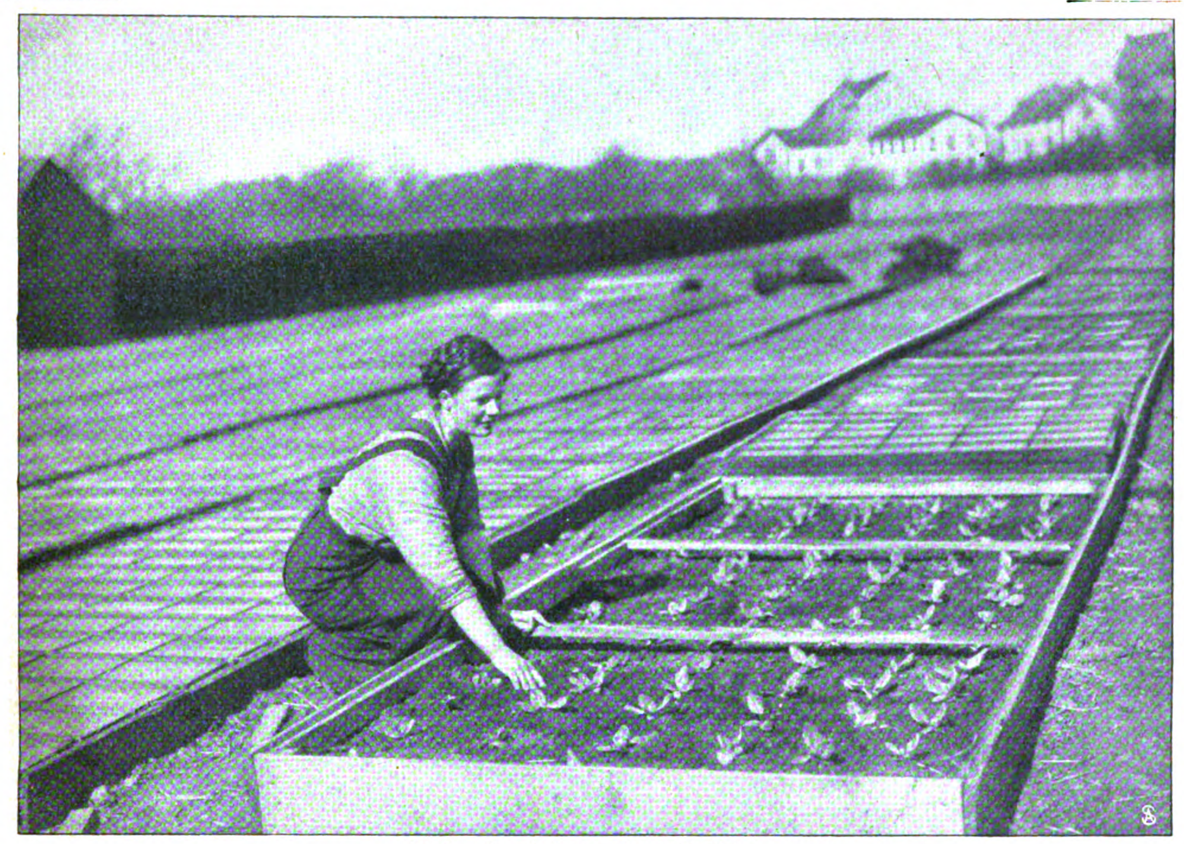


Wie die vorgekeimten Frühkartoffeln zu setzen sind.

Eine weit größere Bedeutung haben die im Garten gezogenen Gemüse. Manche von ihnen haben den Winter im Freien überdauert. Sie entwickeln sich unter dem Einfluß der Frühlingsonne schnell, müssen allerdings auch schnell verbraucht werden, weil sie rasch in Blüte schießen. Bei weitem das wichtigste aller Frühgemüse dieser Art bildet der Spinat. Wenn der Winter milde ist, wie es ja der vergangene war, dann kommen die jungen Pflänzchen meist gut hindurch. Schon im März treiben sie neue Blättchen, und im April oder anfangs Mai müssen sie geerntet werden. Nach dieser Zeit bilden sie Blüten und werden hart und ungenießbar. Auch gewisse Kohlarten und besonders Kopfsalat kann man schon im Herbst ins Freie säen und unter leichter Schutzdecke überwintern. Manche von ihnen liefern dann frühe Erträge. Doch ist der Ausfall oft recht groß. Alle überwinterten Setzlinge sind ziemlich unempfindlich gegen Kälte, um so empfänglicher aber sind sie gegen die Sonnenstrahlen. Es kann leicht vorkommen, daß innerhalb weniger Tage sämtliche Salatpflanzen eines Beetes in Blüte schießen. Da ist der im Frühjahr ausgesäte Kopfsalat zuverlässiger. Nur schreitet seine Entwicklung ziemlich langsam fort. Es wird gewöhnlich Mitte Juni, bis man den Kopfsalat ernten kann. In der vorhergehenden Zeit behilft man sich mit Ersatzgemüsen, Feldsalat, Schnittsalat, Melde, Lattich u. a.

Zu haben ist der Kopfsalat von Mitte April ab auch schon, und wer es sich leisten kann, der sollte ihn kaufen und bedenken, daß er dadurch einem gerade in diesem Jahr für uns sehr wichtigen Gewerbe, der Treibgärtnerei, Unterstützung und Anregung gewährt. Denn das wollen wir nicht vergessen, die Gemüsetreibgärten sind nicht nur für die verwöhnten Menschenkinder geschaffen, bei denen nur das gilt, was ein gutes Stück Geld kostet; die Treibgärtner verstehen es, dem Boden weit mehr abzugewinnen, als es jedem anderen Betrieb möglich wäre. Ihre Arbeit fällt deshalb für die Volksernährung ganz merklich ins Gewicht, um so mehr, da die Erzeugnisse zu einer Zeit auf den Markt gebracht werden können, in der sonst allgemeine Knappheit herrscht und man sich geradezu danach sehnt, grüne Salate auf dem Tisch zu sehen. Teuer sind die Treibgemüse nur in der ersten Zeit, solange sie selbst beim Treibgärtner noch selten sind.

Die Arbeit des Treibgärtners beginnt schon in den ersten Tagen des neuen Jahres. Die Samen hat er schon vorher besorgt, auch ein anderes, für ihn sehr wertvolles Mittel liegt zur Verwendung bereit, ein wahrer Berg frischen Pferdedüngers. Im Januar und Februar ist der Boden noch zu kalt. Auch der beste Samen würde darin nicht zum Keimen gelangen. Da muß man denn auf künstliche Weise nachhelfen. Dies geschieht durch den Pferdedünger. Viele hundert aus Brettern zusammengeschlagene „Kasten" ohne Boden stehen einer neben dem



Lockern der Erde in einem Treibbeet.



Abnehmen der Matten nach einer Frostnacht.



Pikierte Setzlinge werden aus dem Kasten genommen.

andern in langer Reihe. Sie werden etwa zur Hälfte ihrer Höhe mit Pferdedung angefüllt. Der Dünger wird festgetreten, „gepackt“, denn je fester er liegt, um so schneller erwärmt er sich. Bald sieht man die Kasten dampfen vor Hitze. Alsdann wird etwa 20 Zentimeter hoch Erde über den Dünger gebreitet. Auf diese Erdschicht wird der Same gesät. Damit nun von der kostbaren Wärme nichts verloren geht, wird der Kasten mit einem Glasfenster überdeckt. Um die Wärme noch besser zurückzuhalten, werden Matten aus Stroh oder Schilf über die Fenster gebreitet. Nach ungefähr 14 Tagen gehen die Samen auf. Meist stehen sie zu dicht, auch treiben sie zu stark in die Höhe. Sie müssen deshalb, sobald sie das zweite Blattpaar zu entwickeln beginnen, ausgepflanzt, „verstopft“ werden. Sie kommen auf diese Weise etwas tiefer in die Erde, können sich besser bewurzeln und kräftigen. Sobald sie auf diesem neuen Standort das zweite Blattpaar vollendet haben, werden sie wieder herausgenommen und in größerem Abstand in einen andern Kasten verpflanzt. Hier bleiben sie nun in Ruhe bis zur Ernte. Die einzige Pflege, die man dem Boden zuteil werden läßt, besteht in seiner wiederholten Lockerung und der Entfernung des Unkrautes. Die Frühlingsnächte sind oft recht



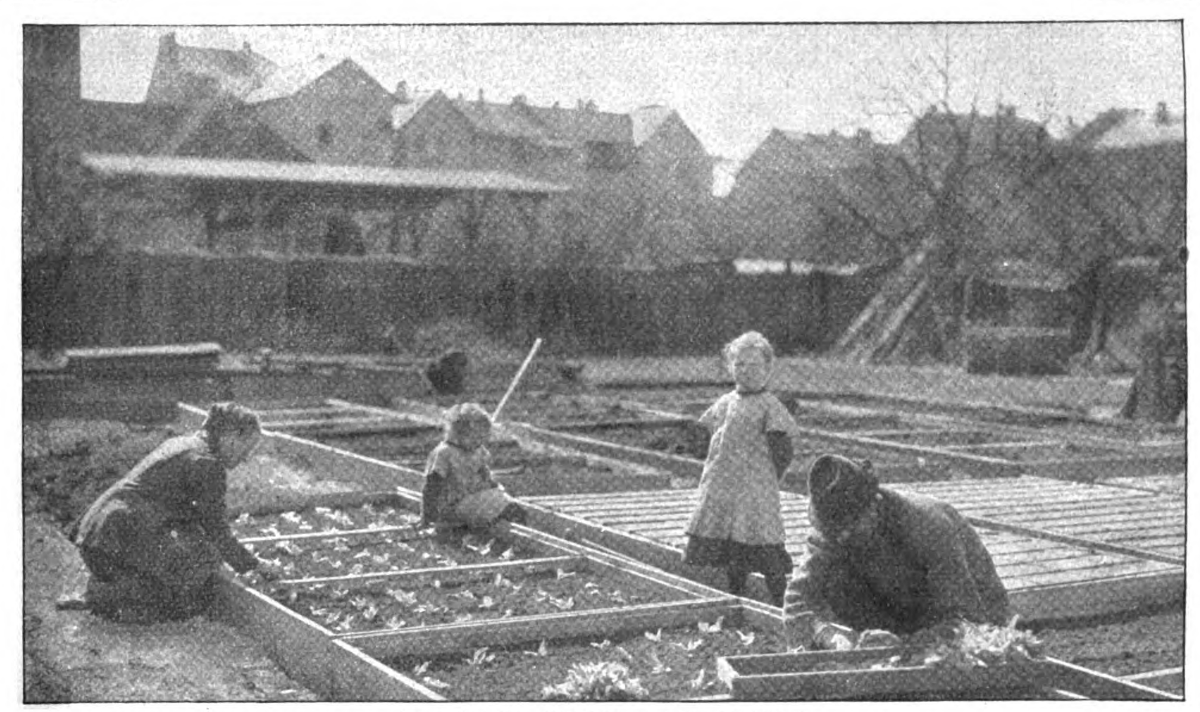
Lüften zwecks Abhärtung der Sämlinge.



Ausspannen von Fäden über ein Frühbeet zum Schutz gegen Vögel.

kalt. Deshalb müssen nachts nicht nur die Fenster sorgfältig geschlossen, sondern auch die Matten übergedeckt werden. Anderseits sollen die Pflanzen an Luft und Sonne gewöhnt werden und daraus Nutzen ziehen. Deshalb werden am Morgen, wenn die Sonne höher gestiegen ist, die Matten entfernt und, wenn es die Witterung zuläßt, die Fenster an der dem Wind abgewandten Seite etwas emporgehoben und durch Holzstäbe unterstützt. So hat der Gärtner seine Pfleglinge ununterbrochen zu besorgen und zu schützen. Sie danken es ihm durch fröhliches Gedeihen.

Zum Treiben eignen sich mancherlei Gemüsepflanzen: Blumenkohl, Kohl-



Aussetzen der Salatpflanzen ins Treibbeet.

rabi, Karotten, Speiserüben, Radies und verschiedene andere. Sehr viele Gärtner beschäftigen sich jedoch in der Hauptsache nur mit der Heranzucht von zwei Gemüsearten, Kopfsalat und Gurken, allenfalls noch Blumenkohl. Andere Sorten lohnen nicht recht. Sie werden besser im Freien gezogen. Dies gilt namentlich von den Erbsen, von denen es jetzt Sorten gibt, die nach dem Aufgehen einige Kältegrade vertragen, und die daher schon im Monat März in den Boden gebracht werden können. Sie liefern dann schon im Mai brauchbare Früchte.

Ein Gruß.

Skizze von Gertrud Papendick.

Als die beiden Männer allein waren, entstand ein Schweigen. Vorwien trank bedächtig seinen Rotwein aus und stellte dann das leere Glas behutsam vor sich auf das abgedeckte Tischtuch. Seine Gedanken gingen dem schlanken, blonden Ding nach, das da vor ein paar Minuten noch neben ihm am Tisch gesessen, schmal und stumm, mit einem Paar so merkwürdig leerer Augen im jungen Gesicht; das eben zur Tür hinausgeglitten war wie ein müder Schatten. Es war da etwas, das er nicht begriff.

Der Hausherr sah vor sich hin und rauchte. In dem scharfen, klugen Gesicht des Herrn von Mahrenberg-Wolfsberg fand man auf den ersten Blick die weicheren Züge der Tochter wieder. Vorwien sah es heute wie jedesmal. Und ohne, daß er es wollte, wurden plötzlich seine Gedanken laut: „Sie ist ja so still geworden in der letzten Zeit.“

Mahrenberg sah ihn an: „Wer, Konrad?“

„Jutta.“

Der andere sah wieder geradeaus, und es dauerte eine Weile, bis seine Antwort kam. „Ja, Konrad“, sagte er langsam, so, als müsse er sich besinnen. „Ich weiß. Du hast recht. So still ist sie geworden“ . . .

Er hatte eigentlich aufstehen wollen, nachdem der Diener die Zigarren gebracht hatte und Jutta gegangen war; er hatte mit dem alten Freund ins Herrenzimmer hinübergehen wollen, wo man bequemer saß und behaglicher. Jetzt blieb er sitzen.

„Gieß dir doch ein, Konrad“, sagte er. „Es liegen noch ein paar Flaschen auf meinem Gewehrschrank. Der Wein ist ganz gut. Ich hab dem Jungen neulich davon mitgebracht, als ich bei ihm draußen war. Das können sie brauchen im Feld. Sie haben's oft kalt, die armen Kerle. Und doch, weißt du: ich sorge mich gar nicht so sehr um Eberhard. Ich habe so ein merkwürdiges Gefühl, daß ihm nichts geschehen kann. So eine felsenfeste Gewißheit, daß der alte Herrgott ihn mir heil wieder nach Haus schicken wird. Ich habe nie im Leben Ahnungen gelitten, an dieser halt ich fest... Aber mein anderes Kind, Konrad. Um das hab ich Sorge gehabt. Um das Mädel, das ich zu Haus hab. . .“

Er stützte den mächtigen Kopf in die Hand und sah den andern nachdenklich an.

„So ein junges Ding“, sagte er. „Es ist schwer für einen Mann in meinen Jahren, da hineinzusehen, da immer das Rechte zu treffen. Ein Unglück ist es für so ein armes Mädel, wenn ihm so früh die Mutter stirbt. Es mag ein Unrecht sein, daß ich darüber rede. Es gibt Leute, die das indiskret und unzart nennen würden. Und ich weiß ganz gut, daß da Dinge sind, an die man nicht rühren soll, besonders wenn sie um ein zartes Ding wie ein Mädchenherz gehen. Aber du bist Juttas ältester Freund,

Konrad. Hast sie auf dem Arm gehabt, als sie ein paar Tage alt war. Wenn ich zu dir rede, ist's kein Verbrechen. . . Als ich damals draußen war bei Eberhards Regiment — unserm alten Regiment, Konrad, bei dem wir vorzeiten miteinander die Tschapka trugen — es sind wohl jetzt fünf Wochen her, nein, fast schon sechs. . . Sie saßen da in L. auf dem Durchmarsch nach Süden. Einen Ruhetag zwischen Gefecht und Marsch, Marsch und Gefecht. Eine ganze Division steckte in dem Nest. Das armselige Landstädtchen hatte solche bewegten Tage sicher noch kaum gesehen. Ein paar Regimenter waren schon wieder im Abrücken, als ich hereinfuhr. Die Straßen wimmelnd von Militär. Infanterie, Maschinengewehre, Artillerie, Train, wieder Infanterie. Das nahm kein Ende. Und das marschierte trotz allem, was hinter ihnen lag, und allem, was vor ihnen war, so straff und stolz und trug den Kopf hoch; paffte behaglich seine Pfeife und lachte gutmütig über jeden dummen Witz.

Und immer mit Gesang, Konrad. All unsere braven Vaterlandslieder und all unsere schönen, derben, kräftigen Soldatenlieder. Das dröhnte durch die Straßen, Tag und Nacht, unermüdlich, unverdrossen. Daß Leute, die das erlebten, noch so singen können! Wer kein Vertrauen hat zu unserer Sache und keine Hoffnung auf einen guten Ausgang, der sollte das einmal hören; er würde von Stund an wissen, daß Deutschland siegen muß.

Ein kleiner Infanterieleutnant, der mich zurechtwies, so ein blondes, blutjunges Kerlchen, frisch vom Kadettenkorps, mit riesigen Bartkotellen, sagte mir: ‚Sie glauben nicht, wie prachtvoll unsere Leute sind. Immer zufrieden, immer geduldig, immer noch zum Scherzen aufgelegt. Und dabei kommen wir aus dem Gefecht und haben einen Tag Eilmärsche hinter uns. Morgen früh geht's weiter.' Und als ein paar ihn grüßten, so besonders stramm und ordentlich strahlend: ‚Die sind von meiner Kompagnie.'

Er führte eine Kompagnie, Konrad. Mit achtzehn Jahren. Und er sagte es so bescheiden und doch so stolz. . .

Die Ulanen lagen im Hotel, wenigstens zum Teil. Es hielt nicht schwer, Eberhard aufzufinden. Ich erkannte den Jungen kaum wieder. So ein großer, starker Kerl ist er geworden. Natürlich freute er sich. Vielleicht ebenso sehr über mich wie über die mitgebrachten guten Sachen. Der brave Junge ist er geblieben.

Wir haben den langen Abend unten im Gastzimmer gesessen mit all den anderen. Die beiden Wulffens, Söhne vom Langendorfer, Dietrich Queidt, Masow, und wie sie alle heißen. Den kleinen Sporeck mußt du auch kennen, Konrad. Seine Mutter ist eine geborene von der Veldt, Schwester von dem Veldt aus Liewen.

Lauter vertraute Gesichter; es war, als käme ich in eine Familie. Da war kaum einer drunter, der nicht einmal hier in Wolfsberg gewesen war. Sie hatten sich ja oft ganz zwanglos auf Sonnabend und Sonntag angesagt, zum Tennis und zum Segeln. Ein paar gute Schützen unter ihnen kamen regelmäßig zur Jagd. Und Eberhard brachte immer einen oder zwei mit, wenn er Urlaub hatte. Ich freute mich, wenn das junge Volk ins Haus schneite. Es mahnte einen an die eigene Jugend. Sie brachten Leben hinein, die jungen Kerle; rauchten meine besten Zigarren, tranken meine besten Weine und machten Jutta in aller Harmlosigkeit den Hof. Immer fidel, immer liebenswürdig, zu allen Schandtaten bereit.

Sie haben sich geändert, meine Ulanen. Reifer geworden, vernünftiger und ernster. Aus jedem zwanzigjährigen Dachs ein Mann. Gottlieb Halisch, sonst der ausgelassenste Bengel unter der Sonne, saß am Tisch als ein ernsthafter, besonnener Mensch, ganz Soldat, ganz Glied des Ganzen. Man sah's an den Gesichtern, an den Augen: sie hatten was hinter sich. Sie hätten was erzählen können, wenn sie gewollt hätten. Aber sie taten's nicht. Es fiel ihnen nicht ein. Da war keiner, der von großen Heldentaten berichtete; kein einziger, der auch nur ein klein wenig renommierte. Sie hatten alle das Eiserne Kreuz. Wofür? Das sagte keiner. Was sie getan hatten, war einfach ihre Pflicht gewesen. Nichts mehr. Was war noch viel darüber zu reden?

Ein paar fehlten: Leo Brüsgen, der ist schon im August bei Gumbinnen geblieben. Grumbach, Eberhards bester Freund, fiel später in Rußland.

Nur ein paar knappe, stolze Worte für die gefallenen Kameraden: Reitertod — schönes Los. So dachten sie alle. Nur meinem Jungen neben mir wurden die Augen feucht. Du weißt ja, Konrad: ein Familienfehler. Wir Mahrenbergs haben so verdammt nahe ans Wasser gebaut. . .

Wir haben gut gegessen und fröhlich getrunken in dem kleinen Gasthof. Der Hotelbesitzer, der sich freute, einmal wieder deutsche Offiziere bewirten zu können, tat sein Bestes. Er hatte vor nicht langer Zeit andern Besuch gehabt.

In dem großen Raum nebenan saßen die Mannschaften. Es ging da nicht gerade leise zu. Und je später der Abend, desto schöner die Lieder. Masow sagte mir: ‚Sie können sich nicht denken, Herr von Mahrenberg, was für eine riesengroße Wohltat es für uns alle, Offiziere und Leute, bedeutet, daß man einmal wieder warm und trocken sitzen kann. Man fühlt sich beinahe wie zu Hause.'

Das war ein Wort, das oft wiederkam. Von zu Hause sprachen sie alle. Die einen mit wehmütigem Lächeln, die andern mit froher Zuversicht. Mancher mit so einem merkwürdigen Blick in den Augen, als wollte er sagen: Ich seh's ja doch nicht wieder.

Ich mußte erzählen. Wie es bei mir aussähe und in der Provinz überhaupt. Wie es dies Jahr mit der Jagd stünde. Wie man denn überhaupt lebte zu Haus. . . Sie hörten aufmerksam, beinahe andächtig zu. Wie Kinder, denen man Märchen erzählt.

Ein paar fragten auch nach Jutta. Und warum ich das gnädige Fräulein nicht mitgebracht hätte. . .

Ich hatte es mir überlegt, Konrad. Und hatte mir schließlich gesagt: es tut nicht gut, so ein junges Mädel da hineinsehen lassen. Es geht wohl mal ein bißchen derb her unter dem Kriegsvolk. Und es wird auch höheren Orts nicht gern gesehen.

Konrad, ich habe in meinem Leben noch nichts so schwer bereut.

Du kennst den alten Krecht, Konrad. Den General. Er führt eine Kavalleriedivision in Frankreich. Hat fünf Söhne. Alle im Feld. Der dritte oder vierte bei unsern Ulanen. Henner von Krecht. Ganz der Vater. Dieselbe Figur, dieselbe leuchtende Blondheit. Dieselben wundervollen blauen Augen, die schönsten Augen, denen ich im Leben begegnet bin.

Er war nicht so oft in Wolfsberg gewesen, höchstens ein- oder zweimal. War nicht Jäger und tanzte nicht. Stand auch noch nicht lange beim Regiment, war früher Königsjäger. Ich kannte ihn also eigentlich nur wenig. Aber er war einer, mit dem man schnell warm wurde; der sich einem förmlich ins Herz stahl mit der hinreißenden Liebenswürdigkeit seines Wesens. Einer, bei dem man bald an den Menschen kam.



Ich sprach zufällig einmal mit dem Kommandeur über ihn. Der sagte: ‚Es ist etwas Merkwürdiges um Henner Krecht. Ein hervorragender Soldat, sehr fähig und eisern pflichttreu. Aber das sind andere auch. Doch der Mensch in ihm — das sage ich, ein hartgesottener Vorgesetzter — der geht zu Herzen.' . . .

An jenem Abend kam er spät. Ich hatte zuerst nicht einmal an ihn gedacht, es waren ihrer so viele. Links neben mir saß Eberhard, an der andern Seite Günter Masow, gegenüber der Rittmeister von Wulffen und Halisch. Dann die andern. Es wurde allmählich lebhaft, die Stimmen dröhnten durcheinander. Unter der Decke stand der Rauch in langen, blauen Schwaden.

Und dann hob einer das Glas und trank auf die Heimat. Auf die Bräute. Masow war verlobt, auch der kleine Sporeck. Der eine Wulffen am ersten Mobilmachungstag getraut. Da wurden sie plötzlich stiller. Jeder leerte schweigend sein Glas. Nur Halisch summte vor sich hin, halblaut und kaum verständlich. So ein kleines, altes Lied, das ich schon mal wo gehört hatte. Vom braunen Schatz und von süßen Wangen. ‚Doch auf der Wacht — beim Feuerschein — da fällt's mir ein' . . .

Als ich aufsah, stand in der Ecke neben dem Ofen Henner von Krecht. Und der sah mich an, über die Köpfe der andern hinweg. So merkwürdig ernst und fast ein wenig versonnen.

Er ließ den andern stehen, mit dem er sprach, und kam um den Tisch zu mir. ‚Guten Abend, Herr von Mahrenberg. Ich freue mich so, Sie zu sehen. Lassen Sie mir eine Weile Ihren Platz, Masow. So. Danke schön.'

Ich drückte ihm die Hand, und er setzte sich neben mich. Er war schmal geworden, sah älter aus als sonst. Aber doch kernig und straff, prachtvoll frisch. Auf der Brust die beiden Eisernen Kreuze.

‚Es ist für uns alle eine Freude, daß Sie hier sind', sagte er. ‚Man träumt sich ordentlich nach Wolfsberg und in den Frieden. Ebbo strahlte, als Ihre Depesche kam. Er heißt bei uns nur Ebbo. Er sieht gut aus, nicht wahr? Hat's dabei nicht leicht gehabt. Aber das macht's ja gerade; es ist schwer, aber es ist auch schön. Man weiß jetzt, warum man Soldat ist.'

Ich weiß nicht mehr, was er noch sagte. Ich hatte nur bei allem das Gefühl: er will etwas von dir.

Schließlich fragte er, wie lange ich bliebe. ‚Solange ihr mich behaltet', sagte ich. ‚Wahrscheinlich fahre ich schon morgen früh zurück. Oben will Eberhard noch ein sogenanntes Zimmer für mich ausfindig gemacht haben.'

Da sagte er: ‚Wenn Sie wieder zurück sind, Herr von Mahrenberg... darf ich Sie um etwas bitten? Sie kommen ja oft nach Berlin. Würden Sie bei Gelegenheit die Liebenswürdigkeit haben, meine Mutter aufzusuchen? Und ihr zu sagen, daß es mir gut geht? Es würde sie glücklich machen, jemand zu sehen, der mich gesprochen hat. Und sie kennt Sie, ich habe ihr oft von Ihnen erzählt. Hier ist ihre Adresse. Ich wäre Ihnen sehr dankbar.'

Natürlich versprach ich es ihm. Aber ich wußte, es war noch nicht alles, was er wollte. Da war noch mehr.

Eine Weile sagte er nichts. Es sah aus, als ob es ihm schwer würde, zu sprechen. Und dann schließlich, ohne aufzusehen, mit halber Stimme: ‚Herr von Mahrenberg, ich habe noch eine Bitte: wollen Sie einen Brief für mich besorgen? Einen Brief, der mir sehr am Herzen liegt. Ich möchte ihn nicht der Feldpost anvertrauen. Es geht manches verloren. Es ist mir wichtig, daß er an sein Ziel gelangt. Sie sollen nicht viel Mühe damit haben.'

‚Aber gern, lieber Krecht,' sage ich, ‚geben Sie nur.'

‚Ich habe ihn noch nicht geschrieben', sagte er. ‚Sie bekommen ihn morgen früh. Ich schreibe nachts. Solch ein Brief schreibt sich gut in der Nacht.' . . .

Er nahm das Glas, das vor ihm stand, und trank es leer, ohne zu wissen, daß es Masow gehörte. Ein paarmal war es, als ob er mich etwas fragen wollte. Aber er tat's nicht. Er hörte nur schweigend zu. Er ist wohl müde, dachte ich.

Eine Ordonnanz kam: ‚Herr Oberleutnant! Herr Oberst lassen Herrn Oberleutnant bitten.' Mit einem Ruck stand Krecht auf: ‚Verzeihen Sie einen Augenblick.' Ging hinaus.

Der Stuhl blieb eine ganze Weile leer. Ich sah schließlich nach der Uhr. Es war spät. Zeit, zu Bett zu gehen, da ich früh fort wollte. Ein paar hatten sich vernünftigerweise schon gedrückt. Eberhard kam mit heraus, mir zu zeigen, wo ich wohnte. Ging meine Tasche holen, die noch im Auto lag. Als ich im Flur stand, kam einer die Treppe herunter. In Mantel und Tschapka. Den Revolver umgeschnallt. Es war Henner von Krecht.

‚Gute Nacht, Herr von Mahrenberg', sagte er. ‚Es ist nichts Besonderes. Nur ein kleiner Spazierritt. Wenn die Sonne aufgeht, bin ich wieder da. Hoffe Sie noch zu sehen.'

Er gab mir die Hand wie ein Kamerad dem andern. Und ich hielt sie fest. Ich hatte so eine seltsame Empfindung, als dürfte ich diese junge, warme Hand nicht wieder loslassen. ‚Und der Brief?' fragte ich. ‚Was wird nun aus dem Brief?'

Da zuckte er die Achseln und sagte beinahe leichthin: ‚Ja — es sollte wohl nicht sein. Auch gut!' Er sah mich nicht an dabei.

‚Wollen Sie sich noch mein Pferd ansehen? Kleiner Ungar. Mein Bursche ist schon draußen.'

Wir traten heraus. Eine weiche, laue Schneeluft, am Himmel halb verschleiert der Mond. Vor der Tür der Bursche mit zwei Pferden. Weiter zurück sechs Mann schon aufgesessen.

‚Alles in Ordnung, Wilke?' fragte Krecht. ‚Gut! Ein ganz hübscher Kerl, der Fuchs, nicht wahr, Herr von Mahrenberg? Und fabelhaft ausdauernd. Ja, ich muß aber fort. Nochmals gute Nacht!' . . .

Er sah mich an, als wollte er noch etwas sagen. Aber er sagte nichts.

Ich sehe ihn noch, wie er da stand: die Hand schon an der Mähne, den Fuß im Bügel. Die einsame, halbblinde Laterne schien auf sein Gesicht. Und in dem Augenblick, Konrad — es ist merkwürdig, wie so ein Gedanke einen durchfährt, es ist wie ein Blitz — in dem Augenblick wußte ich: Der kommt nicht wieder. Die Augen siehst du heute zum letztenmal.

Und da hab ich ihm gesagt, Konrad, aus einem inneren Zwang heraus — es war wohl der Wunsch, noch etwas, das einzige, was in meiner Macht stand, zu tun für einen, der ging zu sterben: ‚Wollen Sie mir nicht sagen, an wen der Brief gehen sollte? Wir sehen uns vielleicht doch nicht mehr, bevor ich fahre. Und er war Ihnen doch wichtig. Sagen Sie mir, wie sie heißt, und was ich ihr ausrichten soll von Ihnen. Sie können mir vertrauen.'

Er war schon aufgesessen. Gab mir vom Pferd noch einmal die Hand. Und hatte dabei solche hellen, frohen, sorglosen Augen.

‚Sie — heißt — Jutta Mahrenberg. — Grüßen Sie sie von mir. Sagen Sie ihr, ich hätte sie etwas fragen wollen. Nun werde ich es später fragen. Sagen Sie ihr, sie solle auf mich warten. Ich komme wieder.' . . .

Die Hand zur Tschapka und noch ein Lächeln: ‚Auf Wiedersehen!'

Dann trabte er an, die andern hinterher. Er sah sich nicht um, bog um die Ecke. Ich habe noch eine Weile gestanden und auf den Hufschlag gehorcht, bis er sich verlor. Es war mir komisch zumute. . .

Er kam nicht wieder, Konrad. Von der ganzen Patrouille kein Mann. Was an Truppen in der Stadt lag, wurde noch nachts alarmiert, rückte vor Morgen aus. Ich fuhr nach Hause." . . .

Mahrenberg hielt inne.

„Und Jutta?" fragte Vorwien.

„Ich hab's ihr zuerst nicht sagen können, Konrad. Zu der Mutter fuhr ich sofort, zu meiner eigenen Tochter konnte ich nicht reden. Ich war feig. Es tat mir weh, daran zu denken.

Dann stand nach zwei Tagen die Anzeige in der Zeitung. Ich weiß, daß sie sie las. Sie sprach von einem andern, der drunter stand. Von Krecht kein Wort. Und daran sah ich, wie es ihr naheging,

Aber ich hatte bald das Gefühl: sie kommt drüber hinweg. Nicht heute, nicht morgen, nicht nach ein paar Monaten. Aber vielleicht mit der Zeit. Sie geht nicht zugrunde daran. Und da hab ich mit mir gekämpft, ob ich es ihr überhaupt sagen sollte. Ob der letzte Gruß, den er mir für sie aufgetragen, nicht besser unbestellt bliebe.

Ich weiß, was du sagen willst, Konrad: daß man den letzten Willen eines Toten erfüllen soll. Ich weiß das auch, ich hab mir selbst gesagt: es ist eine Pflicht. Und du kennst mich, Konrad: wenn etwas bei mir stark ausgeprägt ist, ist's das Pflichtgefühl.

Und ich hab es doch unterlassen. Ich hab Jutta kein Wort gesagt.

Es mag ein Unrecht sein, ich geb es zu. Ich will das auf mich nehmen.

Denn ich weiß, daß die Pflichten, die wir gegen die Lebenden haben, größer sind als die gegen die Toten. Die Toten brauchen uns nicht mehr. . . .

Vielleicht, daß der Mann den letzten Ritt mit leichterem Herzen tat in dem Gedanken: ich weiß eine, die zu mir gehört. Vielleicht, daß er leichter in den Tod ging, weil er wußte, da ist eine, die um mich weint.

Aber es wird ihm nicht den Frieden stören, daß ich sein letztes Wort nicht weitergab. Vielleicht war's bei ihm auch nur eine Augenblickslaune, erzeugt durch das Heimverlangen des Soldaten im Feld. Wer weiß das? Ich nicht.

Ich weiß nur, daß es ein Unrecht gewesen wäre, ein Lebendes an einen Toten binden zu wollen.

Es liegt eine zwingende Macht in so einem letzten Lebenswort. Sie wäre darüber nicht hinweggekommen. Sie hätte sich vielleicht ihr Leben lang gebunden gefühlt an einen, der nicht mehr war.

Das soll nicht sein, Konrad. Das wollte ich nicht. Deshalb trag ich lieber die Schuld dieses Verschweigens.

Sie soll nur wieder lachen lernen. Sie soll ihre fröhlichen Augen wieder bekommen. Sie wird's auch.

Vergessen wird sie ihn nicht. Das weiß ich. Einen Menschen wie Henner Krecht vergißt man nicht.

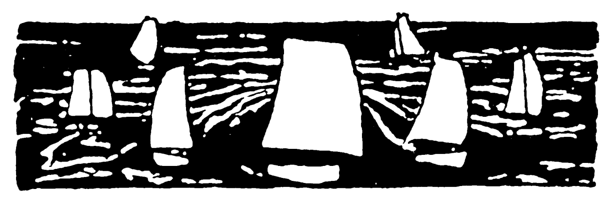
So wie keiner vergessen werden wird von denen, die fürs Vaterland starben." . . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 17. | Berlin, den 24. April 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.



Die sieben Tage der Woche.

13. April.

Die seit ungefähr 20. März andauernde russische Offensive in den Karpathen ist an der ganzen Front zum Stehen gekommen.

In einem Artikel der Times wird der Wert der Schiffe, die von dem deutschen Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" versenkt wurden, auf rund 1,165,000 Pfund Sterling geschätzt. Damit erscheint der Hilfskreuzer an dritter Stelle, wenn man annimmt, daß die „Emden" einen Schaden von 2,211,000 Pfund Sterling, die „Karlsruhe" einen solchen von 1,662,000 Pfund verursacht hat. Der Hilfskreuzer „Eitel-Friedrich" nimmt mit einer Schadensumme von 885,000 Pfund die vierte Stelle ein, die fünfte die „Königsberg" mit 275,000, die sechste die „Dresden" mit ebenfalls 275,000, die siebente die „Leipzig" mit 235,000 Pfund Sterling. Die gesamte Beute der Kreuzer beläuft sich auf 67 Schiffe im Gesamtwerte von 6,691,000 Pfund Sterling (133,820,000 Mark).

14. April.

Ein Marineluftschiff unternimmt einen Angriff gegen die Tynemündung. Hierbei wurde eine Anzahl Bomben geworfen. Das Luftschiff ist unversehrt zurückgekehrt.

Zwischen Maas und Mosel wird weiter gekämpft. Bei einem starken französischen Angriff gegen die Linie Maizerey—Marcheville drangen die Franzosen an einer schmalen Stelle bei Marcheville in unsere Stellung ein, wurden durch Gegenangriff aber bald wieder hinausgeworfen. An der übrigen Front brach der Angriff bereits vor unserer Stellung zusammen.

15. April.

Zwischen Maas und Mosel kommt es nur zu vereinzelten Kämpfen. Bei Marcheville erlitten die Franzosen in dreimaligen erfolglosen Angriffen schwere Verluste. Westlich der Straße Essey—Flirey dauerte der Kampf um ein kleines Grabenstück bis in die Nacht hinein fort.

Nordwestlich des Uzsoker Passes wird eine von den Russen vor Tagen besetzte Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung durch den Angriff der ungarischen Infanterieregimenter Nr. 19 und 26 erobert.

Der britische Kreuzer „Majestic" wird vor den Dardanellen beschädigt.

16. April.

In der Nacht vom 15. zum 16. April haben Marineluftschiffe mehrere verteidigte Plätze an der südlichen englischen Ostküste erfolgreich mit Bomben beworfen. Die Luftschiffe sind unbeschädigt zurückgekehrt.

Feindliche Flieger bewerfen die Ortschaften hinter unseren Stellungen mit Bomben, auch Freiburg wird wieder heimgesucht, wo mehrere Zivilpersonen, hauptsächlich Kinder, getötet und verletzt werden.

17. April.

Zwischen Maas und Mosel finden heftige Artilleriekämpfe statt. Bei Flirey werden die Franzosen blutig zurückgeworfen.

Ein französisches Luftschiff erscheint heute nacht über Straßburg und wirft mehrere Bomben ab. Der Sachschaden, der hauptsächlich Fensterscheiben betrifft, ist unbedeutend; einige Zivilpersonen sind leider verletzt.

Generaloberst v. Lindequist stirbt in Potsdam, 77 Jahr alt.

18. April.

Nach Vornahme von Sprengungen dringen die Engländer südöstlich von Ypern in unsere Höhenstellung dicht nördlich des Kanals ein, werden aber im Gegenangriff zurückgeworfen.

Zwischen Maas und Mosel finden nur Artilleriekämpfe statt.

In den Waldkarpathen werden bei Nagypolany, Zellö und Telepocz russische Angriffe blutig abgewiesen.

Aus Deutsch-Ostafrika sind die nachfolgenden amtlichen Nachrichten eingetroffen: In zweitägigem Gefecht wurde der starke Gegner am 18.—19. Januar bei Jassini geschlagen. Er verlor etwa 200 Gefallene, 4 Kompagnien sind gefangen. Gesamtverlust des Gegners etwa 700 Mann, 350 Gewehre, ein Maschinengewehr, zwei Reittiere, 60,000 Patronen erbeutet.

Das englische Unterseeboot E 15 wird in den Dardanellen vernichtet. Das englische Truppentransportschiff „Manitou" wird von einem türkischen Torpedojäger torpediert.

19. April.

Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz wird zum Oberkommandierenden der ersten türkischen Armee ernannt.

Wirtschaftlicher Generalstab oder Reichsamt des Innern?

Von Prof. Dr. Paul Eltzbacher, Berlin.

Dieser Krieg hat eine ganz neue Lage geschaffen. Er hat uns gezwungen, unser Wirtschaftsleben mit einem Schlage völlig umzugestalten, auf den größten Teil unserer Beziehungen zu der übrigen Welt zu verzichten und den kühnen Gedanken einer *isolierten Volkswirtschaft* zu verwirklichen. Man begreift leicht, daß unsere wirtschaftliche Vorbereitung unserer militärischen nicht ebenbürtig sein konnte.

Wunderbar ist es, wie wir trotzdem aller Schwierigkeiten haben Herr werden können. Vor allem verdanken wir dies dem Erfolg unserer Waffen, die siegreich den Feind von dem größten Teil unseres Landes abgewehrt und reiche Gebiete für uns erobert haben; sodann der Leistungsfähigkeit unserer Wissenschaft, der Tüchtigkeit unserer Staats- und Kommunalverwaltung, dem Eifer und der Opferwilligkeit unseres ganzen Volkes.

Wir können heute sagen, daß die uns bei Ausbruch des Krieges mit einem Male entgegengetretenen Schwierigkeiten im großen ganzen überwunden sind. Und doch: nie wieder darf eine Lage eintreten, in der wir genötigt sind, in wenigen Monaten aus dem

Stegreif eine völlige Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens herbeizuführen! Was müssen wir tun?

In der letzten Zeit hat man wiederholt den Vorschlag gemacht, es möge ein wirtschaftlicher Generalstab geschaffen werden. Wie der militärische Generalstab für die Tätigkeit unserer Heere die Grundlagen zu schaffen und die Verantwortung zu tragen habe, so müsse auch eine Behörde vorhanden sein, die dafür sorge, daß unter den besonderen, durch den Krieg geschaffenen Bedingungen das Wirtschaftsleben möglichst geringe Beeinträchtigungen erfahre. Der Gedanke klingt verführerisch. Sobald man aber die Frage seiner Verwirklichung ins Auge faßt, ergeben sich doch große Schwierigkeiten. Der Krieg ist ein Ausnahmezustand; wenn auch der oberste Daseinzweck des Heeres im Kriege liegt, so kommt es doch nur selten in die Lage, diesen Daseinzweck zu erfüllen. Daher ist es etwas durchaus natürliches, daß eine Behörde vorhanden ist, die im Frieden die Aufgabe hat, die Verwendung des Heeres im Kriege vorzubereiten, und in deren Hände bei Ausbruch des Krieges die weitestgehenden Vollmachten gelegt werden. Kein Heerführer wird sich weigern, seine Tätigkeit dem vom Generalstab festgesetzten Kriegsplan einzuordnen.

Ganz anders liegt es mit dem Wirtschaftsleben. Es spielt sich unausgesetzt im Frieden wie im Kriege ab, im wesentlichen durch die freie Tätigkeit des Volks, zum Teil aber doch auch unter der Leitung der Behörden. Auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens sind den Behörden im Frieden ebenso wichtige Aufgaben anvertraut wie im Kriege. Ein wirtschaftlicher Generalstab, der im Kriege die oberste Leitung des Wirtschaftslebens übernähme, würde also bedeuten, daß diese Leitung aus den bisherigen Händen genommen und in neue Hände gelegt würde.

Bei dieser Sachlage würde der wirtschaftliche Generalstab unausgesetzt die Unterstützung der Behörden nötig haben, denen im Frieden die Leitung des Wirtschaftslebens übertragen ist. Es bestände die große Gefahr, daß diese Behörden die Anordnungen des wirtschaftlichen Generalstabs für bedenklich hielten, ihnen Einwendungen entgegensetzten und Schwierigkeiten bereiteten. Sie würden nicht selten durch Anordnungen des wirtschaftlichen Generalstabs, deren Tragweite vielfach weit über den Krieg hinausginge, die von ihnen verfolgten Ziele gefährdet sehen. Es wäre zu fürchten, daß die Anordnungen des wirtschaftlichen Generalstabes nicht immer dem Vertrauen und der Bereitwilligkeit begegneten, mit denen der militärische Generalstab rechnen kann.

Der wirtschaftliche Generalstab würde seine Aufgabe nur erfüllen können, wenn ihm eine Diktatur übertragen wäre. Aber zur Diktatur gehört ein Diktator. Wenn eine Persönlichkeit von ungewöhnlich klarem Blick und außerordentlicher Tatkraft an seiner Spitze stände, könnte der wirtschaftliche Generalstab von großem Nutzen sein. Aber solche Persönlichkeiten sind selten, und noch seltener ist es, daß sie an die richtige Stelle gelangen. Mit einem tüchtigen Beamten besseren Schlages an der Spitze würde der wirtschaftliche Generalstab nur Verwirrung, Reibungen und Verzögerungen zur Folge haben.

Auch das hat man vorgeschlagen, im Generalstabe der Armee eine Abteilung für Kriegswirtschaft zu errichten. Für die Errichtung einer solchen Abteilung sprechen die außerordentlichen Vorzüge unserer Militärbehörden, wie sie sich in diesem Krieg wieder bewährt haben; auch auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens würde man von ihnen klares Urteil und sicheres Handeln erwarten können.

Aber wenn eine solche Abteilung bei Ausbruch des Krieges die Leitung des Wirtschaftslebens übernehmen sollte, so würde sie doch denselben Schwierigkeiten begegnen wie der wirtschaftliche Generalstab. Sie würde im stärksten Maße die Hilfe der Zivilbehörden nötig haben und doch auf der andern Seite mit fortwährenden Bedenken und Widerständen dieser Behörden rechnen müssen. Nur mit einer Persönlichkeit allerersten Ranges an der Spitze würde sie wirklichen Nutzen, ohne eine solche durch die unvermeidlichen Reibungen eher Schaden stiften.

Ganz anders wäre die Lage natürlich, wenn der wirtschaftliche Generalstab oder die Abteilung für Kriegswirtschaft im Generalstab der Armee ein rein gutachtliches Organ wäre. Alsdann bliebe die Leitung des Wirtschaftslebens auch nach Ausbruch des Krieges in denselben Händen wie im Frieden. Die Gefahr stiller Kämpfe unter den Behörden wäre ausgeschlossen, und es könnte kein großer Schaden entstehen.

Aber freilich würde auch der Nutzen recht gering sein. Ein gutachtlich zu hörendes Organ haben wir heute schon im Reichsgesundheitsamt, das dem Reichsamt des Innern unterstellt ist; der Einfluß dieser Behörde ist nur gering. Eine entscheidende Stelle kommt sich kraft der ihr anvertrauten Macht in der Regel weit klüger vor als eine andere, die ihr nur zum Zweck der Beratung beigeordnet ist. Das würde auch für ein bloß beratendes Organ auf dem Gebiete der Kriegswirtschaft gelten.

Irgendwelche Interessenten werden durch jede, sei es auch noch so notwendige, Maßregel geschädigt; in diesem Kriege haben wir gesehen, wie bald die Rübenbauer, bald die Schweinezüchter, bald die Butterhändler, bald die Konditoren sich gegen notwendige Maßregeln gesträubt haben. Alle diese Interessenten würden gegenüber einem bloß begutachtenden Organ Gegengutachten bringen, und es würde ihnen in nicht wenigen Fällen gelingen, die Reichs- oder doch die preußischen Behörden für sich zu gewinnen und auf diese Weise die Vorschläge des wirtschaftlichen Generalstabs oder der Abteilung für Kriegswirtschaft im Generalstab der Armee zunichte zu machen.

Ein bloß beratendes Organ würde infolgedessen nur eine untergeordnete Stellung haben und schwerlich große Bedeutung erlangen.

* * *

Daß wir mit ungenügender wirtschaftlicher Vorbereitung in diesen Krieg hineingegangen sind, beruhte nicht darauf, daß eine besondere Behörde fehlte, sondern darauf, daß eine Aufgabe unbeachtet geblieben war. Für die Zukunft handelt es sich daher nicht darum, einen wirtschaftlichen Generalstab oder eine andere neue Behörde zu schaffen, sondern die bisher übersehene Aufgabe klar zu erkennen und den bewährten Behördenapparat des Reichs in ihren Dienst zu stellen. Bei einer solchen Eingliederung läßt sich unsere wirtschaftliche Kriegsbereitschaft sichern, ohne daß unnötige Reibungen die Erreichung des Zieles gefährden.

Das zweckmäßigste wird wahrscheinlich sein, im Reichsamt des Innern eine Abteilung für Kriegswirtschaft zu schaffen. Dem Reichsamt des Innern ist heute schon, abgesehen von Geld und Kredit, die Leitung des Wirtschaftslebens für das Reich übertragen. Aus diesem Grunde würde ein wirtschaftlicher Generalstab oder eine für diese Angelegenheiten geschaffene Abteilung des Generalstabes der Armee mit einer gewissen Gegnerschaft des Reichsamtes rechnen müssen. Ist in dem Reichs-



amt selbst eine solche Abteilung errichtet, so ist die Gefahr von Reibungen zwar nicht ganz vermieden, aber doch erheblich verringert. Die Fehler, die das Reichsamt während des Krieges begangen hat, beruhten darauf, daß es keine besonders geschulte Beamten für die Aufgaben der Kriegswirtschaft hatte, und daß seine Beamten zu sehr mit anderen Dingen belastet und in andere Gedankengänge eingefahren waren, um den Fragen der Kriegswirtschaft die gebührende Aufmerksamkeit widmen zu können. Sobald in dem Reichsamt besondere Beamte in Frieden- und Kriegzeiten diese Fragen zu bearbeiten hätten, würden sie mit der Umsicht erledigt werden, die wir an unseren Beamten gewohnt sind.

Die Abteilung für Kriegswirtschaft hätte die Aufgabe, bereits im Frieden ständig das gesamte nationalökonomische, statistische, physiologische, landwirtschaftliche, technologische Material zu sammeln, das für die Anpassung unserer Wirtschaft an den Zustand des Krieges in Betracht kommt. Sie müßte in jedem Zeitpunkt einen Überblick über unseren Bedarf, unsere Erzeugung und unsere Vorräte haben. Die Verordnungen müßten fertig bereit liegen, die sofort bei Ausbruch des Krieges vom Bundesrat zu erlassen wären. Die Arbeit würde der Abteilung durch die im gegenwärtigen Kriege gemachten Erfahrungen sehr erleichtert werden; um diese Erfahrungen nutzbar zu machen, müßte die Abteilung sofort nach ihrer Errichtung eine wirtschaftsgeschichtliche Darstellung des gegenwärtigen Krieges in Angriff nehmen, vergleichbar den kriegsgeschichtlichen Werken des Generalstabes.

Die Abteilung hätte dafür zu sorgen, daß bereits im Frieden jederzeit die Vorräte vorhanden wären, die uns vom Auslande unabhängig machen, nicht nur Getreide, sondern z. B. auch Düngemittel, Baumwolle, Wolle, Kautschuk, Kupfer und Zinn; desgleichen dafür, daß solche Einrichtungen beständen, die im Kriege zur Weiterführung des Wirtschaftslebens notwendig werden können, z. B. Fabriken von Kalkstickstoff, Anstalten für Kartoffeltrocknung. Diese Einrichtungen müßten nach Möglichkeit auch schon im Frieden verwandt werden, und man könnte vielleicht ähnlich verfahren wie die Militärverwaltung, die sich im Frieden bereits durch Verträge die nötigen Kraftwagen und andere Bedürfnisse sichert.

Mit dem Ausbruch des Krieges würde die Abteilung gegenüber den anderen Abteilungen des Reichsamts in den Vordergrund treten. Sie hätte alle wirtschaftlichen Maßnahmen vorzubereiten, gesetzgeberische Anordnungen des Bundesrates wie Verwaltungsmaßnahmen aller Art.

Die Beamten der Abteilung dürften zum Teil die übliche Vorbildung unserer höheren Ministerialbeamten haben, namentlich die organisatorischen Aufgaben wären solchen Beamten anzuvertrauen. Neben ihnen müßten aber Sachverständige auf dem Gebiet der Statistik, der Physiologie, der Landwirtschaft und der Technologie vorhanden sein, deren Aufgabe es wäre, alle in ihr Fach schlagenden Maßregeln von dem durch die neuesten Forschungen gewonnenen Standpunkt zu prüfen und ganz besonders bei der Anhörung der Interessenten mitzuwirken, deren Sachkenntnis nur dann nützen kann, wenn man sie kritisch zu überwachen in der Lage ist.

Der Abteilung müßten solche Gesellschaften unterstehen, wie sie während dieses Krieges zu Kriegzwecken errichtet worden sind: eine Getreidegesellschaft, Futtermittelgesellschaft, Rohstoffgesellschaft usw. Diese Gesellschaften wären notwendig, damit die für den Kriegsfall aufgespeicherten Vorräte ordnungsmäßig verwaltet würden, denn es ginge natürlich nicht an, diese Vorräte wie das Gold im Juliusturm ein für allemal hinzulegen, sondern je nach der Sachlage müßten die Waren aus den staatlichen Lagern, besonders die verderblichen, fortwährend verkauft und dafür neue erworben werden.

Die Kosten der Abteilung für Kriegswirtschaft wären nicht erheblich. Bedeutend würden natürlich die Kosten der Aufspeicherung von Vorräten sein, aber auch sie dürften sich bei zweckmäßigem Geschäftsbetrieb der der Abteilung unterstellten Gesellschaften nicht allzu fühlbar machen. Vor allem aber müßten diese Kosten in Anbetracht der Gefahren eines künftigen Wirtschaftskrieges unter allen Umständen getragen werden, wie eine Versicherungsprämie, die man zahlen muß, gleichviel ob man sie hoch oder niedrig findet.

Vierundvierzig Jahre lang haben wir mit gewaltigen Aufwendungen unsere militärische Wehrmacht auf der Höhe erhalten, Waffen, Schiffe, Uniformen gekauft, die inzwischen längst veraltet oder verbraucht sind. Die, die in der langen Friedenzeit über diese Opfer geseufzt haben, sehen heute, daß sie nicht vergeblich gebracht worden sind; wir mußten vierundvierzig Jahre lang kriegsbereit sein, um bei Ausbruch des Krieges unseren Gegnern die Spitze bieten zu können. Genau das gleiche gilt für die, sei es auch noch so kostspielige, Sicherung unserer wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft. Sie muß jederzeit vorhanden sein, ohne Rücksicht darauf, wann der Augenblick kommt, in dem wir sie nötig haben. Unsere schwere militärische Rüstung ist kein Hindernis unseres wirtschaftlichen Aufblühens gewesen; die Ruhe und Sicherheit, die sie dem Wirtschaftsleben gab, hat die Wirkung gehabt, daß das deutsche Volk trotz aller Aufwendungen für Heer und Flotte von Jahr zu Jahr reicher geworden ist. Die Sicherung unserer wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft wird sich auf die gleiche Weise bezahlt machen. Durch die beruhigende Gewißheit, daß kein Krieg, auch kein Einschließungskrieg unser wirtschaftliches Leben über den Haufen zu werfen vermag, wird dieses sich um so blühender entfalten.

Die Neuschaffung von Industrien.

Von Hans Dominik.

In diesem Weltkrieg ist so mancherlei wieder modern geworden, was wir längst vergangen und vergessen wähnten. Nicht nur Handgranaten, Katapulte, Soldatenpanzer und dergleichen, sondern auch das alte Problem, neue Industrien plötzlich zu schaffen, sozusagen mit einiger Gewalt aus dem Boden zu stampfen. Wir müssen rund zweihundert Jahre zurückgehen, in die Zeiten des Merkantilsystems und der ersten preußischen Könige, um diesem Problem, das heute ganz besonders England beschäftigt, in ausgesprochener Klarheit zu begegnen. Das Merkantilsystem suchte, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt, die Bilanz des eigenen Landes in der Weise zu verbessern, daß aller Bedarf nach Möglichkeit im Inlande hergestellt wurde. Die Durchführung dieses Prinzips mußte aber ganz naturnotwendig zur Schaffung neuer Industrien im eigenen Land führen.

Unter den ersten preußischen Königen, besonders Friedrich Wilhelm I., ist es die Textilindustrie, die nach den Regeln des Merkantilsystems in die Behandlung genommen wird. Nach der Meinung des Königs geht viel zu viel Geld für fremde Tuche aus den preußischen Landen hinaus. Den Untertanen soll Gelegenheit geboten werden, das nötige Tuch im Inland zu kaufen, und deshalb wird die Errichtung von Tuchfabriken mit allen Mitteln betrieben. Doch es zeigt sich bald, daß die Aufgabe viel schwieriger ist, als sie zuerst erschien. Soll sie wirklich restlos gelöst werden, so muß folgendes geschehen: Man muß eine gute, feine Wolle im eigenen Land ziehen, man muß Spinnereien zur Erzeugung guter Wollgarne und schließlich Tuchwalkereien errichten. Friedrich Wilhelm I. widmet sich diesen verschiedenen Aufgaben mit Feuereifer. Er läßt für die Schafzucht viele Jahre hindurch kostbare Rassetiere aus dem Ausland kommen und setzt Prämien für gute Erträge der preußischen Schäfereien aus. Er hat ferner das Glück, daß zahlreiche Spinner und Weber aus anderen Ländern ihres Glaubens wegen die alte Heimat verlassen und nach Preußen einwandern. Es gelingt ihm also, erstens den für die neue Industrie nötigen Rohstoff, die feine Wolle, im eigenen Land zu erzeugen, und es gelingt ihm ferner, in großer Zahl Leute zu gewinnen, die in der neuen Industrie Bescheid wissen und sie im Besitz geeigneten Rohstoffes nun auch in Preußen pflegen und in die Höhe bringen können. Kurz gesagt also, die Schaffung einer neuen Industrie feiner Tuche gelingt in Preußen, aber sie gelingt nicht in wenigen Jahren, sondern erst in vielen Jahrzehnten. Noch Friedrich der Große nimmt mit Freude protestantische Weber aus Böhmen zur Stärkung der jungen Industrie auf und siedelt sie in der Kolonie Nowawes bei Potsdam an.

Die Regierung Friedrichs des Großen gibt uns aber auch ein Beispiel dafür, wie die Einführung einer andern Industrie, der Seidenindustrie, nicht gelingt. Alle nur erdenkliche Mühe hat sich der Alte Fritz gegeben, um seine Bauern und Pächter mit den „Seidenwürmern" und den Maulbeerbäumen zu befreunden, und noch heute finden sich auf manchem märkischen Dorfkirchhof alte Maulbeerbäume als lebendige Überbleibsel solcher Bemühungen. Die Bauern sollten allenthalben Maulbeerbäume pflanzen, sollten dann von den Behörden die Raupeneier bekommen und in der bekannten Weise bis zum Seidenkokon aufziehen. Die Kokons sollten von besonderen Beauftragten gesammelt und in die an mehreren Stellen errichteten Seidenspinnereien gebracht werden. Wir wissen heute, daß dieser schöne Plan trotz der intensivsten Bemühungen des Königs mißlungen ist, da es nicht gelang, das für die neue Industrie notwendige Rohmaterial, die Kokons, im eigenen Land in genügender Menge zu erzeugen. Die Gründe für dies Mißlingen dürften vorwiegend klimatischer Art gewesen sein. Das reichliche Gedeihen des Maulbeerbaumes und damit die Raupenzucht sind an eine gewisse Jahrestemperatur gebunden, die sich nur in Südeuropa findet. Die Schaffung der preußischen Seidenindustrie mißlang also, weil die Schaffung der Rohstoffe mißlang.

Das Mißlingen einer Industriegründung ist aber auch möglich, wenn zwar die Rohstoffe vorhanden sind, wenn es aber an den geeigneten Personen bzw. Kenntnissen für ihre Verarbeitung gebricht, und für diesen Fall bringt gerade die Geschichte der letzten Monate mancherlei lehrreiche Beispiele. Vorerst aber mag noch auf ein anderes bemerkenswertes Mißlingen einer solchen Industriegründung hingewiesen werden, nämlich auf den in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unternommenen Versuch, eine elektrotechnische Maschinenindustrie in großem Umfang in Rußland aus dem Boden zu stampfen. In jenen Jahren wurden Millionen und aber Millionen westeuropäischen und auch deutschen Kapitals in Rußland angelegt. Besonders der verstorbene Graf Witte befürwortete diese Entwicklung, und eigentlich schien alles zum besten bestellt. Geld war da, Rohstoffe jeglicher Art waren vorhanden, und die deutschen und französischen Stammhäuser halfen mit ihren Erfahrungen und ausgebildetem Personal reichlich nach. Trotzdem endete das Ganze mit einem mächtigen Krach, weil diese Entwicklung den wirklichen Bedürfnissen des Zarenreiches weit vorauseilte und der wirtschaftliche Körper des Landes nicht annähernd in der Lage war, die Erzeugnisse der neuen Industrie aufzunehmen. Hier ist das Experiment also nicht aus technischen, sondern aus wirtschaftlichen Ursachen mißlungen.

Und nun die neusten Erscheinungen auf diesem Gebiet, die der Weltkrieg gezeitigt hat. Es gibt eine Reihe von Industrien, in denen Deutschland die unbestrittene Führerschaft hat, so daß auch England bis zum Krieg ein guter Kunde in den betreffenden Erzeugnissen war. Als Beispiele seien genannt die chemische Industrie, soweit sie Farbstoffe, Arzneimittel und Glühstrümpfe liefert, sowie die optische Industrie als Lieferantin von Fernrohren, photographischen Objektiven und Periskopen. Die Gründe, denen Deutschland seine Führung und Überlegenheit auf diesen Gebieten verdankt, sind in der deutschen wissenschaftlichen Arbeitsmethode zu suchen. Die Frage der Rohstoffe spielt so gut wie gar keine Rolle, denn das bißchen Kieselsäure, Kalk u. dgl., was die Optik braucht, findet sich in jedem Land in überwältigender Menge, und unsere Farbstoffchemie schöpft bekanntlich in der Hauptsache aus dem Teertopf, der auch in jedem Land vorhanden ist. An der Rohstoffrage könnte also die Neugründung dieser spezifisch deutschen Industrien in den uns feindlichen Ländern nicht scheitern. Scheitern wird sie an dem Mangel an Kenntnissen und Erfahrungen in erster Linie, fernerhin an der den Engländern wesensfremden deutschen Arbeitsweise.

Der englische Industrielle bevorzugt bis zum heutigen Tag die empirischen Arbeitsmethoden und gibt sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen nur ungern ab, und besonders ungern, wenn sie etwa noch viel Geld kosten. Daran hat sich in den sechzig Jahren, seitdem englische Geschäftsfreunde dem Deutschen Werner Siemens scientific (Humbug) vorwarfen, blutwenig geändert. Die Geschichte von Technik und Industrie zeigt aber, daß die empirische Methode nur auf gewissen Gebieten, beispielsweise bei der Durchbildung von allerlei Spezialmaschinen, zu guten Ergebnissen führt, daß dagegen auf anderen Gebieten unbedingt die wissenschaftliche Methode vorzuziehen ist, daß hier nur sie Höchstleistungen schaffen kann. Zu solchen Gebieten gehören aber in erster Linie gerade die chemische und die optische Industrie. Manches unserer deutschen chemischen Werke hat nicht Hunderttausende, sondern Millionen von Mark für irgendein scheinbar rein wissenschaftliches Thema, etwa für die genaue Durcharbeitung irgendeines aromatischen Kohlenwasserstoffes, ausgesetzt. Es schien sich um eine ganz akademische Geschichte, eine Doktorfrage oder Querelle allemande zu handeln, und die Opferung von Millionen schien zwecklos. War aber die Arbeit in langen Jahren und oft erst in Jahrzehnten fertig, dann trug sie plötzlich wundervolle Früchte. Dann entwickelten sich aus dem



Stoff mit dem vielsilbigen griechischen Namen plötzlich ganze Gruppen von leuchtenden Farben, von duftenden Stoffen und von wertvollen Arzneimitteln. In ganz ähnlicher Weise ist die deutsche optische Industrie auf dem Weg über vieljährige und peinlich gewissenhafte, wissenschaftliche Arbeit zu ihren heutigen Erfolgen gekommen.

Will man einen Vergleich gebrauchen, so kann man wohl sagen, die deutsche Optik und die deutsche chemische Industrie sind zwei nur in Deutschland bodenständige Pflanzen. Sie gedeihen nur auf deutscher Erde, in deutscher Luft und in deutschem Klima. Und sie wachsen nur langsam. Wenn es heute gewaltige Bäume geworden sind, so darf man nicht vergessen, daß viele, viele Jahrzehnte intensivster und treuester Arbeit und Pflege darüber vergingen. Und nun kommt der englische Versuch, einige Ableger davon auf fremden Boden zu verpflanzen und auch gleich zu schnellstem und üppigstem Wachstum zu zwingen. Der Versuch wird unternommen, weil die Not dazu zwingt. Aus Mangel an deutschen Farbstoffen befindet sich die englische Baumwollindustrie in einer beinah katastrophalen Lage. Der Glühstrumpfmangel in den Ländern der Tripelentente macht sich von Tag zu Tag fühlbarer, und die Erzeugnisse der deutschen Optik werden in England nicht nur von den Photographen, sondern auch, was für uns besonders erfreulich ist, von der Heeresverwaltung schmerzlich entbehrt. Der Versuch, die genannten Industrien in England neu zu gründen, mußte also wohl oder übel unternommen werden. Aber es ist ein verzweifelter Versuch, und sein Mißlingen läßt sich heute bereits aus den hier geschilderten Gründen voraussehen. Unwillkürlich wird man bei diesem Versuch an das alte Wort von Coopers Lederstrumpf erinnert: „Weiße Gaben sind nicht rote Gaben, und rote Gaben sind nicht weiße Gaben." Der Indianer mag mit dem Flitzbogen gut schießen können, mit der Büchse wird er es nie richtig lernen, wollte der alte Waldläufer sagen. Im übertragenen Sinn gilt das Wort für den Versuch, jetzt zwei spezifisch deutsche Industrien in dem Inselreich zu kultivieren.

Beschäftigung als Heilmittel.

Von Dr. Winckelmann, derzeit Reservelazarettdirektor in Görlitz.

Als Heilmittel gegen die Leiden des Körpers und der Seele lehren die alten Sprüche der Inder wiederholt, man solle nicht daran denken. Und es ist ja auch Tatsache, daß es gelingt, durch Ablenkung und Beschäftigung körperliche und seelische Leiden bis zu einem gewissen Grade vergessen zu machen. Aber ein Verletzter oder Kranker, der zum Nichtstun gezwungen ist, denkt gerade über seinen Zustand dauernd nach, denn seine Erkrankung oder Verletzung, kurz sein ganzer körperlicher Zustand ist das ihm nächstliegende und am meisten interessierende, und die Folge ist das Gegenteil von dem, was der indische Spruch anstrebt: die Beschwerden werden nicht nur nicht vergessen, sondern gesteigert. Durch das Nachdenken über sich selbst, seinen körperlichen Zustand, seine Zukunft verschlimmert der Kranke oder Verletzte besonders die das Grundleiden stets begleitenden nervösen Beschwerden.

Das einzige Mittel, die Schädigungen des Nichtstuns zu überwinden, ist die Beschäftigung, ja geradezu Arbeit. Längst ist es der großen Mehrzahl der Krankenhaus- und Lazarettärzte bekannt, daß die ängstliche Sorgfalt,



B. Ill.-G.

Unsere Gegner: Alpenjäger, eine französische Elitetruppe.



Phot. Groß.

Bilder aus Mlawa.

Oben: Im Offizierkasino. Unten: Blick auf die Stadt.

mit der man gemeinhin in Familien und vielen Krankenhäusern die Pfleglinge von jeglicher Arbeit fernhält, durchaus nicht am Platz ist. Die Kranken drängen auch selbst zur Beschäftigung, die sie zumeist in den üblichen Kartenspielen, Damespielen usw. suchen. Aber eine innere Befriedigung wird mit diesen Spielen nicht erzielt, da keine Werte geschaffen werden und nur die praktische Brauchbarkeit der Arbeit zum Gefühl der Befriedigung führt. Daß ich hier nicht von akut fieberhaften Kranken und von Schwerverletzten oder frisch Operierten rede, sondern von den chronisch Kranken und von denen, deren Wunden langsam heilen, ohne den Körper in seiner Gesamtheit ungünstig zu beeinflussen, sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich erwähnt.

Ein jeder weiß, wie schwer nach längeren Ferien und Urlaubzeiten die ersten regelrechten Arbeitstage, auch bei wirklich Arbeitsfreude und Arbeitslust, werden. Vereinigt sich nun gar mit der Arbeitsentwöhnung ein von vornherein geringer Arbeitstrieb, so ist zur Aufnahme geregelter Tätigkeit ein großes Maß von Energie notwendig. Schon der Entschluß zur Wiederaufnahme einer regelmäßigen Beschäftigung wird von einer großen Anzahl solcher Leute nicht aufgebracht. Es ist dabei nicht die Faulheit allein, die zu diesem Ergebnis führt, sondern als schweres Hemmnis tritt auch bei vorher tätigen Menschen der Egoismus hinzu, der sich bei chronisch Kranken fast ausnahmslos zu entwickeln pflegt. Er verdankt seinen Ursprung gar nicht selten der im akuten Krankheitzustand oder in der ersten Zeit nach der Verletzung so durchaus notwendigen, liebevollen Pflege und Sorgfalt in den Krankenhäusern. Ihn beizeiten zurückzudrängen, gelingt am besten und zweckmäßigsten durch rechtzeitige Erweckung selbsttätiger Anteilnahme. Ein bekannter Militärarzt in hoher leitender Stellung hat den Satz geprägt: „Der einzelne hat kein Recht zum Nichtstun, jedenfalls steht diesem Recht das andere der Allgemeinheit gegenüber, von jedem Mitglied der menschlichen Gesellschaft Leistungen zu beanspruchen.“ Wir dürfen diesen Satz nicht nur auf die chronisch Kranken übertragen, sondern sind als Krankenhausärzte geradezu dazu verpflichtet. Denn der Körper fordert zu seiner Gesundung und Gesunderhaltung eines — im Einzelfall verschiedenen — Maßes von Tätigkeit.



Quartier eines Stabes in Polen.



Wohnung für 4 deutsche Soldaten in Polen.

Allgemein bekannt ist, daß untätige Muskeln schwinden. Durch Untätigkeit leidet der Stoffwechsel nicht nur des untätigen Gliedes, sondern infolge der nahen Wechselbeziehungen, die zwischen allen Körperteilen bestehen, werden durch Untätigkeit eines Organsystems auch die anderen ungünstig beeinflußt. Muskeltätigkeit ist für den gesamten Haushalt des Körpers, für den Blutumlauf, die Blutbereitung, die Verdauung, die Regelung der Körperwärme usw. notwendig. Das blasse Aussehen, das chronisch Kranke zu zeigen pflegen, ist durchaus nicht allein die Folge der Krankheit und der angeblich ungünstigen Krankenhausluft, sondern zu einem großen Teil die Folge der mangelnden Bewegung und Betätigung Geheimrat Rubners Worte aus seinem Vortrag über Volksgesundheitspflege, „eine der Individualität angepaßte tägliche Arbeitsleistung gehört zum völligen Wohlbefinden", haben auch für unsere Verletzten die größte Bedeutung.

Es lassen sich natürlich keine allgemeinen Grundsätze aufstellen. in welcher Weise die Kranken oder Verletzten zu beschäftigen oder zur Arbeit heranzuziehen sind. Es ist hier genauestes Eingehen auf die Persönlichkeit erforderlich. In vielen Krankenhäusern und Lazaretten sind bereits Beschäftigungs- und sogar Handwerkstuben eingerichtet. Es werden dort Zeichnungen gemacht, Tonmodelle, Papparbeiten, Holzschnitzereien, leichte Tischlerarbeiten usw., und es ist eine Freude für jeden Arzt und Besucher, die Lust der Kranken zu beobachten, die sich einstellt, sobald die ersten Mühen überwunden sind und kleine Erfolge erzielt werden.

Derartige Arbeiten, Beschäftigungen und die Anleitungen dazu zu fördern, ist der Zweck der vorstehenden Ausführungen. Auf diesem Feld kann weitgehend von der Allgemeinheit mitgearbeitet werden, indem sie bei der Bekämpfung des Vorurteils mitwirkt, daß Kranke und



Vom polnischen Kriegschauplatz: Maschinengewehr im Schützengraben eingebaut.

Verletzte zu keiner Arbeit heranzuziehen seien, und wenn sie durch geeignete Gaben die Krankenhäuser und Lazarette in ihren Bestrebungen unterstützt.

Unsern Kriegsverletzten, deren Fürsorge allen Teilen der Bevölkerung dringend am Herzen liegt, wird durch Beschäftigung und Gewöhnung an Arbeit in den Lazaretten die Wiederaufnahme ihres Berufes nach der Entlassung aus dem Heeresverband erleichtert, da sie schon das Bewußtsein gewonnen haben, daß ihnen trotz ihrer Verletzung eine Arbeitsleistung möglich ist.

Beschäftigung und zweckmäßige Arbeitsleistung ist für Verletzte und langsam Genesende nicht nur ein erwünschter Zeitvertreib, sondern geradezu ein Heilmittel, das die Bewegungsfähigkeit fördert und die nervösen Beschwerden zurückdrängt.

* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Rückschläge gegen die russische Offensive dauern an. Die Karpathenschlacht nimmt ihren Fortgang. Können im gegenwärtigen Stande der Entwicklung dieses bedeutsamsten Ereignisses des bisherigen Feldzuges im Osten bestimmte Erwartungen nicht zum Ausdruck kommen, soviel ist zuungunsten der russischen Kriegführung sicher, daß die Rückschläge um so folgenschwerer für Rußland in Gegenwart und Zukunft sind, je länger die Karpathenkämpfe wüten. Nach dem Höhepunkt, den sie zu Ostern erreichten, ist zunächst eine Erschlaffung des Ansturmes eingetreten. In vielen Abschnitten ist Ruhe, im übrigen nur Geschützkampf. Die massenhaft kampfuntauglich gewordenen Kräfte des Angreifers stauten sich an und lähmten die im Unmaß aufgebotene Energie seines Heereskörpers. Eine unausbleibliche Reaktion mußte nach der erfolglosen Überanstrengung eintreten. Nicht allein infolge der unerhörten Verluste an Toten und Gefangenen. Die Anhäufung der ebenso massenhaften Verwundeten hat eine schwer bedenkliche Lage hinter der Front herbeigeführt. Der Abschub verursacht die größten Schwierigkeiten, die Etappen sind überlastet, die rückwärtigen Verbindungslinien, die auf diesem Gebiet doch gewiß zahlreich und verzweigt sind, sind in Gefahr zu versagen. Ein durchaus charakteristischer Zustand für diese Millionenschlacht, die ohnegleichen ist in der gesamten Kriegsgeschichte der Welt.

Zu diesen Meldungen von der Ostfront, die mit dem Erfolge der Armee Linsingen nördlich Tucholka anfingen, kommen Nachrichten aus dem Innern Rußlands, die sich mit der Person des Generalmachthabers beschäftigen. Man sagt, er sei krank, ein älteres Leiden setze ihm in bedrohlicher Weise zu, schon vor Wochen habe ihm in seinem Erholungsaufenthalt in Helsingfors der Zar einen Krankenbesuch gemacht. Dann auch wieder sagt man, die Kugel eines gemaßregelten Generals habe ihn empfindlich getroffen. General Sievers wird genannt, der dabei durch eigene Hand den Tod gefunden habe, aber auch Rennenkampf wird genannt. Man sagt noch vieles. Steht auch hinter allen Nachrichten das große russische Fragezeichen, ohne Bedeutung ist es gewiß nicht, daß die öffentliche Meinung der neutralen Welt sich mit den inneren Vorgängen Rußlands in dem Sinne beschäftigt, als ob die finsteren Mächte, die dort am Werke sind, Morgenluft wittern.

Die neutralen Stimmen sind auch in anderer Richtung stark hörbar. Englische Übergriffe gegen die schwedische Schiffahrt haben Entrüstung in Skandinavien erweckt. Aber nicht nur die neutralen kleineren Staaten erheben Anklage gegen England, auch in amerikanischen Kreisen wächst die Erbitterung über die Mißachtung neutraler Rechte im Seeverkehr; die chilenische Regierung hat gegen England protestiert, und Japan drückt sich sehr deutlich über Englands Verhalten in der chinesischen Frage aus.

Eine neue Offensive im Westen wird von gegnerischer Seite angekündigt, heißt es weiter in neutralen Berichten. Zu welchem Zweck diese angebliche Absicht vorher verkündigt wird, ist nicht ersichtlich. Bis jetzt haben die Tatsachen noch nicht zu unserm Nachteil gesprochen. Am allerwenigsten hat uns England zugesetzt, das auf Kosten seiner Verbündeten doch nur im trüben zu fischen gewohnt ist. Während sich die Franzosen die Lehre erkämpfen, daß es keinen Zweck hat, gegen unsere Stellungen in Frankreich mit gesenktem Kopf anzurennen, während ihre Angriffstätigkeit zwischen Maas und Mosel, in der Champagne usw. erfolglos bleibt, ganz abgesehen auch von den Mißerfolgen der englischen Soldaten bei Ypern, spürt man auf der englischen Domäne, auf der See, nur die Folgen deutscher Marinearbeit. Jeder Tag im Monat liefert nach den bisherigen Meldungen durchschnittlich ein englisches Schiff als Opfer unserer Unterseeboote nebst beträchtlichen anderen Störungen der englischen Marine.

Dazu kommen neuerdings die Angriffe unserer Luftfahrzeuge. Wunde Punkte der englischen Nordostküste sind empfindlich davon berührt worden. Ebenso sind später mehrere verteidigte Plätze an der südlichen englischen Ostküste von Zeppelinen bombardiert. Als Vergeltungsmaßregel ist der Luftkrieg jetzt mit deutschem Nachdruck belebt worden, ebenso wie die Arreststrafe für 39 gefangene englische Offiziere als Antwort auf englische Ungebühr gegen gefangene deutsche Unterseebootleute eine deutliche Sprache spricht. Solange Deutschlands Sicherheit auf dem Spiele steht, wird es die vorhandenen Mittel zu gebrauchen wissen. An den Wirkungen unserer Luftgeschosse haben die Gegner bereits zu spüren bekommen, daß wir die Grobheit nach Gebühr zu steigern vermögen.

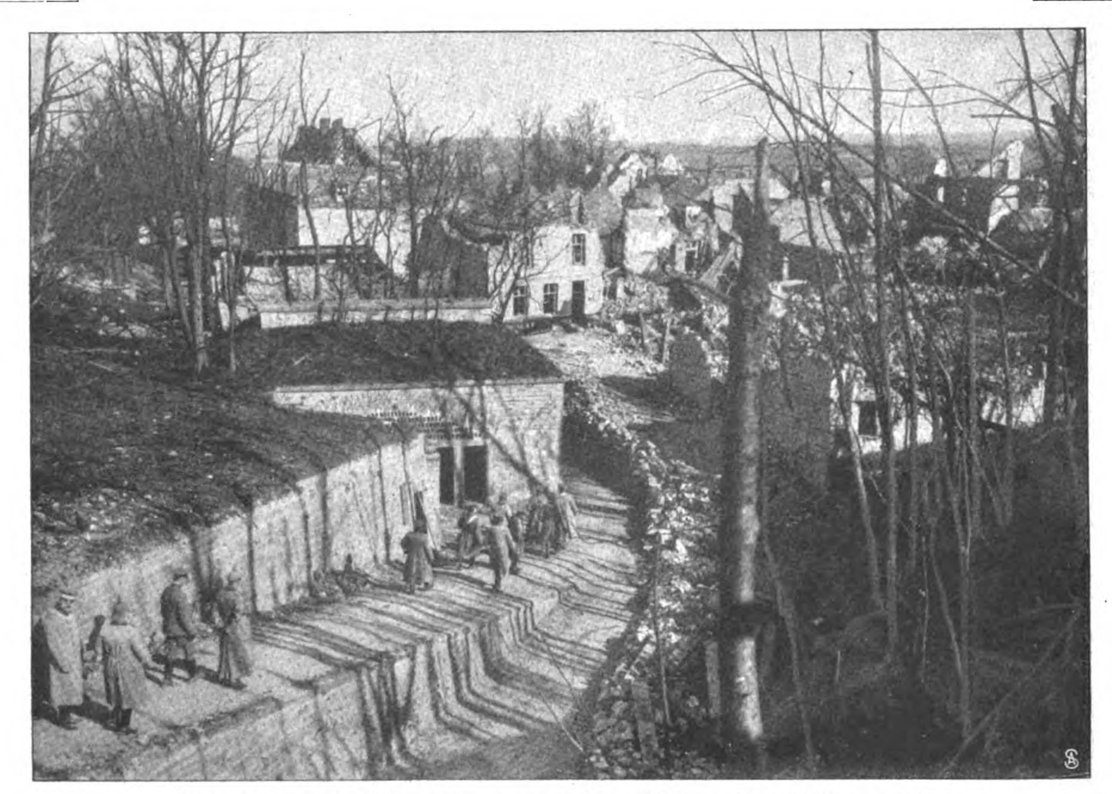
Aus Ostafrika sind inzwischen Meldungen von siegreichen Kämpfen unserer braven Überseer vom 18. und 19. Januar eingetroffen, die ihren Erfolgen vom 3., 4. und 5. November hinzugerechnet werden können.





Hofphot. Berger.

Besuch des Prinzen Heinrich im Hauptquartier des Kaisers.

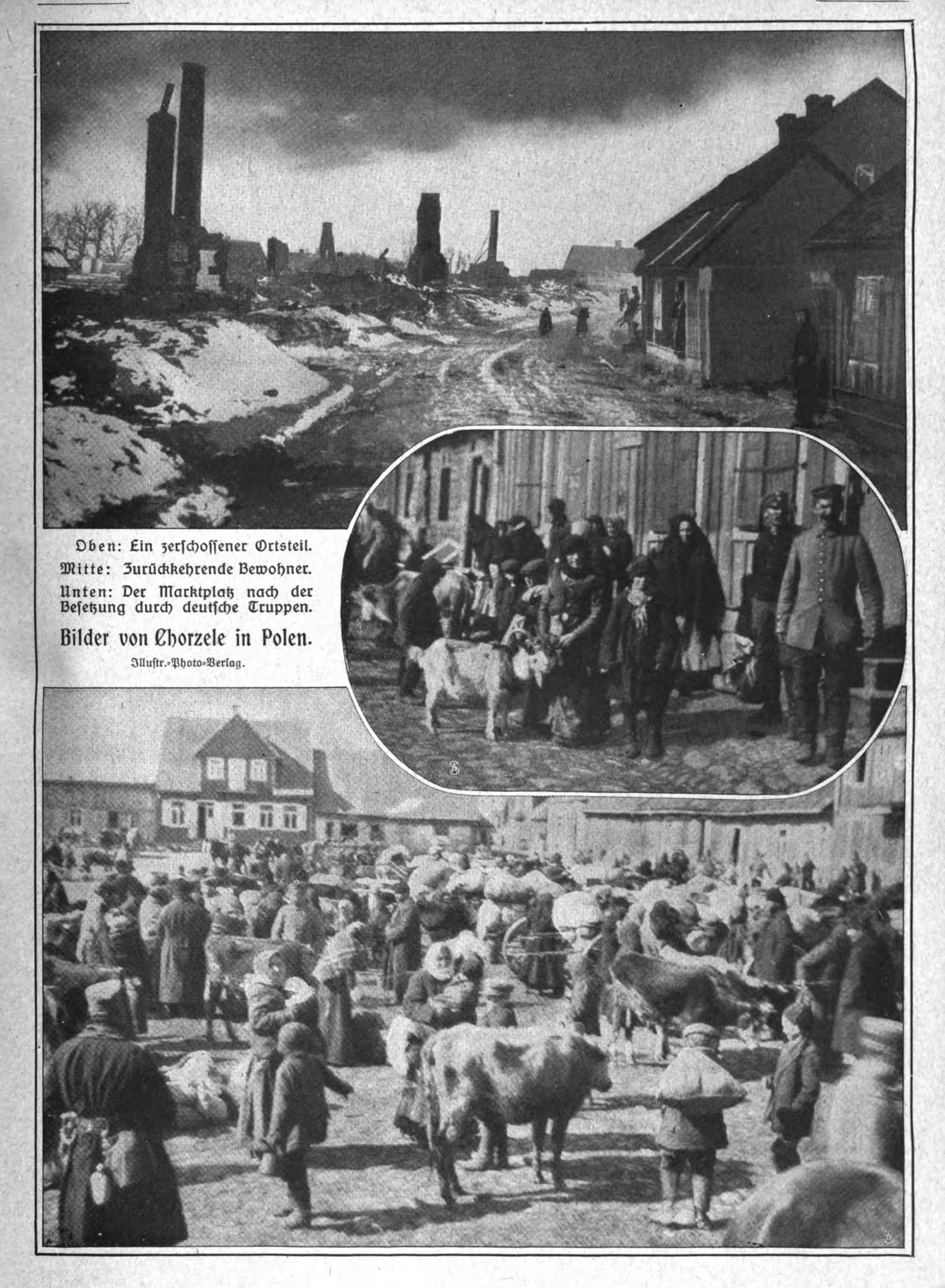


Aus Belgien: Generalgouverneur von Bissing auf Fort Charlemont bei Givet.



Von links: Major Polmann, Generalleutnant von Berrer, Major von Falkenhausen, Rittmeister d. R. Stilke.

Vom östlichen Kriegschauplatz: Auf dem Marktplatz von Szopotzkin.



Oben: Ein zerschossener Ortsteil.
Mitte: Zurückkehrende Bewohner.
Unten: Der Marktplatz nach der Besetzung durch deutsche Truppen.

Bilder von Chorzele in Polen.

Illustr.-Photo-Verlag.



Der Ludwigsplatz in Hattonchatel bei St.-Mihiel.



Deutsche Soldaten erwärmen über einem Feuer in großen Kesseln Wasser, um die Wohltat eines warmen Bades zu genießen.



Ein nördlich von St.-Mihiel liegendes französisches Gehöft,
das nach heftiger Beschießung, wobei die Umfassungsmauer zerstört wurde, von den Deutschen genommen wurde.

Zwischen Maas und Mosel.



Hofphot. Witte.
Major Brehmer.

Phot. Kleit.
Major Mund.

Phot. Walsleben.
Hauptmann Petschelt.

Phot. Hänse Hermann.
Hauptmann Erich v. Salzmann.

Hauptmann Herbig.

Hauptmann d. R. Ernst Keferstein.

Hofphot. Heuschkel.
Hauptmann v. Thielau.

Hauptmann Maune.

Hofphot. Lang.
Major Teschner.

Major Paul Heinrich Hootz.

Hauptmann Alfred v. Schilgen.

Phot. Lange.
Hauptmann v. Brietzke.

Oberleutnant Graf v. Holck.

Hauptmann d. R. Dörpfeld.

Phot. Bertuch.
Oberleutnant d. R. Heinz Richters.

Phot. Selle & Kuntze, Spandau.
Leutnant v. Knobelsdorff.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Proviant- und Materiallager.



Provianttransport durch Maulesel in eine Stellung von 1300 Meter Höhe.

In den Vogesen.

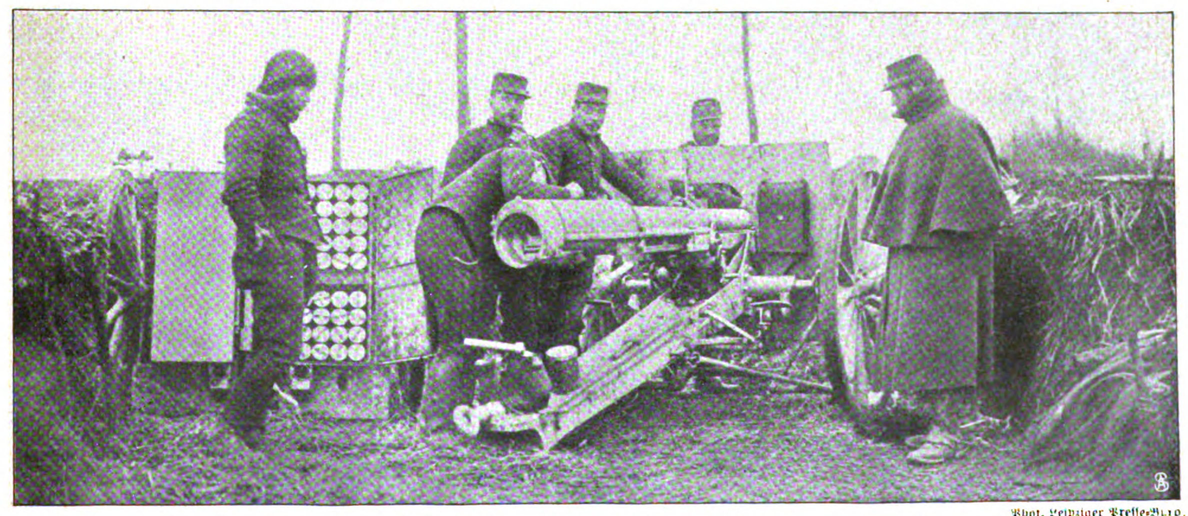




Ein von den Engländern angelegtes befestigtes Lager in Flandern.



Eigenartige französische Befestigung auf den Maashöhen. Vorn ein Feldtelephon.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein an der Maas in Stellung gebrachtes französisches Geschütz wird während einer Feuerpause gereinigt.

Von den feindlichen Heeren.







Eine Erinnerung an 1870.

Das Häuschen bei Donchery, in dem am Morgen des 2. September 1870 Bismarck eine Zusammenkunft mit Napoleon III. hatte, ist bei den Kämpfen um die Ortschaft im jetzigen Kriege verschont geblieben. Frau Fournaise Liban, die schon 1870 das Häuschen bewohnte, war damals drei Jahre verheiratet und 27 Jahre alt. Jetzt als 71jährige Greisin hat sie wieder einen Kaiser, den Deutschen, als Gast begrüßen und ihm die Erinnerungen des historischen Zimmers erläutern können. Seit dem Kriege von 1870 versieht sie ihr freiwilliges Amt als Verwalterin dieses histori chen Hauses. Sie spricht gern von jener alten Zeit, schweigt über die heutige, rühmt aber lebhaft das freundliche Benehmen der vielen tausend deutschen Krieger, die ihr Häuschen besucht haben. In dem Kasten. der auf dem Tisch steht, liegen die 4 Goldstücke von Napoleon III. mit Unterschrift, welche dieser 1870 dort niederlegte.



Prinz. Elisabeth Alexiewna, Gemahlin Alexanders I. v. Rußland.
Das Original dieses Porträts hängt im Schloß von Caulaincourt.



Herzog d'Espieulles-Vicence,
ein Nachkomme des früheren Ministers Napoleons I., des Grafen de Caulaincourt. In der Hand hält er eine Sauvegarde, die der alte Blücher zur Schonung des Schlosses Caulaincourt im Jahre 1815 ausgefertigt hat.

Eine Erinnerung an die Freiheitskriege.

Deutsche Erinnerungen an frühere Kämpfe in Frankreich.



Auf einem nächtlichen Marsch.

Sturm und schräger Regenstrich,
Schwarze Felderweite,
Wolkenschatten feierlich
Geben uns Geleite.

Plötzlich aus erhelltem Schacht
Dunkler Wolkenhänge
Blickt die monderfüllte Nacht
Still in das Gedränge.

Himmelsinseln blauen rein,
Strenge Sterne grüßen,
Wolkenrand im Mondesschein
Wallt in Silberflüssen.

Seele, Seele, sei bereit!
Ferne Brüder rufen
Aus der Finsternis der Zeit
Dich zu goldnen Stufen.

Seele, nimm das Zeichen an,
Bade dich im Weiten!
Gott wird deine dunkle Bahn
Noch zum Lichte leiten.

Hermann Hesse.

Vergessene Hilfsquellen.

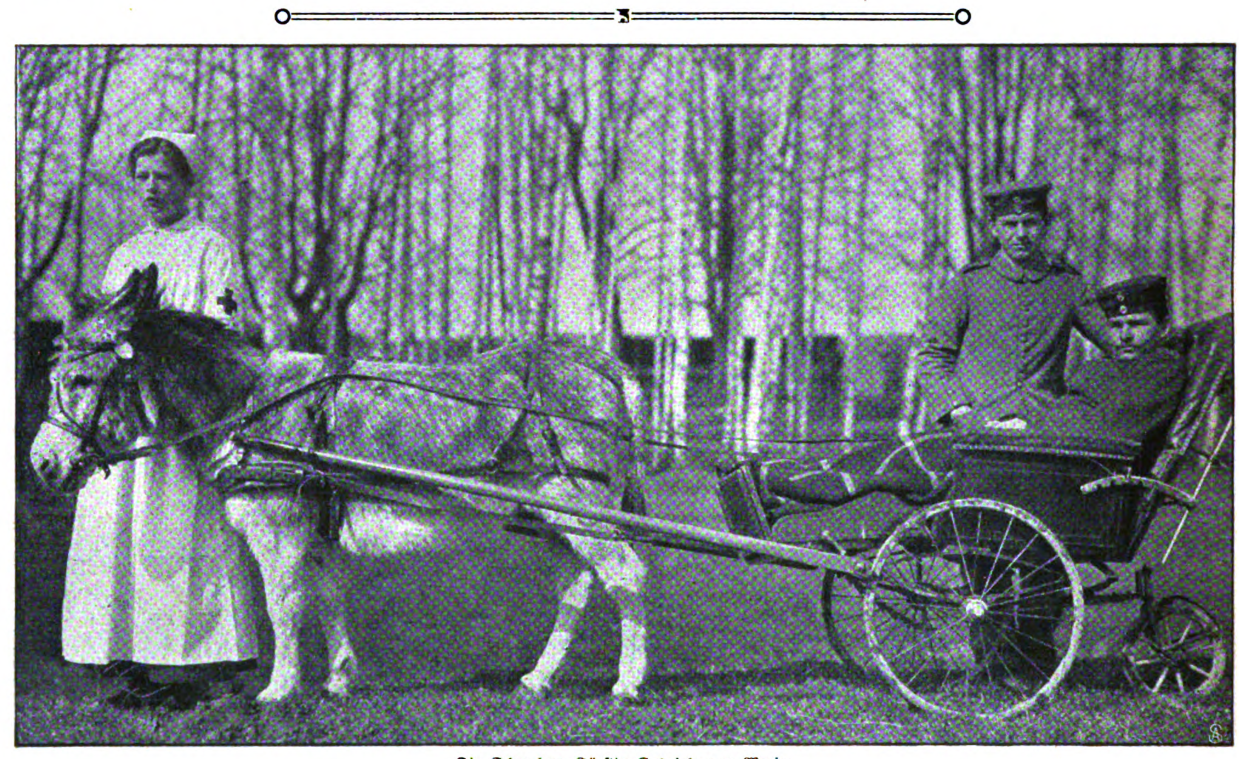
Von Professor Dr. Udo Dammer.

Zu Großmutters Zeiten gehörte es zu den selbstverständlichen Arbeiten jedes weiblichen Wesens, den Flachs zu spinnen. Wo sind die Zeiten geblieben? Das Spinnrad ist verschwunden, Maschinen haben es abgelöst. Aber selbst wenn unsere Frauen und Mädchen heute spinnen wollten, sie könnten es nicht, weil ihnen der Flachs fehlt. Jetzt, wo der Handelskrieg uns alle Zufuhr abschneidet, da besinnen wir uns darauf, daß wir ja die uns fehlende Flachsfaser sehr gut selbst anbauen können; denn was in früheren Jahren möglich war, das ist auch jetzt möglich. Der Lein ist nicht ursprünglich bei uns heimisch. Sein Vaterland ist Asien. Aber schon ehe diese Pflanze zu uns kam, wurde von unsern Vorfahren Flachs gesponnen, allerdings von den Fasern einer andern Pflanze, die nicht, wie der echte Lein, Linum usitatissimum, einjährig, sondern mehrjährig ist. Dieser ausdauernde Lein ist in Südeuropa zu Hause. Jetzt wird Lein besonders in Rußland und in Belgien angebaut, und neuerdings haben die Nordamerikaner sich eifrig bemüht, den Flachsbau auch bei sich einzuführen. Bedingung zu einer Flachskultur ist, daß sich in der Nähe fließendes Wasser befindet. Landschaftlich würde unsere Heimat gewinnen, wenn der Flachsbau wieder aufkäme, denn die blaublühenden Flachsfelder gewähren einen reizenden Anblick. Aber auch noch nach einer anderen Richtung hin würde der Anbau der Leinpflanze für uns von großem Nutzen sein.

Wir haben ein starkes Fettbedürfnis. Gerade die Leinsamen sind aber außerordentlich fetthaltig, liefern sie doch das bekannte Leinöl. Merkwürdig ist es immerhin, daß auch noch eine andere Pflanze, die jetzt fast gar nicht mehr bei uns angebaut wird, hoffentlich aber jetzt auch wieder zu Ehren kommen wird, gleichzeitig eine gute Faser- und Futterpflanze ist. Es ist dies der Hanf. Auch er stammt aus dem wärmeren Asien, aber da er nur eine kurze Vegetationsdauer hat, so läßt er sich auch bei uns mit Erfolg kultivieren. Seine Samen dürfen erst im Mai ausgesät werden, damit die jungen Pflänzchen nicht durch Spätfröste getötet werden. Die Hanffaser ist wesentlich gröber als die Flachsfaser, aber dabei doch sehr fest, so daß sie recht gut als Ersatz der Jutefaser für Säcke verarbeitet werden kann. Wie bekannt, fehlt es unserer Industrie an Jute, die wir aus Indien in enormen Mengen beziehen, jetzt vollständig. Außer der Faser liefert der Hanf, wie gesagt, auch noch sehr fettreiche Samen. Aber nicht jede Hanfpflanze trägt Früchte, sondern nur die großen weiblichen, welche leicht zu erkennen sind, weil sie wesentlich größer als die männlichen werden. Der Hanf gehört zu den wenigen krautigen Pflanzen, welche bei uns gedeihen, die zweihäusig sind, das heißt, männliche und weibliche Blüten auf verschiedenen Individuen tragen. Möge auch der Hanfanbau der Vergessenheit entrissen werden und wieder bei uns aufblühen. Nebenbei kann dann auch noch eine Pflanze bei uns wieder in größeren Mengen angepflanzt werden, welche ebenfalls berufen ist, unseren Fettbedarf mit decken zu helfen, die Sonnenblume. Sie ist auch gegen Spätfröste empfindlich, wird deshalb erst Anfang Mai ausgesät. Sie kann um jeden Kartoffelacker herum gepflanzt werden, wo sie gute Nahrung findet und sich kräftig entwickeln wird. Die großen Blütenköpfe bringen reichlich Samen, welche sehr ölreich sind. In Rußland werden sie von der niederen Bevölkerung mit Vorliebe gegessen, wie Naschwerk, das aber wegen seines hohen Fettgehaltes zugleich einen hohen Nährwert hat. Nebenbei sei bemerkt, daß das weiche weiße Mark der Stengel ebenfalls manche Verwertung findet. Das Mark ist außerordentlich leicht. Die entmarkten dicken Stengel können, nachdem sie getrocknet worden sind, sehr gut als Brennmaterial Verwendung finden. Eine Pflanze, die bei uns auch fast verschwunden ist, ist die Hirse. Unsere Vorväter bauten sie viel an, Hirsebrei gehörte früher ebenso wie in anderen Strichen unseres Vaterlandes Buchweizengrütze zu den täglichen Gerichten. Jetzt sind sie beide fast ganz verschwunden. Mögen sie in diesem denkwürdigen Jahre wieder allgemeineren Anbau finden.

Die Hirse ist eine Pflanze, welche mehr im südlichen Deutschland gebaut wird. Der Buchweizen dagegen ist eine norddeutsche Pflanze, und zwar ganz besonders der Heideländereien. Fast ganz in Vergessenheit geraten ist ein Pflanzenprodukt, welches früher bei uns sehr viel gewonnen wurde, auf welches man erst ganz neuerdings wieder durch eine Bekanntmachung im Reichsanzeiger hingewiesen wurde: Das ist nämlich das Harz. Unsere Nadelhölzer enthalten bekanntlich Terpentin, das sich allmählich in Harz verwandelt, das ausgeschwitzt wird, wo sich eine Wunde an den Pflanzen zeigt. In früheren Jahren machte man in die Stämme der Fichten und Kiefern lange Längschnitte, aus denen das Harz hervorquoll. Seit

uns Amerika Harz in genügender Menge lieferte, kam man von der Harzproduktion bei uns ab, weil sie den Baum schwächt. Da aber die Industrie gewaltige Mengen braucht, im Durchschnitt täglich etwa 3-—500 Doppelzentner, so lohnt es wohl, daß man sorgsam jedes Harztröpfchen im Walde an den Stämmen abliest und es sammelt. Würde unsere Jugend auf ihren Spaziergängen im Walde alles Harz, das sie zu sehen bekommt, einsammeln, es würde eine recht erkleckliche Menge zusammenkommen. Bekanntlich ist eine besondere Sammelstelle eingerichtet worden, von der der Zentner mit zehn Mark bezahlt wird.



Die Schwester: Fürstin Gabriele von Wrede.

Privatlazarett des Fürsten Karl Ph. von Wrede in Schloß Ellingen (Bayern): Ein praktisches Lazarettfahrzeug.



Graphische Hofkunstanstalt Georg Klöß & Sohn, Budapest.

In der Mitte Frau Erzherzogin Klotilde, zu deren Rechten im hellen Pelzmantel ihre Tochter Maria Dorothea Amalie Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, zur Linken die jüngere Tochter Erzherzogin Elisabeth Henriette inmitten genesender Krieger.

Aus dem Kriegsspital der Frau Erzherzogin Klotilde in Alcsut bei Budapest.

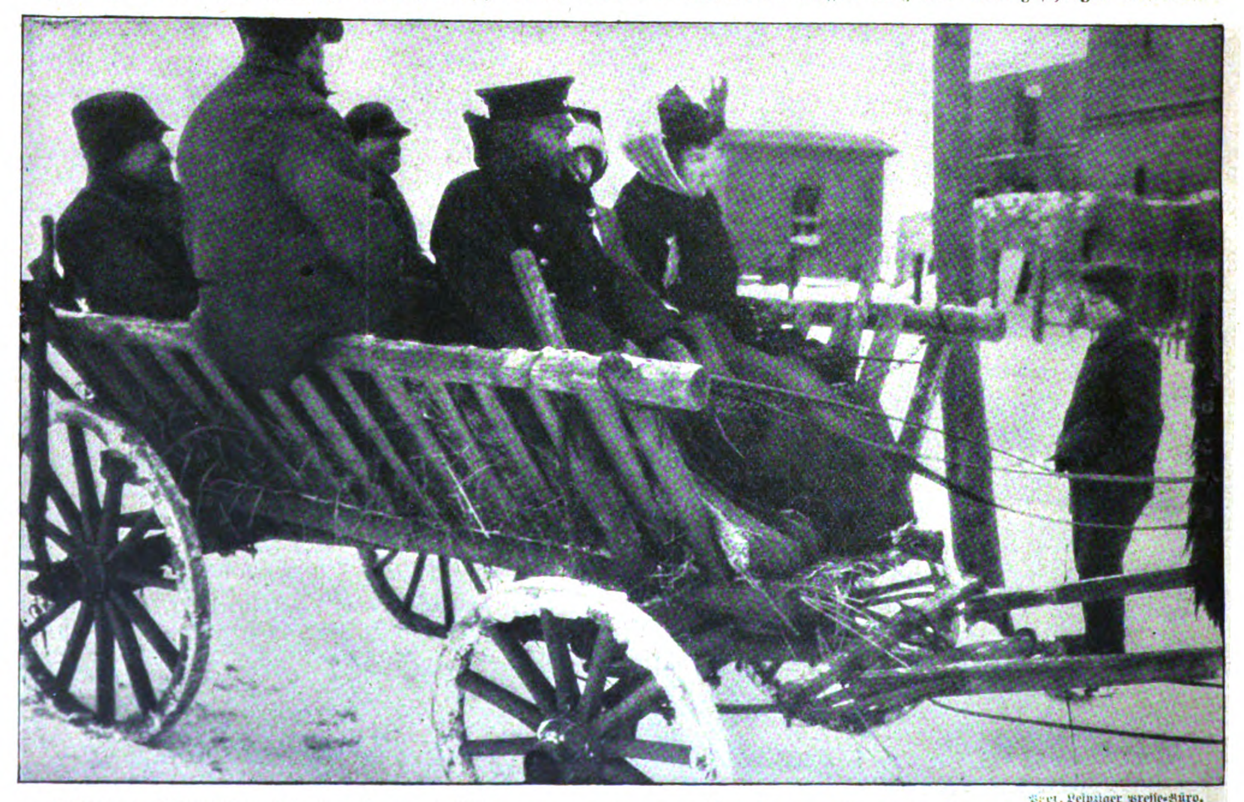




Ein 13jähriger Kriegsfreiwilliger in der Telegraphenabteilung des Stabes des Erzherz. Josef Ferdinand.
Handzeichnung von Sven Hedin am Tage seines Aufenthalts beim Stabe.

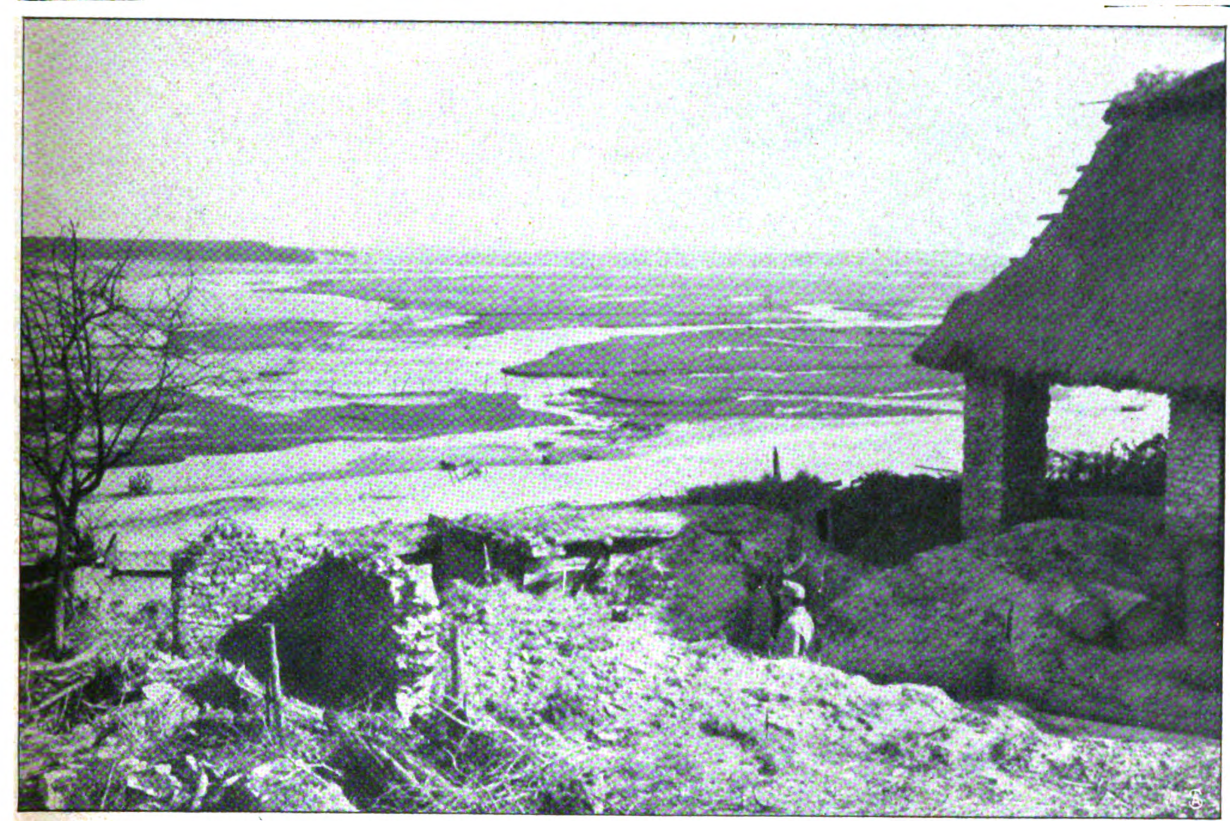
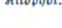


Phot. Leipziger Presse-Büro.
Ein zerstörtes Bauerngehöft an der ostpreußischen Grenze. Wie auf dem Bild ersichtlich, ist nicht nur das gesamte Haus zerstört, sondern auch sämtliche Geräte, Maschinen usw. von den räubernden Russen kurz und klein geschlagen worden.

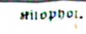


Phot. Leipziger Presse-Büro.
Geflüchtete Ostpreußen kehren auf einem Leiterwagen nach ihrem Wohnsitz zurück. Unter ihnen ein **Postbeamter, der** seinen Dienst wieder antritt

Die Rückkehr der Ostpreußen in ihre Heimat.

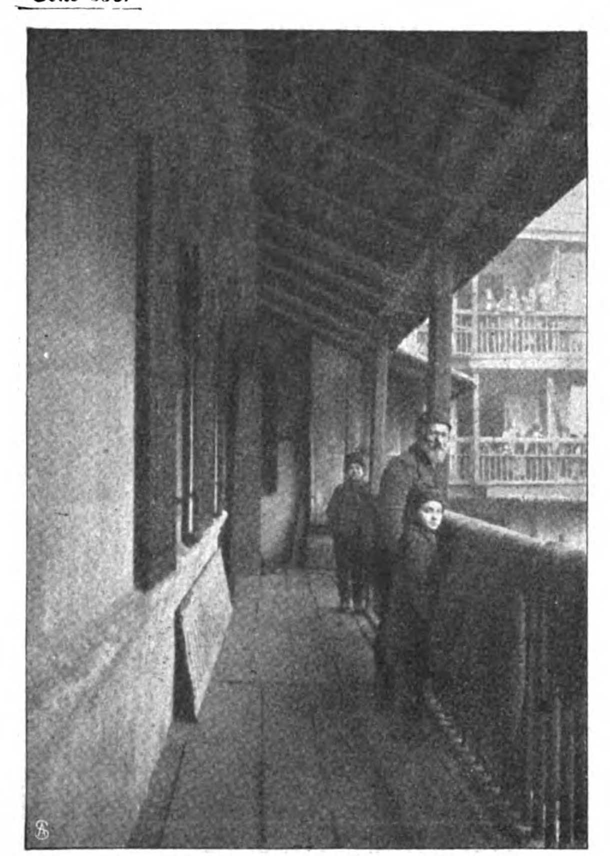



Österreichisch-ungarische Stellungen mit Schützengräben an einem Fluß in Ostgalizien. Kilophot.

Ein fertiger Schützengraben wird von den Truppen bezogen. Kilophot.

Vom galizischen Kriegschauplatz.



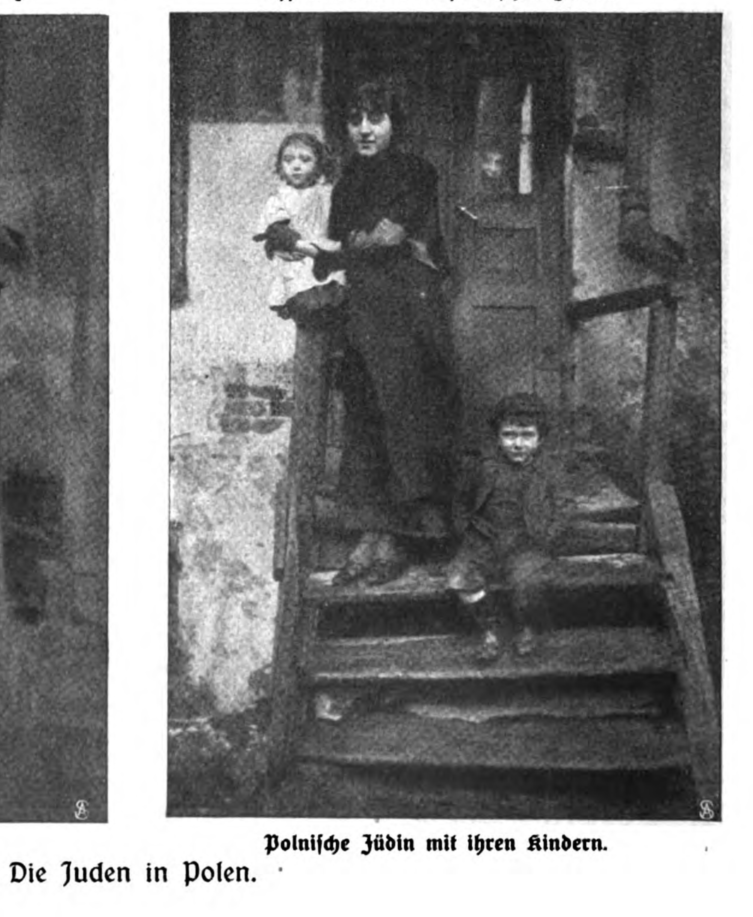
Judenwohnung in der Altstadt von Lodz.



Typus eines alten polnischen Juden.



Polnische Juden.



Polnische Jüdin mit ihren Kindern.

Die Juden in Polen.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

13. Fortsetzung.

Doktor Baumann klingelte dem Stubenmädchen, ließ seinen Koffer herunterholen und packte mit fieberhafter Hast. Dann kleidete er sich um. Sorgfältig wählte er Schlips und Krawattennadel und striegelte mit dem Samtkissen den seidenen Zylinder.

Zuletzt schrieb er einen Brief.

„An Frau Doktor Graebner! Da ich nicht auf dem Land unter Bauern aufgewachsen bin, die Uneinigkeiten mit dem Dreschflegel zum Austrag bringen, und nur durch Zufall vor schwerer Verletzung oder noch Schlimmerem bewahrt wurde, so ersuche ich Sie, mir umgehend mein restierendes Gehalt zu übersenden sowie den Betrag von fünf Prozent aller Eingänge seit dem 1. Januar dieses Jahres, auf den ich laut mündlicher Abmachung Anspruch habe. Meiner ungefähren Schätzung nach dürften es vier- bis fünftausend Mark sein. Hochachtungsvoll Doktor Willy Baumann."

Draußen goß es noch immer in Strömen. Der Donner verhallte in der Ferne in dumpfem Grollen; ab und zu leuchtete ein Blitz auf — wie das weiße Blinkfeuer eines Leuchtturms.

Elise Graebner las den Brief, während der etwa fünfzehnjährige Junge vor ihr stand.

Aber sie gab sich nicht Rechenschaft von seiner Anwesenheit. Noch immer quoll ihr Hals aus dem aufgerissenen Kragen hervor, noch immer stak der spitze Briefhalter in der schweren Eichentür.

Sie hatte zwei Stunden auf dem gleichen Platz gesessen, regungslos, wie erschlagen, und es war nur ein seltener Zufall, daß niemand Einlaß bei ihr begehrt hatte.

Der Junge machte runde Augen.

„Soll ich det Ding —"

Mit aller Kraft riß er an dem Halter — ein rundes, tiefes Loch wie von einer Schrotkugel blieb im Holz.

Elise Graebner merkte kaum etwas davon. Sie wühlte in ihrem Chignon, murmelte: „Wo ist denn mein Schlüssel — mein Schlüssel?"

Sie hatte alle Gewalt über sich verloren. Der Junge verbiß sich das Lachen.

„Aber da is er ja — Frau Dokter."

Er hing in einer Haarsträhne verwickelt über ihrem Ohr.

Sie blickte auf, kam plötzlich zum Bewußtsein. Was glotzte der Bengel sie so an? Niemand wußte, wo sie den Schlüssel aufbewahrte, wie hatte sie nur —

Und dann riß sie so heftig an dem Schlüssel, daß ein Haarbüschel ihr mit in der Hand blieb.

Drei- bis viertausend. Sie mochte weder nachsehen noch nachrechnen. Viertausend Mark — fünf — sechs hätte sie bezahlt. Alles hätte sie ihm nachgeworfen, was er verlangt hätte, nur um ihn aus dem Haus zu haben, nur um nie wieder etwas von ihm zu hören, von ihm, der ihren Mann „Totengraebner" nannte, der seinen Ruf langsam, mit Witzen und geheucheltem Mitleid in die Gosse trieb.

Sie zählte die Scheine.

. . . Ein- . . . zwei- . . . drei- . . . viertausend. . . . Sie legte das Monatsgehalt hinzu — zweihundertfünfzig Mark; gab alles in einen Umschlag, legte eine auszufüllende Quittung bei . . .

Seltsam beruhigend wirkte diese Folge gewohnter kleiner Handlungen.

„Geh und bring mir sofort — Antwort."

Es widerstrebte ihr — Quittung zu sagen. Ein kleiner Rest weiblicher Schwäche.

Sie erfuhren es noch alle zeitig genug, daß er fort war, der beliebte Doktor. . . . Sie selbst aber konnte noch nicht darüber sprechen mit der erforderlichen Ruhe und Überlegenheit. . . . Noch ein paar Stunden mußte sie sich sammeln. . . .

Und dann die duftende Pestilenz aus dem Zimmer raus, daß sie wieder aufatmen konnte in ihren vier Wänden! Sie öffnete weit das Fenster. Der Regen schlug klatschend auf den Asphalt des Hofes, gluckerte in den Rinnen der Abflußrohre und den Rillen der Blumenbeete.

* * *

Elise Graebner fühlte plötzlich die ganze Schwere des Hauses mit einer Wucht auf ihre Schultern fallen, daß sie sie zu Boden drückte.

Sie schickte in die Klinik hinüber, ob nicht der Herr du jour-Arzt so freundlich sein wollte, eine Sprechstunde im Sanatorium abzuhalten.

„Ja, gewiß — Frau Doktor dürften darauf rechnen."

Sie ließ sich auch Fachblätter herüberbringen... Du lieber Gott — Ärzte gab es genug, alte und junge, erfahrene und solche, die in die Praxis hineinkommen wollten — verheiratete und ledige . . . sogar solche, die, mit Kapital ausgerüstet, sich beteiligen mochten.

Sie fühlte sich wesentlich erleichtert durch diese Feststellung. Warum sollte sie nicht jemand mit Geld hineinnehmen, jemand, der nicht zu genau Bescheid wußte, nicht aus ihren Schwächen Vorteile zog, die ihr unbequem waren. Jemand, der froh war, sich und auch sein Geld unterzubringen?

Um die Stunde der Abendmahlzeit hatte sie sich bereits so weit beruhigt, daß sie an der Sanatoriumtafel teilnahm und den Patienten offiziell Mitteilung machte von dem bevorstehenden Ärztewechsel.

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Sie überhörte alles Gemunkel, übersah die erstaunten, zum Teil empörten Gesichter.

„So plötzlich?“ „Eine Rücksichtslosigkeit!“ „Mitten in der Behandlung!“ „Ohne Abschiedsbesuch!“

Schließlich sprach sie von schwerwiegenden Gründen, über die sie sich nicht näher auslassen dürfte, und es war ihr ganz angenehm, daß eine Dame ihr ins Ohr flüsterte, ihr sei Dr. Baumann niemals sympathisch gewesen.

Es regnete ohne Aufhören . . . die Patienten langweilten sich.

„Doktor Baumann musizierte so nett . . . wie schade, wirklich. . . .“

Es lag noch die Schwüle des Gewitters in der Luft, und an solchen Tagen waren sie alle immer unruhig, nervös, unleidlich.

Wie geschickt hatte der kleine Baumann verstanden, über solche Spannungen hinwegzukommen. Wenn man jetzt etwas Musik machte! Wenn Susel . . .

Ein Ekel stieg ihr in die Kehle. Susanne Graebner — Ladendiebin . . .

Warum war aber auch Felix Frank abends niemals da? Sie hätte ihn gebeten, etwas vorzuspielen; aber der kam nur noch zu den Mittagsmahlzeiten. Weiß Gott, wo sich der herumtrieb! Gegen alle Hausregeln lebte der . . . schlich sich nachts leise am Portier vorbei, damit niemand wußte, wann er heimkam . . . schickte die Pfleger mit den Packungen aus dem Zimmer, befolgte keine Vorschrift, keine Diät, ließ sich etwas zu essen ans Bett bringen, wenn es ihm gerade einfiel, warf mit den Trinkgeldern herum und hatte die letzte Wochenrechnung um fünf Tage später bezahlt, um gleich am folgenden Tag einige hundert Mark „zur Verrechnung“ hinunterzuschicken!

Die Damen standen in dem ihnen heute so ungemütlich steifen Sanatoriumsalon herum, gähnten, stellten sich ans Fenster; ein Herr stöhnte über sein schmerzendes Bein, eine alte Generalin erzählte von einer Operation, die sie überstanden hatte, von einer zweiten, die ihr bevorstand; eine schwerhörige Geheimrätin schilderte alle Stadien ihrer Gallenkolik. . . . Es war Hausgesetz, daß im Sanatorium nicht über Krankheiten gesprochen werden durfte — heute fehlte die Autorität des leitenden Arztes.

Ein nicht mehr junges, bleichsüchtiges Mädchen hielt sich die Ohren zu, murmelte, daß es alle hören konnten: „Das ist ja unerträglich . . . deshalb kommt man zusammen! . . .“

Frau Elise blickte von einem zum andern. Sie versuchte, ein allgemeines Gespräch in Gang zu bringen; verdrossen lehnten die Leute in ihren Sesseln.

Frau Elise gab sich einen Ruck.

Sie stand auf und ging zum Telephon. Es war ihr schon alles gleich.

Susel sollte kommen, womöglich mit Otto. Sie möchten doch ein bißchen Musik machen . . . es wäre sehr nett von ihnen.

„Gern, Elise . . . aber Otto ist nicht da. Er hat einen Abendkursus, abwechselnd bei sechs Familien, furchtbar anstrengend. Aber die Leute sind alle sehr nett. Er ißt auch gleich zu Abend dort und musiziert.“

„Seit wann denn?“

„Etwa vierzehn Tage schon. Seit dem Ersten.“

„So! . . . Also dann . . . kommst du allein, nicht wahr?“

„Furchtbar gern. . . .“

Es war der erste helle, freudige Ton, den Elise heute hörte, und es lag etwas in ihm, was ihr naheging, was auf sie wirkte, wie der erste Frühgesang der Vögel nach einer unheilvollen, schweren Nacht.

Sie ging zu den Gästen zurück.

„Meine Schwägerin wird kommen, ein bißchen musizieren.“

„So . . . die niedliche Frau mit den hübschen Augen? Ach ja. . . .“

Die spielte ja so schön . . . ein reizendes Frauchen! Das war nett von ihr . . . und wie ginge es denn ihrem Kleinen? . . . Hatte nicht einmal ein kleiner, blonder Junge hier gelegen, der überfahren worden war?

Und dann kam Susanne Graebner. Sie hatte ein blaßblaues, leichtes Seidenkleid an, mit einem breiten, kirschroten Samtgürtel, dessen Enden bis auf den weißen Spitzenvolant fielen, der zweireihig den Rock umkrauste. Er war an der Seite leicht geschlitzt, und wenn sie ging, sah man ihre hochstöckeligen Lackschuhe und die feinen Fesseln in den schwarzseidenen Strümpfen.

„Wie du dich herausgeputzt hast?“

Frau Elise hatte wieder den harten Blick, den Susanne sonst so fürchtete. Aber diesmal sah sie ihn nicht. Sie suchte Felix Frank. Für ihn hatte sie sich angezogen, weil sie sicher erwartet hatte, ihn hier zu treffen. Was war denn das mit ihm? Von drei Stunden sagte er zwei ab — telephonisch das erstemal, später mittels Rohrpost. Einmal war er unangemeldet gekommen. Gegen sieben Uhr, um sie abzuholen mit ihrem Mann. Aber ihr Mann war nicht zu Hause, und sie wagte es nicht, ihn lange zurückzuhalten.

Sie saßen an dem breiten Berliner Fenster, zwischen sich die weiße Jardiniere.

„Ich werde wohl jetzt bald nach Hause müssen, Frau Susel“, sagte er.

Sie reichte ihm ihre kleine Hand über die grünen Pflanzen hinweg, und er drückte sie an die Lippen.

Sie malte es sich aus, wie froh sie dort alle sein würden, die Frau und die Kinder.

„Ja, man wird Blumengirlanden über die Tür hängen und ein Schild mit ‚Willkommen‘.“

Auch das hatte man noch nie für sie getan. Sie stützte die Ellbogen auf die Knie und verschränkte die Hände unter dem Kinn.

„Weit . . . weit weg möchte ich . . . fort von dem allen hier . . .“

Er sprang auf, riß sie mit beiden Händen an sich.

„Würden Sie fort mit mir . . . weit fort?“

Die Jardiniere stand zwischen ihnen — weiß, licht, mit hohen grünen Pflanzen. Sie neigte ganz tief ihren Kopf über all das Grün, und das Blut lief ihr aus dem Gesicht.

Er sprach leise erregt, was sie selbst wußte.

„Wir müssen vernünftig sein, Susel . . . ich besitze nichts . . . ich habe es nicht einmal gelernt zu arbeiten.“

Er litt — das war sicher. Er litt, weil er kein Vermögen besaß, um es ihr zu schenken. Wenn er reich gewesen wäre — wie hätte man alles leicht ordnen können. Die Kinder hätte man versorgt. Seine Frau hätte sich getröstet mit der Zeit, genau wie ihr Mann sich getröstet hätte. Aus den Jahren stürmischer Verliebtheit waren sie ja längst heraus. Sie hätten reisen können . . . irgendwo weit hinaus in die Welt. Die Leute hätten sich umgesehen nach ihr, weil sie so hübsch und prächtig angezogen war — er wäre sehr verliebt gewesen und hätte ihr all ihre Wünsche erfüllt.

Aber nun war es doch ganz anders in Wirklichkeit, und sie wunderte sich, wie leicht es ihr wurde „vernünftig" zu sein . . .

Aber darum brauchte er doch nun nicht ganz fortzubleiben! Konnten sie denn nicht „vernünftig" zusammensitzen und plaudern? Es plauderte sich so wundervoll mit einem Mann, der seine Leidenschaft beherrschen mußte! Solche Situationen hatten ihr auch immer in den Romanen, die sie früher zu Apfelkuchen mit Schlagsahne las, am besten gefallen. Jetzt hätte sie selbst eine solche Situation erleben können — und nun verdarb er ihr alles!

Wenn sie, nachdem ihr Mann das Haus verlassen hatte, ausging, dann suchte sie die belebten Cafés der Leipziger Straße und des Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Platzes auf. Sie löffelte Eis und blätterte in den Witzblättern. Denn für lange Romane fehlten ihr jetzt Geduld und Interesse. Sie fing viel lieber die entzückten Blicke der Männer auf und empfand sich selbst als Romanheldin. Einigemal war sie auch von einem Herrn fixiert worden — nicht gerade unverschämt und mit bewundernder Huldigung im Blick.

Der Herr kam ihr bekannt vor, aber vergeblich zerbrach sie sich den Kopf, wo sie ihn gesehen haben mochte. Er trug wunderbare Ringe am kleinen Finger seiner linken Hand, einen spiegelblanken Zylinder, wenn es trübe, und einen köstlichen Panama, wenn es sonnig war. Seine Krawatten waren aus schwerer Seide, kunstvoll gebunden und vielleicht nur um eine Nuance greller als notwendig.

Sie wurde in letzter Zeit immer ganz rot, wenn sie ihn erblickte, dann lächelte er ein klein wenig und blickte zur Seite.

Wenn ihn jemand grüßte, legte er nur flüchtig zwei Finger an den Hutrand. Die Kellner waren sehr beflissen um ihn, denn er pflegte sich auf das auf die Marmorplatte geworfene Geldstück selten etwas herausgeben zu lassen.

Dieser kurze und harmlose Augenflirt war ihre einzige Zerstreuung. Und an den langen Abenden, die sie zumeist mit dem Zählen ihrer auf Wetten gewonnenen Geldstücke und dem Berechnen neuer Gewinne verbrachte, wanderten ihre Gedanken abwechselnd von Felix Frank zu dem Fremden und von dem Fremden zu Felix Frank. Nur an ihren Mann dachte sie nie. Auch dann nicht, wenn sie das in schwerer Arbeit abgenutzte Futter seiner Anzüge ausbesserte.

Und darum war sie froh, daß Elise sie antelephoniert hatte. Sie wollte Felix Frank schon tüchtig auszanken, er mußte wiederkommen, wie früher, und sie rechtfertigte diese Absicht vor sich selbst mit dem Zusatz: er darf auch Otto nicht schädigen durch das Auslassen der Stunden!

Sie war verstimmt, als sie ihn nicht im Salon fand. Aber sie wagte nicht, nach ihm zu fragen. Sie setzte sich ans Klavier und spielte, spielte alles durcheinander, was und wie es ihr gerade einfiel.

Man hörte erst aufmerksam zu, sagte ihr Schmeicheleien, klatschte, bat sie, weiterzuspielen. Jeder hatte einen andern Wunsch, und während Susanne ihn erfüllte, unterhielten sich die anderen angeregt, laut und immer lauter, als müßten sie ihre Stimmen durchsetzen gegen die pedalierten Akkorde.

Susanne kannte das. Das Klavierspiel im Salon war von jeher konversationsbefördernd, und einen anderen Zweck hatte die Musik für ihre Schwägerin nie gehabt. Frau Elise aber fühlte, wie die Unruhe und Spannung sich allmählich bei ihr legten. Sie ließ Tee herumreichen und allerhand Gebäck. Das bleichsüchtige Fräulein, das von der österreichischen Grenze her war, wagte sich „mit an paar Schnadahüpferln" vor.

Susanne machte ihr am Klavier Platz. Alle waren in bester Stimmung, als noch einige Gäste, die sich trotz des schlechten Wetters hinausgewagt hatten, heimkehrten — zwei Herren und eine jüngere Dame. Sie hatten irgendwo ein kleines Fest gefeiert, waren sehr animiert und schlugen vor, man sollte tanzen.

Frau Elise nickte bereitwilligst.

„Aber ja . . . gewiß . . . gern." . . .

Man sollte nicht sagen können, daß es ohne den kleinen Baumann nicht ebenso lustig zuging. Der große Salon

war überdies auf der Hofseite, und die wenigen Patienten, die oben geblieben waren, hatten Gartenzimmer. Kein Laut drang zu ihnen hinauf.

Man schlug den Teppich zurück — die Geheimrätin spielte irgendeinen halbvergessenen Walzer — Susanne drehte sich als Erste im Arm irgendeines Herrn.

Frau Elise ließ Limonade kommen, Himbeerwasser. Sie war liebenswürdig, heiter, ließ sich selbst zu einem kurzen Tanz verleiten — und dann sang jemand etwas, die anderen fielen ein . . . es waren die „Schlager", die einen in allen Kaffeehäusern verfolgten, die die Bäckerjungen pfiffen und die Leiermänner orgelten.

Susanne taten die Ohren weh. Da die Schwägerin sehr beschäftigt war und ihre Abwesenheit gewiß nicht gleich bemerken würde, schlüpfte sie aus dem Zimmer, verabschiedete sich rasch und eilte die Treppe hinunter. Die Gäste gingen endlich auseinander. Elise Graebner hielt sich kaum noch auf den Füßen.

Es war ein bißchen viel gewesen für einen Tag!

Sie ging langsam und auf weichen Sohlen in ihr Schlafzimmer.

* * *

Herr von Glidien saß auf der Terrasse seines Schlosses und blickte durch einen Feldstecher hinaus in den Park.

Dort ging seine Frau an der Seite des Arztes.

Ein gequältes nervöses Lächeln riß fortwährend an seinen Lippen.

Was redeten die so lange? Was berieten sie über ihn?

Er war wie ein Gegenstand geworden, den man da- und dorthin schob.

„Ihre Frau braucht Luft und Bewegung", hatte der Arzt zu ihm gesagt und hatte sie einfach mitgezogen, so herrisch, wie doch sonst keiner zu sein wagte in seinem Haus.

Und er selbst war so bestürzt gewesen über den Ton, daß er sie hatte beide gehen lassen . . . Seite an Seite . . . wie er seine Frau noch nie mit einem anderen Mann hatte gehen sehen.

Nun war er ganz allein, wie seit Monaten nicht.

Zur offenen Balkontür drang die gewitterschwere Luft herein, die ihn immer toll machte. Die Untersuchung — eine volle Stunde hatte sie gedauert — war für seine Nerven qualvoll gewesen und hatte ihn aufs äußerste gereizt.

Immer dieses kalte, harte Fragen. Und immer das kurze Nicken nach jeder seiner Antworten, wie von einem, der sagt: „Ja, ja . . ich weiß schon . . . anders kann es ja gar nicht sein . . . so muß es kommen." . . .

„Sie wissen ja alles besser als ich selbst", hatte er schließlich mit spöttischem Lächeln gesagt, mit einem Lächeln, das ihn alle Energie kostete, die er für kurze Augenblicke noch aufzubringen vermochte

Aber dann hatte er seine Frau mit der Hand festgehalten.

In seinen Augen lag die Frage und alle Angst, mit der er sich auflehnte gegen das Ende.

Sie legte beide Hände um seine brennende Stirn: „Aber es geht ja gar nicht schlechter — im Gegenteil —"

Und sie lächelten sich beide an, wie sie es in jeder Stunde des Tages taten — er, um seine Angst, sie, um ihre Lüge zu verbergen.

Er litt nicht, daß sie las, litt es nicht, daß sie von seinem Sessel wich.

„Wenn ich dich sehe — ist mir wohl!"

Und er merkte es gar nicht, wie grau die Farbe ihres Gesichtes war, wie schlaff ihre Haltung. Immer noch sah er das Hoheitsvolle in ihr, wie er es gesehen, als sie in aller Armseligkeit am Sterbelager ihrer Mutter gestanden. Das war wohl die Abstammung — das alte edle Blut, das sich durchsetzte und nicht nach geschriebenen Gesetzen fragte.

Und es war ihm wie ein Schlag vor die Brust, wie der andere kam, der gesunde Plebejer, der Mann der Wissenschaft, und sagte: „Ihre Frau braucht Luft — Bewegung" und sie einfach am Arm nahm und hinauszog — fortzog von ihm.

Und nun gingen sie beide Seite an Seite. Er aber hörte nicht, was sie sprachen. Sie gingen weiter, immer weiter — und schließlich sah er sie nicht mehr, sah sie auch nicht, als er sich über die breite Rampe beugte mit hungrigen und bleichen Lippen.

Er riß an einem breiten Seidenband, zog eine silberne Pfeife aus der Seitentasche seiner rohseidenen Joppe, setzte sie an die trockenen Lippen.

Karola von Glidien blieb stehen, regungslos, mit weit vorgestrecktem Hals — wie ein gut abgerichteter Jagdhund, der den Pfiff seines Herrn hört.

„Hören Sie?"

Doktor Julius Graebner riß sie mit sich fort, weiter, tiefer hinein in die dunkle Parkallee.

„Nein. Ich höre nichts, und auch Sie sollen nicht hören! Ich verbiete es Ihnen!"

Wenn der Todgeweihte dort oben das blühende Leben der Frau vernichten wollte — solange er noch da war, ließ er es nicht zu, schützte sie vor ihm, vor ihrer eigenen Schwäche.

Er zwang sie neben sich auf eine Bank, hielt ihre Hände in den seinen, um sie mit Gewalt zurückzuhalten, wenn es nötig wäre.

„Sie können Naturgesetze nicht wandeln — was der Vernichtung entgegenschreitet, können Sie nicht aufhalten."

So hart war er — so unerbittlich. Sie hätte ihn nicht rufen sollen, wenn es so war. Sie hätte es tragen sollen — wie bisher, mit stummer Ergebung und barmherzigen Lügen.

Er hielt ihre Hände noch immer umschlossen, und ihm war, als ströme von ihr alle Luft und aller Jammer der Erde auf ihn über.

Sie erschrak, als sie seinen Blick sah.

„Warum sind Sie so hart?"

„Ich — hart?"

Wollte die Frau nicht verstehen, oder verstand sie wirklich nicht . . .?

Er lächelte bitter, gab ihre Hände frei.

Wäre er hart gewesen, da hätte er ihr geschrieben: „Mein Kommen hat keinen Zweck — rufen Sie irgendeinen Kurpfuscher — das ist noch das beste. Die Leute



haben etwas, was Kranke beruhigt und ablenkt. Nur darauf kommt es jetzt noch an. . ." Aber so hatte er ihr nicht zu schreiben vermocht, da alles in ihm ihr zustrebte, da er ihr helfen wollte — ihr — nicht dem lebendig Toten dort oben mit seinem grotesken unwürdigen Gepfeife...

Er erhob sich.

„Wenn Sie Kraft behalten wollen, um bis ans Ende Ihrer Pflicht zu gehen, dann müssen Sie auch etwas für sich tun. Nehmen Sie einen Pfleger zu Hilfe. Gehen Sie spazieren, reiten Sie — dann sind Sie um so frischer."

Sie war froh über seine Sachlichkeit, nickte.

„Mister Juck reitet mir ein Pferd zu in Berlin. Wenn ich das erst habe, dann verspreche ich Ihnen, täglich zwei, drei Stunden auszureiten."

Er lächelte, halb versöhnt.

„Schön. Und nun machen wir einen kleinen Dauerlauf von einer halben Stunde. Glauben Sie, ich brauche nicht auch Bewegung und Luft — wollen Sie so ungastlich gegen mich sein, daß Sie mir nicht einmal Ihre Besitzung zeigen? Habe ich mir das nicht verdient durch mein Kommen?"

Er scherzte, und sie war glücklich darüber. Sie führte ihn in dem großen, vernachlässigten Park herum, an den stillen, kleinen Weiher, in die zwei Höfe mit den riesigen vereinsamten Stallungen.

„Die Pferde haben alles aufgefressen", sagte sie, und ihr Mund zuckte. „Unsere letzten zwei werden jetzt in Karlshorst trainiert. Es ist noch das einzige, wofür mein Mann Interesse zeigt. Jeden Tag schickt Mister Juck lange Depeschen. Es ist alles so viel teurer geworden als vor einigen Jahren, und er braucht immer Geld."

Sie nannte ihren Stiefvater nie anders als „Mister Juck", lächelte dabei, fügte hinzu: „Tüchtig ist er ja — und wenn wir uns einen größeren Preis holen, dann spielen die Ausgaben keine so große Rolle."

Er blieb stehen, bohrte seinen Stock in die trockene Erde, so tief, daß sich das Muster der silbernen Krücke in seiner Hand abzeichnete.

„Nun sind Sie auch schon angesteckt. . ."

Sie sah ihn bestürzt an.

„Angesteckt — wie meinen Sie das?"

Das Blut stieg ihr in die Schläfen, ebbte wieder zurück, als er abermals ihre Hände nahm, ihr in die Augen sah, als wollte er ihr bis auf den Grund der Seele blicken.

„Liebste Frau — liebste Frau. . . Das ist verwerfliche Phantasterei. . . Verlieren Sie den Boden nicht unter den Füßen!"

Sie wendete sich ab, verletzt und bedrückt, daß er ihr Hoffnungen nahm, die sie aufrecht hielten.

Nun ging er stumm an ihrer Seite dem Hause zu, biß sich in die Unterlippe und verwünschte seine Worte.

Hatte er ein Recht zu predigen — er, der keinen anderen Boden anerkannte als den, den er sich selbst schuf? Von Hoffnungen lebten alle — alle, die er kannte, die ihm nah oder fern standen; von Hoffnungen lebte auch er!

Lebte davon in seinem Laboratorium, seiner Klinik, am Glastisch des Operationzimmers. Wenn er Befehle gab und die älteren Ärzte ihn anstarrten — erschreckt, ungläubig, wenn sie vergeblich nach Präzedenzfällen suchten, die solch ein neues Wagnis unterstützen könnten, von „Boden" sprachen, den er nicht unter den Füßen verlieren dürfte — dann höhnte er oder schwieg verletzt, wie die Frau es tat an seiner Seite. Da führte er selbst aus, was andere nicht wagten, und steckte wohl auch den einen oder andern an mit seinem Wagemut, seinem tollkühnen Selbstvertrauen.

Herr von Glidien saß im Sessel, als sie heimkamen.

Er sah Graebner nicht an, der ihm die Hand bot. Er sprach schnell, mit gleichsam zugeschnürter Kehle, ganz zu seiner Frau gewendet: „Über eine Stunde bin ich allein gewesen — ganz allein. Wie ich mich hierhergeschleppt habe, das weiß ich nicht. Hast du den Donner nicht gehört. . .? Gleich wird es ein Gewitter geben — mein Kopf schmerzt — meine Haut — ich konnte die Klingel nicht erreichen. . . Das Gesinde ist wohl in der Küche oder wo. . .? Man soll nach einem Pfleger schreiben — du brauchst dich nicht anzustrengen."

Er warf mit dem Stock nach ihr — sie aber schlang furchtlos beide Arme um seinen abgemagerten Körper, drückte sein aschfahles, schweißbedecktes Gesicht an ihre Brust.

Auf dem Teppich lagen Glasscherben und abgeschlagene Holzteile der geschnitzten Lehnen.

Doktor Julius Graebner stand wie angewurzelt auf der Schwelle der weitgeöffneten Tür.

Er sah alles — die Scherben, die Holzteile, den Stock, der über den Teppich hinaus auf das glatte Parkett rollte, das schmerzverzerrte bleiche Gesicht, die skelettartig mageren Hände mit den blutroten Nägeln, wie sie sich einbohrten in die Schultern der Frau, und er hörte eine todesmatte, zitternde Stimme Worte murmeln, sinnlose, zärtliche Worte — wie man sie kleinen Kindern gibt, damit sie ruhig werden und einschlafen.

Er lachte plötzlich kurz auf. Ein Lachen war es, das wie ein Wutschrei klang.

Er kehrte um und ging geradeswegs zurück in den Park. . .

Dort gab es Bäume, dort konnte er die Äste und Zweige niederschlagen, da er den Mann nicht niederschlagen durfte, den er ins Leben zurückgestoßen hatte...

Schwere Tropfen fielen aus dunklen Wolken herab, Blitze jagten über den Garten, rissen klaffende weiße Wunden in das schwarze Gewölk und leckten an den spitzen Schloßtürmen mit gierig blauen Zungen. Die Bäume zitterten, bogen sich und ächzten im Föhn, der über sie hinwegbrauste, um wirbelnd zurückzukehren, gleichsam, als wollte er sie überrumpeln, um sie der Erde zu entreißen, an die sie sich mit all ihren Wurzeln klammerten. Und der Donner fiel in tosenden Schlägen auf ihre Kronen herab, prasselte wie knatternde Gewehrsalven in ihr bebendes Laub hinein, schlug an ihre Stämme mit dem knallenden Getöse platzender Granaten.

Da stach auch schon der Blitz in den kraftvollen Stamm einer laubfrischen jungen Eiche, daß sie aufflammte gleich einer gewaltigen Fackel und berstend auseinanderklaffte, um ihr Leben auszustoßen, in einem letzten schauerlichen Gähnen.

Erschüttert, fassungslos stand Doktor Julius Graebner dem Tode gegenüber, der einzog in die grünende

Pracht, wie um ihn zu höhnen, ihn seine jämmerliche Ohnmacht fühlen zu lassen. Das jüngste, kraftvollste Leben war ihm zum Opfer gefallen, während dürre Stämme rings umherstanden, die alle Kraft des Bodens für ihre absterbenden Zweige aufsaugten. Den Gesetzen aller Vernunft und jedem Recht zum Hohn spielte der Zufall!

Herr über den Zufall wurde aber nur der, der sich allen seinen Launen, Sprüngen und Infamien furchtlos aussetzte. Nur wer dem Feind entgegentrat, lernte ihn besiegen. . . .

Er sah auf die Uhr.

Eine Sehnsucht, heißer fast als jene, die ihn hierhergetrieben, packte ihn — nach seiner Arbeit, seiner Klinik.

Er lachte jetzt unter dem strömenden Regen, da er an Ertzky dachte, wie der den Auftrag aufgenommen.

„Den Großherzog . . . soll ich operieren . . . ich? Bester, lieber Freund — es ist nicht Ihr Ernst? . . . . Ich weiß ja gar nicht, wie ich dazu komme."

Schafskopf! Wie er dazu kam! . . .

Wie alle dazu kamen — durch denselben lächerlichen Zufall! Weil er selbst nach Glidien wollte, die Frau sehen, ihre Stimme hören wollte — darum!

Ueber Schulaufgaben war er hinaus, auch wenn die Zensur ein Orden war. Aber Ertzky . . . . dem war das was! Der hatte dem geheimrätlichen Professor bei der Konsultation damals mit gar zu viel Ehrerbietung zugehört, als daß er sich nicht verraten hätte.

Dabei ein tüchtiger Kerl! . . . Warum sollte er dem nicht gönnen, was von seiner Tafel abfiel — ein bißchen Geld, ein bißchen Ehre und Ruhm? . . . Er würde schon etwas daraus zu machen wissen. . . .

Der Diener kam ihm entgegen mit Plaid und Schirm „von Frau Baronin".

Sie selbst stand auf der Terrasse, winkte ihm, rief ihm zu: „Sie werden ja ganz naß . . . so kommen Sie doch! Kommen Sie."

Er sah, wie sie ihren Kopf nach rückwärts wendete . . . noch einmal winkte sie, ging zögernd zurück ins Zimmer.

„Wann geht der nächste Zug?" fragte er den Diener.

Der Zug ging erst um zehn Uhr abends.

Wohl oder übel — er mußte bleiben.

Prasselndes Kaminfeuer loderte in seinem Zimmer, ein Anzug hing über einem Stuhl . . . ein Anzug ihres Mannes.

Strammer Kerl mußte der doch gewesen sein. Der Anzug war ihm so passend, wie wenn er sein eigener gewesen wäre. Aber nee —von dem mochte er nichts am Körper haben . . . gerade von dem nicht! Und das hatte sie sich wohl gedacht — darum das prasselnde Feuer im Hochsommer.

Er lächelte, schüttelte den Kopf.

Wie roh die Frauen waren und — wie fein zugleich!

Er setzte sich vor den Kamin und ließ seine Kleider auf dem Körper trocknen.

„Liebste Frau" . . .

Er murmelte es vor sich hin, als könnte sie es hören. Das kannte er sonst nicht, dieses starke Liebes- und Zärtlichkeitsbedürfnis, das ihn plötzlich übermannte. Wie eine ungeheure Schwäche war es. Er lehnte den Kopf zurück in den Sessel und schloß die Augen.

Er überhörte das Klopfen an seiner Tür, hob die Lider erst, als Karola von Glidien vor ihm stand.

„Er ist eben etwas eingenickt. Das ist oft so tagsüber. Nur nachts schläft er nicht."

„Ja."

Um das zu sagen, war sie doch nicht gekommen.

Er streckte ihr beide Hände entgegen.

„Sie sind mir doch nicht böse, nicht wahr?"

Sie sah ihn fragend, bittend an.

Wenn er fortblieb, dann verlor sie ihre einzige Stütze. Sie murmelte: „Wenn es so anders ist bei uns als bei anderen . . . ich kann nichts dafür . . . wirklich nicht! Wenn ich mich Ihnen nicht so widme, wie ich es sollte." . . .

Er lachte laut auf.

„Aber liebste Frau . . . wollen wir denn Salonphrasen drechseln? Wenn es Ihnen genügt, daß ich im Hause bin, während Sie sich unten zur Sklavin Ihres Kranken machen — dann bleibe ich eben im Hause."

Sie sah ihn an, mit dem großen, traurigen Blick ihrer grauen Augen.

„Der Diener sagte mir, Sie hätten nach dem nächsten Zug gefragt."

Eine heftige Bewegung schnürte ihm den Hals zu. Ging es ihr wirklich so nahe, wenn er vor der Zeit Glidien verließ? . . .

Aus einer empfindungstarken und verschlossenen Männern eigenen Scheu heraus wagte er es kaum, ihr Antlitz mit dem Blick zu streifen.

„Nicht wahr, Sie bleiben? Bis morgen bleiben Sie? In den ersten Morgenstunden bin ich frei. Ich werde mit Ihnen frühstücken, und Sie werden mir von Ihren Arbeiten erzählen . . . ja, wollen Sie?"

Seine Augen leuchteten. Behutsam faßte er nach ihrer Hand.

„Auf die Stunde freue ich mich, liebste Frau.". . . .

Und er wußte, daß auch sie sich all die Zeit auf diese eine Stunde gefreut hatte.

„Auf morgen", sagte er. . . .

Sie nickte lächelnd von der Schwelle zurück.

„Auf morgen!" . . .

Die Stunde, die sie abends im düsteren Speisesaal vereinen sollte — die zählte nicht.

Herr von Glidien hatte einen Smoking angelegt, Karola ein weißes, ausgeschnittenes Kleid. . . .

„Verzeihung — darauf war ich nicht gefaßt", sagte Graebner und runzelte die Brauen.

„Aber wieso denn . . . wieso, mein lieber Doktor? Lassen Sie sich durch unsere Anglomanie gar nicht irritieren. Es ist für mich die einzige Gelegenheit, die schönen Schultern meiner Frau bewundern zu können, und für meine Frau die einzige Gelegenheit, mich wenigstens in Brustbildformat als Weltmann zu sehen. Man muß sich gewisse Illusionen erhalten oder wenigstens rekonstruieren können!"

Er saß in einem der Höhe des Tisches angepaßten, eingebauten Armsessel sehr gerade zurückgelehnt; über seinen stets zuckenden Beinen lag eine dunkle, leichte



Seidendecke, die mittels zweier Ringe an Haken unterhalb der Armlehnen befestigt war.

Er war jetzt sehr gesprächig und in bester Laune. Vor einer Stunde war eine Depesche eingetroffen. Eins seiner zwei Pferde hatte in einem Karlshorster Rennen einen kleinen Preis davongetragen.

„Achttausend Mark. Eine Bagatelle, aber immerhin . . . mitzunehmen. Ich selbst habe auf den Gaul setzen lassen: fünfhundert. Leider nur vierundzwanzig für zehn — eigentlich gar keine Quote für einen Outsider, aber der Regen hatte alle in die Flucht gejagt. Man hätte überhaupt das ganze Rennen aufschieben sollen! Na ja . . . aber wie das so ist. In Berlin regnet's nach Straßenvierteln, und in Karlshorst hat der Regen erst gegen Schluß des Rennens eingesetzt, natürlich ausgerechnet, als mein Gaul lief! Immerhin . . . wollen ihn hochleben lassen, was, lieber Doktor? Martyr soll leben! Martyr . . . habe ihn nach einem verdammten Anfall, den ich hatte, so getauft . . . Martyr! . . . Weißt du noch, Karola?" . . .

Ob sie wußte! Damals vor vier Jahren hatte es ja angefangen! Das Martyrium ihres Mannes und das ihrige. Dr. Ertzky war gerade da gewesen und hatte eine Morphiumeinspritzung gemacht. Da war Mister Juck hereingestürzt: ein Fohlen war im Stall — die Mutterstute wohlauf! Die Freude blitzte ihm aus den listigen kleinen Augen. Und richtig — zwei Hunderter flogen in die Hand des kleinen Mister Juck. . . .

Ob Karola von Glidien das noch wußte!

Dr. Julius Graebner nahm dem Kranken das zweite vollgeschenkte Glas aus der Hand.

„So lange ich hier bin — nicht!"

Frau Karola warf ihm einen dankbaren Blick zu, die gute Laune des Kranken aber schlug ins Gegenteil um.

Was maßte der Kerl sich an, ihm Vorschriften zu machen? War er hier nicht bei sich zu Haus? Schneiden sollte der, wenn man ihn dazu befahl — aber sonst. . . Tat er es vielleicht Karola zuliebe? — — Was war das eben für ein Blick gewesen? In dem Blick lag Nähe, Verständigung, lag etwas, woraus er selbst ausgeschaltet war!

Die Unruhe ergriff seinen Körper. Graebner hörte, wie die lackbeschuhten Füße gegen die schweren, geschnitzten Tischbeine flogen, sah, wie die mageren Hände mit den blutroten Nägeln an der seidenen Decke rissen, daß die kleinen Kupferringe über den Estrich rollten.

Karola wurde blaß.

„Willst du auf die Terrasse? . . . Es ist hier so dumpf" . . .

Seine schwarzen, tiefliegenden Augen funkelten sie zornig an. Sie gab dem Diener ein Zeichen, ihn aus dem Zimmer zu rollen.

„Ich will nicht, du . . . ich will nicht" . . . Drohend, halb erstickt klang seine Stimme.

„Aber ich bin ja bei dir, Lieber . . . sei doch nur ruhig . . . ich komme ja mit."

Graebner stand nicht einmal auf. Wenn er sich nicht beherrschte, dann war es aus . . . ein für allemal aus.

Der Diener kam zurück, servierte noch eine Platte; Graebner stieß sie mit dem Handrücken von sich, daß sie fast ins Zimmer geflogen wäre. Er schob die Sektflasche zurück, seinen Sektkelch.

„Bringen Sie mir was Anständiges zu trinken — Rotwein. . . Kann das Getränk nicht leiden! . . . Hatten da so einen Burgunder" . . .

„Ganz recht, Herr Doktor. . ."

„Also bitte —!"

Er warf die Serviette auf den Tisch, ließ sich den Wein einschenken — vorsichtig, daß der schwere Satz nicht die rote Farbe trübte. Dann trank er ganz langsam und blies die Rauchwolken seiner Zigarre zu den weißen Kerzen empor, die aus schweren silbernen Armleuchtern heraus ihr gelbes Licht über die Tafel sandten.

Wer von allen, die sein waren, hielt so zu ihm — wie diese Frau hier zu ihrem Mann? Es war wohl das Recht der Schwachen, mehr zu verlangen und mehr zu nehmen, als der Stärkste es tat.

Was hatte ihm seine Frau je gegeben, was vergleichbar gewesen wäre einem einzigen „ich bin ja bei dir, Lieber" von Karola von Glidien. Was hatte er je von seinem Jungen gehabt — seitdem ihm das arme kleine Mädel unter den Händen weggestorben war?

Sein Junge! . . .

Das hätte doch was sein können für ihn — eine Hoffnung, ein Versprechen für die Zukunft, ein Ziel. . . .

Wenn der Junge gewesen wäre . . . dann . . . dann hätte er Ertzky vielleicht doch nicht hingeschickt, sich Ruhm und Ehren holen — die ihm selbst zugedacht waren. Wenn der Junge ihm gehört hätte — wie er der Mutter gehörte — hätte er anderes gehabt, seine Sehnsucht zu betäuben, seinen Mut zu stählen — als den schweren Burgunder. Der war ihm jetzt zum Bedürfnis geworden, ein künstliches Mittel zur Beherrschung seiner Nerven, ein Mittel, dessen Gefahren er selbst besser als jeder andere kannte. . .

Er rauchte und trank und dachte. . . . Immer klarer, immer schärfer. . . . Vorsichtig lugte der Diener herein, sah nach, ob die Kerzen noch brannten. . . .

„Wünschen der Herr Doktor noch etwas?"

„Ja . . . nein . . . was ist die Uhr?" . . .

Drei Stunden hatte er allein an der schweren, großen Tafel gesessen, die geschmückt war wie zu einem Fest. Zwei große, bauschige Flaschen hatte er hier leer getrunken.

Er stand auf, schritt langsam und schwer durch den breiten, gewölbten Gang. Aus einem Zimmer drang eine weiche, müde Frauenstimme.

Er blieb stehen. Dort, hinter jener Tür, saß sie und las ihrem Mann vor, damit er einschlief . . las Stunde um Stunde, um ihn die Schmerzen vergessen zu lassen und die Angst vor der Nacht.

Notdürftig kleidete er sich aus und warf sich auf sein Bett. So schlief er am liebsten, wenn er am nächsten Morgen frisch sein wollte. Nachts wachte er auf. Es war noch dunkel draußen, und der Regen tropfte noch immer in das raschelnde Laub. Er warf die Jacke über, schlüpfte in die weichen Schuhe, schlich hinaus in den Gang. . . .

„Du sollst mir die Decke halten. . . . Warum kannst du nicht? . . . Die Decke drückt mich . . . ja, auch das

Leinentuch drückt mich . . . gut . . . dann stütze es mit Büchern . . . nein . . . nicht mit dem . . . Lies noch etwas, bitte . . . Liebe, Gute . . hab Mitleid . . . lies . . . laß mich nicht allein . . ."

Und die müde, weiche Frauenstimme setzte wieder ein, noch etwas leiser las sie, noch etwas langsamer. . . .

Graebner hielt an sich, um nicht mit der Faust die Tür einzuschlagen, um nicht loszubrüllen: „Sie morden ja Ihre Frau, Herr . . . Sie morden sie." . .

Daß er sich jetzt bezwang, war das größte Opfer, das er je gebracht. Ganz leise klopfte er an, ganz milde war seine Stimme: „Ich darf doch herein, Baron . . . ich kann nicht schlafen und möchte Ihnen Gesellschaft leisten."

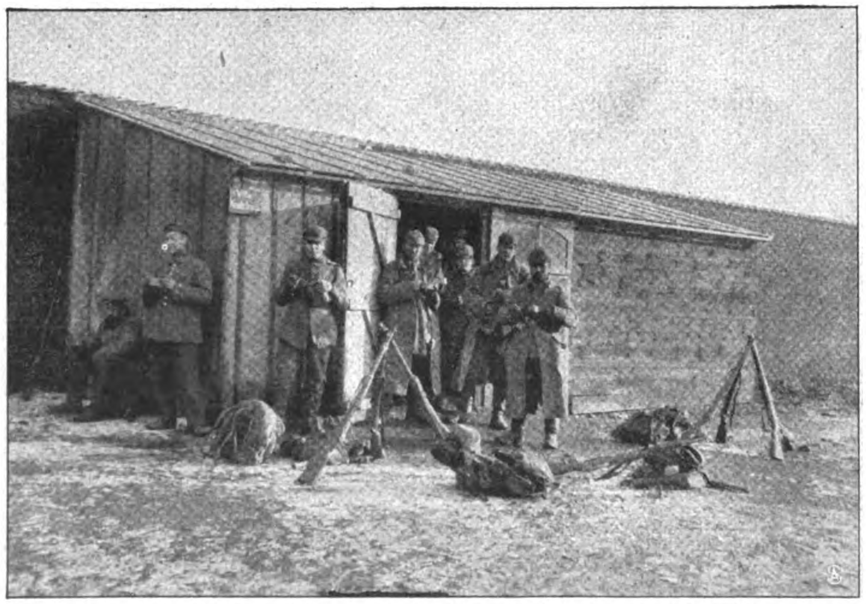
(Fortsetzung folgt.)

Deutsch-flandrische Militärbäder.

Von Ernst Gustav Wegener. — Hierzu 11 Abbildungen.

„Cäsar schlug Winterquartiere auf." Wie mancher von uns hat als unschuldsvoller Tertianer diese im Bellum Gallicum oft wiederkehrende Phrase übersetzt, ohne zu ahnen, daß er selbst einmal zum Gallischen Kriege seines eigenen Volkes ausrücken und — wie Cäsar — Winterquartier beziehen würde. Winterquartier im anderen Sinne freilich als zu Cäsars Zeiten; denn war im Altertum tatsächlich der Beginn der rauhen Jahreszeit das Signal zum Einrücken ins Hibernum, so wird bei der modernen, vom Wetter weniger abhängigen Kriegführung die Einrichtung von Dauerquartieren durch das Aufhören des Bewegungskrieges bedingt. Liegt die Truppe — wie hier in Flandern — wochen-, ja monatelang in den gleichen Stellungen dem Gegner gegenüber, so bildet sich in den Dörfern oder auch Städten hinter der Feuerlinie ein reges Quartierleben heraus, das viel freundliche und friedliche Züge aufweist. Ein lehmbedecktes Bataillon rückt zu einigen Tagen wohlverdienter Erholung ein, ein ausgeruhtes zieht mit klingendem Spiel wieder in seine unterirdischen Laubenkolonien hinaus.

Die Ruhetage, die man den Truppen in den behaglichen Stadtquartieren gönnt, sollen zwar in erster Linie der Ruhe, aber nicht dieser allein dienen, Geist und Körper des Mannes aus dem Schützengraben sollen auch angeregt und erfrischt werden. Sucht man die Stimmung der Truppe durch Musik, kinematographische Vorführungen und dergleichen zu heben, so gilt mit Recht die größere Sorge dem körperlichen Wohlbefinden des Mannes. Und wenn die uniformierten Jünger Aeskulaps schon im Frieden den Gesundheitzustand unserer Mannschaften auf hervorragender Höhe zu halten gewußt haben, so werden sie in diesem Krieg ihrer schweren Aufgabe in so bewunderungswürdiger Weise gerecht, daß man erst nach Friedenschluß die Wirkung des Geschaffenen, insbesondere die Wirkung der Feldhygiene wird überschauen können.



1. Das Sanitätsbad: Aufenthalt für Mannschaften vor der Behandlung.

Wie vielseitig der deutsche Militärarzt sein kann, das hat sich bei uns in Flandern bei der Ausgestaltung der Dauerquartiere gezeigt. Dem seligen Kneipp hätte das Herz im Leibe gelacht, wenn er hätte die Besichtigungsfahrt mitmachen können, zu der der liebenswürdige Hygieniker unseres Korps, Stabsarzt Professor Dr. W., mich unlängst aufforderte; sie galt den Badeanstalten unseres Armeekorps.

Wie es dem deutschen Volke gelungen ist, Armeen aus der Erde zu stampfen, so muß man unsern Sanitätsoffizieren den Ruhm lassen, Badeanstalten aus nichts hervorgezaubert zu haben. Gleich die erste Besichtigung gab ein packendes Bild davon.

Das halb französische, halb belgische Städtchen, in dem wir liegen, zeigte im Frieden trotz seiner fast die 10,000 erreichenden Einwohnerzahl keine an ein Bad auch nur entfernt erinnernde Einrichtung. Und doch haben die „Boches" es fertiggebracht, innerhalb weniger Wochen eine „deutsche Militärbadeanstalt" ins Leben zu rufen.

Es ist eine frühere Färberei, an deren Eingangspforte und an deren großem freistehendem Wasserbehälter diese Fettschrift prangt. (Abb. 10.)

Schon von weitem erkennt man, daß an dieser Stelle der engen Straße etwas Besonderes los sein muß. Eine Schar von Kindern und halbwüchsigen Bengeln hat hier einen schwunghaften Handel mit Aepfeln, Apfelsinen, Schokolade und Zigaretten eröffnet.

Ueber den Hof, auf dem die Reinigung heischenden Mannschaften sich drängeln, führt der Weg durch eine niedrige Tür in einen Vorraum, der bereits — wie die ganze übrige Anstalt — in strahlender Weiße glänzt.

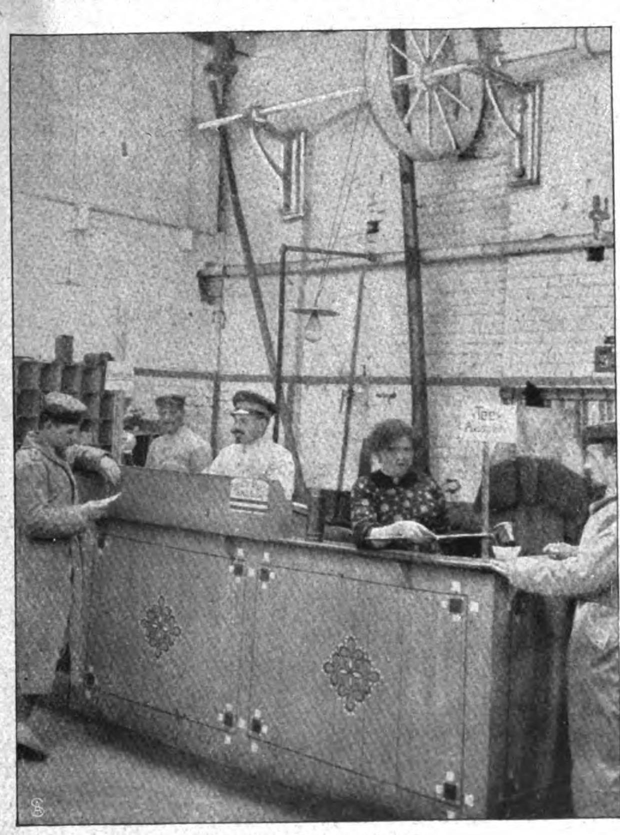


2. **Eingang und Wäscheausgabe (rechts), Ausgang links.**



3. **Warteraum der Militärbadeanstalt.**

Es ist ein alter, ehemals schmierig schwarzer Maschinenraum, der durch Ziehen von Holzwänden, durch Herstellung von Verschlägen und Schaltern, durch Aufstellung von großen Palmenkübeln in ein nach Feldbegriffen luxuriöses „Vestibül" umgewandelt ist. Die Mannschaften erhalten hier Seife und Wäsche und können auf Ruhebänken einige Minuten verschnaufen. Vorsichtige haben Gelegenheit, ihre Wertsachen abzugeben. Wer



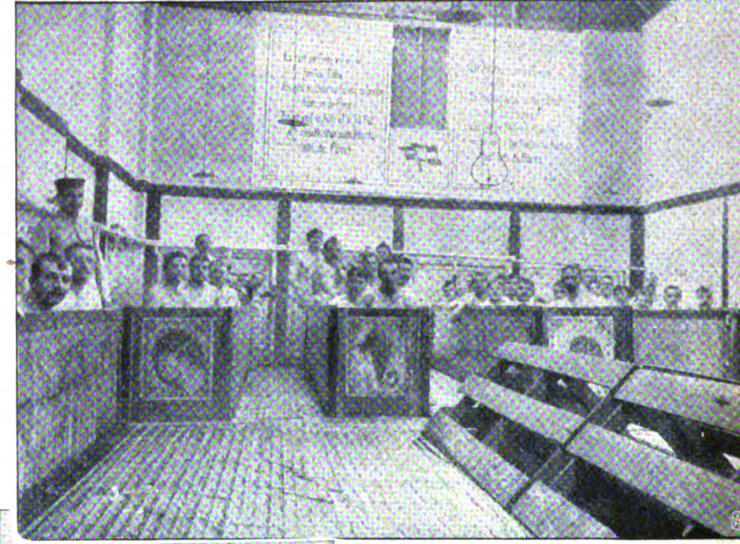
4. **Der Teeausschank.**



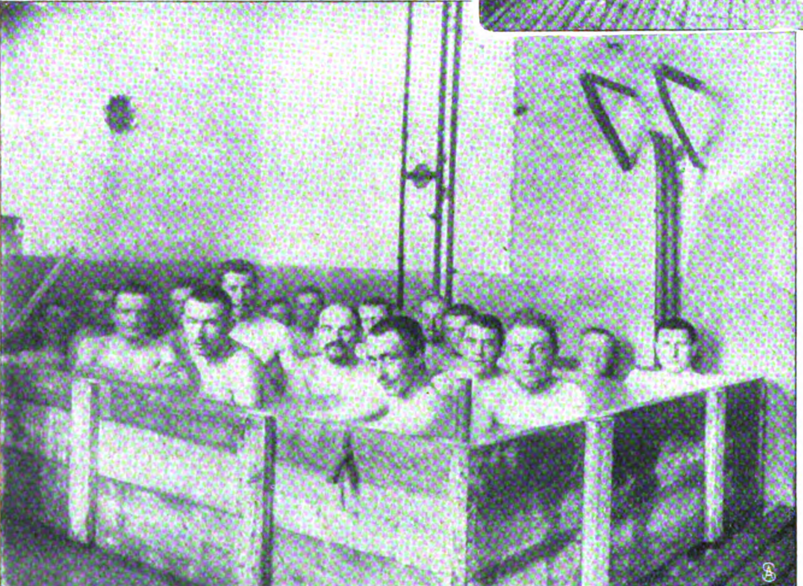
5. **Vorraum zu den Offizierbadezellen.**

bei dieser Gelegenheit einen Goldfuchs finden sollte, der bis dahin ein unwürdiges Brustbeuteldasein führte, wird durch die groß angeschlagene Verheißung eines Paares Morgenschuhe an seine Pflicht erinnert (Abb. 3). So sind bereits 6000 Soldatengoldstücke via Feldbadeanstalt zur Reichsbank gewandert.

Hat der bestaubte Kriegsmann sich so seines Goldes und — wenn er mittellos — einiger Pfennige für die Büchse „Ersatz Emden" entäußert, so tritt er in den nächsten Raum, in dem er sich der äußeren Hülle entledigt. Die Kunst der Pioniere hat hier eine Unzahl von geräumigen Kleiderfächern errichtet, die sich im Umsehen mit Wäschestücken füllen. Hier kann man am besten sehen, mit welchem Reichtum wollener



7. **Innenansicht des Mannschaftsbades.**



6. **Holzbassin in einer früheren Dampfmolkerei,**
von Pionieren gezimmert.

und baumwollener Liebe die Heimat ihre braven Feldgrauen überschüttet hat. Einer trägt zwei Lungenschützer, ein anderer drei Paar Strümpfe, ein dritter zwei Unterjacken, zwei Hemden und noch eine Weste. Man könnte sie fast für Reisende in Wolle halten, die ihre Musterauswahl auf dem Leib herumtragen. Jetzt öffnet der erste die Tür, und ein Adam nach dem andern setzt den nackten Fuß über die Schwelle des Allerheiligsten. Wir befinden uns jetzt im Baderaum selbst. An der einen Seitenwand finden sich acht Brausen, unter denen zunächst mittels Seife eine gründliche körperliche Reinigung vorgenommen wird. Daneben stehen fünf riesige Holzwannen, deren klare Fluten den Ankömmlingen ihre warmen Dämpfe verlockend entgegenhauchen. Bald sind alle Wannen gefüllt. Kopf an Kopf sitzen sie hintereinander vom jungen Freiwilligen bis zum ergrauten Landwehrmann (Abb. 7).

Wer sich in den Anblick des lustigen Treibens versenkt, das jetzt beginnt, der wird sich erst klar über die fabelhafte Leistung, vor der er steht.

Ein Bad, ein richtiges Soldatenbad, in dem 50 Leute zu gleicher Zeit im Wasser plätschern können, ist hier geschaffen. Und was war früher? Düstere, unmoderne Fabrikhallen mit schmutzigen Höfen und dunklen Durchgängen: Der Gegensatz aller Hygiene!



8. **Mannschaftsbäder in den Holzbottichen einer früheren Waschanstalt.**





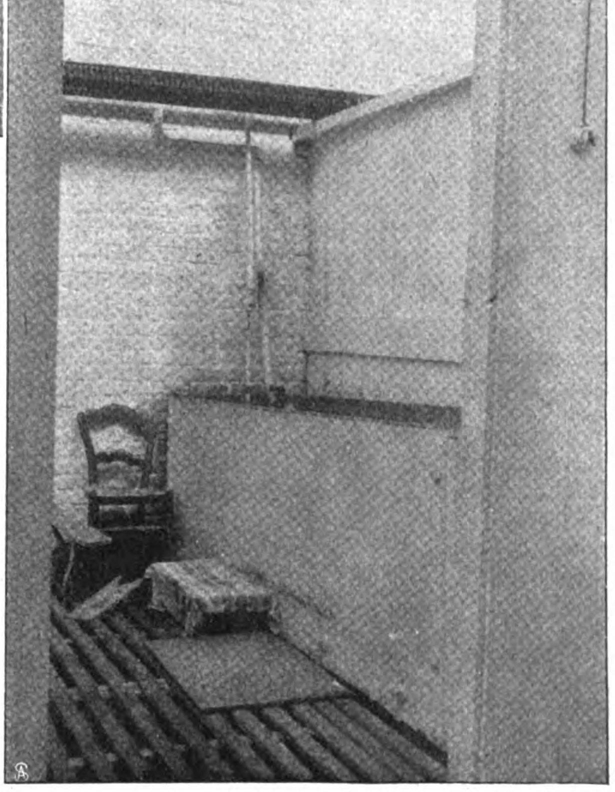
9. Mannschaften beim Waschen ihrer Kleider,
die vorher im Dampftopf keimfrei gemacht worden sind.

In zwei Wochen anstrengender unausgesetzter Arbeit hat man nicht nur die Hallen durch Holzwände zweckmäßig eingeteilt und jeden Winkel weiß lackiert, sondern außer der vorhandenen Wasseranlage die ganze Anstalt mit Zentralheizung und elektrischem Licht versehen. Die Erwärmung des Wassers geschah im Anfang durch Einlassen heißen Dampfes in die Badebütten, denen er durch ein eigens gelegtes Rohrsystem zugeführt wurde: jetzt erfolgt die Heißwasserbereitung bereits im Sammelbassin.

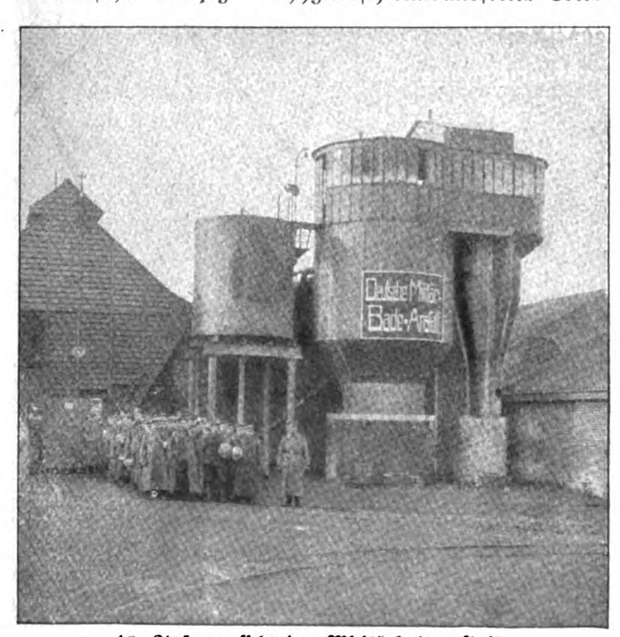
Wie auf Abb. 7 ersichtlich, ist sogar die Phantasie der biederen Maler zu ihrem Recht gekommen: Fische, Seepferdchen, Schnecken und andere Symbole des Wassers haben auch äußerlich die ehemaligen Färbebütten in Badewannen umgewandelt. Selbst die Dichtkunst hat ihren Platz gefunden: Dehmels Flaggenlied bildet einen geschmackvollen Wandschmuck.

So sehen wir jetzt ein hygienisch einwandfreies Volksbad vor uns, in dem selbst Rasier- und Haarschneidestuben nicht fehlen, und das „Geschäft blüht". Von nah und fern strömen die „Badegäste" herbei und in so reicher Zahl, daß sich die Bahnverwaltung zur Einrichtung besonderer geheizter Badezüge entschlossen hat. 1300 Mann an einem Tag ist bis jetzt die höchste Besuchziffer gewesen!

Als wir das Mannschaftsbad verließen, (Ansicht des Ausganges Abb. 2), nötigte uns unser freundlicher Führer, eine Tasse Tee zu nehmen, wie sie jedem Soldaten nach dem Bad gereicht wird (Abbild. 4.) Kempinski aus Berlin hat in einer Nachbarstadt eine Filiale errichtet: wie wär's, wenn Wertheim den hiesigen Teeraum in Verwaltung nähme.



11. Offizierbadezelle.



10. Außenansicht der Militärbadeanstalt.

In einer Nebenhalle ist in gleichem Stil ein Offizierbad mit Ziegelzellen errichtet (Abb. 11). Hier gibt es noch einen Lese- und Warteraum; auch hier waltet ein Verschönerungsrat seines Amtes (Gesamtansicht des Offizierbades Abb. 5).

Das W.er Soldatenbad ist das Vorbild für mehrere andere Feldbäder in der Umgebung gewesen. So dienen in M. die riesigen runden Bottiche einer Flachsbleicherei als Badewannen (Abb. 8).

In einem anderen Ort wurde eine belgische Molkerei zu der ehrenvollen Aufgabe ausersehen, deutschen Feldgrauen (zuweilen auch noch ohne Uniform „Feldgrauen") Reinigung zu gewähren. In einfacher Weise dürfen sie hier Wasser schlemmen.

In Milcheimern nehmen sie zunächst ein Fußbad, dann gibt's eine Dusche unter alten Trichtern und Sieben,



sodann ein Sitzbad in Butterkübeln, und die letzte Wässerung erfolgt in einem wiederum von Pionieren hergestellten, ein Meter hohen Holzbassin, in dem zwanzig Mann Platz finden (Abb. 6). Die Dampfmaschine, die man vorfand, ist wieder in vollem Gange: Sie pumpt das Wasser, erwärmt es und treibt die elektrische Lichtanlage. Auch hier wird im Abkühlungsraum Tee „gereicht".

Einzig in seiner Art ist das Brausebad in dem Dörfchen B. Es ist mit den übrigen Badeanstalten deshalb nicht zu vergleichen, weil man hier — abgesehen von dem Hause selbst, und auch dies haben die Pioniere durch Schuppen erweitert — nichts Verwendbares, wie Wasseranlage, Maschinen, Bütten usw., vorfand, sondern die gesamte Einrichtung neu zu schaffen hatte. Hier haben Pioniere und Sanitätskompagnie wirklich glänzend gearbeitet!

Außer der verblaßten Inschrift „Estaminet" (Wirtshaus) erinnert nichts mehr an die recht wasserfeindliche Vergangenheit dieses Hauses. Mittels einer „requirierten Feuerpumpe" wird das Wasser aus einem selbstgegrabenen Brunnen zunächst zum Bodenraum emporgepumpt. Dort steht ein aus flandrischem, fast noch feuchtem Lehm errichteter Kesselofen, in dem die Erwärmung vorgenommen wird. Die erhitzten Wassermengen werden dann in einen Mischbottich geleitet, in dem sie auf Badetemperatur bereitgehalten werden. Unterdessen haben die Mannschaften sich im ehemaligen Schankraum entkleidet und warten unter den Brausen (alten Trichtern mit durchlöcherten Blechdeckeln) des früheren Gastzimmers auf den künstlichen Regen. Der unsichtbare Bademeister im Oberstock öffnet auf ein Glockenzeichen die Schleusen, und unsere Braven springen unter den reinigenden Strahlen umher wie die Kinder im Maienregen. Das nasse Element, das sie noch vor einer Stunde in den Schützengräben verwünscht haben, wird ihnen hier zum Jungbrunnen, alle Entbehrungen sind vergessen, der Humor ergreift auch den Ernstesten.

Den Gipfel des Feldluxus stellt die Offizierzelle des 7. B.er Wirtshausbades dar, die der Villa manches Millionärs Ehre machen würde. Die hölzernen Wandverkleidungen, die Türen, die Wanne und die Möbel sind in Weißlack gehalten; die in die Wände eingelassenen Rokokolandschaften, die Spiegel, die Kretonnegardinen würden vielen jungen Frauen gut gefallen. Die ganze Herrlichkeit stammt aus einem nahen, unter Feuer liegenden Schloß, aus dem sie ein feldgrauer Innenarchitekt unter das sichere Dach dieses Dorfestaminets verpflanzte. Verläßt jeder Soldat die erwähnten Badeanstalten mit dem Gefühl der Dankbarkeit und mit der Hoffnung auf baldigste Wiederholung der feuchten Genüsse, so gibt es doch eine Anstalt, von der zwar keiner ohne Erkenntlichkeit, aber jeder mit dem Gedanken scheidet: „Hoffentlich niemals auf Wiedersehen".

In diesem Badehaus ist die allgemeine Reinigung Nebenzweck; Hauptsache dagegen die Vertreibung kleiner Tierchen, die Haut und Kleider des Menschen als bequemsten Wohn- und Nistplatz ansehen, sehr im Widerspruch mit den Ansichten dessen, der sich ihres Besuches zu erfreuen hat. Er sucht bei uns die Villa „Kratzfried" auf, das Läuse- und Krätzbad unseres Korps.

Dieses Sanitätsbad befindet sich in einer früheren Bänderfabrik, die natürlich — ähnlich wie die vorerwähnten Anstalten — von Grund aus umgewandelt ist. Es steht unter der Leitung des rührigen Chefarztes eines Feldlazaretts, der hier mit Hilfe seines Personals und der stets hilfsbereiten Pioniere eine Mustereinrichtung geschaffen hat.

Herrscht schon in allen Bädern große Sauberkeit, so ist hier ihre höchste Steigerung, die Desinfektion, der Wahlspruch. Die Patienten halten sich zunächst in einem eigens für Neuankömmlinge errichteten Holzgebäude auf (Abb. 1). Für sie hat das Wort: „Wen es juckt, der kratze sich" Bedeutung und Berechtigung. (Vergl. die Tafel auf der linken Seite.) Ist die Reihe an sie gekommen, so begeben sie sich ins Hauptgebäude, wo sie sich im ersten Raum sämtlicher Kleidungstücke entledigen. Während diese in großen, fest verschlossenen Kesseln mittels heißen Dampfes desinfiziert werden, baden sich die Krätze- und Läusekranken selbst in großen Holzwannen, die ursprünglich zum Waschen, Färben und Beizen der Bänder dienten. Das geschulte Sanitätspersonal sorgt für die vorschriftsmäßige Anwendung von Seifen, Bürsten und Salben. Haben die Leute den Baderaum verlassen, so erhalten sie frische Stoffanzüge, in denen sie ihre jetzt völlig keimfreien Uniformen waschen, um sie auch mechanisch von allen Fremdstoffen zu reinigen (Abb. 9). Der Boden der Fabrik ist zu einem Trockenraum umgewandelt, in dem die Kleidungstücke auf langen Stangen hängend durch heiße Luft getrocknet werden.

Während des einen bzw. der zwei Tage, die die Läuse- und Krätzekranken in der Anstalt zubringen, ist für ihre Unterkunft wie für ihre Unterhaltung bestens gesorgt. Ein großer lichter Arbeitsaal im Obergeschoß der Fabrik dient als Schlafsaal, andere Räume als Lese- und Unterhaltungzimmer. Selbst eine Friseurstube ist auch hier eingerichtet.

Auch im Freien findet, wer will, Gelegenheit zum Spiel und zu körperlicher Übung. Im Hof der Fabrik ist ein Reit- und Fußballplatz angelegt, auf denen die Rekonvaleszenten bei fröhlicher sportlicher Betätigung die Leiden ihrer zwar nicht gerade gefährlichen, aber doch niederdrückenden und ekelerregenden Krankheit vergessen.

Der Laie wie der interessierte Mediziner werden dem trefflichen Organisator und Leiter dieses Sanitätsbades nur höchste Anerkennung zollen können.

So bilden die Kriegsbäder unseres Korps ein Ruhmesblatt für die deutsche Feldhygiene: Tausende von frischgewaschenen, strahlenden Soldatengesichern beweisen es tagtäglich.

Die beigefügten Photographien verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Oberstabsarztes Dr. B.

Der Schwertfeger.

Am Amboß stand er spät und früh.
Er härtete Schwerter und glättete sie.

Viel hundert Schwerter hat er gemacht
Von der Nacht in den Tag, vom Tag in die Nacht.

Das letzte, das er zur Probe schwang,
Kein andres war so scharf und blank.

Das schärfste und blankste, das er gefegt,
Hat er an die eigne Hüfte gelegt.

Und ließ die Werkstatt — Werkstatt sein
Und trug sein Schwert in die Feinde hinein.

Leo Heller.



Der verbotene Weg.

Skizze von E. Albrecht-Doussin.

Es war ein Wunsch, dem sie blindlings gehorchte, als sie beim Erwachen die Stimme des Frühlingswindes im Haus hörte und den jungen Morgen lachend blau, trotz Krieg und Not und Tod auf Erden, über den Vorstadtdächern funkeln sah.

Oder war es der helle Ruf des Schicksals selbst, der sie zwang, ohne weiteres auf den Bahnhof zu eilen, sich in den Zug zu setzen und bis zu der kleinen Station zu fahren, von wo aus sie so weit gehen konnte, bis sie Rönsdorf wenigstens von weitem sah?

Es war doch Frühling draußen im Rönsdorfer Bruch! Und jeder wilde Vogel dehnte seine Flügel und mußte der Sonne entgegenziehen.

Sie war auch ein Wildvogel, gefangen in schweren, jähen Schatten, mit klopfendem Herzen, mit heimwehheißen Augen den goldenen Trost der Sonne suchend.

Ja, wenn sie es nicht gewußt hätte, was Frühling ist — kaum, daß da draußen der Schnee abtaute, standen die Schwarzerlen auch schon in roten Knospen, die kleinen Pappeln überzogen sich mit braunem Flor, Weiden lockten mit goldenen Gerten, Haseln schüttelten gelbe Staubwolken von sich, rosig schimmerte der Seidelbast, und die Meise im Birkenstockausschlag sang ihr kleines, feines, zärtliches „Zizizirrr" in die Stille.

Fragte der Frühling danach, ob er hineinpaßte in die große, blutige Zeit? Fragte ihr Herz danach, ob es hämmern durfte, wenn ihr das Meisenliedchen ins Ohr kam?

Da fährt er weiter ins Land, der bimmelnde Kleinbahnzug! Sie aber geht beschwingt auf der Chaussee, und der Ackerwind fällt ihr frisch ins blonde Haar, daß sie das Mützchen fester stecken und immer wieder die Nadeln in das schimmernde schwere Geflecht zurückschieben muß. Es ist gerade, als will ihr der Wind die Zöpfe befreien, daß die alten Apfelbäume sie wiedererkennen, die Liselott von damals, die hier so oft, ach wie oft im Ponywagen vorüberbrauste und mit der Peitsche nach den kühlen, roten Früchten schlug. Aber diese zwanzigjährige Anmut ist im innersten Wesen ja noch ganz und gar die alte, wilde Rönsdorfer Liselott!

Keine halbe Stunde, und sie steht mitten in den von Wassergräben durchzogenen Wiesen vor dem träumerisch stillen Gehölz, dessen violetter Vorfrühlingschimmer längst in durchsichtig grünem, flimmerndem Laublicht aufglühte.

Ein impulsiver Glückschrei fliegt ihr über die Lippen. Da liegt das Schaumkraut und der Brunnenkresse feiner Blütenschnee an den Grabenrändern. Kiebitze gaukeln rufend in blitzenden Flugspielen durch den feuchten, goldenen Dunst des Morgens!

Was? Eine Tafel am Gehölzrand? „Verbotener Weg! Der Besitzer." Verbiete du nur, denkt Liselott, und ihr Kopf geht trotzig in den Nacken; erstens bist du im Krieg, und dann möchte ich mal sehen, wer mich jetzt fortweisen möchte aus meinem heiligen Kinderland!

Sie folgt dem Zitronenfalter, der wie ein goldenes Feuerchen über die jungen Erdbeerblätter und die feinen, grünsilbernen Schlingen des Hopfens spielt und dann an der dummen Tafel vorbei hineinwirbelt in die flimmernde Heimlichkeit des Bruchs.

O der Duft von wildem Waldmeister, von Kiefernmaiwuchs und der Juchtengeruch des lichten Birkenlaubs und der Sonnenschein, der in lauter funkelnden Ringen auf dem Weg liegt!

Lieber Gott, da sitzt ein Finkchen bunt in einem blütenüberrieselten jungen Baum und ruft nach einem andern. Und es ist her und hin ein holdes Frag- und Antwortspiel.

Aber wo führt sie denn ihr Falter hin? Über die schilfigen Torftülken kann sie doch nicht mehr springen heut? Suchend blickt sie sich um. Hat der Frühling die Libellen noch nicht aufgeweckt? Die großen Sonnenlichtflieger mit den königsblauen Leibern, dicken Köpfen, leisen, seiderüschelnden, funkelnden Goldgazeflügeln oder die smaragdenen oder die wie mit hellblauem Mehl bestäubten — —

Nein, ein Pfauenauge zeigt ihr statt dessen die bunte Malerei der Schwingen in greifbarer Nähe; aber sie rührt sich nicht, sie atmet kaum, als er ihr beinah das blütenfrische Gesicht streift.

Dann kniet sie hin, wo ein Schneckchen das gelb- und braunberingte Häuslein einen Halm hinaufzieht und oben mit feinen, weichen, schwarzpunktierten Fühlern ins Leere tastet. Unten aber wartet ein zweites Schneckchen seiner Wiederkehr.

Dort, weiterhin, muß sie sich erst einmal setzen, die Erinnerungen ergreifen sie plötzlich mit unnennbarer Gewalt. Diesen Weg über Windbruch, Dürrholz, Ried und Heidekraut, der in die Schonung führt, ist sie mit Vater täglich gegangen. Hier wartete sie mit ihm an dämmernden Märzabenden auf das Puitzen und Quarren der streichenden Schnepfen oder den pfeifenden Flug eines Entenpärchens oder im Mai-Juni auf den braven roten Bock, der über die Bruchwiesen zum blühenden Kornschlag hinüberwechselte. Hier fütterten sie im Winter das Wild.

Es zuckt in ihren Zügen, aber sie beißt die Zähne zusammen. Na, man bloß nicht etwa heulen, Liselott!

Ein Kaninchen flitzt aus der Schonung. Wildbienen summen, flinke Goldwespen zucken vorbei, blaue Metallfliegen fallen in den Sand, zwei Rotkehlchen jagen sich durchs Gezweig. Und warm und stark stehen die Harzduftwellen vor der dichten, dunklen, mit unzähligen hellen Maitrieben besteckten Kiefernwand. Hier wird sie sitzenbleiben, die Hände um die Knie gefaltet, in der heißen Sonne, und träumen, daß alles noch ist wie einst, daß sie die fünf Stadtjahre gar nicht erlebt hat, daß sie noch hierher gehört wie das Blatt zum Baum, kein böser Wind riß es ab, trug es auf und davon. — — Es kann nicht sein, kann nicht sein —

Plötzlich knackt ein trockner Zweig unter einem Schritt. Es räuspert sich jemand in tiefer Stimmlage.

Ihr Kopf fährt herum.

Jemand in Jagdjoppe und Pirschstiefel, die Büchse übergehängt, steht da lang und groß im Weg und sieht sie an, sieht sie an, als käme auch er mühsam aus tiefen Gedanken in die Gegenwart zurück.

Im Nu ist sie auf den Füßen.

Zwei junge Menschen stehen sich gegenüber in der lichten Stille, dem weltfernen, goldenen Frieden eines einsamen Frühlingsgehölzes, sehen sich an mit großen Augen, fühlen ihre Gesichter langsam heiß werden und ihre Herzen seltsam schlagen.

Endlich, in der zwingenden Notwendigkeit, sich als Herrn der Situation zu zeigen, sagt er, nach dem Filzhut auf dem militärischen Scheitel greifend: „Mein gnädiges Fräulein, sollten Sie sich hier verlaufen haben, so gestatten Sie mir wohl die Führung."



Ihre Stirn glüht auf: „Ich kann mich hier nicht verlaufen; ich kenne jeden Baum und Strauch im Rönsdorfer Bruch."

„Aber ich habe Sie doch niemals hier angetroffen", verwundert er sich.

Sie befühlt mechanisch das goldene Herzchen, das ihr an einem feinen Kettchen um den bloßen Hals hängt. „Ich bin seit Vaters Tod nicht mehr hier gewesen."

Warum spricht sie denn mit dem fremden Menschen? Und warum läßt der fremde Mensch seine Augen, die so hell in dem braunen, schmalen Gesicht befehlen, nicht von ihren Lippen?! Wenn ihr nur das Herz nicht so zum Umfallen klopfen wollte!

Er antwortet nicht. Mit aufmerksamem, innerlichem Ausdruck steht er da. Und sie fährt hastig fort: „Ich habe es wohl gesehen. Der neue Besitzer hat eine Tafel gesetzt, ich darf ja hier rechtmäßig nicht gehen. Aber nicht um die Welt bäte ich ihn etwa um seine gnädige Erlaubnis!"

Sie weiß nicht, was sich da in ihren Zügen alles verrät an trotzigem Weh. Sie weiß nicht, wie er gefesselt ist von dem starken, leidenschaftlichen Liebreiz ihres kindlichen Persönchens.

Sie wendet sich, den Weg zurückzugehen nach den Wiesen. Und mit ruhiger Selbstverständlichkeit tritt er an ihre Seite.

Sie scheinen keine Eile zu haben. Sie reden auch nicht viel. Konventionelle Alltäglichkeiten passen nicht an diesen frühlingfeiernden Ort, in diese heimliche, süße Stunde.

Zuweilen begegnen sich aber ihre Blicke, und dann überströmt es sie jedesmal heiß.

Als sie aus den letzten raumen Erlenstangen heraustreten, fallen ihre Augen gleichzeitig auf die bewußte weiße Tafel: „Verbotener Weg. Der Besitzer."

Sie bleibt stehen, ihre Nasenflügel zittern leise. Ihm aber zuckt ein Lächeln unter dem Schnurrbart hin.

Und nun? Die Mädchenaugen weiten sich. Was macht er denn da?

Er rüttelt mit kräftigen Händen an dem anmaßenden Pfahl, hebt ihn aus dem gelockerten Erdreich und wirft ihn — krach — hinein ins Gebüsch. „So", sagte er bloß, sich die Erde von den Gamaschen klopfend.

Liselott ist ganz blaß geworden in einer plötzlichen Erkenntnis: „Sie — Sie sind der —" stottert sie hilflos, „aber ich denke, Sie sind doch im — im — im Krieg?"

Da nimmt er ihre Hände und küßt sie. So etwas Liebes, Warmes, Sicheres geht von ihm aus, daß sie sie ihm nicht entzieht, obgleich seine Lippen doch eigentlich viel zu lange und fest darauf liegenbleiben und es ein ganz wunderlicher Handkuß wird.

Er erzählt ihr, daß er seinen Erholungsurlaub hier verleben durfte und just morgen wieder zur Front abreisen wird.

Ach Gott, denkt sie in einem verwirrten Gefühl, er kann ja nichts dafür, daß er der neue ist, dem ich nie im Leben begegnen wollte.

Er fährt fort ihr zu sagen, wie ihm ganz wunderbar zumute ist, daß ihm in letzter Stunde etwas so Schönes und Liebes geschieht, wie er sich nie hat träumen lassen, etwas wie ein Märchen, vom Heimatfrühling erzählt, fern, fern vom großen Weltgewitter.

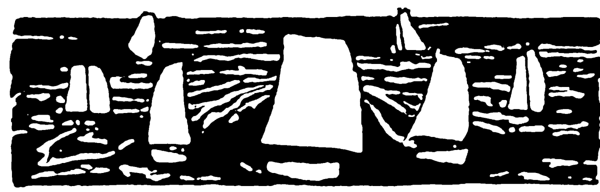
Es wirbelt ihr nur so im Kopf, als er oben an der Chaussee noch einmal ihre Hände festhält und mit einem tiefen Ernst in der Stimme „Auf Wiedersehen" sagt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 18. Berlin, den 1. Mai 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

20. April.

Ein feindlicher Flieger wirft über Lörrach Bomben ab, die eine einem Schweizer gehörende Seidenfabrik und zwei Häuser beschädigen und mehrere Zivilpersonen verletzen.

Als Antwort auf russische Bombenabwürfe auf Insterburg und Gumbinnen wird der Eisenbahnknotenpunkt Bialystok mit einhundertfünfzig Bomben belegt.

21. April.

In letzter Zeit sind mehrfach britische Unterseeboote in der deutschen Bucht der Nordsee gesichtet und wiederholt von deutschen Streitkräften angegriffen worden. Ein feindliches Unterseeboot wurde, wie der Admiralstab meldet, am 17. April versenkt. Die Vernichtung weiterer Unterseeboote ist wahrscheinlich, aber nicht mit voller Sicherheit festgestellt worden.

In den Karpathen hat der Gegner seine verlustreichen Angriffe gegen die wichtigsten Abschnitte der Front seit geraumer Zeit eingestellt. Dagegen entwickelten sich im oberen Czirokatal bei Nagypolany sowie im ganzen Quellgebiet dieses Flusses neuerdings heftige Kämpfe, die mehrere Tage und Nächte hindurch andauerten. Auch hier erlitten die heftigen russischen Vorstöße schließlich das allen früheren Angriffen zuteil gewordene Schicksal.

22. April.

Die deutschen Truppen stoßen aus der Front Steenstraate—östlich Langemarck gegen die feindlichen Stellungen nördlich und nordöstlich von Ypern vor. In einem Anlauf dringen unsere Truppen in neun Kilometer Breite bis auf die Höhen südlich von Pilkem und östlich davon vor; gleichzeitig erzwingen sie sich in hartnäckigem Kampf den Uebergang über den Yperkanal bei Steenstraate und Het Sas, wo sie sich auf dem westlichen Ufer festsetzen. Die Orte Langemarck, Steenstraate, Het Sas und Pilkem werden genommen, mindestens sechzehnhundert Franzosen und Engländer und dreißig Geschütze, darunter vier schwere englische, fallen in unsere Hände.

Auf Befehl der englischen Admiralität wird der ganze Verkehr zur See zwischen Holland und England, sowohl der Güter- als auch der Passagierverkehr, von heute ab stillgelegt. Für den Posttransport werden besondere Vorkehrungen getroffen.

An der Karpathenfront wird ein erneuter Ansturm gegen unsere Stellungen an und beiderseits des Uzsoker Passes blutig abgewiesen.

In der Nacht zum 22. April ereignet sich ein schweres Straßenbahnunglück in Berlin. Bei der Kurve auf der Nordseite des Reichstagsgebäudes stürzt ein Wagen der Linie 1 (Stadtring) der Großen Berliner Straßenbahn in die Spree. Der Verlust von fünf Menschenleben ist zu beklagen.

23. April.

Die deutsche Hochseeflotte hat in letzter Zeit mehrfach Kreuzfahrten in der Nordsee ausgeführt und ist dabei bis in die englischen Gewässer vorgestoßen. Auf keiner der Fahrten wurden, wie der Admiralstab mitteilt, englische Seestreitkräfte angetroffen.

24. April.

Alle Versuche des Feindes, das nördlich und nordöstlich von Ypern gewonnene Gelände wieder zu erlangen, scheiterten.

25. April.

Bei Ypern erringen wir weitere Erfolge. Das am 23. 4. eroberte Gelände nördlich von Ypern wurde auch gestern gegen feindliche Angriffe behauptet. Weiter östlich setzen wir unseren Angriff fort, stürmen die Ferme Solaert südwestlich von St. Julien, sowie die Orte St. Julien und Kersselaere und dringen siegreich gegen Grafenstafel vor. Bei diesen Kämpfen werden etwa 1000 Engländer gefangengenommen und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Ein englischer Gegenangriff gegen unsere Stellung westlich von St. Julien wurde heute früh unter schwersten Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Auf den Maashöhen südwestlich Combres erleiden die Franzosen eine schwere Niederlage. 24 französische Offiziere, 1600 Mann und 17 Geschütze bleiben bei den Kämpfen in unserer Hand.

○○○

Die friedliche Eroberung Belgiens.

Von Walter Bloem.

Um des Rechtes, um der Ordnung willen haben die Menschen sich zu Menschenverbänden zusammengeschlossen, haben sich in Gruppen organisiert, als deren oberste Entwicklungstufe jenes Gebilde vor uns steht, das wir Staat nennen. Heute besteht die Menschheit aus einer Anzahl derartiger oberster Gruppierungen, aus einem Nebeneinander von Staaten. Diese Staaten freilich stehen in einem wechselseitigen Verhältnis, welches sich nicht wesentlich von dem Urzustand unterscheidet, in dem die Individuen nebeneinander hinlebten, nur dem Naturgesetz des Kampfes ums Dasein unterworfen. Ansätze allerdings sind auch von den Staaten versucht worden, um an Stelle der reinen Machtkämpfe eine rechtliche Ordnung zu setzen. Insoweit diese Ordnung durch Abmachungen für das Verhältnis einzelner Staaten untereinander in der Gesamtheit oder in einzelnen ihrer Beziehungen angebahnt wurde, liegt das Phänomen eines Staatsvertrages vor. Insoweit indessen versucht wurde, Abmachungen von allgemeiner Gültigkeit für die Dauer festzulegen, haben wir es mit Ansätzen zur Bildung eines Völkerrechts zu tun. Ich sage mit Ansätzen. Denn der Begriff des Völkerrechts ist eigentlich ein Widersinn in sich selbst. Von einem Recht kann eigentlich nur da gesprochen werden, wo eine Macht besteht, die seine Verwirklichung durchzusetzen vermag. Doch dieser Gedanke soll hier nicht weiter verfolgt werden. Tatsache ist, daß neben jenen völkerrechtlichen Grundsätzen, welche sich durch Wissenschaft und Gewohnheit zwischen den Kulturnationen im Laufe der letzten Jahrhunderte ein gewisses Ansehen und eine Art von rechtsgleicher Geltung verschafft haben, eine Anzahl

von Verträgen zwischen einer Reihe von Staaten geschlossen worden sind, welche einige Beziehungen zwischen den Staaten, insbesondere für den Kriegsfall, regeln.

Aber ich kann mir nicht helfen, für mich hat das Wort „Völkerrecht", haben alle völkerrechtlichen Verträge, hat der Friedenspalast im Haag und alles, was aus ihm hervorgegangen ist, auch vor dem Kriege schon immer einen leisen Anflug von Komik gehabt. Heute flattern dank der Kriegführung unserer Gegner die Londoner Seerechtsdeklaration und das Haager „Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges" als tragikomische Makulaturfetzen in den Lüften, und was gegen die Genfer Konvention in diesem Kriege seitens unserer Gegner alles gesündigt worden ist, davon kann sich heute nur der erst einen vollkommenen Begriff machen, der Gelegenheit gehabt hat, das von deutscher Seite über diese Verletzungen zusammengebrachte Material kennen zu lernen.

Wenn trotzdem Deutschland und Österreich sich heute noch an die im Haag festgelegten Satzungen über den Landkrieg halten, so ist das ein Zeichen einer Vertragstreue, die um so liebenswürdiger sich ausnimmt, je höhnischer und ruchloser unsere Feinde auf den bewußten Fetzen herumtrampeln.

So ist es denn auch ein Ausfluß einer höchst gewissenhaften Auffassung von Verpflichtungen, die von der Gegenseite längst gebrochen wurden, wenn der deutsche Eroberer bei der Verwaltung der von ihm okkupierten Landesteile Belgiens und Frankreichs auf das peinlichste bemüht ist, die Haager Vorschrift des dritten Abschnitts über „die Ausübung der Militärgewalt auf besetzten feindlichen Gebieten" wortwörtlich zu befolgen. Die Artikel 42 und 43 dieser Abmachungen besagen folgendes:

„Artikel 42.

Ein Gebiet gilt als besetzt, wenn es sich tatsächlich in der Gewalt des feindlichen Heeres befindet.

Die Besetzung erstreckt sich nur auf Gebiete, wo diese Gewalt hergestellt ist und ausgeübt werden kann.

Artikel 43.

Nachdem die gesetzmäßige Gewalt tatsächlich in Hände des Besetzenden übergegangen ist, hat dieser alle von ihm abhängigen Vorkehrungen zu treffen, um nach Möglichkeit die öffentliche Ordnung und das öffentliche Leben wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten, und zwar, soweit kein zwingendes Hindernis besteht, unter Beachtung der Landesgesetze."

Auf diese Bestimmungen gründet die deutsche Verwaltung der „besetzten" Landesteile, das heißt der sieben dem Brüsseler Generalgouvernement unterstellten Provinzen Belgiens, von denen weiterhin allein die Rede sein soll, ihre Pflicht und ihr Recht, die in ihrer Gewalt befindlichen Gebietsteile unter ihre Verwaltung und Fürsorge zu nehmen. Sie bezeichnet deswegen die Gewalt, die sie im Belgierlande ausübt, mit vollem Recht als eine gesetzmäßige. Denn daß die Tatsache der gewaltsamen Besetzung eines fremden Staatsgebiets die besetzende Macht an die Stelle der Staatshoheit und Regierungsgewalt des früheren Inhabers der Staatshoheitsrechte treten läßt, ist durch den völkerrechtlichen Vertrag, den wir die Haager Konvention nennen, ausdrücklich anerkannt.

So einfach dies alles in der Theorie und in der Gesetzessprache sich anhört — in der Wirklichkeit des geschichtlichen Geschehnisses handelt es sich da um einen höchst verwickelten Vorgang. Ich habe in einem früheren Aufsatze versucht, den Lesern dieser Zeitschrift über die militärische und politische Seite dieser geschichtlichen Erscheinung eine allgemeine Anschauung zu geben. Ich will heute den gleichen Versuch unternehmen für jene Gebiete des öffentlichen Lebens, welche wir im engeren Sinne als das Verwaltungsleben eines Staates bezeichnen.

Jede Wirksamkeit der Staatshoheit an dem ihr unterworfenen Lande und seiner Bevölkerung hat zur selbstverständlichen Voraussetzung die bis zu einem gewissen Grade freiwillige Mitwirkung der Menschen, die das Staatsgebiet bewohnen. Im Wege brutalen Zwanges läßt sich ein geordnetes Staatsleben nun einmal nicht erzielen. Freilich besitzt der Staat, welcher ein fremdes Staatsgebilde mit bewaffneter Hand seinem Willen unterwirft, einen mächtigen Bundesgenossen für seine Absicht, „die öffentliche Ordnung und das öffentliche Leben wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten", in dem Bedürfnis der Bevölkerung selber, das sie mit zwingender Gewalt darauf hinweist, sich eher jedem Zwange des Siegers zu fügen, als das Chaos über die Ordnung triumphieren zu lassen. Ein Land, dessen Bewohner sich auf die Dauer der friedfertigen Absicht des Siegers, ihnen wieder zu geordneten Zuständen zu verhelfen, entziehen wollten — ein solches Volk würde in Anarchie verfallen und in kürzester Zeit an ihr zugrunde gehen. Je verwickelter ein Staatsgebilde ist, je mehr es an seinem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufbau von dem Urzustand einer reinen Naturalwirtschaft sich entfernt hat und in die vielverästelte Arbeitsteilung eines Kulturstaates hineingewachsen ist, um so dringender ist es darauf angewiesen, das normale Funktionieren der Staatsmaschine binnen kürzester Frist wiederhergestellt zu sehen, selbst um den Preis der bedingungslosen Unterwerfung unter die Anordnungen des Siegers.

Auf der anderen Seite aber bedarf auch der Sieger seinerseits des verständnisvollen Mitgehens der Bevölkerung des besetzten Landes. Ohne dies Entgegenkommen würde das Land alsbald in einem Höllenbrand auflodern, der es verzehren müßte, in dem aber auch er selber mitversinken könnte. Sieger und Besiegter, Besetzender und besetztes Land sind aufeinander angewiesen und finden sich, wie die Erfahrung noch stets dargetan hat, auch alsbald in dem gemeinsamen Bedürfnis beschleunigter Wiederherstellung geordneter Verhältnisse.

Frage bleibt nur, ob der Gehorsam und die Willfährigkeit, mit welcher die Bevölkerung des besetzten Landes sich in die Hand des Siegers legt, lediglich durch das Schwert und das nicht minder dringende Bedürfnis nach Ordnung, Sicherheit und Ruhe erzwungen ist, oder ob es dem Sieger gelingt, eine Mitarbeit des Besiegten herbeizuführen, welche bis zu einem gewissen Grade eine freiwillige genannt zu werden verdient. Alle Staats- und Verwaltungskunst wird dem alleinigen Ziele zugewandt sein müssen, die Stimmung der Bevölkerung des besetzten Gebiets, wenn auch vielleicht langsam, so doch sicher aus dem Gefühl des schmerzvollen Müssens in das des respektvollen Wollens umzuwandeln.

Nach einem halben Jahre deutscher Verwaltungstätigkeit in Belgien darf behauptet werden: die belgische Bevölkerung und aus ihrer Mitte vor allem diejenigen ihrer verfassungsmäßigen Organe, die im Lande geblieben sind und dadurch die Möglichkeit besitzen, mit uns zusammenzuarbeiten und in dieser Zusammenarbeit unsere Art wirklich kennen zu lernen, sind heute schon über das bloße Stadium des erzwungenen Fortwurstelns hinausgekommen. Sie gehen den vom Sieger eingesetzten Behörden an die Hand mit einer Bereitwilligkeit, die schon etwas wie freiwillige Hingabe ist.



Daß dies Ergebnis in der verhältnismäßig kurzen Zeit eines halben Jahres erzielt werden konnte, danken wir zunächst der organisatorischen Kraft unseres Volkstums, die das Erzeugnis unseres vielgeschmähten Militarismus ist — jener Grundauffassung des Deutschen von der Stellung des Menschen zum Staat, die das tiefste Wesen des Deutschtums nun einmal ausmacht. Wir verdanken es ferner dem fruchtbaren und selbstverleugnenden Wirken jener Männer, in deren Hand die Oberleitung der Geschicke des belgischen Volkes gelegt ist, welche also zurzeit die Vertreter der verfassungsmäßigen Regierungsgewalt sind. Einer dieser Männer steht im vollsten Lichte der Öffentlichkeit, und man darf sagen einer uneingeschränkten Verehrung. Die glänzende Persönlichkeit des Generalgouverneurs Freiherrn v. Bissing hat für Deutschland schon heute die Bedeutung eines Symbols für die Hoffnungen des deutschen Volkes im Hinblick auf die Zukunft Belgiens erlangt. Aber es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, der deutschen Leserwelt in diesem Zusammenhang auch den Namen des Chefs der Zivilverwaltung, Exzellenz von Sandt, ins Gedächtnis zu rufen. Sein Wirken tritt zwar naturgemäß der Öffentlichkeit gegenüber weniger in die Erscheinung, aber eben darum vielleicht verdient es eine besondere Hervorhebung. Wem es vergönnt ist, die geräuschlose und sachliche Arbeit der deutschen Zivilverwaltung in Belgien aus nächster Nähe zu beobachten, der wird nicht umhin können, den Geist des Leiters dieser Institution eben in dieser ruhigen und selbstverständlichen Anspruchslosigkeit der Pflichterfüllung zu erkennen.

Die deutsche Zivilverwaltung übernahm das Land im Zustande völliger Desorganisation. Alle die Einrichtungen, welche das Verfassungsleben des belgischen Staates in den vierundachtzig Jahren seines Bestehens entwickelt hatte, waren außer Funktion gesetzt. Die obersten Spitzen aller Staatseinrichtungen, der König und die Minister, waren ins Ausland geflohen, alle Behörden demnach ihrer Häupter beraubt und also in einem Zustande völliger Lähmung. Es macht aber fast den Eindruck, als sei es die bewußte Absicht der geflüchteten Regierung gewesen, das Land der Anarchie verfallen zu lassen und dadurch dem Eroberer Verlegenheiten zu bereiten. Welch eine Unsumme von unheilbaren Leiden das für die im Lande verbliebene Bevölkerung zur Folge haben müßte, darüber scheinen sich die ehemaligen Leiter der belgischen Geschicke mit einer für deutsche Begriffe völlig unbegreiflichen Leichtfertigkeit hinweggesetzt zu haben.

Nach einem bekannten Worte gehört zum Kriegführen Geld, Geld und abermals Geld. Das gleiche gilt aber für die Verwaltung eines Staates. Und gerade diesen Lebensnerv jedes geordneten Staatswesens hatte die zartsinnige Fürsorge der bisherigen Führer dem Belgierlande durchschnitten! Die belgische Regierung hatte sich des gesamten Vermögens des Staates sowie der Staatsbank bemächtigt und dieses nach London geschafft.

Nun erkennt die Haager Konvention in ihrem Artikel 48 dem Besetzenden das Recht zu, in dem besetzten Gebiet die zugunsten des Staates bestehenden Abgaben, Zölle und Gebühren zu erheben. Doch soll er dies „möglichst nach Maßgabe der für die Ansetzung und Verteilung geltenden Vorschriften tun; es erwächst damit für ihn die Verpflichtung, die Kosten der Verwaltung des besetzten Gebiets in dem Umfange zu tragen, wie die gesetzmäßige Regierung hierfür verpflichtet war". In der Theorie bestand also eine ganz klare Grundlage für die zukünftige Verwaltung der belgischen Staatsfinanzen. In der Praxis aber bedarf auch der allmächtige Sieger für die Durchführung dieses seines Rechts auf Erhebung der verfassungsmäßigen Staatsgefälle der Mitwirkung des für ihre Erhebung angestellten, des Steuerrechts und der für seine Ausübung bestehenden Gesetze und Verordnungen kundigen Beamtenapparats. So ergab sich mit Naturnotwendigkeit, daß die erste belgische Behörde, auf deren Mitwirkung wir angewiesen waren, das Finanzministerium war. Die Steuerkraft des Volkes mußte der Ausnutzung durch den Sieger erschlossen werden. Erst wenn diese allbelebende Quelle jeder staatlichen Wirksamkeit wieder sprudelte, war es möglich, die übrigen Gebiete des öffentlichen Lebens und der Volkswirtschaft wieder fruchtbar zu machen. Da indessen alle belgischen Ministerien nun einmal nur noch als kopflose Rümpfe vorhanden waren, galt es vor allen Dingen, ihnen durch einen gesetzgeberischen Akt ein neues Haupt aufzusetzen. Diese grundlegende Verordnung erging unter dem 4. Januar dieses Jahres. Sie stellte den Leitsatz auf, daß in den in deutsche Verwaltung genommenen Teilen des Belgierlandes von dem Zeitpunkte dieser Verwaltung ab neben den bis dahin erlassenen Landesgesetzen nur noch die Verordnungen des Generalgouverneurs und seiner Unterbehörden gesetzliche Geltung haben. Ausdrücklich wurde dabei ausgesprochen, daß die inzwischen munter weiterwuchernden gesetzgeberischen und administrativen Bemühungen der ehemaligen belgischen Regierung — des Königs und seiner Minister — im Bereiche der deutschen Verwaltung jeder r e c h t s c h a f f e n d e n Kraft entkleidet sind, und daß den ehemaligen belgischen Ministern keinerlei Amtsbefugnisse mehr zustehen. In der Folge dieser grundsätzlichen Verfügung wurden die bisherigen Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, der Eisenbahnen, der Marine, der Post und Telegraphie sowie der Kolonien völlig außer Funktion gesetzt. Ihre Pflichten liegen heute in den Händen verschiedener deutscher Behörden. Die auswärtigen Angelegenheiten werden, soweit davon nach Lage der Sache seit der Okkupation noch die Rede sein kann, vom deutschen Generalgouverneur verwaltet. Ein Heer und eine Marine besitzt das okkupierte Belgien zurzeit nicht. Seine Eisenbahnen stehen unter der Verwaltung des „deutschen Verwaltungsrates für die Eisenbahnen". Die Post und Telegraphie wird von der Kaiserlich Deutschen Reichspostverwaltung geleitet, auf die belgischen Kolonien vermag die deutsche Regierung heute noch keinen Einfluß auszuüben.

Dagegen konnten die Obliegenheiten der Ministerien des Innern, des Ackerbaus und der öffentlichen Arbeiten, der Wissenschaften und Künste, der Justiz, der Finanzen, der Industrie und der Arbeit wieder ins Leben gerufen werden. Die Wahrnehmung ihrer Rechte und Pflichten wurde durch die genannte Verfügung des Generalgouverneurs dem Chef der Zivilverwaltung übertragen, der jetzt also die Aufgaben von sechs belgischen Ministerien in seiner Person vereinigt. Zur Wahrnehmung dieser Rechte und Pflichten hat der Verwaltungschef mit Zustimmung des Generalgouverneurs für jedes der wieder in Tätigkeit gesetzten Ministerien einen oder mehrere seiner Mitarbeiter zu Generalreferenten bestellt und sie mit der Leitung und Überwachung des gesamten Geschäftsganges der betreffenden Ministerien beauftragt, vorbehaltlich seiner persönlichen Entscheidung beziehungsweise derjenigen des Generalgouverneurs in grundsätzlichen und besonders wichtigen Fragen.

So hatten die kopflos gewordenen Rümpfe der sechs Ministerien neue Köpfe bekommen. Würde es aber auch gelingen, diese deutschen Köpfe mit den belgischen Rümpfen zu lebensfähigen Organismen zusammenwachsen zu



lassen? Die belgischen Ministerialbeamten waren fast sämtlich im Lande geblieben, und mit ihnen versuchte man sich nun ins Einvernehmen zu setzen. Diese Absicht ist geglückt. Jene Körperschaften, an ihrer Spitze die Generalsekretäre, haben der neuen Ordnung der Dinge ihre Mitarbeit zu Verfügung gestellt. Es ist somit gelungen, die sechs Ministerien, deren die deutsche Verwaltung zurzeit allein bedurfte, betriebsfähig zu machen. Eine besondere Schwierigkeit bot dabei die Beschaffung der notwendigen Arbeitsräume. Denn die deutsche Verwaltung hatte in Rücksicht auf die Anhänglichkeit des belgischen Volkes an seine Dynastie davon Abstand genommen, das funkelnagelneue Königschloß für ihre Zwecke zu beanspruchen. Sie hat seine Räumlichkeiten dem belgischen Roten Kreuz überlassen. Der Sitz der deutschen Verwaltung wurde in dem ehrwürdigen Palais de la Nation aufgeschlagen, dem wohlgegliederten Werke Guimards. Dieser weiträumige Gebäudekomplex hatte schon seit 1763 die vielfach wechselnden Regierungsgewalten, in deren Hand die Geschicke Belgiens nach und nach geruht haben, in sich aufgenommen. Er umschloß bis zur Okkupation die Arbeitsräume eines großen Teils des belgischen Regierungsapparats. Für die wiederbelebten Ministerien mußte nun nach Möglichkeit in anderen Gebäuden Platz geschaffen werden.

War so die Zentralgewalt im Umfange der Bedürfnisse der besetzenden Macht und des Landes wieder zum Leben erweckt, so galt es, gleicherweise die Provinzialverwaltungen mit neuen Köpfen zu versehen, denn die Provinzialgouverneure waren von ihrer vorgesetzten belgischen Behörde ihrer Funktionen enthoben worden. Glücklicherweise aber waren auch hier die Unterorgane, die Sekretäre und ihre Hilfsbeamten, am Platze geblieben und hatten die Amtsgeschäfte weitergeführt. In erster Linie wurde für jede Provinz ein Militärgouverneur eingesetzt und jedem ein Präsident der Zivilverwaltung beigeordnet.

Es bestand nun aber in Belgien für die Beaufsichtigung der kleineren Gemeinden unter fünftausend Einwohnern die Einrichtung der Commissaires d'arrondissements. Auch diese Beamten waren gleich den Provinzialgouverneuren teils außer Landes gegangen, teils hatten sie ihre Funktionen niedergelegt, teils waren sie dieser enthoben worden. Da die deutsche Verwaltung von dem Grundsatz ausging, die Verhältnisse des Landes nach Möglichkeit im Anschluß an die vorgefundene Organisation zu ordnen, so wurde auch das Amt der Commissaires d'arrondissements wieder ins Leben gerufen, indem der Generalgouverneur verordnete, daß die den militärischen Kreischefs beigegebenen Zivilkommissare den Obliegenheiten der Commissaires d'arrondissements zu genügen hätten.

Sonach waren die drei belgischen Verwaltunginstanzen, die Minister, die Provinzialgouverneure und die Commissaires d'arrondissements, unter deutscher Leitung, soweit für die Bedürfnisse des besetzten Landes erforderlich, wieder in Tätigkeit gesetzt. Es läßt sich sonach sagen, daß es der formbildenden Kraft der deutschen Organisationsbestrebungen gelungen ist, den gesamten Verwaltungsapparat des belgischen Landes im Umfange des heutigen Bedürfnisses wieder in Funktion zu bringen.

Wenn der Ausgangspunkt der neuen Verwaltung die Geldbeschaffung war, also die Neuregelung und Neubelebung des Finanzwesens, so mußte das um die Jahreswende vor allen Dingen seinen Ausdruck finden in der Aufstellung eines neuen Staatshaushaltungsetats. Auch der Laie wird sich vorstellen können, welch ungeheure Aufgabe damit an die junge deutsche Verwaltung herantrat. Wenn unter normalen Verhältnissen ein Staat seinen Voranschlag für ein neues Etatsjahr aufstellt, so stehen ihm als Unterlagen der Voranschlag für das Vorjahr und der geregelte Fluß des Staatsfinanzwesens im laufenden Etatsjahr zur Verfügung. Diese beiden Grundlagen jeder Etatsaufstellung waren in ihren Grundfesten erschüttert.

Der Voranschlag des belgischen Staatshaushalts für das Jahr 1914 war aller seiner wesentlichsten Voraussetzungen beraubt und konnte sonach für die Aufstellung des neuen Etats für 1915 nur in sehr beschränktem Maß als Grundlage dienen. Die belgische Eisenbahnverwaltung sowie die Post- und Telegraphenverwaltung waren außer Betrieb gesetzt, und an ihre Stelle waren deutsche Verwaltungen getreten, die der Verfügung des Generalgouvernements nicht unterstellt sind, und deren Einnahmen für den Staatshaushaltsetat des Jahres 1915 demnach nicht mehr als Aktiva in Rechnung gestellt werden konnten. So kamen für den Voranschlag auf 1915 nur noch die Einnahmen aus Steuern, Zöllen und sonstigen Abgaben in Betracht.

Aber auch die Schätzung dieser Einnahmen für das Etatsjahr 1915 entbehrte naturgemäß jeder zuverlässigen Unterlage. Zunächst kamen die beiden Flandern, weil noch Operationsgebiet, für den Staatshaushalt nur sehr bedingt in Betracht. Wenn man nun berücksichtigt, daß das Land in der zweiten Hälfte des Jahres 1914 durch den Krieg in der Gesamtheit seiner Lebensbeziehungen völlig zerrüttet worden war, und daß eine Gesundung seiner gesamten Volkswirtschaft nur erst ganz allmählich wiederhergestellt werden kann, so ist es einleuchtend, daß über die mutmaßliche Steuerkraft des Landes im laufenden Jahre von vornherein nur höchst unsichere Schätzungsmöglichkeiten bestanden. Selbstverständlich wäre jeder Gedanke an die Aufstellung eines Voranschlags ausgeschlossen gewesen, wenn nicht die Behörden des belgischen Finanzministeriums der deutschen Verwaltung bei Aufstellung einer wenigstens ungefähren Schätzung an die Hand gegangen wären. Ihre Ansätze gründeten sich vor allen Dingen auf die Einnahmeergebnisse der Steuerverwaltung in den seit dem Kriegsausbruch verflossenen Monaten. Es würde zu weit führen und auch das Verständnis des Nichtfachmannes übersteigen, wollte man versuchen, die hier in Betracht kommenden Erwägungen im einzelnen darzulegen. Die Bemühungen aller Beteiligten haben zur Aufstellung eines Voranschlags hinsichtlich der Steuereinnahmemöglichkeiten geführt, dessen Ergebnis natürlich ein äußerst kümmerliches ist. Die Gesamteinnahmen aus den noch vorhandenen staatlichen Einnahmequellen werden nämlich im günstigsten Falle nur etwa 170 Millionen Frank erreichen gegenüber 350 Millionen Frank nach dem Voranschlag von 1914.

Selbstverständlich fallen bei Aufstellung des Voranschlags die Ausgaben für das Heer, das Gendarmeriekorps, die auswärtigen Angelegenheiten und das Kolonialministerium überhaupt weg. Auf der anderen Seite fallen bei der Eisenbahnverwaltung, der Telegraphenverwaltung, der Postverwaltung und den Einkünften aus Hafen- und Schiffsverkehr zwar die Ausgaben, aber auch die Einnahmen aus diesen Betrieben weg. Interessant ist die Feststellung, daß sich die letzthin hervorgehobenen Einnahmen aus den Verkehrsinstituten und die Ausgaben für diese zuzüglich der Ausgaben für die bewaffnete Macht, die auswärtigen Angelegenheiten und das Kolonialministerium mit je rund 400 Millionen Frank nahezu aus-



gleichen, so daß also hier im Staatshaushalt Passiv- wie Aktivposten in annähernd gleicher Höhe verschwinden. Das bedeutet somit, daß die Einnahmen der werbenden Staatseinrichtungen, also derjenigen Unternehmungen, mit denen der Staat Geld verdient, in Belgien durch die Verwaltungskosten eben dieser Einrichtungen und durch die Kosten für die Wehrmacht glatt aufgezehrt werden.

Wenn nun aber auch die Staatseinnahmen und die Steuerkraft des Landes einschließlich der indirekten Steuern sich um mehr als die Hälfte verringert haben, so ist es doch gelungen, bei Aufstellung der zu erwartenden Ausgaben zu einem Voranschlage zu gelangen, der ebenfalls wesentlich hinter demjenigen von 1914 zurückbleibt. Die dringendsten Staatsausgaben können so erheblich eingeschränkt werden, daß sie sich auf rund 190 Millionen Frank vermindern, so daß angesichts der zu erwartenden Einnahme von 170 Millionen Frank nur mit einem Fehlbetrage von rund 20 Millionen Frank zu rechnen ist.

Dabei darf allerdings, um der Vollständigkeit des Bildes willen, nicht unerwähnt bleiben, daß die deutsche Verwaltung davon absehen muß, den Zinsendienst der Staatsschuld wieder aufzunehmen. Der belgische Staat war schon vor dem Kriege sehr erheblich verschuldet, und die Finanzmaßnahmen der verschwundenen Regierung haben das ihrige dazu getan, die Schuldenlast noch zu vermehren. Die deutsche Regierung konnte sich der Verantwortung für die Verzinsung der Staatsschuld um so leichter entziehen, als diese Verbindlichkeit ja nicht zu den Verwaltungskosten gerechnet werden kann. Der Artikel 48 der Haager Konvention erlegt aber dem besetzenden Staate nur die Tragung der Kosten der Verwaltung des besetzten Gebiets auf, während die Verzinsung der Staatsschuld zu seinen völkerrechtlichen Verpflichtungen ebensowenig gehört wie die Verzinsung oder gar die Tilgung anderer von der früheren Regierung eingegangener Verbindlichkeiten.

Für die Deckung der Differenz der Einnahmen gegenüber den Ausgaben muß natürlich Vorsorge getroffen werden. Welcher Weg dabei einzuschlagen sein wird, um die erforderlichen Geldmittel zu beschaffen, das unterliegt zurzeit noch der Beratung. Ein Teil des Fehlbetrages aber wird, soviel kann schon jetzt mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, durch eine steuerliche Maßnahme gedeckt werden, die der deutschen Verwaltung die lebhafte Anerkennung derjenigen Belgier eingebracht hat, welche im Lande geblieben sind. Eine Verordnung des Generalgouverneurs belegt nämlich diejenigen Belgier, die nach dem Kriegsausbruch aus dem Lande geflohen und länger als zwei Monate außer Landes geblieben sind, sofern sie nicht bis zum 1. März dieses Jahres nach Belgien zurückgekehrt sind, mit einer Sondersteuer. Diese Steuer ist auf den vierfachen Betrag der für 1914 zahlbar gewesenen Steuer berechnet. Diese Maßregel hat natürlich bei den ins Ausland entflohenen Belgiern stürmische Entrüstung hervorgerufen. Man hat diese Steuer als völkerrechtswidrig darzustellen versucht und bei allen neutralen Mächten gegen ihre Erhebung Protest eingelegt, was allerdings die deutsche Verwaltung völlig ungerührt gelassen hat. Bei den im Lande verbliebenen Belgiern ist aber diese Maßregel um so populärer, als sie eine große Anzahl dieser bisher im Auslande gebliebenen Flüchtlinge zu schleuniger Rückkehr in die Heimat veranlaßt. Nun sind sie darauf angewiesen, ihr Einkommen — und sie gehören natürlich meistens den wohlhabenderen Klassen an — wieder im Lande zu verzehren. Des weiteren hat man die sehr zweckmäßige Bestimmung getroffen, daß die so zu erwartende Steuer nur zur Hälfte zur Deckung der deutscherseits zu tragenden Verwaltungskosten des besetzten Gebiets verwendet wird. Die andere Hälfte wird den Gemeinden überwiesen und bildet für diese eine ebenso unerwartete als erfreuliche Einnahmequelle.

Natürlich wird der deutschen Verwaltung schließlich nichts anderes übrigbleiben als dies: die Steuerkraft des Landes in stärkerem Maße als früher in Anspruch zu nehmen, um den hohen Fehlbetrag zu decken, den der Umschwung der gesamten Verhältnisse des Landes nach sich gezogen hat. Aber schon die Tatsache, daß es überhaupt gelingen konnte, einen Etat aufzustellen und damit die Grundlage für eine geordnete Finanzverwaltung im neuen Etatsjahr zu schaffen, stellt eine bewundernswürdige Leistung der deutschen Verwaltung dar und darf die Bevölkerung des besetzten Landes mit vollem Vertrauen in die neue Lenkerin ihrer Geschicke erfüllen. Es darf deshalb die bestimmte Erwartung ausgesprochen werden, daß es der Umsicht der deutschen Verwaltung über kurz oder lang doch gelingen wird, den mißlichen Finanzverhältnissen des Landes wiederaufzuhelfen und damit die erste Voraussetzung für eine Gesundung seiner wirtschaftlichen Zustände und für sein künftiges Wiederaufblühen sicherzustellen.

So waren die beiden ersten Aufgaben einer geordneten Staatsleitung, die Schaffung einer neuen Organisation des Verwaltungsbetriebes und die Wiederherstellung geordneter Finanzverhältnisse, kraftvoll in die Wege geleitet und, soweit zurzeit angängig, auch bereits durchgeführt. Auf dieser Grundlage konnte die Fürsorge für die Hebung der tief daniederliegenden Volkswirtschaft des Landes in Angriff genommen werden.

Wenn auch Belgien weite Bezirke umfaßt, die eine hochentwickelte und intensiv betriebene Landwirtschaft aufweisen, so ist doch der Gesamtcharakter des Landes vorwiegend der eines Industrielandes. Nun hat allerdings der gegenwärtige Krieg die Erzeugnisse der Landwirtschaft in ganz außerordentlichem Maß in Anspruch genommen und damit die Aufrechterhaltung des Ackerbaus wie der Viehzucht in gleichem Maße stark beeinträchtigt. Hier mußte energisch eingegriffen werden. Einschränkung des Brotverbrauchs wie der Herstellung von Luxusbäckerwaren, Hinweisung der Bevölkerung auf die Pflicht zu größter Sparsamkeit mit den Lebensmitteln, das waren die wichtigsten Maßnahmen vorbeugender Art. Dazu trat dann eine angespannte Fürsorge für den Wiederaufbau der Landwirtschaft. Maßregeln zum Schutze des Viehbestandes und zur Hebung der Pferdezucht, Schlachtverbote zum Schutze des Zuchtviehs, Bestimmungen zur Beseitigung der Futtermittelnot, zur Sicherung der Frühjahrsbestellung und zur Hebung des Gartenbaus — diese Stich- und Schlagworte mögen genügen, um einen Überblick über die Fülle der hier in Angriff genommenen Aufgaben wenigstens anzudeuten.

Es liegt aber auf der Hand, daß ein Weltkrieg die Industrie und den Handel doch noch unvergleichlich viel mehr schädigen muß als die Landwirtschaft. So sehr auch die deutsche Verwaltung bemüht sein mußte, für die Benachteiligungen Abhilfe zu schaffen, welche der Landwirt erlitten hatte, so lag doch der Schwerpunkt ihrer Fürsorge in der Tätigkeit zur Wiederbelebung der riesigen belgischen Industrie. Am ehesten hat sich noch der Steinkohlenbergbau erholt. Wenn auch natürlich durch das Daniederliegen der übrigen Industrie der Kohlenbedarf im Lande herabgesetzt ist, so hat doch der Krieg selber andererseits auch wieder zahlreiche neue Absatzmöglichkeiten für die belgische Kohle geschaffen. Noch stärker hätte die Förderung sein

können, wenn nicht ein empfindlicher Mangel an Sprengstoffen aus naheliegenden Gründen sich bemerkbar machte.

Nächst der Kohlenförderung bildet die Eisenindustrie den Hauptgegenstand des belgischen Arbeitslebens. Allerdings beginnt sie unter dem Schwinden des Rohmaterials zu leiden, das bei der herrschenden Weltlage nicht in dem gewohnten Umfang ersetzt werden kann. Immerhin ist eine allmähliche Hebung auch dieser Industrie bemerkbar. Auch die im Bezirke Charleroi ansässige Glasindustrie kommt langsam wieder in Fluß. Diese drei Industrien bilden den Schwerpunkt der belgischen Fabriktätigkeit, und wenn auch noch an keiner Stelle die frühere Beschäftigung wieder eingetreten ist, so macht sich doch überall eine neue Rührigkeit bemerkbar, und wenigstens vor dem vollkommenen Zusammenbruch haben fast sämtliche Betriebe bewahrt werden können.

Das vornehmste Mittel zur Wiederbelebung der Erwerbstätigkeit des Landes besteht naturgemäß in der Neuerrichtung der Verkehrsanstalten. Die Wasserstraßen (Ströme und Kanäle) sind wieder schiffbar gemacht worden. Von besonderer Bedeutung für Belgien sind die überall stark entwickelten, im Besitz privater Gesellschaften befindlichen Kleinbahnen. Hier war lediglich die Wiederaufnahme des Betriebes zu gestatten. Dagegen sind die belgischen Staatseisenbahnen in deutsche Verwaltung und deutschen Betrieb genommen worden, der aber, als nicht zum Verwaltungsbereich des Generalgouvernements gehörig, hier außer Betracht bleiben muß. Dem Postwesen wurde eine völlig neue Organisation zuteil. Die Post- und Telegraphenverwaltung hat in einer großen Anzahl von belgischen Orten deutsche Postämter errichtet und die Aufsicht über die Dienstgeschäfte einer Reihe von Kreispostämtern unterstellt, welche in mehreren Kreishauptstädten errichtet worden sind. Diese Organisation wird noch immer weiter ausgebaut und hat für die Wiederbelebung der geschäftlichen Tätigkeit der Bevölkerung eine ganz erhebliche Bedeutung gewonnen. Es ist der Post- und Telegraphenverwaltung auch gelungen, den größten Teil der belgischen Postbeamten entweder schon jetzt in Dienst zu stellen oder sie doch zu veranlassen, sich bis im Bedarfsfalle gegen Zahlung der Hälfte ihres früheren Gehalts zur Verfügung zu halten. Das belgische Personal ist als willig und zuverlässig befunden worden, wenn auch weniger leistungsfähig denn das deutsche. Wie sehr die Inanspruchnahme der Post sich neuerdings gehoben hat, das beweisen die Einnahmen aus dem Markenverkauf. Beliefen sich diese im Oktober auf 60,000 M., so haben sie sich im Januar auf 127,000 M. gehoben, also mehr als verdoppelt, und die Ziffern der letzten Monate werden ein noch erheblich günstigeres Resultat aufweisen.

Der Telegraphenverkehr dient in überwiegendem Maß dem dienstlichen Gebrauch. Der provinziale Telegrammverkehr des Publikums mit Deutschland und Luxemburg hat sich in letzter Zeit unter dem Einfluß der Wiederbelebung der belgischen Volkswirtschaft allerdings ebenfalls stark gehoben. Fernsprechverkehr ist bisher überhaupt nur zu dienstlichen Zwecken wieder eingeführt. Die Wiedereröffnung des privaten Fernsprechdienstes ist bei der heutigen militärischen und politischen Lage des Landes leider noch nicht angängig. Dagegen sind die Fernsprecheinrichtungen, soweit sie zu dienstlichen Zwecken in Benutzung genommen worden sind, gegenüber dem vorgefundenen Zustand erheblich verbessert worden.

Während die Wiederbelebung des Verkehrs auf der einen Seite mit allen erdenklichen Mitteln gefördert werden mußte und konnte, so zwangen die militärischen Pflichten des Generalgouverneurs doch dauernd zu gewissen Beschränkungen des öffentlichen Verkehrslebens. Einmal mußte der intensiv betriebenen feindlichen Spionage halber eine ständige Überwachung des Umherreisens stattfinden, im Lande wie vor allem nach jenseit der Landesgrenze, und zum andern machte sich noch immer in weitgehendem Maße die Erscheinung bemerkbar, daß wehrfähige Leute den beständigen Werbungen der an der Seite unserer Feinde kämpfenden belgischen Armee Folge leisteten und außer Landes flüchteten, um in das Heer des Königs Albert einzutreten. Um nach beiden Richtungen hin diesen unerwünschten Erscheinungen zu steuern, bestand bis vor kurzem für das ganze Okkupationsgebiet der sogenannte Paßzwang. Wer die geschlossenen Ortschaften verlassen wollte, sei es zu Fuß oder unter Benutzung der Vizinalbahn, eines Schiffes, Wagens oder Fahrrades, der war verpflichtet, sich für die beabsichtigte Reise jedesmal von der deutschen Paßzentrale einen Reisepaß ausstellen zu lassen. Durch eine Verordnung vom 18. Februar hat der Generalgouverneur diesen Paßzwang für das Okkupationsgebiet mit Ausnahme der Grenzbezirke und des unserer Kampffront zunächstgelegenen Gebietsteils aufgehoben. Dafür ist aber jede Privatperson, die sich außerhalb der geschlossenen Ortschaften zu bewegen wünscht, verpflichtet, einen Identitätsnachweis bei sich zu führen, der auf behördlichem Formular die Photographie des Inhabers und die erforderlichen Angaben über seine Personalien aufweist. Diese Verkehrserleichterung hat natürlich auf den allgemeinen Aufschwung des belgischen Wirtschaftslebens einen beflügelnden Einfluß ausgeübt. Hier schloß sich die völlige Freigabe des bisher verboten gewesenen Fahrradverkehrs an, eine Maßregel, die allerdings wegen vorkommender Mißbräuche neuerdings wieder erheblich eingeschränkt werden mußte. Für Reisen nach dem Ausland sowie nach dem Etappen- und Operationsgebiet besteht natürlich der Paßzwang vor wie nach.

So heilten allmählich nun die Wunden, die der Krieg dem Belgierland geschlagen hatte. Die zerrissenen Muskelfasern und Arteriengänge wurden wieder zusammengeflickt und Bewegung und Blutumlauf nach und nach wiederhergestellt. Wenn aber die Möglichkeit zu freier Bewegung der Menschen und Sachgüter innerhalb des Landeskörpers wieder erweckt war — so galt es, nebenher den Umlauf jener heilkräftigen Lymphe wieder in Fluß zu bringen, ohne die ein Wiederaufbau des tiefgeschädigten Nationalwohlstandes nicht denkbar gewesen wäre. Dem Land mußte wieder flüssiges Geld beschafft werden. Hier griff nun die Tätigkeit der Bankabteilung ein. Ihr Betrieb hat allmählich einen Umfang von solcher Bedeutung angenommen, daß sie sich zu einem selbständigen Glied des großen Verwaltungsorganismus entwickelt und vor kurzem von der Zuständigkeit der Zivilverwaltung losgelöst hat. Die Maßnahmen, die der Wiederherstellung des Geldumlaufs im Lande dienten, stellen einen so überaus verwickelten volkswirtschaftlichen Vorgang dar, daß die Schilderung auch nur der Hauptgrundzüge dieser Seite der deutschen Tätigkeit in Belgien den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten und eine selbständige Darlegung erfordern würde. Ich muß mich also auf die Andeutung beschränken, daß es durch eine Reihe von Banktransaktionen, die schlechthin den Stempel der Genialität tragen, gelungen ist, dem seines Nationalvermögens vollkommen beraubten, durch die Kriegslast und die hohen Kontributionen bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit in Anspruch genommenen Lande durch

Schaffung einer neuen Staatsbank eine wiederum frei sprudelnde Kreditquelle zu eröffnen und erst dadurch eine großzügige Ausnutzung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes wiederum zu ermöglichen.

Allerdings lastet auf dem Wirtschaftsleben noch immer die von der angestammten Regierung schon vor ihrer Flucht verfügte typische Kriegsmaßregel des Moratoriums, das heißt der Stundung sämtlicher Außenstände. Die deutsche Verwaltung steht in dauernder Verhandlung mit den führenden Persönlichkeiten des belgischen Bank- und Industriewesens über die Frage, wann die wirtschaftliche Lage den Abbau des Moratoriums und damit die allmähliche Gesundung der Kreditverhältnisse ermöglichen wird. Aber diese Verhandlungen sind noch nicht zum Abschluß gekommen, da nach Ansicht aller Sachverständigen die Aufhebung des Moratoriums zum sofortigen Ruin zahlloser Existenzen und damit zu einer neuen tiefen Erschütterung der Finanzkraft des Volkes führen würde. So sehen wir gerade hier noch keinen Abschluß vor uns, aber doch das Bild kräftiger Fürsorge und zweckbewußten Schaffens auf einem Gebiete, das wohl das schwierigste und verantwortungsvollste im ganzen Bereich der staatlichen Volkswirtschaftspflege darstellt.

Wenn in vorstehendem versucht worden ist, einige der Hauptgrundzüge der deutschen Verwaltungstätigkeit in Belgien zu einem übersichtlichen Bild zusammenzustellen, so macht dieser Versuch weder den Anspruch auf Tiefgründigkeit noch auf Vollständigkeit. Er wendet sich an die Gesamtheit der deutschen Volksgenossen, nicht an die Sachkunde bestimmter Verkehrskreise. In dem ungeheuren Schauspiel, das der Weltkrieg dem Staunen der Miterlebenden bietet — einem Schauspiel, das nur zur Hälfte kriegerischer, zur Hälfte aber volks- und weltwirtschaftlicher Natur ist — in diesem doppelseitigen Ereignis unerhörter Art ist die Beschlagnahme eines ganzen Landes und die Wiederbelebung aller seiner Daseinsbetätigungen ein Vorgang von so faszinierender Großartigkeit, daß jeder Versuch, ihn dem Verständnis der um ihre Existenz und zugleich auch schon um ihre Ausbreitung ringenden Volksgesamtheit zu erschließen, seine Berechtigung in sich selbst trägt. Ein Volk, das neben der niemals zuvor erträumten Leistung eines Kampfes wider alle fünf Weltteile zugleich die Kraft besitzt, schon während des großen Ringens die durch Waffengewalt in seine Hände gefallenen Gebiete und Reiche mit dem Geiste seines organisatorischen Vermögens zu durchdringen und sozusagen mit dem eigenen Herzblut zu durchtränken — ein solches Volk hat das Recht, sich die höchsten Leistungen zuzutrauen, seine Wesensart gegen die Welt zu behaupten und durchzusetzen.

In der vordersten Stellung.

Hierzu 7 Aufnahmen.

Während zu Anfang des Krieges in den Artilleriestellungen die Unterstände, die oft ein Meter und mehr über die Erdoberfläche hervorragten, durch künstlich aufgepflanztes Buschwerk (soweit natürliches nicht vorhanden war) gegen Sicht geschützt wurden, war dies unmöglich, als die Blätter fielen. Die Stellung wurde infolgedessen vom Feind erkannt und mußte geräumt werden. Dafür hat man jetzt z. B. die Geschütze hart am vorderen Rand einer Lehmkuhle aufgestellt, wo sie von vorn überhaupt nicht zu sehen sind. Zur Deckung gegen Flieger aber sind die Unterstände mit Strohmatten (Abb. 1) verkleidet, die sich schon aus wenigen 100 Meter Entfernung nicht mehr von der Umgebung abheben.



Abbildung 1.

Abb. 2 zeigt die Kanoniere beim Ausheben eines Geschützstandes. Wird die Batterie von feindlicher Artillerie beschossen, so sind zum Schutz der Bedienung Unterstände vorhanden, in die sich die Mannschaften zurückziehen. Abb. 3 zeigt einen derartigen Unterstand, der auch gegen die Wirkung schwerer Artillerie sicher ist, im Entstehen. Auf den unteren Absatz kommt erst eine Balkenlage, darüber eiserne Träger und dann etwa 1,5 Meter Erde. Trotz dieser starken Eindeckung reicht die obere Kante kaum über den gewachsenen Boden hervor, so daß der Unterstand weder von den Seiten noch von innen sich hervorhebt.

Wir verlassen nun die Artillerie und begeben uns



Abbildung 2.

in die vordere Stellung der Infanterie. Den Dorfausgang zeigt Abb. 4. Auf 30 Meter ist hier eine starke Barrikade gesetzt, die die Passierenden gegen



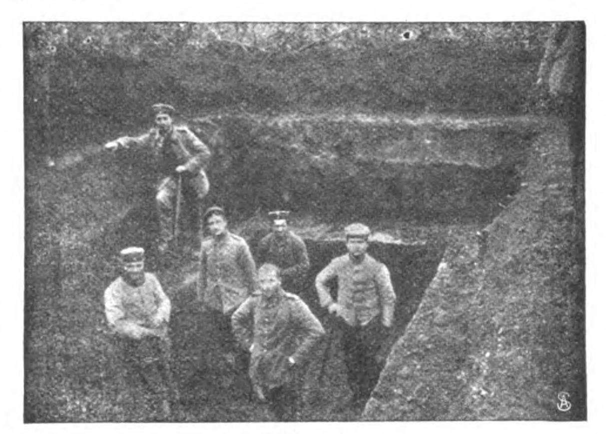


Abbildung 3.

verirrte feindliche Kugeln schützt. Der Laufgraben selbst ist so tief, daß er als kugelsicher angesehen werden kann, nur reichlich feucht (Abb. 5). An einzelnen Stellen

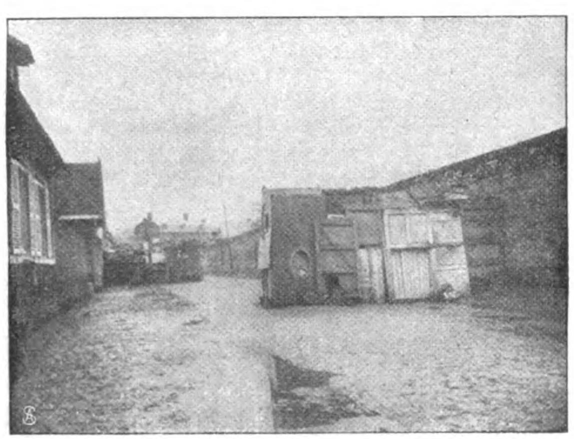


Abbildung 4

watete man durch förmliche Seen und fast täglich mußten Leute, die steckengeblieben sind, ausgegraben werden. Doch der Humor hilft da. „Nur für Freischwimmer"



Abbildung 6.

oder „Angeln verboten!" steht an den gefährlichsten Stellen; dabei kann die Gegend, was jedenfalls den Reichtum an Regenwürmern betrifft, direkt als ein Paradies



Abbildung 5.

für Angler gelten. Ueber die unangenehmsten Stellen führen schmale Stege hinweg, die allmählich durch Bretterbrücken ersetzt werden. Fensterläden, wie sie hier fast jedes Haus hat, leisten dafür vorzügliche Dienste. Täglich viermal müssen diesen mühsamen Weg die Essenholer „wandern" (Abbild. 6), was nicht zu den größten Annehmlichkeiten gehört. Allerdings sparen diese Kreuzbraven dabei für längere Zeit Karlsbad.

Nach fast einstündigem Wandern sind wir am Ende des Laufgrabens. Die Infanterie hält an ihren Schilden Wache. Der vorgeschobene Artilleriebeobachter sucht nach der feuernden feindlichen Infanterie, und der Regimentskommandeur kontrolliert persönlich die Beobachtungen; die Maschinengewehre verjagen den in seinen Drahtverhauen vor der Front arbeitenden Feind durch ihre wohlgezielten Schüsse. Daneben wird man wieder an Friedensbilder erinnert;



Abbildung 7.

„Zum großen W. C.", so lautet ein weithin sichtbarer Wegweiser. Leider funktioniert die Wasserspülung aber nur bei Regen. Jedenfalls zum Einschlafen ist unser „Oertchen" kaum geeignet; das tut man besser in den Unterständen. Das Komische beim Schlafengehen ist nur, daß man sich Mantel und die Handschuhe dazu anzieht, ein System, dessen Vorzüge man erst dann erkennt, wenn man morgens aufsteht, weil man nämlich dann sofort fertig ist. Das langwierige und zeitraubende Anziehen und die übrigen Toilettenarbeiten, die in der Heimat zum früheren Aufstehen zwingen, kommen dabei ganz in Wegfall.

Nach diesem Spaziergang, der bezüglich der körperlichen Leistung sich durchaus neben einer kleinen Hochtour im Gebirge sehen lassen kann, ist man hungrig wie ein Ortsarmer. Ein Glück nur, daß eine wackere französische Köchin dafür Verständnis hat und Sorge trägt, daß den Stab (Abbildung 7) nach seiner Rückkehr in die Ortsunterkunft ein lecker bereitetes Mahl erwartet.

Vermeide die Zwischenmahlzeiten!

Von Else von Boetticher.

Moralisch handeln heißt heute sparsam sein. Der Krieg hat uns eine neue Ethik gebracht und erzieht uns wirtschaftlich, indem er praktische Gebote schafft, bei deren Erfüllung es zwar nicht heißt: „Auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!" sondern: „Beachte dabei, daß du für dein Vaterland handelst!" Gleich den Geboten Mose verheißen sie jedoch als Lohn für unseren Gehorsam das Höchste, was wir ersehnen — den Sieg unseres Volkes — und drohen bei Nichtbeachtung mit der Zerstörung all unserer Hoffnungen.

In Merkblättern und Flugschriften sind die Gebote der Kriegzeit an uns herangetreten, in flammenden Reden und als ehernes Muß des Staates. Seit einigen Tagen begleiten sie uns auch auf unseren täglichen Eisenbahnfahrten. In den Wagen der Wannseebahn hängt ein Plakat mit der Überschrift: „10 Kriegsgebote".

Das erste lautet: „Iß nicht mehr als nötig. Vermeide überflüssige Zwischenmahlzeiten. Du wirst dich dabei gesund erhalten."

Es ist bezeichnend, daß gerade in Berlin dieser Grundsatz aufgestellt wurde. Bilden nicht die Zwischenmahlzeiten das größte Vergnügen des Großstädters?

Wer nachmittags einen Blick in die Kaffeehäuser am Kurfürstendamm und Leipziger Platz oder in verschiedene Erfrischungsräume tut, sollte nimmermehr glauben, daß wir uns mitten im Krieg befinden, und daß in unserm hartbedrängten Vaterland Sparsamkeit als notwendigste Forderung des Tages verkündet wird.

Hunderte von Menschen sitzen hier täglich beim Kaffee oder der Eisschokolade beisammen. Manche Hausfrau, die zu Hause jeden Groschen umdreht, verzehrt an einem Nachmittag eine ganze Mark für Kuchen und Schlagsahne. Ständige Besucher der Notstandsküchen legen das, was sie am Mittagessen ersparen, in Torte und Gefrorenem an. Junge Paare geben sich hier Stelldichein. Geschäftsleute durchfliegen eilig die Zeitungen. Im Grunde sind die meisten nicht aus Hunger hergekommen, sondern um ein wenig Zerstreuung zu suchen nach dem Einerlei ihrer Arbeit, um durch den Anblick vieler Menschen für eine kurze Stunde über ihre Sorgen hinwegzukommen oder auszuruhen nach der Hast anstrengender Geschäftsgänge.

Aber sie bezahlen den Aufenthalt im Kaffeehaus mit einer Zwischenmahlzeit. Und wenn sie dann abends heimkehren, sind sie satt, und die einfache Abendkost der Kriegsküche mundet ihnen nicht. Sie lassen die Speisen kaum berührt auf dem Teller stehen. Die Reste werden zum Abfall geworfen und im besten Fall an das liebe Vieh verfüttert. Für dieses sind sie aber teils ungeeignet, teils zu schade, und Nahrungsmittel, die im Staatshaushalt eine wichtige Rolle spielen könnten, werden zwecklos vergeudet.

Auch zum Mittagessen verderben wir uns oft den Appetit dadurch, daß wir kurz vorher Schokolade oder Zuckerwerk genießen. Besonders Kinder und junge Mädchen verstehen nicht mit ihrem Hunger hauszuhalten. Da wird mit jedem Zehner und zu jeder Tageszeit zum Konditor gelaufen. Die ärmsten Kinder sind oft am naschhaftesten, denn ihre unerzogenen Mütter vermögen ihnen nicht ein Beispiel der Sparsamkeit und geordneten Haushaltung zu geben. Sie sind auch am anspruchsvollsten bei Tische, essen nur, was ihnen gut schmeckt, und schieben oft den Teller beiseite, nachdem sie nur ein paar Bissen genossen haben.

Verbietet ihnen die Zwischenmahlzeiten! Schenkt ihnen keine Groschen mehr zum Vernaschen! Laßt sie ordentlich hungrig werden, ehe sie zu den Mahlzeiten kommen. Hunger ist ja bekanntlich der beste Koch!

Zwar gilt der Zucker für nahrhaft und blutbildend. Er ersetzt zum Teil die Nahrungsstoffe, die in den Fetten enthalten sind, und da er im Vaterland erzeugt wird, rät das dritte Kriegsgebot uns, ihn als Ersatznahrungsmittel fleißig zu benutzen. Wir müssen aber auch den Genuß von Zucker und Früchten regeln und ihn dem täglichen Speisenplan einfügen.

Vermindert ruhig eure Fleischrationen um die Hälfte, — wir Deutschen essen ja alle zu viel Fleisch und leiden darum so häufig an Stoffwechselkrankheiten. Statt dessen gebt mehr Fruchtspeisen und bietet dem Bedürfnis der Jugend nach zuckerhaltigen Stoffen dadurch Genüge. Auch abends reicht statt der Butter Fruchtmus zum Brot! Ihr spart dabei und bereitet gleichzeitig den Kindern eine Freude. Denn ihre Sehnsucht nach Leckereien entstand nur dadurch, daß sie häufig mit Speisen ernährt wurden, deren ihr Organismus nicht bedurfte. Durch das Naschen zwischen den Mahlzeiten aber entstand eine Unregelmäßigkeit in ihrer Ernährung, die nicht nur die Arbeit des Magens erschwerte, sondern auch ihren ganzen Körper schwächte.

Eine einfache, regelmäßige Ernährung ist von jeher der Gesundheit am förderlichsten gewesen. Das wußten schon die Spartaner, als sie ihren Jünglingen die „schwarze Suppe" vorsetzten. Wir aber vergaßen es in unserer nervösen Unrast, die stets neue Anreize suchte.

Unsere Männer gewöhnten sich daran, beim Frühschoppen und in den Bars unkontrollierte Mengen von Alkohol zu sich nehmen, und mußten jährlich ins Bad reisen, um den Schaden wieder gutzumachen, den sie ihrer Gesundheit dabei zufügten. Auch diese alkoholischen



Zwischenmahlzeiten sollten jetzt abgeschafft werden, denn die Getreide- und Kartoffelvorräte, aus denen Bier und Alkohol hergestellt werden, finden eine weit nützlichere Verwendung als Volksnahrungsmittel oder zur Erhaltung des Viehbestandes.

Weit mehr Krankheiten entstehen durch zu reichliche Speisenaufnahme als durch zu wenig Essen. Wer sich unabhängig macht von den täglichen kleinen Gaumenfreuden, scheidet nicht nur allerlei gesundheitschädliche Einflüsse aus seinen Leben aus, sondern er gewinnt auch jene Freiheit der äußeren Lebenshaltung, die wir als eine der besten und segensreichsten Errungenschaften des Krieges nicht hoch genug bewerten können.

Schon der berühmte Augustinerprediger Abraham a Santa Clara hat während des Dreißigjährigen Krieges auf den Wert einer mäßigen Lebensführung hingewiesen. Er sagt: „Es ist demnach der Hunger nicht so stark zu schelten, indem er mehrstenteils gesunde Leiber verursacht und dem Menschen oft besser als ein Medikus dienet.... Viel Essen macht vergessen! Viel Trinken macht hinken. Wo die Zähne nicht stark ins Essen beißen, der hat in jener Welt das Zähneklappern nicht zu fürchten. Wo das Maul nicht viel schmutzig, dort ist gemeiniglich das Gewissen sauber!"

Wer also dem Vaterland gegenüber sein Gewissen rein erhalten will, der beiße nicht zu stark ins Essen! Er führe eine einfache, streng geregelte Lebensweise und vermeide alle unnötigen Zwischenmahlzeiten!

Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

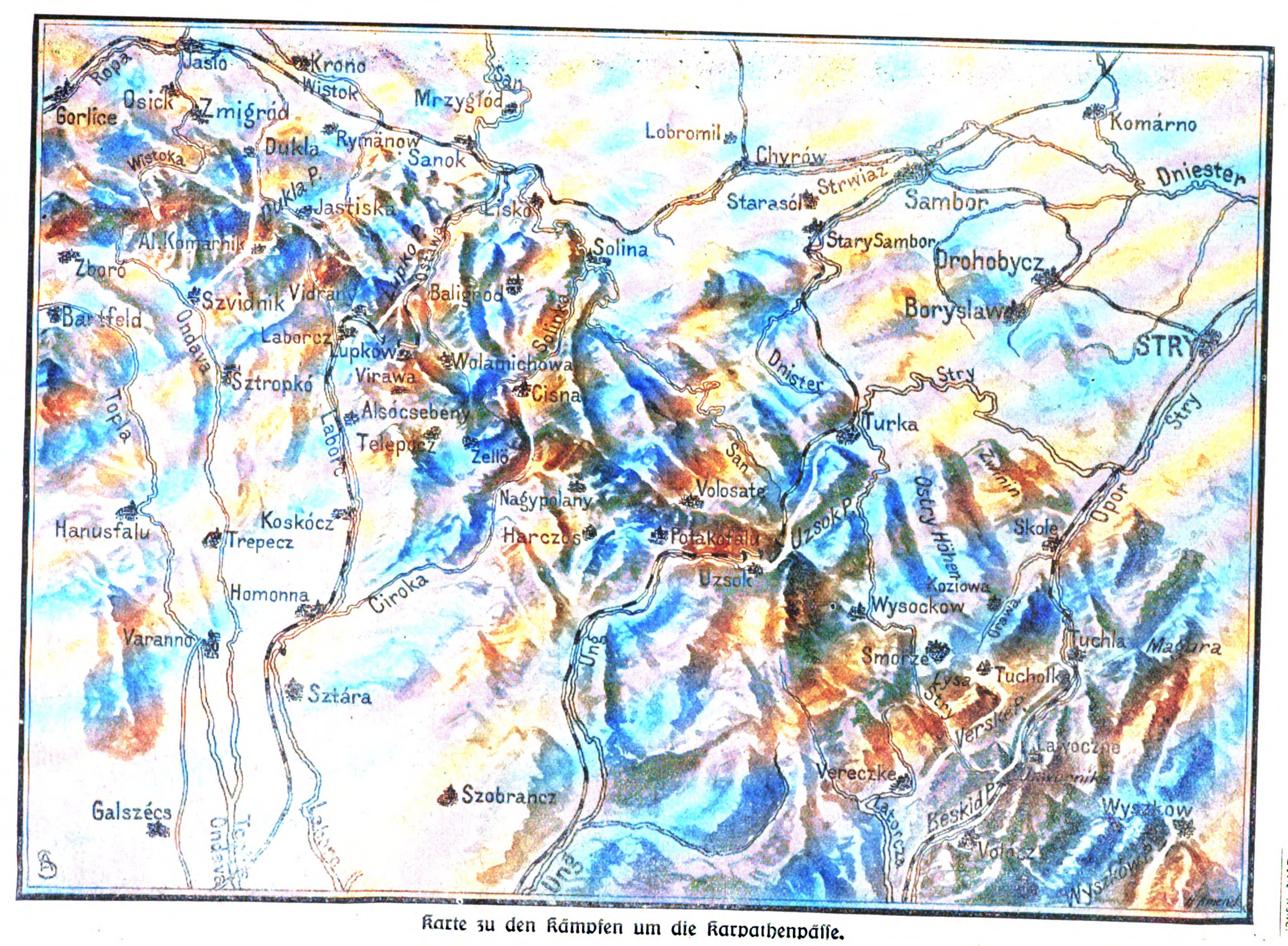
Der zehnte Kriegsmonat bricht an. Der Winterfeldzug ist überstanden. Ein unerschütterlicher Festungswall schützt ringsum das deutsche Vaterland.

Im Westen ist die Offensive der französischen Armee in ihrer Vereinigung mit der englischen und den Resten der belgischen andauernd gescheitert.

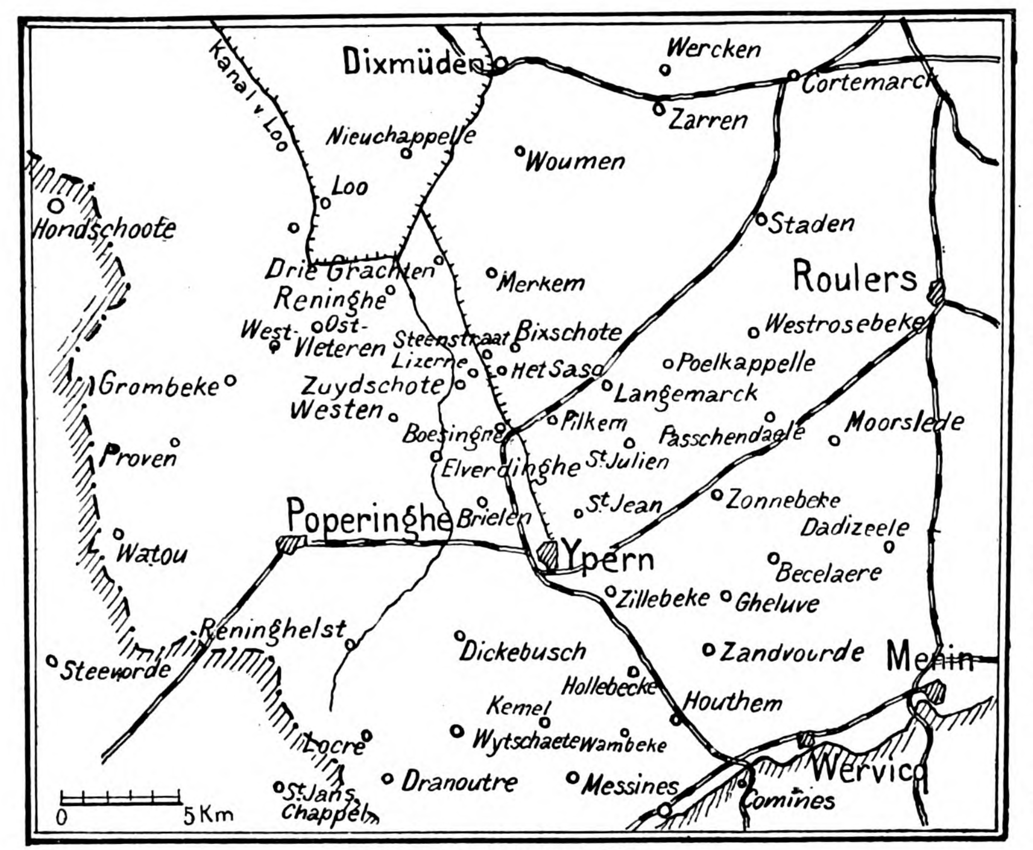
Der Anprall der mit asiatischer Urkraft in zäher Beharrlichkeit unternommenen russischen Angriffe scheitert

Phot. Jelfy.

Oesterreichisch-ungarische Vorposten an der Grenze von Bessarabien.



Karte zu den Kämpfen um die Karpathenpässe.



Karte zu den Kämpfen bei Ypern.

am Widerstand unserer tapferen deutschen und österreichisch-ungarischen Verbündeten.

In Stolz und Trauer erlebt jede deutsche Familie diese schweren Tage. In Stolz und Trauer um all die wackeren deutschen Männer, die in treuer Pflichterfüllung eingetreten sind, um Haus und Herd zu schirmen. Aber in unerschütterlichem Vertrauen zu der siegreichen Kraft unserer Heere, die der gerechten Sache Deutschlands den Erfolg bringen werden. Das dumpfe Grollen des Kriegslärms rings um uns her ist nicht imstande, die Zuversicht und den festen Willen zu erschüttern, der die Nation mit dem einzigen Gedanken beseelt, daß das Kriegsziel, welches uns die Pflicht der Selbsterhaltung gesteckt hat, um jeden Preis und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln erreicht werden muß.

In der Erklärung der deutschen Regierung wird unzweideutig ausgesprochen, daß Deutschland gar nicht daran denkt, den beharrlichen Gerüchten, die auf unkontrollierbaren Wegen in diesen Tagen verbreitet wurden, und die auf einen vorzeitigen Friedenschluß hindeuteten, irgendeine Bedeutung zuzugestehen. Energisch wird in dieser Kundgebung der Regierung hingewiesen auf das Wort des Kanzlers, das im Dezember die ernste Entschlossenheit eines jeden Deutschen ausdrückte und bestärkte:

„Wir halten durch, bis wir Sicherheit haben, daß keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten und entwickeln sollen als freies Volk!"

Die feindliche Offensive in Flandern führte die verbündeten Engländer und Franzosen zu schweren Mißerfolgen. Unsere Truppen bereiteten allen Versuchen der Feinde, uns das nördlich und nordöstlich von Ypern gewonnene Gelände streitig zu machen, ein andauerndes Mißlingen und brachten uns weitere Fortschritte westlich des Kanals, die durch siegreiche Sturmangriffe bei Ypern uns zahlreiche Gefangene und große Siegesbeute lieferten.

In der Champagne sowie bei Combres und im Priesterwalde haben wir ebenfalls neue Vorteile zu verzeichnen. Immerhin sind die Kämpfe zwischen Maas und Mosel noch keineswegs abgeschlossen.

Die Riesenschlacht in den Karpathen steht andauernd im Zeichen schweren Kampfes.

X.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

General der Kavallerie Freiherr v. Pflanzer=Baltin,

Führer einer österreichisch=ungarischen Armeegruppe in der Bukowina.





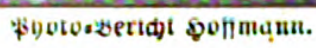


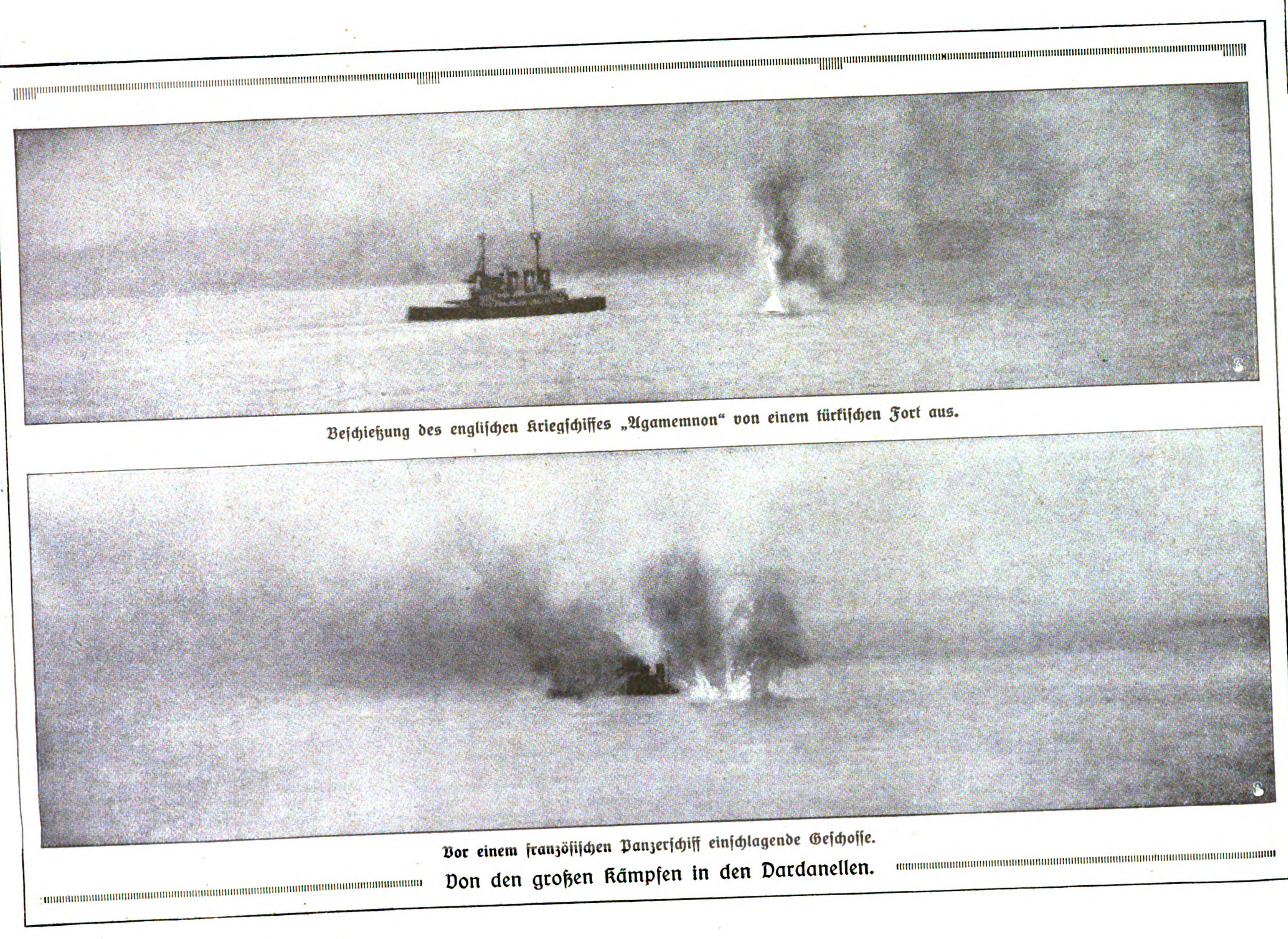
Photo-Bericht Hoffmann.

Ein bayrisches Infanterieregiment lagert nach der Rückkehr aus dem Gefecht.
Zu den Kämpfen zwischen Maas und Mosel.



Der Kronprinz besucht gelegentlich einer Inspektionsreise ein Offiziersgenesungsheim im Oberelsaß.

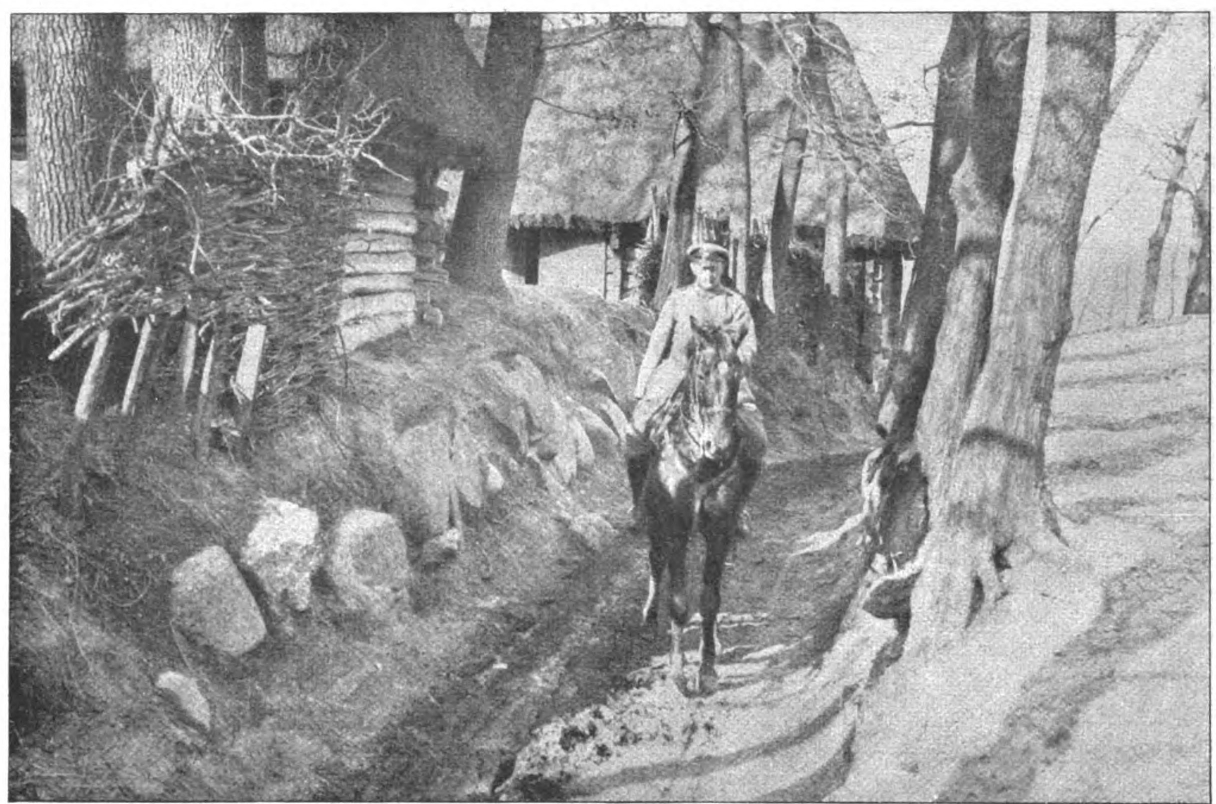




Beschießung des englischen Kriegsschiffes „Agamemnon“ von einem türkischen Fort aus.

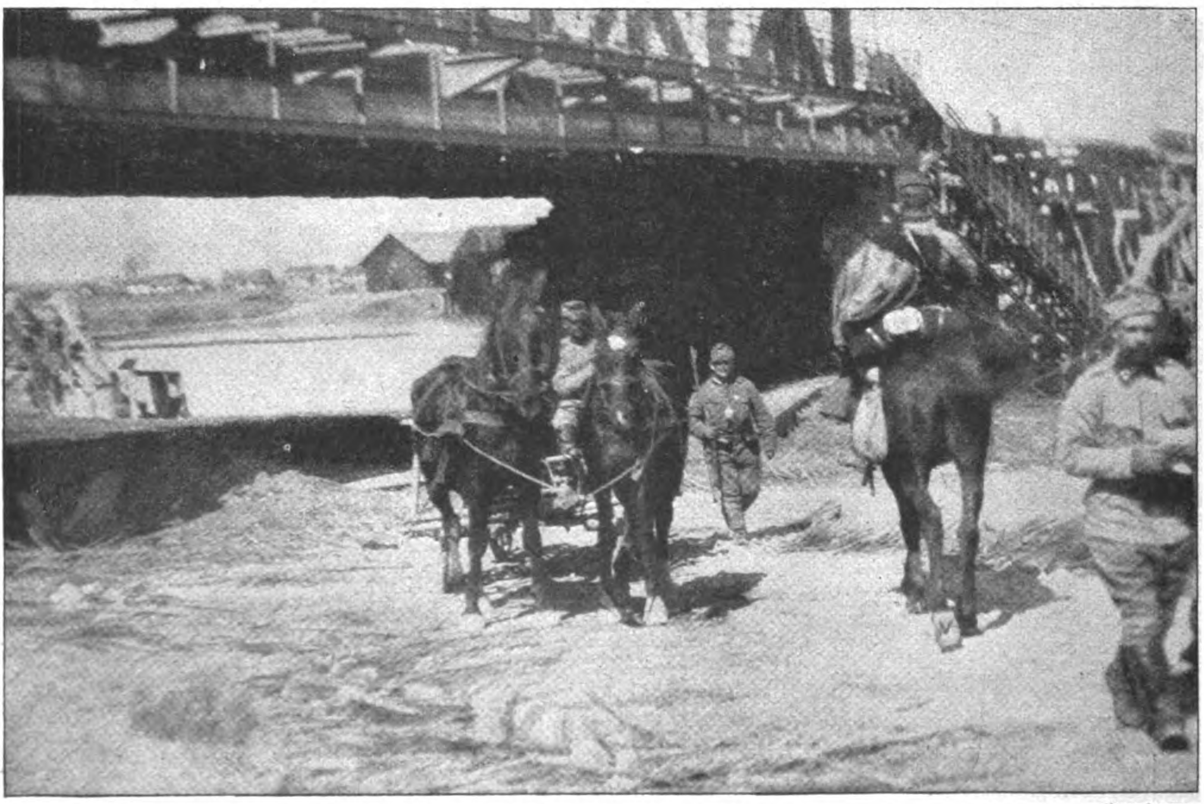
Vor einem französischen Panzerschiff einschlagende Geschosse.

Von den großen Kämpfen in den Dardanellen.



Phot. Seebald.

Spitzenreiter einer deutschen Aufklärungspatrouille in den Karpathen.
Frühling in den Karpathen.



Phot. Kreuzer.

Zerstörte Brücke über den Pruth bei Czernowitz.
An den Karpathen und der Bukowina.



Phot. R. Perscheid.

Fünfzig Jahre im Dienst der deutschen Flotte: Großadmiral v. Tirpitz,

dem der Kaiser anläßlich des Jubiläums die Schwerter zum Kreuz der Großkomture des Kl. Hausordens von Hohenzollern verlieh.



Soldaten auf dem Fischmarkt. Phot. Boedecker.



Auf dem Judenmarkt.

Lodzer Märkte.

Oberst Müller.

Atelier Modern.
Major Gobbin.

Hofphot. E. Ruf.
Major Spangenberg.

Atelier Germania.
Oberstlt. Rud v. Cramer.

Hauptmann Kruhoeffer.

Oberlt. d. R. Franz Moderow.

Hauptmann Arno Schwittay.

Hofphot. Bensemann.
Hauptmann d. R. Obladen.

Leutnant E. du Vinage.

Phot. Clauß.
Leutnant Karl Vonlohr.

Phot. Bohlisch.
Leutnant Fedor v. Bülow.

Feldwebel Erich Kulisch.

Gefreiter H. Müller.

Gefreiter Franz Sobanski.

Phot. Wilhelm Nachf.
Oberleutnant Aumann.

Leutnant Erich Braun.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Hofphot. Selle & Kuntze-Niederaftroly.

Im Nachmittagsheim des Vaterländischen Frauenvereins in Potsdam.
1. Exzellenz von Seebeck, 2. Gräfin Bismarck-Bohlen, 3. Exzellenz von Dieringshofen, 4. Frau Präsident von Ehrenberg.



Die Fürstin von Thurn und Taxis im Kreise einiger Verwundeter in dem vom Fürsten von Thurn und Taxis eingerichteten Vereinslazarett Regensburg-Ostheim.



Das Waldgebirge.

Von Bodo Wildberg.

Ein Gebirge als Schlachtfeld — Monate als Zeitmaß für die Dauer einer einzigen ungeheuren Schlacht — in der Tat, die Weltgeschichte hat Ähnliches noch nicht verzeichnet. In unvergleichlichem Heldenkampf haben unsere und unserer Verbündeten opfermutige Heere dem hartnäckigen Druck des russischen Riesenalps standgehalten, bis seine zähe, unablässig hereinlastende Kraft im Scheine der Frühlingsonne endlich erlahmt ist.

In Ergänzung des neulich an dieser Stelle über die Karpathenmauer Gesagten möchte hier noch einiges von den im übrigen Europa so wenig bekannten Waldgebirgen im Norden Ungarns berichtet werden. Im weitesten Sinne ist das ganze Gebirgsvorland von Mähren und Schlesien bis zum Lupkower Paß, und sodann das ganze Gebirge bis zur rumänisch-siebenbürgischen Ecke „Waldgebirge". Gewöhnlich versteht man darunter nur den östlichen Teil vom Lupkower Paß bis zum Beginn des siebenbürgisch-bukowinischen Abschnittes.

Der Weltgeschichte wird vor allem jener Waldgebirgsknoten angehören, der sich von der Duklasenke, die man noch zu den östlichen Beskiden zu rechnen pflegt, südostwärts über Lupkow nach Uzsok windet. Der große Zug des Grenzgebirges erscheint hier zu beiden Seiten der Wasserscheide in zahlreiche Hügelreihen aufgelöst, die in der eben erwähnten Hauptrichtung verlaufen; zwischen den Tälern des San, des Wislok liegen nun wieder tiefe, zusammenhängende Becken: die Täler von Jaslo, Krosno, Sanok. Das so häufig in den Riesenkämpfen der letzten Monate genannte Laborcztal, das durch die Oslawa mit dem San in Galizien zusammenhängt, darf nicht mit dem Latorczatale verwechselt werden, das weiter östlich in den eigentlichen Waldkarpathen aus einer Längsfurche dieses Bergzuges nach Ungarn durchbricht und zusammen mit dem Ung nach der Theiß entwässert. Dem Hauptzug ist hier noch ein sehr merkwürdiges vulkanisches Bergsystem vorgelagert, das Vihorlat-Gebirge zwischen Ung und Lartorcza.

Der Charakter dieser Grenzwaldhöhen ist natürlich von größter Mannigfaltigkeit, da die Nordseite an sich von rauherem Klima und außerdem als Sandsteingebirge dem Pflanzenwuchs nicht so günstig sein kann wie die Kalk- und Urgesteinmassive des Innenkerns oder die dem gnadenvollen Süden zugewandten, weinfrohen Vulkanketten Oberungarns Im Bereich weniger Meilen überraschen uns hier Landschaftsbilder der verschiedensten Art.

Düster und einförmig, doch nicht ohne sanftere Umrisse ziehen sich die petroleumführenden Sandsteinrücken der nördlichen Waldkarpathen, die gerundeten Flyschhügel des hohen Westgaliziens zwischen langgewundenen Flußläufen hin. Dicht steht der Nadelwald auf den breiten Wölbungen dieser Berge, an den schroffen Abhängen der Taleinschnitte. Auf der Südseite dagegen erscheint allmählich in den Tälern der Walnußbaum, der in Ungarn eine außerordentliche Größe und Schönheit zu erreichen im Stande ist. Eine seltsame Zeitgemäßheit gewinnen Überlieferungen, die sich an diese oder jene Höhle in der weißen Bergwand geheftet haben. Dort haben sich 1849 die Bauern vor den eindringenden Russen versteckt; hier hat sich Bela IV., König von Ungarn, zur Zeit des Mongolensturmes verborgen gehalten. Die Mongolen und die Tataren aber versuchten bekanntlich durch die gleichen Pässe ins Ungarland einzudringen, die heute wieder das blutige Kampfziel unzähliger, vergeblich anstürmender Russenscharen geworden sind.

Schön wird's in diesen ungarischen Tälern, wenn der lange Nachwinter vorbei ist und der Frühling seinen späten Sieg mit Pracht und Glorie feiert. Stattlicher Buchenwald übergrünt die unteren Hänge, am Bachufer überrascht uns sogar die grüngraue Platane mit üppigem Zackenlaub, die Talsohle beginnt einem Park zu gleichen, nur oben an den verwitterten Felsen starrt noch finster die Tannennacht. Und über den blauen Wunderblüten des Enzians wiegt sich der Alpenschmetterling Apollo oder vielleicht sein kleiner Vetter, der Parnassius Delius, elfenhaft, schneeig, mit rotem Augenfleck phantastisch lockend. Den Übergang von der Laubwaldmilde des Tales zur Nadelwaldstrenge der Höhen bildet die Birke, deren schimmernde Maiengestalt vor dem dunklen Grunde der Fichten hundertfach aufstrebt, so daß die obere Bergwand einem Muster aus schwärzlichem Samt und saftgrünem Schleiergewebe ähnelt. Hier unten hämmert der Specht an den Buchenstämmen, ein Häher krächzt von fern, die süße Stimme einer Drossel übt sich in Liebesgesängen.

In friedlichen Zeiten konnte man wohl in diesen Waldgebirgstälern öfters einer Schar ruthenischer oder, wie man früher zu sagen pflegte, rusniakischer Wallfahrer begegnen. Gerade im heute so vielgenannten und hochberühmten Tale der Latorcza lag eine der heiligsten Wallfahrtstätten der unierten (d. h. zwar dem griechischen Ritus angehörigen, jedoch nicht den Zaren, sondern den Papst als Oberhaupt verehrenden) Ruthenen, das Kloster der Basiliten. Die Latorcza galt oder gilt noch als ein heilender Fluß, eine Art Ganges, dessen Fluten auch auf die Seele eine reinigende Wirkung ausüben. Unter Gesang erstiegen die Pilger die steile Höhe, sobald aber der Fahnenträger den Klosterberggipfel erreicht hatte, stürzte sich alles den Abhang hinab in die kalten Latorczawellen, und mancher dieser frommen, eisenfesten Menschen weilte dann noch stundenlang in nassem Gewand in der Wallfahrtskirche.

Unter den Gegenständen aus Wachs, die vor der Klosterkirche als Weihgeschenke verkauft wurden, befand sich auch das eigentümliche Abbild des Alpes (Alpdrückens), eine Kröte mit einem menschlichen Angesicht. Dies mag uns Anlaß geben, der überaus bunten Sagenwelt dieser Waldgebirge einen Augenblick der Aufmerksamkeit zu widmen.

Wo so verschiedenartige Volkstämme nebeneinander wohnen, wie im ungarisch-galizischen Grenzgebirge, Deutsche von angeblich rheinischer Herkunft und einer unverkennbar nach Schlesien weisenden Mundart, dann Madjaren, Slowaken, Polen, Ruthenen, Rumänen, da mußte sich ein unvergleichlich reicher und interessanter Sagenschatz von selber anhäufen. An die Seen der Tatra knüpfen sich die phantasievollsten Überlieferungen. Nicht nur sind sie „Meeraugen", wie jedermann weiß, sind unergründlich und nach dem Volksglauben mit dem Meer in unterirdischer Verbindung; an ihren Ufern weideten, wie wir einem alten Buch entnehmen, noch im siebzehnten Jahrhundert wilde Pferde, und der Bär, der Wolf, der Luchs sind heute noch nicht ausgerottet. Das sogenannte „polnische Meerauge", der Fischsee im

Dunajec-Gebiet, ist der größte See des Grenzgebirges. Doch die merkwürdigsten Überlieferungen haften an den minder umfangreichen Seen. Am schwarzen See im Poppergebiet schluchzt und klagt, wenn eine Lenausche Vorwetterstimmung über dem Schweigen der Fichtenhänge brütet, die schöne Tochter des Feenkönigs vom „grünen See", der ein sterblicher Königsohn die Treue gebrochen hatte. Am Gestade eines andern winzigen Bergsees steht die versteinerte Schäferin, die aus Schmerz über den tödlichen Absturz des geliebten Jägers, der Niobe gleich, erstarrt ist. Ihre Tränen tropfen rieselnd vom Stein, sind der einzige sichtbare Zufluß des geheimnisvollen Sees. Am bedeutsamsten ist gewiß folgende Geschichte, die unleugbar etwas Antikes hat: Im Waldgebirge lebte vormals ein Mißgeschöpf, ähnlich einem zweiköpfigen Riesen. Das eine Haupt des schattenhaften Schreckbildes besaß eine hold bezaubernde, das andere eine donnergleich schreckende Stimme. Die erste Stimme lockte den Wanderer an Abgrunds Rand, die zweite erschreckte ihn dann, so daß er betäubt in die Tiefe stürzte. Das Ungeheuer fand seinen Untergang durch die List zweier polnischer Reisenden. Diese legten sich an einer Quelle zur Ruhe nieder, und zwar so, daß eines jeden Kopf bei den Füßen des andern lag: dann deckten sie einen gemeinsamen Mantel darüber. Das Untier kommt, sieht an jedem Ende des Schläfers Kopf und Füße und ruft wehklagend aus: „Dieses Ungeheuer ist noch furchtbarer als ich — so muß ich denn sterben!" Dann stürzte es sich, gleich der enträtselten Sphinx in den Abgrund und wurde nie mehr gesehen.

Wir steigen wieder in freundlichere Südtäler hinab, wo derlei Bergungetüme nimmer umgehen. In den lichten Eichenwäldern schweben nur Schmetterlinge über Blumenwiesen hin: der in Deutschland seltene Ahornfalter, ein Vetter unserer Pappel- und Heckenkirschenfalter: schwarz-weiß, mit rötlicher, im Fluge hochrot aufglühender Unterseite, trägt er fast die deutschen Farben. Ihm gesellen sich Dukatenvögel und Schillerfalter, die das Wipfelgrün der Eiche lieben. Heimliche Dörfer in sanften Talmulden fühlen sich geborgen vorm Feind hinter den Stufenwällen des Gebirgs, mag auch Kanonendonner den Boden erschüttern. Es ist fast wie beim Erdbeben, das in diesen Gegenden nicht allzu selten auftritt. Stürzte doch im Jahre 1667 drüben in der Tatra das Granithaupt der Schlagendorfer Spitze, die bis dahin der höchste Gipfel gewesen, in den Abgrund und füllte einen öden Kessel bis zum Rand mit seinen Trümmern.

Nach Osten zu wird das Waldgebirge höher und wilder, als wollte es die alpenhafte Urgesteinzone, die hier auf der ganzen Strecke fehlt, durch rauhere Bildungen der Flyschberge ersetzen. In der Czernahora, dem Schwarzenberg, der einstmals Gletscher getragen, steigt das Gebirge zu mehr als sechstausend Fuß Höhe. Der Wald vom Norden und der Wald vom Süden vereinigen sich zwischen Riesenklippen, und eine schier grenzenlose unbewohnte Wildnis breitet sich dort aus. Am Endpunkt der Waldkarpathen (im engeren Sinne) liegt die Hauptquelle der Theiß. Aus einer Holzröhre, einem ausgehöhlten Baumstamm, gießt sich dieser gewaltige Tieflandfluß, der eigentliche Madjarenstrom, der an seiner Mündung in die Donau dieser an Wasserfülle wenig nachsteht.

Möchten diese Gefilde im Frühling furchtlos erblühen! Dank unerhörtem Heldenmut, fast übermenschlicher Ausdauer wird der Alp, der auf dem Waldgebirge lastet, bald auf immer gebannt sein.

Montmédy.

(Hierzu 3 Abbildungen.)

Wer die in vollem Betrieb befindliche Bahnstrecke von Diedenhofen nach Charleville benutzt, der erblickt schon von weitem, nachdem er das durch den Kronprinzensieg berühmt gewordene Longwy rechts hinter sich gelassen hat, das im Tal des Chiers gelegene, trotzig zum Himmel ragende Montmédy, das früher als starker Festungstützpunkt in Frankreichs Leben eine große Rolle spielte, dann aber immmer mehr an Bedeutung einbüßte und im Weltkriege 1914 rasch zu Fall kam! Schon am 31. August meldete mit der bekannten lakonischen Kürze das Große Hauptquartier: „Nachdem der Kommandant von Montmédy mit der ganzen Besatzung der Festung bei einem Ausfall gefangengenommen war, ist die Festung gefallen."

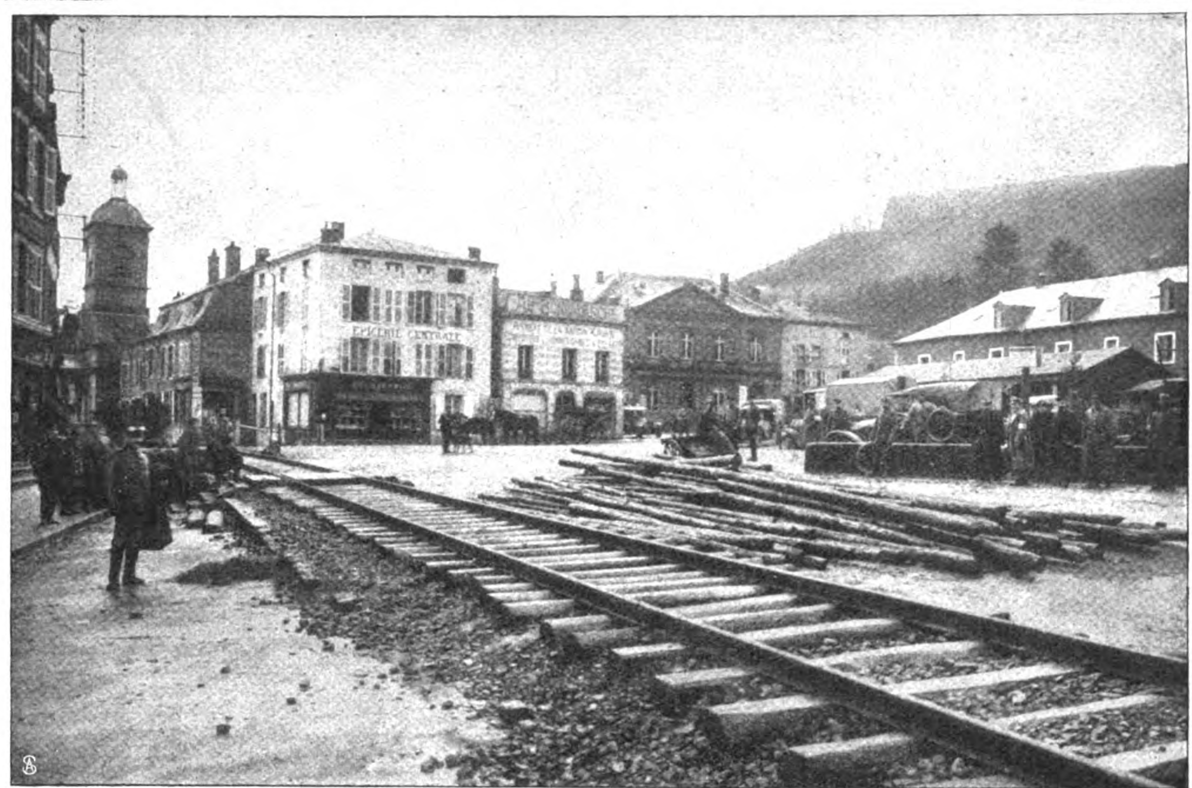
So ergab sich auf dem unaufhaltsamen Siegeszug, der unsere vorstürmenden Truppen alle Hindernisse überrennen ließ, auch dieser Stützpunkt, der mit den modernen Anforderungen nicht gleichen Schritt gehalten hatte. Das Schicksal Montmédys im Lauf der Jahrhunderte beweist aufs deutlichste die immer mehr zurückgehende Bedeutung des Waffenplatzes. Montmédy war seit alters her Arrondissementshauptstadt im Departement der Maas. Wollte man es jetzt als Festung in die Reihe der durch neuere Anlagen geschützten Orte einreihen, so würde man zu dem Ergebnis gelangen, es etwa als Festung dritten Grades zu bezeichnen. Montmédy sieht auf eine lange und wechselreiche Vergangenheit zurück. Im Jahre 1235 wurde es durch den Grafen von Cos und Chiny gegründet und befestigt. Die mehr als sechzig Meter hoch gelegene Zitadelle, die jetzt die Altstadt beherbergt, forderte in damaliger Zeit, wo die Angriffsmittel noch recht primitiv waren, geradezu zur Anlage von Befestigungen heraus, und wegen seiner an Hauptverkehrstraßen gelegenen Lage war es ein häufig umstrittenes Objekt der Kriegführenden verschiedener Nationalitäten.

Im Jahre 1542 wurde Montmédy vom Herzog von Guise erstürmt und fiel an Spanien, aber schon zwei Jahre später wurde es auf vertraglichem Wege an Frankreich zurückgegeben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war es wieder spanisch, so daß Montmédy zahlreiche Herren in seinen Mauern sah.

Eine Epoche der Verjüngung kam, als Ludwig der XIV. den berühmten Festungsbauer der damaligen ganzen Zeit, Vauban, damit beauftragte, Montmédy mit neuen Bastionen zu versehen. Es gewann dadurch wesentlich an Bedeutung und galt als eine immerhin recht beachtenswerte Festung. In unseren Interessenkreis wurde der Ort eigentlich erst im Laufe des letzten Jahrhunderts gerückt.

Im letzten großen Befreiungsjahr 1815 wurde es durch unsere Truppen bezwungen, und 1870 gelang es dem General von Kamecke, Montmédy nach achttägiger Belagerung und starker Beschießung zu nehmen. Seit dem Bau der Eisenbahnen hatte die Festung erheblich an Wert gewonnen. In unserer blutigen Zeit, die nur





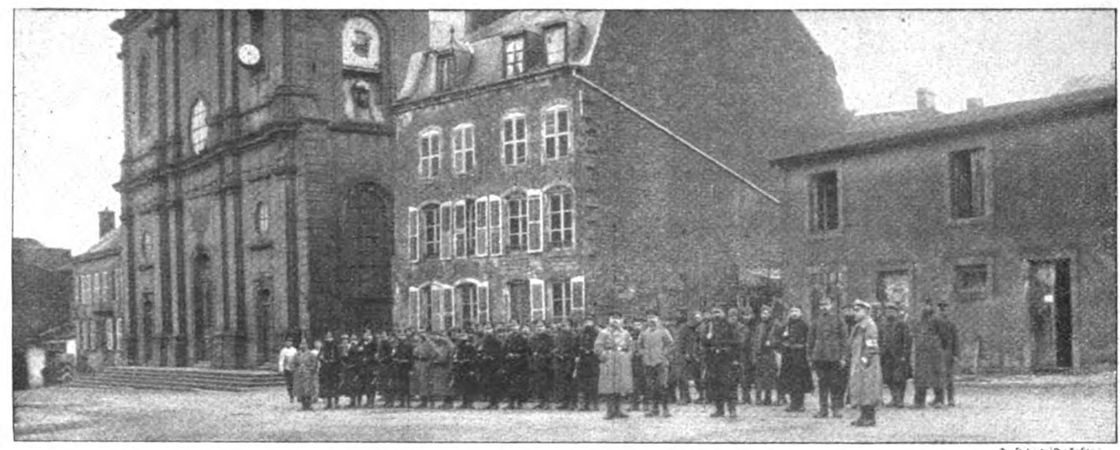
Hofphot. Jakoby.

Der Mittelpunkt von Montmédy (Stadt).



Hofphot. Jakoby.

Blick auf Montmédy von der oberen Festung.



Die obere Lage der Festung Montmédy.

Hofphot. Jakoby.

Fraktur schreibt und sich mit nebensächlichen Dingen kaum abgibt, ist Montmédy ohne Belagerung und lange Umstände in unsere Hände gefallen, und dort, wo einst die französische Besatzung lag, gallische Signale durch die Straßen schallten, machen es sich nun unsere wackeren Truppen bequem.

Die landschaftlich außerordentlich reizvoll gelegene Festung zerfällt in die hoch gelegene Oberstadt, die auch die Zitadelle in sich schließt, und die Neustadt. Wir haben uns auf dem neugewonnenen Boden so wohnlich wie möglich eingerichtet und Montmédy zu einem wertvollen Stützpunkt unserer rückwärtigen Verbindungen erhoben. Das hätten sich die dicken, charakteristischen Türme des Ortes auch nicht träumen lassen, daß sich an ihrem Fuße deutsche Besatzungstruppen tummeln und die Uhr „deutsche Zeit" schlagen würde!

Aber wir sind es gewohnt, dort, wo wir einmal festen Fuß faßten, alles nach unserer Musterordnung umzugestalten, und wenn der Einwohnerschaft, die übrigens mit unsern Leuten auf bestem Fuße lebt, auch manches sehr „preußisch" erscheinen mag, die deutsche Ordnung und Gewissenhaftigkeit hat noch überall, selbst tief in Feindesland, Achtung und Bewunderung erweckt. So trägt Montmédy augenblicklich lebhafte Spuren deutschen Gepräges, und die dort untergebrachten Truppen fühlen sich wohl und zufrieden auf dem Boden, den unsere vormarschierenden gewaltigen Armeen sozusagen „kurzerhand" zu ihrem eigenen machten.



Krankensaal mit selbstgefertigten Möbeln.



Selbstgefertigte Apotheke eines Reserve-Feldlazarettes.





Lazarettwerkstätten.

Ein Reservelazarett mit selbstgefertigten Möbeln.

Eine Stunde der Andacht.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Hier werden Bahnfrevler aufgeknüpft!
Von rheinischen Landstürmern an einer Werkzeugbaracke angebrachte Scherzpuppe.



In Hérinnes: Im Fenster Witwe Van Bellingen.



Belgische Typen:
Der Schützenkönig von Hérinnes.



Im Spitzenindustrieort Hérinnes (fläm. Herne) bei Enghien.
Mutter und Geschwister Van Bellingen häkeln die von etwa 120 Heimarbeiterinnen gefertigten Spitzenteile der von ihnen selbst entworfenen Muster zusammen.



Mittels Zugnetzes gefangene Karpfen und Weißfische am Parkteich des Schlosses Saventhem östlich Brüssel.

Bilder aus Belgien.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

14. Fortsetzung.

Herr von Glidien sah Graebner groß an, streckte ihm beide Hände entgegen: „Sie wollen das ... wirklich? ... Wie liebenswürdig! Nun kann man etwas plaudern, Karola ... komm, setz dich zu mir.“ ...

„Ihre Frau geht jetzt zu Bett!“ schnitt Graebner scharf ab, und zu Karola gewendet, die ihn unsicher anblickte und schon am Sessel rückte, um sich niederzulassen, fügte er drohend hinzu: „Sie gehen — oder ich kenne mich nicht.“ ...

Da erst ging sie.

Als sie aber am nächsten Morgen einander auf der Terrasse gegenübersaßen, während Regen wie mit einem grauen Schleier den Garten umhüllte, da sagte Doktor Julius Graebner ganz leise und ohne sie anzusehen: „Rufen Sie mich nicht zu bald wieder, liebste Frau.“

Ihre Lippen zuckten.

„Nein.“ ...

Sie sah die lange Reihe schwerer Tage vor sich, an denen sie allein tragen sollte.

„Ich danke Ihnen für alles, was Sie mir gegeben“, murmelte sie noch.

Er zuckte die Achseln.

„Gegeben! Was habe ich Ihnen gegeben? ... Zwei Stunden Schlaf mehr — das ist alles. Und weil ich nicht mehr geben kann, geben darf — darum eben“ ...

Er stand auf, lehnte sich über die breite Rampe, blickte hinaus in den umschleierten Garten.

„Aber heute ... den heutigen Tag ... den schenken Sie mir noch?“ ...

Er hörte den dunklen, zitternden Unterton ihrer Stimme, und das bewegte ihn so, daß er die Hand über seine Augen legte, damit sie nicht zu deutlich in ihnen las.

Sein ganzes Leben hätte er ihr geschenkt, jeden Gedanken, jeden Atemzug.

Wie seltsam es ihm doch ging! Jetzt — im reifsten Menschenalter, nach langen, innerlich einsamen Jahren — traf er die Frau, die er als die Ergänzung seines Wesens empfand, die Frau, der all seine Sinne entgegenstrebten und tiefe, verhaltene Zärtlichkeit. Die Frau, die für ihn die Verkörperung des Weibes war, das er verehrte und mitleidsvoll zu schätzen begehrte.

„Geben Sie mir Ihre Hand, Sie liebe Frau.“ ...

Und er hielt ihre Hand andächtig still in der seinen, wie er nie Elisens Hand hatte halten können, die immer eigenwillig, rastlos und hart gewesen.

Dann legte er sie wieder behutsam zurück in ihren Schoß, wie er eine Blume niedergelegt hätte.

„Darf ich rauchen?“

Ihre Finger zitterten ganz leise, als sie ihm das brennende Streichholz hinhielt. Er aber hatte seine Ruhe wiedergewonnen, schüttelte den Kopf.

„Na, na, liebste Frau, was ist denn das? Werden Sie mir jetzt nicht schwach und nervös — gerade jetzt nicht. Setzen Sie sich mal hierher in den bequemen Sessel und hören Sie zu, was Sie alles tun müssen, um ihn und auch sich am besten über die Zeit hinwegzubringen. Haben Sie ein Blatt Papier? Der Block hier — gut. Nun schreiben Sie.“ ...

Er ging auf und ab, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, diktierte ihr seine Anordnungen knapp und klar. Was sie zu tun hatte, wenn dieses eintrat oder jenes, welche Erleichterungen sie dem Kranken schaffen konnte, zu welchen Beruhigungsmitteln, allenfalls auch Ausflüchten sie zu greifen hatte, wenn ein Anfall besonders stark auftrat. Plötzlich blieb er stehen: „Solche Kranke behandelt man nicht im Hause — als Arzt, als Ihr Freund dürfte ich es nicht dulden. Solche Kranke sind gefährlich. ... Hören Sie ... gefährlich ... rein physisch ... gefährlich wie tolle Hunde.“ ...

Er legte ihr beide Hände auf die Schultern, zwang sie, ihn anzusehen.

„Wehe ihm, wenn Ihnen etwas geschieht ... wehe ihm. ... Also ... sehen Sie sich vor.“

Sie schüttelte den Kopf, lächelte leise.

„Mir geschieht nichts. Nie — auch in der größten Erregung hat er sich nie an mir vergriffen ... selbst damals in Nizza nicht“ — —

„Und das?“ ...

Er strich ihr mit den Fingern über die breite, silberige Strähne. Sie antwortete nicht gleich, er aber neigte sich überwältigt über sie und drückte seine Lippen auf ihr Haar.

Sie sprang auf, flüchtete an die Rampe, umklammerte eine von wildem Wein umwundene Säule.

„Nicht ... bitte nicht.“ ...

Wie ein Kind bettelte sie, und ihre großen, dunklen Augen blickten verstört zu ihm auf.

Er lächelte bitter. Der alte, harte Zug legte sich um seinen Mund. Was lief sie davon vor ihm, der Willen hatte für zehn?

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten vor mir. Wahrhaftig nicht. Zwischen uns steht mehr — als bloß Ihr Mann!“

Eben, weil sie es wußte! ...

Und sie barg ihr Gesicht, in das die dunkle Glut gestiegen war, in den regenfeuchten Blättern. ...

Der Diener kam herein, brachte eine Depesche.

„An mich?“

Verwundert griff er danach.

Karola hing mit den Augen an Graebners Gesicht.

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



„Ich muß fort... mit dem nächsten Zug muß ich fort. Der Zug geht in einer halben Stunde — wenn Sie gleich anspannen lassen, komme ich zurecht."

Sie griff nach der silbernen Glocke, ganz verwirrt über den plötzlichen Entschluß, halb gelähmt von all dem, was auf sie eingestürmt war in der letzten Stunde. Da legte er noch einmal seine Hand auf ihren Arm· „Hören Sie."

Sie neigte den Kopf, wie sie es immer tat, wenn sie nicht wußte, was Schicksal oder Menschen ihr noch aufbürden wollten. Er aber sprach kurz, abgerissen.

„Also hören Sie . . . das mit dem Nichtrufen ist Unsinn. Ich bin immer da, wenn Sie mich brauchen. Eine Depesche genügt. Ein Brief, wenn Sie wollen. . . . Wenn ich Sie vorhin verletzt habe . . . das soll nicht wieder vorkommen. Mein Wort darauf. Geben Sie mir die Hand. So. Aus Berlin schick ich einen Pfleger. Das ist meine Bedingung. Stecken Sie ihn in eine Livree; sagen Sie ihm, es wäre noch ein Diener nötig gewesen. Wenn Sie schlafen — auch tagsüber, in Ihrem Zimmer und eingeschlossen, verstanden? Das Gehirn ist affiziert — also aufpassen. Keinen unnützen Widerspruch und keine verderbliche Nachgiebigkeit. Im übrigen, alles, wie Sie es aufgeschrieben haben. So, liebste Frau, und nun leben Sie wohl, und . . . lassen Sie anspannen. Sie brauchen mich nicht zu begleiten."

Er drückte ihr beide Hände, fest, kurz — wendete sich ab und ging in sein Zimmer.

Karola von Glidien läutete dem Diener: „Anspannen für den Herrn Doktor." — — —

Sie saß am Bette ihres Mannes, als der leere Wagen von der Station über den Hof fuhr.

„Wer kommt denn?" fragte Herr von Glidien.

„Niemand. Doktor Graebner ist zur Bahn gebracht worden."

Ihre Stimme klang dumpf, wie tot.

„Graebner . . . so . . . bitte, die Kissen höher . . . recht, ja. . . . Also Graebner ist fort?"

Seine dunklen, unsteten Blicke versuchten es, sich in den Augen seiner Frau festzuhaken.

„Wird wohl eine höllisch hohe Rechnung machen . . . he? Wann wird er denn liquidieren, was?"

Sie glättete seine Kissen, zog die Aermel herab auf seine abgemagerten Gelenke.

„Das hat ja noch Zeit." . . .

„So . . . so. . . . Also ist's doch noch nicht Matthäi am letzten mit mir? Aufstehen. Wir wollen Juck Instruktionen geben. Eventuell noch einen Gaul anschaffen . . . wie, was meinst du?"

Der Diener kam und bediente ihn im Toilettenzimmer. Durch die offene Tür richtete er allerhand Fragen an sie. Er mußte wissen, daß sie da war. Gegen Schluß wurde er immer so müde, daß sie ihn kaum verstehen konnte.

„Schlechte Nacht, Karola, infame Nacht . . . der Doktor hat mir Gesellschaft geleistet. Hab mich schließlich schlafend gestellt, weil's mir peinlich war. . . . Bist du da, Karola? Antworte doch . . . Na also . . . Fragte ihn, was er zu Wiesbaden meinte. Das könnte man versuchen. . . . Esel! . . . Wenn ich mich selbst behandeln soll, wozu bezahle ich ihn?"

Endlich kam er heraus, stützte sich schwer auf seine[n] Stock, blieb alle paar Schritte stehen, weil die Füße ih[n] gegen seinen Willen zurück, statt vorwärts trugen.

So war es immer, wenn er erschöpft war. Sie scho[b] den Arm unter den seinen, führte ihn in den Salo[n]. Dort saß er am liebsten; vergaß sein Elend in dem prun[k]enden Rot und Gold, gedachte der Feste, die er d[a] gegeben, als er noch der „dolle Glidien" hieß und eine[n] gewonnenen Preis im Herrenreiten oder den Sieg eine[s] seiner Pferde feierte.

Wo waren sie, die lärmenden Freunde, die Gäule die Weiber? — Die Stallungen wurden leer und die Zimmer seines Schlosses. Da sah er Karola . . . umkehren konnte er nicht mehr — aber sie halten, daß nicht auch sie verschwand wie alles andere.

Er saß in seinem Sessel, und seine dunklen Augen blickten matt und trübe.

„Der Kerl ist zu ungeschickt — alles muß ich ihm sagen. — Nun bin ich fertig."

„Ich werde um einen Diener nach Berlin schreiben, einen geübten, der nur dich zu bedienen hat." . . .

Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Wenn nur du dich nicht weniger um mich kümmerst, ich habe ja nur dich." . . .

Sein Kopf ruhte an ihrer Brust. In ihre Arme hätte er ihn betten mögen wie ein ganz kleines Kind, das sich fürchtet. Das war nun, was übriggeblieben war vom „dollen Glidien"! Und diese schöne, gute Frau — das war alles, was ihm selbst übriggeblieben war.

„Dich darf mir keiner nehmen — keiner!"

So wild und verzweifelt klang es, daß sie sich über ihn beugte, ihre Lippen auf seine Stirne drückte.

„Nimmt mich keiner — ginge auch zu keinem." — —

Und sie strich, wie er das liebte, und wie es seine kranken Nerven beruhigte, immer wieder über seine Stirn. Nur ihre Augen blickten durch die offene Balkontür hinaus in den Regen, hinaus in den Nebel, der dichte Schleier wob um die Wege, auf denen sie noch gestern Seite an Seite mit Doktor Julius Graebner gegangen.

* * *

Der Umbau des Kurthschen Geschäftes war vollendet.

Stattlich blinkten die zwei großen Schaufenster unter der schützenden, gestreiften Markise. Der Laden war nun ebenso breit wie lang, mit dunkler Holztäfelung zwischen den hohen Regalen, Bücher- und Notenrepositorien. In der Mitte des Ladens stand ein sechseckiger Tisch mit etlichen Korbsesseln. Zeitschriften lagen herum, kleine Nachschlagewerke, Kataloge, so wie es in den ersten Buchhandlungen Berlins zu sehen war.

An dem hohen, geschnitzten Kassenpult thronte würdevoll der Buchhalter Hahnke. Er brauchte nur seitlich die Hand auszustrecken, wenn er an die Tür des Privatkontors klopfte.

Das Privatkontor war Frau Almas Stolz. Die „amerikanische" Bureaueinrichtung war der Abschluß, kam, als der letzte Arbeiter aus dem Hause war und auch die Außenseite bereits in heller, frischer Oelfarbe prangte.

Nun sollte der Herr einziehen.

Seit vierzehn Tagen wartete sie vergeblich auf eine



bestimmte Nachricht. Solange fiebernde Arbeit sie in Atem gehalten, hatte sie sich mit den Ausflüchten, den kurzen Grüßen auf Ansichtskarten zufriedengegeben. Jetzt zählte sie die Tage, zählte die Stunden. Was machte Felix in dem heißen, stickigen Berlin? Bald war es die in Aussicht gestellte Verhandlung mit einem Verleger, die ihn zurückhielt, bald war es eine Arbeit, bei der er Otto Graebners Unterstützung nicht entraten konnte. Dann wieder sprach er davon, ein Orchester zusammenzustellen, um im Herbst als Dirigent aufzutreten.

So war der Aufenthalt in Berlin doch nicht gemeint gewesen! Zweimal hatte er ganz kurz um Geld telegraphiert, um Beträge, wie er sie in dieser Höhe noch nie verlangt hatte. Das erstemal hatte sie das Geld geschickt, telegraphisch, wie er es gewünscht, und mit vielen Grüßen. Das zweitemal hatte sie ihm einen langen Brief geschrieben, ihm eine Abschrift der Rechnungen geschickt, die sie zu begleichen hatte. Und dann hatte er zwei Wochen nichts von sich hören lassen, wie um sie zu strafen — obwohl sie ihm doch gleichzeitig mit ihrem Briefe die Hälfte der verlangten Summe gesandt hatte.

Abends, wenn die Kinder schliefen, saß sie mit ihrer Schwägerin Ottilie unter der bauchigen Hängelampe und murmelte: „Verstehst du das, Muttel?"

Nun waren auch die Ferien vor der Tür, die Kinder sollten mit Ottilie aufs Land, ins Sommerhäuschen, wie die jetzt stattliche Villa vor der Stadt auch heute noch genannt wurde. Es mußte vorher alles eingekampfert und verpackt werden, und es war wahrhaftig nicht ihre Schuld, wenn Felix in die Ungemütlichkeit hineinkam.

„Ob ich an Frau Doktor schreibe?" meinte Alma.

Aber gleich darauf war sie es selbst, die den Kopf schüttelte. Nein, das ging doch wohl nicht — wie sah das aus? Als ob sie ihm nachspionierte. Wenn sie ihn selber holte, wie sie ihn schon einmal geholt hatte? Aber ob er ihr auch diesmal folgte wie damals?

Eines Abends, nach Empfang einer jener nichtssagenden Ansichtskarten, in denen sich alle Herzlichkeit in einem hastig gekritzelten „herzliche Grüße" erschöpfte, kam Alma Frank zu dem Entschluß, selbst nach Berlin zu fahren. Die greise Schwester ihres Mannes aber küßte leise ihre Schulter.

„Und bring ihn wieder, hörst du . . . bring ihn wieder!"

Alma wollte nur noch den Beginn der Schulferien abwarten. Was immer geschehen war, ihr Mann sollte das Haus still und leer finden. Nicht dem Lärmen der Kinder, den bekümmerten Blicken der Schwester ausgesetzt sein.

Abends rechnete sie mit Hahnke im amerikanischen Bureau, tagsüber mottete sie die Wohnung ein, umhüllte die Kronen mit weißer Gaze, die Bilder der Eltern und Großeltern mit Zeitungspapier, ließ Pelze klopfen und verteilte die Kampfersäckchen in allen Zimmern, auf alle grauen Leinenbezüge der gepolsterten Sessel. . . . Mehr als eine Nacht würden sie ja doch nicht hier verbringen, und dann ging's ins Sommerhäuschen. —

Eines Morgens kampferte sie auch das Wohnzimmer ein, denn nun war es Zeit, daß sie ihn holte. Ottilie wollte nichts mehr wissen von Aufschub. Sie hatte sich ein Tuch umgewunden, die Ärmel hochgekrempelt, eine große Wirtschaftschürze vorgebunden, und nun klopfte sie lachend und schimpfend zusammen mit dem Dienstmädchen den Staub aus den Polsterungen, daß er sie einhüllte wie eine dichte Wolke.

Draußen wurde geläutet. Zwei-, dreimal hintereinander — scharf und kurz.

„Ich bin für niemand zu sprechen", rief sie dem hinauseilenden Mädchen nach.

So ließ sich Frau Alma Frank nicht sehen — nicht einmal, um mit ihrer Hausfrauentüchtigkeit zu prahlen. Das war ihr ganz geheimes Vergnügen, dieses Ausgeben physischer Kraft. Das tat ihr wohl, das benahm ihr alle dummen, bangen Gedanken.

„Was machst du denn da?"

Ihr Mann stand auf der Schwelle in seidenem Gummimantel, einen weichen, hellen Hut auf dem Kopf. Die Hände in dänischen Handschuhen.

„Gräßlich dieser Staub . . . man sieht ja nichts vor den Augen."

Der Klopfer flog in die Ecke, mit einem Jubelruf stürzte sie ihm entgegen.

„Bist du endlich da? Bub, dummer — bist du da . . .? Schimpf nicht gleich — gib mir einen Kuß . . . Zieh dich aus" — — —

Sie hielt seinen Kopf zwischen ihren Händen, küßte ihn auf die Wangen, den Mund, die Augen, merkte es nicht, daß er nur still hielt, ihre Zärtlichkeit kaum erwiderte.

Die ganze Frau roch nach Staub — ihre Hände, ihr Gesicht, die ordinäre blaue Schürze. . .

Er warf den Hut auf einen Stuhl, legte den Gummimantel ab, riß an seinen Handschuhen.

„Ich bin sehr durstig — bring mir ein Glas Wasser, bitte."

Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Aber er wollte Zeit gewinnen, wollte sich an die Frau wieder gewöhnen, die er nie so fremd empfunden hatte wie in diesem Augenblick. Kampfer- und Naphthalingeruch benahmen ihm den Atem, die verhängten Bilder und verhüllten Kronen, die grauen Schutzbezüge und kahlen Wandbretter ließen die Risse der Tapete, das Verblichene der schweren aufgerollten Stoffvorhänge doppelt vortreten. Hier oben war nicht viel zu sehen von den großartigen Veränderungen, die sie ihm angedeutet. Hier oben war es nach wie vor dumpf, eng und häßlicher als je.

Wo blieb sie nur so lange mit dem Wasser? Aber er mochte ihr nicht nachgehen, als wäre es die Wohnung fremder Leute, in der er wartete — so war ihm zumute.

Endlich war sie da mit dem Wasser, ohne Kopftuch und Schürze, die Ärmel heruntergestreift, hochrot im Gesicht.

„Ich mußte ein Stückchen Eis abhacken — unser Leitungswasser . . . du weißt ja . . . ist so warm. . . Und dann wegen des Mittagessens. Für mich allein mache ich keine Umstände — ein Stückchen Schabefleisch, damit ist's gut. Aber du ißt das ja nicht. . . Und nun fürchte ich, beim Schlächter bekomme ich nichts mehr. Der ist überhaupt so unverschämt. Preise nehmen die jetzt! Also stelle dir vor, ein halbes Kilo Kalbfleisch" — — —

Er unterbrach sie: „Bitte, bitte — laß nur. . . Mache meinetwegen keine Umstände. . . Ich esse ja doch abends in Berlin. . .“

Sie wurde weiß bis in die Lippen.

„Wieso in Berlin?“

Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster, sprach hastig, ohne sie recht anzusehen: „Also ich bitt dich, liebe Alma, nimm das nicht so tragisch. Ich kann es nicht ändern. Es ist mir momentan unmöglich, hier zu sein — ganz unmöglich. Ich habe dort Geschäfte —“

Sie spitzte die Ohren, fast beruhigt durch das Wort „Geschäfte“.

„So — Geschäfte hast du? Was für welche? Wirst du dirigieren? Hast du einen Verleger gefunden? Das wäre doch sehr schön — da will ich nicht klagen.“

Sie fühlte, da war etwas nicht in Ordnung, da war etwas, was er im unklaren lassen wollte, was er ihr nicht gestehen mochte. Sie suchte in ihrem Gehirn alle Möglichkeiten ab, gab ihrer Stimme frohe Harmlosigkeit, um ihn vertrauend, mitteilsam zu machen.

Er schüttelte den Kopf: „Nein — es hat nichts mit meiner Musik zu tun — nicht unmittelbar wenigstens — in der Folge vielleicht — ja — es ist etwas rein Geschäftliches, eine Art Unternehmen, verstehst du, in das ich mich eingelassen habe, und das ich jetzt zu Ende führen muß, wenn ich nicht alles verlieren will.“

Er räusperte sich, hustete, weil ihm der Geruch des Naphthalins in die Nase drang, hustete länger und stärker als nötig, nahm sein Taschentuch heraus, wendete sich ab. So — nun hatte er das Wichtigste gesagt — nun mußte sie fertig werden damit, mußte wissen, wie er es meinte, mußte es ihm nicht zu schwer machen, wenn sie ihn wirklich so liebte, wie sie immer wiederholte.

Alma Frank saß auf dem grau überzogenen Sofa, rieb die Hände aneinander, starrte auf die Schultern ihres Mannes, die ihr so eigentümlich schmal und hängend vorkamen.

Geld wollte er haben — das war es. Nur Geld. Darum war er gekommen. Und sie war ihm um den Hals gefallen, weil sie geglaubt hatte, die Sehnsucht nach ihr, nach den Kindern hätte ihn hergetrieben. Sie schämte sich. Schämte sich für ihn, daß er es ihr so kalt und nackt heraussagte.

„Du weißt doch am besten, daß wir augenblicklich beengt sind — auf neue, großartige Unternehmungen können wir uns nicht einlassen!“

Er kannte den harten Ton nicht an ihr. Er löste nur Ungeduld und gereizten Widerspruch bei ihm aus. So stellte sie sich also zu ihm — wie ein fremder Mensch, wie die Leute in Berlin sich zu ihm stellten, wenn sie ihn abwimmeln wollten.

„Wo ist Ottilie?“ fragte er schroff.

„Auf dem Lande, mit den Kindern, ich hab's dir doch geschrieben.“

Sie schrieb ihm viel — von der dritten Seite las er nicht mehr weiter.

„So, ja richtig — auf dem Lande. Ich fahre also jetzt hinaus.“

Er griff nach seinem Hut, aber schon hatte sie ihn in der Hand, drückte ihn an die Brust. Er sollte jetzt nicht hinausfahren. Nicht so — nicht ohne sie. Er durfte Ottilie nicht erschrecken, ihr nicht mit Geldforderungen kommen — sie hatte ja auch nichts — eine kleine Leibrente und sonst nur noch zweitausend Mark, die sie mit Zins und Zinseszins für die Kinder festgelegt hatte.

„Unsinn — für die Kinder! Die Kinder brauchen nichts. Die Kinder bekommen genug. Wir hatten auch nichts. Sollen sich durchbeißen, wie mein Bruder, wie Ottilie sich durchgebissen hat, sollen sich reich verheiraten — wie ich es getan habe — nur klüger sollen sie sein, als wir alle waren.“

Häßlicher, bösartiger Hohn lag in seinen letzten Worten.

Der Hut fiel ihr aus der Hand, ihre Augen weiteten sich unnatürlich. Was sagte denn der Mann da alles — was war mit ihm geschehen? Da hatten sie nun zehn Jahre in Frieden und Eintracht gelebt, hatten nie von Dein und Mein gesprochen, da hatte sie zehn lange Jahre sich eins geglaubt mit ihm, hatte ihm zehn Jahre die Hände unter die Füße gelegt — und nun stand er vor ihr und gebärdete sich wie ein übertölpelter Käufer?

„Felix — mein gutes Bubel . . .“

Der alte Kosenamen kam ihr unwillkürlich auf die Lippen. Was war ihm denn geschehen, was quälte ihn denn, daß er so verwandelt war, so hart und ungerecht? So lieblos und fremd? Hatte eine Frau — die hübsche Frau Otto Graebners vielleicht. . .

Das Herz stand ihr still. Dann sank sie auf einen Stuhl, ganz kraftlos; zerrte an ihren Ärmeln, an ihrem Kragen: „Du — wenn wieder eine andere. . .“

Er bückte sich, hob seinen Hut auf: „Was für eine andere?“

Sie brachte es nicht über sich, den Namen zu nennen. Und vielleicht war sie es auch nicht, die kleine, hübsche Frau mit dem kostbaren Spitzenkragen, der so gar nicht zu dem bescheidenen Einkommen des Mannes paßte.

Er wiederholte gereizt: „Willst du mir gefälligst sagen welche andere?“

Sie murmelte, verzweifelt darüber, daß sie alles verwickelt, verschärft hatte: „Ich weiß doch nicht — welche...“

Dumpfes Weinen erstickte ihre Stimme. So fassungslos hatte er sie noch nie gesehen.

„Was soll das, Alma, was sind das für dumme Einbildungen?“

Wie aus weiter Ferne, nebelhaft gaukelte das Bild von Susanne Graebner vor seinen Augen. Ein Frühlingsrausch war es gewesen, ein kurzes Gedicht, das sich in die Nüchternheit seines Lebens eingeschmuggelt hatte, ein bißchen Sehnsucht, das Wirklichkeit geworden war...

Aber dann — so brav, so artig hatten sie sich beschieden — Susanne Graebner und er, sich gefügt in die Unerbittlichkeit des Lebens. Ihre Armut hatte sie geschützt vor einander, hatte ihnen gezeigt, wie wenig das Spiel der Liebe sich verlohnte für sie beide . . .

„Nein, Alma — das sind Einbildungen, krankhafte Einbildungen.“

Sie glaubte ihm nicht. Nur um ihn nicht aufs neue zu reizen, nur um ihn sich wiederzuerringen, trocknete sie die Augen, fragte beherrscht: „Wieviel mußt du denn haben, Felix — auf wie lange?“



Er ergriff ihre Hand, drückte sie an sich, von Dankbarkeit erfüllt, daß sie nicht fragte: „Wofür?“ Und es wurde ihm Bedürfnis, sich einen Schein von Recht herauszuretten.

„Es ist wirklich eine gute Sache . . . Ich hätte sie sonst nicht angefangen. Ich will dir auch gleich den Höchstbetrag nennen, den ich brauche, damit ich nicht noch einmal kommen muß — nicht wahr . . .? Und auf wie lange? In drei, in vier — schlimmstenfalls in acht Wochen hast du das Geld wieder.“

Sie sah ihn erstaunt an. Er fügte hastig hinzu: „Zum Teil wenigstens. Ich muß nur vorsichtig operieren.“

Sie erhob sich — ganz starr war ihr Gesicht — ganz entsetzt blickten ihre Augen: „Du — du spekulierst doch nicht etwa auf der Börse — Felix, um Gottes willen, doch nicht auf der Börse . . .?“

Daß sie nicht gleich darauf gekommen war — es war ja das nächstliegende. Er war ja vom Bankfach, war früher täglich zur Börse gegangen im Auftrag der Direktion.

Er zuckte die Achseln, ging wieder zum Fenster, das er aufriß, weil er keine Luft bekam in dem eingemotteten dumpfen Zimmer. „Börse — nee — das ist mir zu unsicher. So was mache ich nicht. Das kenne ich zu gut.“

Nur weil er es zu gut kannte, machte er es nicht — nur darum?

Sie trat an seine Seite, ganz nahe, nahm seine Hand, lehnte die Wange an seine Schulter: „Sei vorsichtig, Felix, denk an mich, an die Kinder, denk ans Geschäft. . .“

Er legte den Arm um sie, matt, wie um einer Pflicht zu genügen. Abscheulich war dieses Betteln bei der eigenen Frau. Wenn er das hätte vorausahnen können — das verschob ja alles. Er war nicht mehr der Herr, der Entscheidende — im Gegenteil — alles abringen mußte er ihr, alles beschönigen, vertuschen, mußte sich ausfragen lassen und erklären.

Ganz ausdruckslos seine Hand festhaltend, fragte sie: noch: „Also wieviel?“

Und zuckte doch, trotz aller Vorsätze, zusammen, als er den Betrag nannte: „Zehntausend Mark . . .“

„Wir werden Papiere verkaufen müssen. Wann brauchst du das Geld?“

Er sah auf die Uhr: „In einer Stunde. Ich muß es telegraphisch schicken.“

„Alles?“

„Nein — jetzt nur viertausend —“

„So — ja — dann mache ich mich also fertig, wir gehen dann gleich zur Bank.“

Wie Blei lag es ihr in den Armen, den Beinen. Sie konnte die Haken nicht finden, und die Bänder lösten sich unter ihren zitternden Fingern.

Er aber lehnte draußen an ihrer Tür — und dachte nicht an sie. Er sah auf die Uhr. Vor zwei mußte die Anweisung in Berlin sein. Jetzt war es bald halb zwölf.

„Dauert's noch lange?“

Er klopfte mit der Spitze seines braunen Stiefels ungeduldig auf den Boden.

Sie steckte die Nadeln durch den Hut, riß den Regenschirm aus dem Schrank.

„Da bin ich schon — da bin ich . . .“

Sie stand nun vor ihm, im grünen Lodenkleid, auf derben Sohlen, die des Wetters wegen dunklen Zwirnhandschuhe in der Hand, eine unkleidsame Schute auf dem Kopf.

„Wie siehst du — merkwürdig aus . . .“

Daß diese derbe, üppige Frau in der provinziellen Regenwetterkleidung seine Frau war— fast hätte er darüber gelacht. In ihrem morgendlichen Arbeitsrock war sie ihm fremd erschienen, so fremd, daß er sich kaum bedrückt gefühlt hätte von ihr, jetzt aber mit dem altmachenden Hut, den derben Sohlen, den dunklen Zwirnhandschuhen — verkörperte sie für ihn alles, was ihn in seiner Ehe, in seinem Leben widrig, spießbürgerlich, unerträglich gedünkt hatte.

„Hast du denn keinen Regenschirm mitgenommen, Felix? Dein Mantel . . .“

„Der ist ja für den Regen bestimmt . . .“

Und er entwand sich ihrem Arm, da sie immer, wenn auch vergeblich, versuchte, ihren Schirm mit über seinen Hut zu halten.

Eine Stunde später stand sie neben ihm am Schalter des Telegraphenamtes. Sie überflog den Inhalt der Depesche: „Anbei viertausend Mark. Wie vereinbart verteilen. Frank.“ Und noch einmal überflog sie die Adresse: „Schöppke, Berlin, Kaiserallee 20.“

Die wollte sie sich merken — für alle Fälle.

Als sie aus dem Postgebäude heraustraten, hatte es zu regnen aufgehört. Sie hing sich in seinen Arm ein.

„Jetzt wollen wir nach Hause, essen, und dann überraschen wir Tille und die Kinder, nicht wahr?“

Aber er drückte bittend ihren Arm. Das sollte sie nicht von ihm verlangen. Dazu war er zu müde und zu nervös. In acht bis zehn Tagen kam er ja zurück. Auch zu Hause essen wollte er nicht . . . Nicht wegen des Schabefleisches, nur die Luft, die . . . er vertrug den Geruch nicht!

„Wir wollen in ein Hotel gehen.“

„Aber wie sieht denn das aus, Felix? Am hellen, lichten Tage im Hotel — wir Einheimischen!?“

Schön. Dann auf dem Bahnhof. Nein — meinte sie — auf dem Bahnhof wäre es noch schlimmer . . . die Geschäftsreisenden . . . der und jener war immer auf der Tour! Man kannte sie, man würde fragen, sich wundern, daß er im Sommer wieder nach Berlin fuhr. Die meisten glaubten, er wäre schon draußen auf dem Lande — seiner Gesundheit wegen!

„Na ja . . . natürlich . . . Ihr gebt mich lieber für krank aus, als daß ihr mir das gute Recht zugesteht, ein paar Monate mir selbst oder meinem Studium zu leben!“

„Du weißt doch, Felix, wie man hier ist . . . ein Mann in deinem Alter . . . studieren . . . Musik studieren . . . das würde doch niemand begreifen.“

Er lachte kurz auf.

„Na ja . . . allerdings!“

Und nun saßen sie in der Separatstube des ersten Hotels der Stadt, und Alma Frank vermochte keinen Bissen herunterzubringen.

„Mußt du denn schon wieder fort?“

„Ja, selbstverständlich . . .“

„Und nicht einmal dein neues amerikanisches Bureau hast du dir angesehen!"

„Ich hab ja noch Zeit, drin zu sitzen ..."

„Was wird Hahnke sagen, wenn er erfährt, daß du nicht im Geschäft vorgesprochen hast . . ."

Es war alles so lächerlich und ihr doch so ungeheuer wichtig. Daß er aber auch nie die geringste Rücksicht nahm! So bodenlos verwöhnt hatte sie ihn . . . Nicht einmal nach den Kindern fragte er!

Er sagte ihr nicht, daß er aus dem Sanatorium raus wollte! In irgendein Hotel! Bis sich die ganze Geschichte klärte, bis er sein Geld reinhatte, sauberen Tisch machen konnte! Mochte Alma nur ruhig weiter ins Sanatorium schreiben . . . Er holte sich die Briefe einfach ab! Nur nicht ausspioniert werden! Vom Nachtportier und vom Bademeister, von den Schwestern und von der Frau Doktor selbst . . . Wie es da zuging, wußte er ja jetzt vom kleinen Baumann! Den traf er noch ab und zu. Susanne Graebner brauchte auch nichts über ihn zu erfahren! Dem Mann schuldete er noch drei Wochen Unterricht . . . Entsetzlich peinlich war das!

Er hatte es erst aufgeschoben, weil er den Unterricht fortsetzen wollte, und dann war ihm das Geld durch die Finger geglitten wie Wasser.

Was er hatte, warf er den Pferden in den Rachen. Schöppkes System . . .! Erst hatte er fünfhundert Mark bezahlt, damit er es ihm sagte, und dann hatte er dreihundert Mark darauf gewonnen. Schöppke machte die Ausrechnungen mit ihm zusammen, empfing ihn mit seinem ewigen „Versagt nie!", wenn er endlich auf die dritte oder vierte geometrische Staffelung herausgekommen war.

Bis ihn die prickelnde Lust packte, immer höher zu setzen, immer höher. Es konnte ja nicht schief gehen. Das war ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen! Schlimmstenfalls wiederholte er einen Satz, wiederholte ihn zweimal . . . Es gab noch immer einen Gewinn oder zum mindesten nur geringen Verlust, den er ein andermal hereinholte . . . Nur Geld hatte er sich holen müssen, um in Ruhe ein paar Tage abzuwarten. Morgen sollte Schöppke nach Paris fahren, dort am Totalisator für ihn setzen, die volle Quote erheben beim Gewinn — damit er sich nicht mit dem Höchstbetrag der deutschen Buchmacher zufriedenzugeben brauchte. Mehr als zweihundert für zehn gaben sie ja nicht — auch wenn der Gaul vierhundert für zehn brachte, wie vorige Woche „Eclair", auf den er zwanzig Mark hatte!

Felix Frank klopfte mit dem Ring nervös gegen das Glas. „Eine Flasche Sekt!" rief er über die Schulter dem Kellner zu.

Alma legte ihm die Hand auf den Arm.

„Sekt . . . hier, am Tage? Man wird uns für wüste Verschwender halten!"

„Wie . . . warum? . . ."

Sie versuchte zu scherzen. „Geschäftsleute . . . bedenke doch . . ."

„Laß sie . . ."

Wein mochte er nicht. Aber Sekt . . . den stürzte er herunter wie Selterwasser, den trank er zu allen Tageszeiten, der spülte ihm den Ärger herunter und gab ihm neue Hoffnung. Den trank er in Karlshorst, in Hoppegarten, in Grunewald zwischen zwei Rennen und auch abends, wenn er mit Schöppke und ein paar Buchmachern in irgendeiner Hinterstube eines Hotels pokerte.

Am „fliegenden" Roulettetisch, auf den er die im voraus bezahlten Spielmarken warf, ohne mehr Gefühl dafür zu haben, daß es Geld war, das er dem sinnlosen Kreisen einer kleinen weißen Kugel anvertraute — da hatte er so manche Nacht gewonnen oder wieder verloren, was die Pferde ihn tags vorher gekostet oder ihm eingebracht hatten.

In der fiebernden Ungewißheit, die ihn den ganzen Tag erfüllte, ihm Minuten zu Stunden, Stunden zu Minuten wandelte, war für kein Denken mehr Raum an wertvolle Arbeit, an nüchtene Pflichten. Nur in schlaflosen Nächten, wenn die Angst vor neuen Verlusten ihn ruhelos durch das Zimmer jagte, da klammerte er sich zur Rechtfertigung vor sich selbst an den Zweck, um dessentwillen er diese Bahn eingeschlagen. Seine Sinfonie einem Verleger geben, sie in Berlin öffentlich zur Aufführung bringen, hatte er wollen — ohne seine Frau um Geld anzubetteln . . . Und nun — da ihn das Spielfieber gepackt wie eine Krankheit — hatte er den Zweck vergessen, und nur die Bettelei war geblieben, peinvoller, unehrlicher denn je . . .

Und während er den Sekt durch den Hals jagte, freudlos und angeekelt, da suchte Alma Frank seine Augen, um auf den Grund seiner Seele zu dringen, suchte nach einer Frau . . . nach der unbekannten oder fremden Frau, die ihrem Mann Gefahr gebracht hatte in der großen Stadt . . . ahnte es nicht, daß von allen Gefahren der großen Stadt das Weib die geringste war. Was wußte sie von den anderen Gefahren, von denen draußen im weiten, grünen Feld unter der glitzernden Sonne?!

Alma Frank reichte ihrem Mann beide Hände über den Tisch; traurig und ernst blickten ihre dunklen Augen unter der unkleidsamen Schute hervor.

„Mager bist du geworden, weißt du das, Felix? Die Kur hat lange genug gedauert . . ."

Er lächelte, strich ihr hastig über die Finger.

„Ja . . . die Packungen, die hab ich schon aufgegeben, das war zu angreifend . . . dazu die Diät . . . ja . . ."

„Nur zehn Tage bleibst du noch fort? Nicht länger, Felix . . .? Sag . . ."

„Höchstens ... ganz gewiß, bis alles in Gang ist ..."

„Das Geschäft meinst du . . .?"

Ihre Stimme zitterte.

„Ja . . ."

Sie faßte ihn unter, als sie zusammen auf die Straße traten. Sie wollte ihn noch eine kurze Zeit für sich haben . . . ihn ganz nahe an ihrer Seite fühlen. Schwer stützte sie sich auf seinen Arm, hart klappten ihre breiten Absätze auf dem Pflaster auf.

„Was ist es denn für ein Geschäft?" fragte sie und zwang den Ton ihrer Stimme zu ruhiger Heiterkeit.

„Ein . . . eine neue Erfindung . . . ein Patent . . . etwas . . . ich sagte dir schon, etwas sehr Aussichtsreiches."



Sie ging nun still weiter, da sie die alte Ungeduld aus seiner Stimme heraushörte und befangene Lüge.

Als der Zug einlief, der ihn nach Berlin zurückfahren sollte, warf sie ihm beide Arme um den Hals.

„Bubl, lieber Bubl . . ." Ihre Schute verrückte sich — er sah ihre in Tränen schwimmenden dunklen Augen, den schönen Ansatz ihres schweren Haares.

„Sei doch vernünftig, Alma, die paar Tage . . "

Sie flüsterte heiß, Wange an Wange, Auge in Auge: „Schick auch das andere Geld mittels Post — mach's schriftlich ab . . . fahre nicht wieder zurück . . . Bubl, liebes, hör doch . . ."

Sie hatte ihm alles verziehen in diesem Augenblick, alle Verirrungen, jeden Leichtsinn, jedes Vergehen sogar. Und sie sah seinen Blick, wie er weich und fast gerührt an ihr hängenblieb. Da ratterte der Zug heran.

„Einsteigen in der Richtung: Reppen—Frankfurt—Berlin!"

Ein Herr saß im Coupé und las in einem blauen Sportblatt. Felix Frank riß sich los.

„Leb wohl, Alma . . . auf bald . . alles Gute . . . in wenigen Wochen . . . grüß schön . ."

Er schwang sich auf das Trittbrett, lief durch den Gang, lugte in jedes Abteil . . . Da endlich hatte er es gefunden. Wenn der Herr ausgelesen hatte, wollte er ihn um das Blatt bitten, er mußte doch wissen, wie seine Wettaussichten standen für heute.

Der Sitz dem Herrn gegenüber war leer. Dusel hatte er auch noch. Vielleicht erfuhr er etwas —

„Felix . . . Felix . . ."

Richtig, ja — Alma stand noch draußen auf dem Bahnsteig.

„Gestatten?" Er ließ das Fenster herunter, warf den Hut auf die Polsterbank, reichte ihr die Hand heraus.

„'tjö, Alma — laßt's euch gut gehen!"

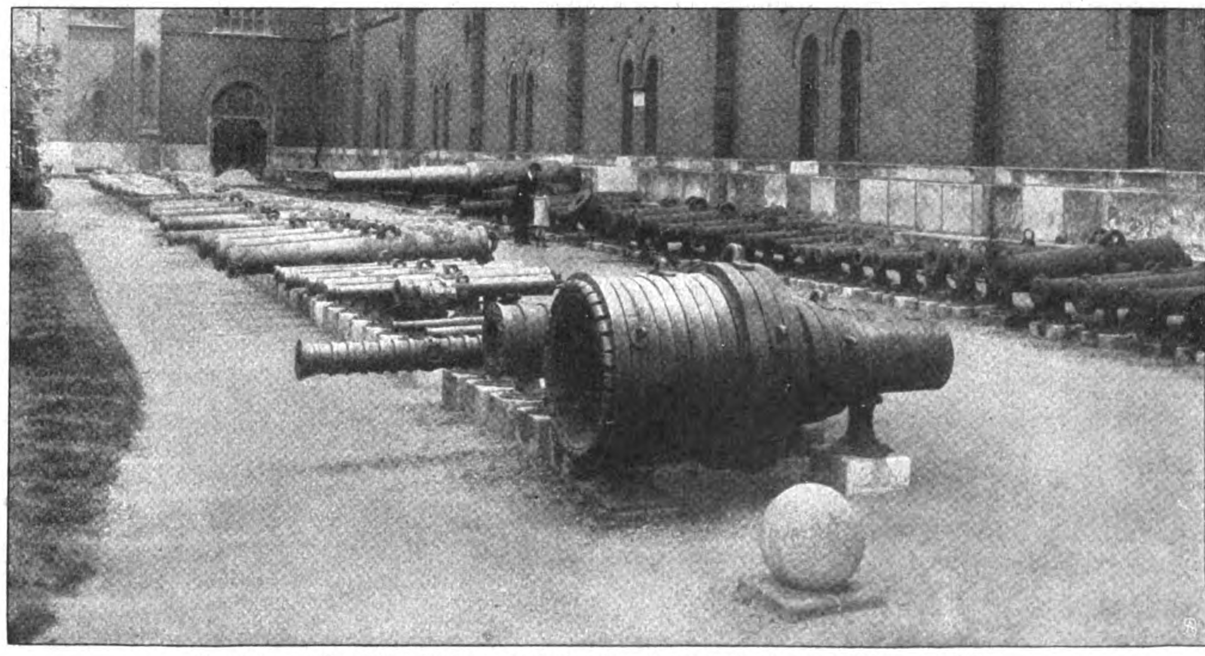
(Fortsetzung folgt.)

Das Museum der österreichischen Waffen.

Von Egon Dietrichstein. Hierzu 10 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die Säle des Heeresmuseums sind im Wiener Arsenal untergebracht. Vor dem Gebäude, das der modernsten Kriegsrüstung dient, stehen die erbeuteten russischen Kanonen, auf den Wegen, Gängen ein gesteigerter Verkehr, Automobile in ungewöhnlicher Zahl. Freilich, auch dieses Museum wurde zu Kriegsbeginn geschlossen. Allein nicht wegen seines Zweckes, der jetzt die aktuellste Bedeutung hat, sondern wegen seiner Lage im Arsenal, dessen Zugang für die Oeffentlichkeit gegenwärtig nicht geeignet ist. Der Leiter des Museums, Herr Direktor Ars.-Ober-Ing. Dr. Wilhelm John, steht im Felde. Und so verdankte ich es der Liebenswürdigkeit seines Substituten, des Herrn Artillerie-Ingenieurs Dr. Alfred Mell, die Sammlung in dieser besucherlosen Zeit besichtigen zu dürfen.

Gleich beim Eingang ist das neuste Objekt des Museums zu sehen. Im ersten Augenblick sieht man nichts weiter als ein Automobil, ein imponierender Reisewagen mit aufgespanntem Dach. Ueber der Tür der rechten Seite ist eine Oeffnung, etwa so groß wie ein Zweihellerstück. Ringsum ist die Deckfarbe des Autos etwas abgesprungen. Nichts weiter. Das ist alles, was von der blutigsten Untat der letzten Jahre, von der Ermordung des Thronfolgerpaares, erhalten wurde.



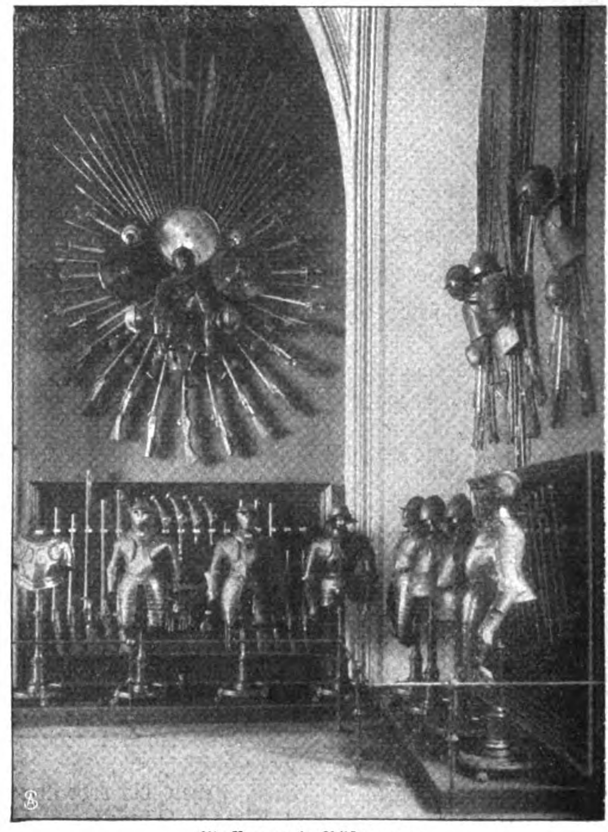
Sammlung alter österreichischer Geschützrohre vor der Front des Museumgebäudes.





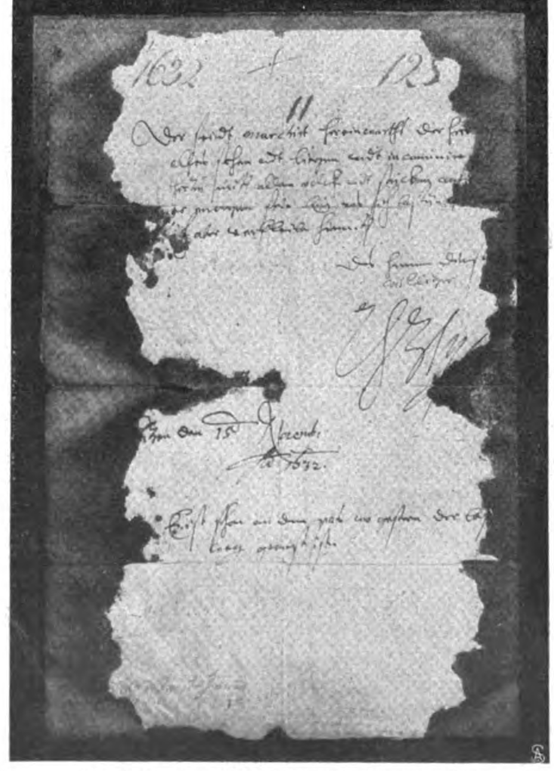


Zwölfpfündige Vollkugeln, eiserne und steinerne Vollgeschosse,
Hohlkugeln, Fußangeln, Alarmstange, Pechkränze, Kettenkugeln u. Modelle von Lafetten und Geschützen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert.



Waffen und Rüstungen
aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Darunter Küraß des Arsenalhauptmanns Gilbert von St. Hilaire.

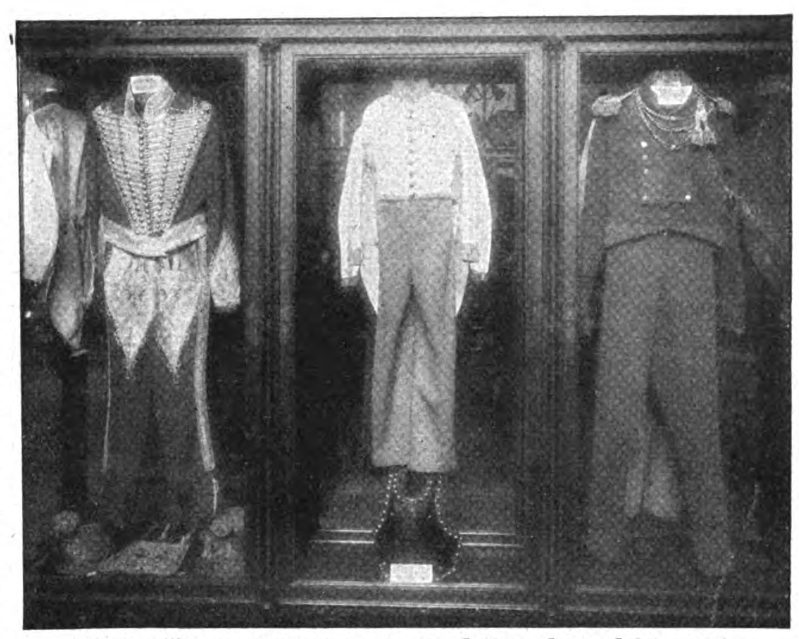
Die ganze siegreiche österreichische Kraft sprüht aus diesen Hallen. Und so möchte man diesem Museum keinen anderen Namen geben als: Das Museum der Kraft Oesterreichs. Alles, was ihm diente, alles, was sie emporblühen, großwerden ließ, ist hier gesammelt worden. Zuerst tritt sie uns entgegen mit ihren großen Feldherren. Da stehen die Statuen in der Halle. Die berühmten Heerführer, deren Namen tönt wie der Posaunenschall des Sieges. Jetzt sind diese Männer, deren Leben Schlachten, Kriegstage waren, starre Architektonik. Für viele war der letzte Sieg auch der letzte Tag, den sie erlebten. Da ist Niklas Graf Zriny, der bei Sziget fiel, Graf Tilly, der bei Rain den Heldentod starb, ferner Graf Veteroni und Andreas Hofer . . . Namen, die in den jetzigen Generationen der Adelsgeschlechter wiederkehren, in den Regimentern der Armee erhalten blieben. . . Und dann die Offiziere, die nicht emporstiegen zur Ruhmeshöhe der siegreichen Feldherren, die kaiserlichen Generäle und Obersten, die seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges vor dem Feind fielen. Sie sind nicht in den Statuen der Führer verewigt, aber eine Gedenktafel ist jedem von ihnen gewidmet worden. Und diese Tafeln mit Namen und Todesdaten, sie sind nicht weniger erhaben, nicht weniger groß als die Feldherrendenkmale. Im Gegenteil: Diese an Dekoration ärmeren Gedenkzeichen, die den Heldentod einer so reichen Zahl der besten Offiziere melden, dieser Friedhof des Ruhmes, der hier errichtet wurde — der ist wieder ein Wahrzeichen des zum Siege drängenden Oesterreichertums. Aus allen Fresken von Rahl und Blaas, die auf diese lebendigen Toten herabsehen, spricht



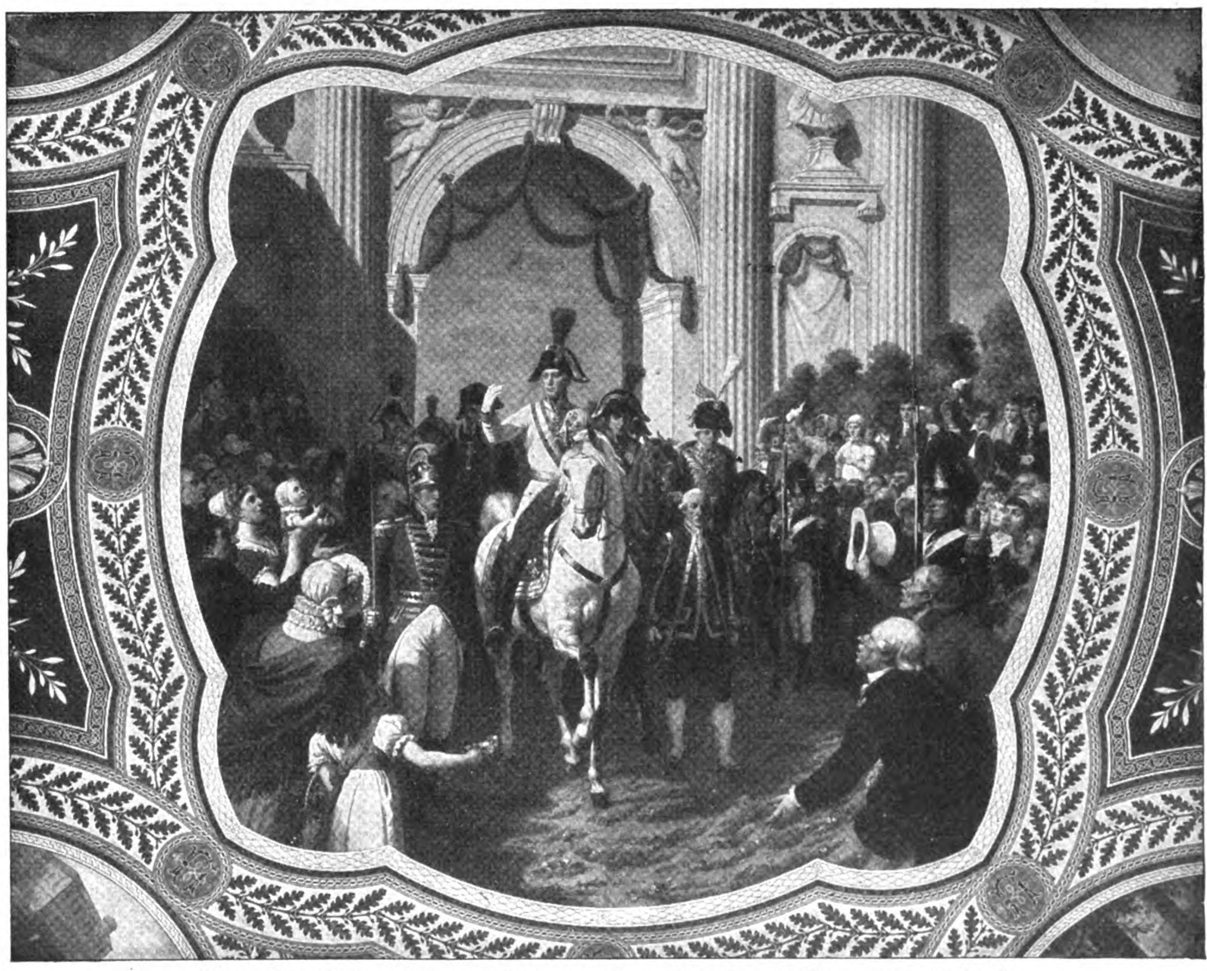
Blutbeflecktes Befehlschreiben Wallensteins
an d. Grafen Pappenheim, mit dem er ihn zur Schlacht b. Lützen (1632) herbeiruft.

und berichtet dieses Oesterreich.

Wir gehen durch die Waffensäle, und immer stärker wird das Bewußtsein dieser Kraft. Alle diese Säle sind eine Parade der Tapferkeit, die Reliquien, Waffen und Monturen defilieren vor uns wie Regimenter, die siegreich, mit Reisig und Lorbeer geschmückt, aus der Schlacht zurückkehren. Alle diese Objekte vereinigen sich zu einem großen Reichtum an Kraft, die in diesem Lande seit Jahrhunderten fortwirkt. Die Wanderung durch die Säle ist wie der Weg an Schlachtfronten vorüber, und wie eine rauschende Sinfonie der Kriegshymne zieht es durch die Räume... Alle Dokumente der österreichischen Kriegsgeschichte hat man hier zusammengetragen, aus einer Unsumme von Details das Kolossalgebäude des österreichischen Ruhmes aufgerichtet. Neben den vergilbten Bestellscheinen von Soldatenlieferungen aus längst vergangenen Tagen, neben diesem aus der Vergessen-

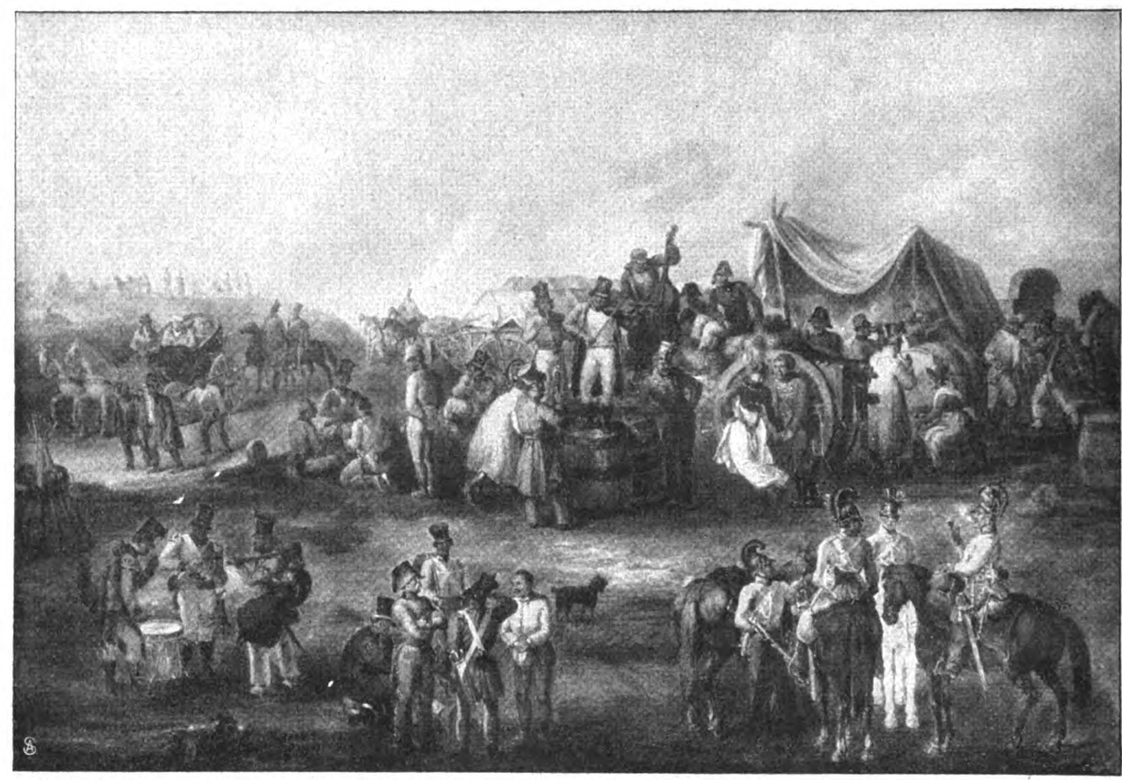


In der Mitte: Kinderuniform des Kaisers Franz Josef (1843).
Links: Ung. Generalsuniform d. Feldmarschallts. Grafen Lamberg.
Rechts: Ulanenuniform des Generals Grafen Mensdorff-Pouilly.

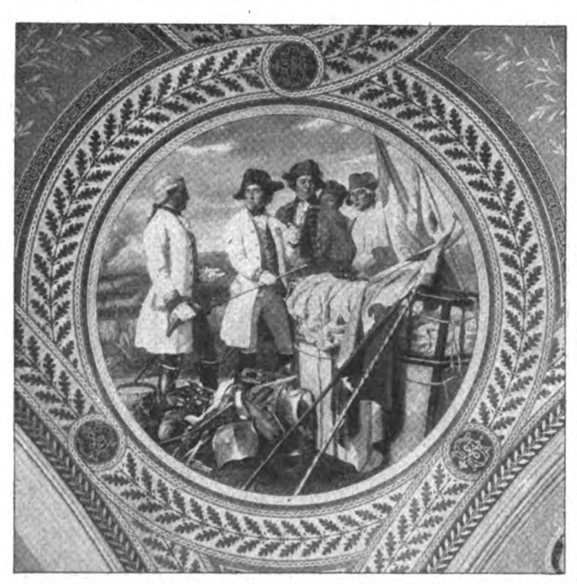


Einzug des Kaisers Franz in Wien nach seiner Rückkehr aus Paris (16. Juni 1814).
Fresko von Karl von Blaas in der Ruhmeshalle.





Rückkehr österr. Truppen aus Frankreich durch Schwaben im Jahre 1815. Oelgemälde des schwäbischen Malers Joh. Bapt. Pflug.



Erzherzog Karl besichtigt die Siegeszeichen nach der Schlacht bei Würzburg.
Fresko von Karl von Blaas.

heit geretteten Papierzettel eines Bürgers historische Armeebefehle, Dokumente von hohem Raritätswert. Neben Feldzeichen und Waffen gemeiner Soldaten der Degen des Führers. Schmucklose Waffen, die als einzigen Wert die Tapferkeit desjenigen, der mit ihnen auszog, heimbrachten, und diamantenbesetzte Scheiden. — Von den Eisenpanzern, von den Kürassen des siebzehnten Jahrhunderts, von der Zeit der Faust, der Gewalt und des Rechtes des Stärkeren zu der immer komplizierteren Konstruktion der Kanonen, von der Zeit, in der das Militär eine unorganisierte, nur auf Kraft gestellte Schar war, zum Heere, das nur durch die dirigierende, leitende Oberherrschaft, durch den Kopf des Führers zu

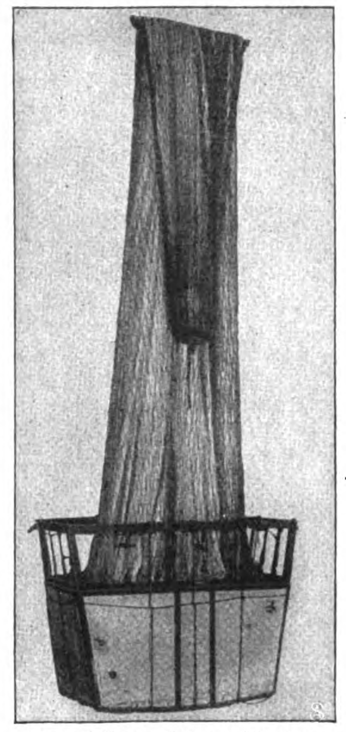


Fahne der französ. 66. Halbbrigade,
erbeutet vom Gemeinen Jaska bei Mannheim (18. September 1799).

siegen vermag. Waffen und wieder Waffen. Unten der Gewehrsaal ist ganz mit Eisen gefüllt. Die Wände mit Gewehren überdeckt, im ganzen Raum Kanone an Kanone. Fremde Geschütze bis nach China.

Und alle diese Geschütze und Gewehre haben eine Gemeinsamkeit: Sie haben gekämpft. Sie waren im Feuer. Sie haben im Felde gestanden. Sie kamen alle aus dem großen Erlebnis des Krieges. Diese Degen und Säbel, die jetzt Katalognummern geworden sind, die man zu Sehenswürdigkeiten kultiviert und geordnet hat — sie waren blutbeklebt, Waffen des Krieges. Der Kampf hat sie geheiligt, die Todesgefahr sie gezeichnet.

Von anderen Objekten geht wieder ein legendärer friedlicher Schimmer aus. Manche haben ihre Geschichte, die wie ein wundersames Märchen klingt: Es war einmal ein Krieger, der mit Kugeln, Stichen und Kolbenschlag verwundet wurde. Mit 23 Jahren wurde er pensioniert, und mit 83 Jahren starb er. Die Kugel am rechten Fuß verursachte ihm viele Leiden. Als sie nach seinem Tode herausgenommen werden sollte, fand sich nur ein Stück Eisen vor. Jetzt ist es in einem Glasgehäuse des Museums aufbewahrt, und die Inschrift erzählt diese Geschichte als Erinnerung an Karl Grafen von Starhemberg, k. k. Oberleutnant bei Erzherzog Josefs Husaren.



Französischer Kriegsluftballon, erbeutet von den Oesterreichern unter Erzh. Karl nach der Schlacht bei Würzburg (3. Sptb. 1796).

Und noch ein anderes Objekt, umwoben wie von wunderbarer Sage: die einfache weiße Soldatenuniform eines Allverehrten: Es ist die Exerzieruniform Kaiser Franz Josefs, eine Kindheitserinnerung, ein gewöhnliches Kleidungstück, ein rührendes Andenken an eine Herrscherjugend, die das Größte und Schwerste zu ertragen bestimmt war . . . Und noch eine Erinnerung an den jungen Kaiser: Die Kanone, die bei seinem Artillerieunterricht Verwendung fand . . .

Die Tapferkeit von 1914 wird dieses Haus aufbewahren, dessen Geschichte mit Blut geschrieben ist. Lange mußte es warten, lange mußte es geduldig darauf harren, seinen Reichtum zu vermehren. Jetzt wird wieder für seine Räume gesammelt, ein neuer Glanz geht von ihm aus. Es fühlt wieder seine Kraft: Die Kraft Oesterreichs . . .

Der eiserne Fähnrich.

Skizze von Margot Isberg.

Wenn er zurückdachte, so schien es ihm, als sei er geradeswegs aus der hellen, stillen Stube seiner Mutter mitten in Krieg und Kampf gekommen. Dann schob er sich den Tschako zurecht und saß noch straffer im Sattel. Denn die Stube, an die er da dachte, war wie ein vergangener, ferner Feiertag in seiner Seele. Ruhevoll und schön, mit einem leichten Rauschen seidener Frauenkleider und einem gelinden Ton von gleitenden Frauenschritten.

Er dachte nicht oft zurück. Sein Sinn war noch so herb und frisch, daß er all diese zarten Dinge des Erinnerns verschlossen in sich trug und sie selbst in Gedanken nur selten berührte. — Er saß sehr gerade auf seinem Grauschimmel; schmal und groß, mit hellem Haar und hellen Augen. Er sah aus, als hätte alle Härte und Not des Krieges sein Herz noch nicht berührt.

„Den eisernen Fähnrich“ nannten ihn die Kameraden im Scherz, weil sein Gesicht so stolz und kühl war. Oder sie neckten: „Der Engelbrecht mit dem steinernen Herzen“. Denn es war da droben in Flandern eine kleine, dunkle Belgierin gewesen, die sich redlich bemüht hatte, ihn zu gewinnen. Wenn die Rede darauf kam, machte Kurt Engelbrecht sein allerhochmütigstes Gesicht. „Sie war regelrecht verliebt in dich, Engelbrecht!“ sagten die andern. „Und sie war so niedlich!“ Aber er zog an seiner Attila, als sei da etwas in Unordnung geraten, und sagte kurz: „Blech!“ Dann lachten sie und ließen ihn in Frieden.

Sie ritten durch die Nacht. Schweigsam. Stundenweit. Es war ein trübes Reiten durch den eiskalten Regen. Eintönig klang das Aufschlagen der Hufe auf dem gefrorenen Weg. Die Ferne war dunkel verhangen; kein Licht, soweit man sehen konnte.

* * *

Dem Fähnrich rann das Wasser übers Gesicht; er wischte die kalten Tropfen nicht einmal weg, saß steif und ruhig im Sattel, wie stets. Er achtete auf Pferd und Pfad und hob die Augen nur, um die dunkle Ferne spähend zu durchsuchen.

An seiner Seite ritt der Oberleutnant und dachte an seine Braut.

„Es ist doch schön, Engelbrecht“, sagte er. Es kam tief aus seinen Gedanken heraus.

Der Fähnrich brachte seinen Grauen näher zu dem Fuchs des andern heran. Sie ritten nun dicht, Flanke an Flanke. „Was ist schön, Herr Oberleutnant?“ fragte er höflich.

„Ja, sehen Sie, daß man weiß: zu Hause ist noch eine andere Menschenseele, die zu einem gehört. Mit der man immer auf eine ganz zarte und innige Weise verbunden ist, und die in Stärke und Zuversicht wartet und nicht müde wird zu warten und für den Tag der Heimkehr ein großes Glück hütet und bewahrt.“

Wie seltsam er das sagt, der Oberleutnant, dachte Kurt Engelbrecht und zog die Stirn in Falten. Ich wünschte, er sagte nicht solche Dinge. . . Er versuchte, an seine Mutter zu denken. Aber das war anders, ganz anders.



„Wie alt sind Sie, Engelbrecht?" fragte der Oberleutnant wieder.

„Achtzehn, Herr Oberleutnant."

„So jung! — Dann wissen Sie freilich nicht, was das alles bedeutet. Es ist schwer und schön, Engelbrecht!"

Nein, das wußte er wirklich noch nicht.

* * *

Zu Weihnachten bekamen sie Briefe und Pakete von daheim, und sie schlugen eine kleine Tanne im Forst und steckten die Wachslichtchen daran, die man ihnen geschickt hatte. Die zündeten sie am heiligen Abend an und saßen dann still beisammen in dem Keller, der damals ihr Quartier war — alle weit fort mit ihren Gedanken.

Einer begann zu singen und spielte auf einer alten Gitarre dazu, die sie im Haus gefunden hatten. Aber es sang keiner mit, und die eine Stimme wurde unsicher und brach ab. Sie lasen in ihren Briefen. Die Zeit ging schwer und dumpf. Draußen stand klirrend der Frost.

Der Oberleutnant saß neben Kurt Engelbrecht, und es traf sich einmal, daß er ihn anblickte, gerade in dem Augenblick, als er einen Brief von daheim noch einmal las. Er fühlte wohl, daß ihn jemand ansah, und blickte auf und traf des Kameraden Blick. Da sah der Oberleutnant, daß die hellen, harten Knabenaugen heute dunkel waren vor Heimweh. — Der Fähnrich wurde rot und wandte den Kopf. Dann stand er auf und griff nach der Gitarre und sang ein Lied. Und da seine Stimme so stark und ruhig und frei von Tränen war, sangen die andern schließlich mit und wurden an diesem trüben Weihnachtsabend im Feindesland zum Schluß doch noch ganz heiter und guter Dinge.

* * *

Es ritt eine Patrouille durch den Wald. Drei Mann und der Fähnrich. — Der Fähnrich war immer dabei. Er war noch jung genug, um sein Leben lachend dran zu wagen. Und er war schon alt genug, um zu wissen, daß für des Vaterlandes Ehre keiner zu schade ist.

Die Kameraden sahen ihn in den klaren Morgen reiten. — Er wird wieder gute Meldung bringen, der Engelbrecht! dachten sie. Sie wußten auch, er kam nicht wieder, bis er Stärke und Stellung der feindlichen Vorposten genau erkundet hatte.

Am Waldrand verschwanden die Reiter im Morgendämmern. Was dann weiter geschah, hat nie jemand genau erfahren. Denn sechs Stunden später erst kam der Fähnrich zurück. Blaß bis in die Lippen und allein. Der Graue dampfte, und die Flanken flogen ihm stoßweise auf und nieder vor Ermattung. Der Fähnrich saß ab, ging zum Kommandeur und erstattete seine Meldung. Seine helle Knabenstimme klang ein wenig atemlos über den Platz hin, und was er sagte, war von so großer Wichtigkeit, daß sofort ein Meldereiter aufsaß, um die Nachricht zum Divisionstab zu bringen.

Der kleine Engelbrecht war zum Umfallen müde. Aber er ging noch mit steifen Schritten quer über den Platz hin, rieb selbst den Grauen ab und strich ihm die zitternden Nüstern. In der Nacht, die dann kam, lag er mit dem Oberleutnant im Quartier. Und mitten in der Nacht wachte der auf und hörte den Jungen stöhnen.

„Was ist, Engelbrecht?" fragte er in die Dunkelheit hinein. Aber nun kam von dem Bett drüben kein Ton mehr. Da stand er auf, ging durch das Zimmer hin und leuchtete mit seiner Taschenlampe dem Fähnrich ins Gesicht. Der lag mit weitoffenen Augen, die Hände unterm Kopf. — Sein Gesicht war wie erstarrt vor Entsetzen.

Der Oberleutnant setzte sich auf die Bettkante und sagte leise und gütig: „War es denn so schlimm, kleiner Engelbrecht?"

Es kam keine Antwort. Nur noch härter wurde das hochmütige Knabengesicht. Da sprach der andere weiter und sprach so behutsam wie eine Mutter zu ihrem Kind. „Kamerad", sagte er, und es war das erstemal, daß er den Fähnrich so nannte. „Die daheim sind und uns liebhaben, die wissen nicht, wie tief die Not ist, durch die wir hindurchmüssen. Sie müßten sich sonst noch viel mehr quälen um uns und könnten nie mehr froh werden. Alles das, was jetzt an Entsetzen und Schrecken und wohl auch an Ekel an uns herankommt, und das Fürchterliche, was wir erleben, das müssen wir tief in uns verschließen und sehen, wie wir damit fertig werden. Und wir dürfen nie vergessen, Engelbrecht, daß wir mit gutem Gewissen durch all das Elend gehen können. Drum werden wir auch siegen und müssen siegen, und wenn wir heimkommen, müssen wir die alte Frische und Stärke wiederhaben. Und unser Herz muß bereit sein, das Feine und Liebe in der Heimat wieder froh und dankbar aufzunehmen. Ich wünschte, kleiner Engelbrecht, Sie eiserner Fähnrich, Sie könnten nun einmal tüchtig weinen. Dann würde es besser."

Aber der kleine Engelbrecht lag steif und stumm und rührte sich nicht. Und seine hellen Augen blieben trocken.

Der Winter ging dahin. Sie lagen nun in ihren Stellungen eingegraben wie Füchse im Bau, und alles Kämpfen war nur ein zähes Festhalten des einmal eroberten Bodens.

Es kamen Tage mit wilden Sturmangriffen des Gegners. Aber die eiserne Mauer von Menschen hielt stand und wich keinen Fußbreit. Es wußte jeder einzelne: der Tag kommt, an dem wir selbst wieder zum Sturm vorgehen. Wenn die Kameraden im Osten fertiggeworden sind! Dann geht der Tanz hier los! Und gibt es nichts mehr, was uns widerstehen könnte. Aber so lange müssen wir halten aus. — Und sie hielten aus.

Dann und wann wurde ein feindlicher Graben genommen.

Dann lagen sie wieder viele Tage lang in ihren Gräben und beschränkten sich auf die Abwehr des Gegners. Sie hatten sich's ganz wohnlich gemacht in den Erdhöhlen. — Der Oberleutnant hatte ein Bild seiner Braut aufgestellt, und dieses helle, feine Mädchenbild mit den gütigen Augen stand nun wie eine Madonna über dem Leben all der Männer; wundertätig und wie ein Schutz. — Kurt Engelbrecht sah es manchmal an und dachte heimlich bei sich: was muß das für eine Frau sein!

Dann schrieb er einen Brief an seine Mutter, sorgfältig, mit großen, steilen Buchstaben.

„Liebe Mutter! Sei nicht in Sorge; es geht mir gut. Wir sind zu einem Infanterieregiment kommandiert und liegen im Schützengraben. Ich danke Dir für Deinen Brief und die Paketchen; den Rum habe ich mit dem Oberleutnant geteilt. Der Oberleutnant ist sehr gut zu mir. Er sorgt immer für mich. Du brauchst keine Angst um mich zu haben, liebe Mutter. Es grüßt Dich Kurt."

Er schloß den Brief schnell, ohne ihn noch einmal durchzulesen. Sonst waren seine Briefe länger. Dieser aber war anders als alle, die er bisher geschrieben hatte.

Der Oberleutnant kam dazu und fragte: „Haben Sie an Ihre Mutter geschrieben?"

„Ja", entgegnete Engelbrecht.

Der Oberleutnant setzte sich auf die Kante des Tisches und sagte langsam und vorsichtig: „Kleiner Engelbrecht,



wissen Sie, was so eine Frau an Angst und Sorge auszuhalten hat? — Man muß manchmal schreiben, daß es nicht so schlimm ist, und daß sie sich nicht ängstigen sollen."

„Das habe ich getan", sagte der Fähnrich und wurde rot.

* * *

Es kamen blaue Tage mit milder und sehnsüchtig weicher Luft. — Einmal, als sie des Abends vom Dorf, wo sie zwei Tage im Quartier gelegen hatten, zur Stellung zurückkamen, bückte sich der Fähnrich und pflückte ein paar Schneeglöckchen.

Spät am Abend, als die andern zusammen sprachen und nicht auf ihn achteten, legte er sie vor das Bild von des Oberleutnants Braut. Und dies war seine allererste Huldigung an eine Frau. Es kam aber so, daß seine stolze Knabenseele sich der kleinen, scheuen Freundlichkeit so sehr schämte, daß er in derselben Nacht noch aufstand und die Blumen wegnahm.

Nicht lange darauf, in den ersten Märztagen, traf es sich, daß sie bei einem heftigen Angriff des Feindes auf verhältnismäßig großer Front ins Gefecht eingreifen mußten. Es gab ein heißes Kämpfen. Schlimmer, als es ihnen bisher der ganze Feldzug gebracht hatte. Besonders um ein Dorf wurde erbittert gerungen. Einen ganzen Tag lang brüllten die schweren Geschütze der Artillerie. Das Bersten der Geschosse riß ragende Hauswände in Fetzen und ließ rauchende Trümmer zurück. Aufgewühlt, von glühendem Eisen durchpflügt war die feuchte, schwerduftende Frühlingserde. Blutregen floß heiß in die frischen Furchen.

Dann aber, als die schweren Geschütze schwiegen und aus dem Dorf nur noch schwache Gewehrsalven klangen, gingen sie zum Sturm vor. Bis in die Dunkelheit hinein dauerten die Straßenkämpfe. Es ging Mann gegen Mann. Und zum Schluß tönten nur noch vereinzelte Schüsse, dazwischen aber das wilde Keuchen der Kämpfenden, Kolbenschläge, Schreie und das dumpfe Fallen schwerer Körper. Mitten im erbittertsten Ringen waren die Husaren. Jeder einzelne kämpfte heiß und wild. Mit hartem Gesicht, eiskalt bis ans Herz der kleine Engelbrecht. Er dachte gar nichts mehr. Nur einmal kam aus einer vergangenen Stunde die Stimme des Oberleutnants an sein Ohr: „Das gute Gewissen, kleiner Engelbrecht, das ist die Hauptsache." Alles andere, alle zarten und schönen Wirklichkeiten des Lebens, die stille Stube daheim mit dem seidenen Rauschen von Frauenkleidern, seiner Mutter Lächeln und Stimme — das alles war ausgelöscht. Jede Minute war so stark und lebendig, daß sie den ganzen Menschen verlangte, mit allen Gedanken, bis zum letzten. Es blieb kein Raum für irgend etwas anderes.

Schwer ging sein Atem. Er fühlte triebhaft und dumpf: sie müssen doch weichen! Und schließlich wichen sie. Aber da stand die Nacht schon samtschwarz und tiefdunkel über dem Dorf.

* * *

Kurt Engelbrecht ging durch die Straßen, zwischen Trümmerhaufen her und über Leichen hin und suchte seinen Oberleutnant. Er blutete selbst an der rechten Hand, es tropfte unaufhörlich warm und schwer herab; aber darauf achtete er nicht. Zwei Kameraden von seinem Regiment wollten ihn mitnehmen, daß er sich verbinden ließe, aber er sagte nur kurz und verächtlich sein Lieblingswort: „Blech!" und ging weiter.

Am Ausgang des Dorfes war noch ein Haus zum Teil stehengeblieben. Dahin brachten sie die Verwundeten. Kurt Engelbrecht ging durch die Reihen der stöhnenden Menschen hin und suchte den einen. Und fand ihn schließlich. Er lag auf einem Heuhaufen und winkte ihm mit den Augen. „Da sind Sie, Engelbrecht. Das ist gut!"

Dann saß der Fähnrich bei dem langen Oberleutnant, dem Brust und Schulter so grausam zerrissen waren, und sagte kein Wort. Er saß steif und still, das junge Gesicht unbewegt, und wußte nicht, daß der Kamerad tief auf den Grund seiner Seele sah und alles verstand, was da so redlich gegen die gewaltige Not dieses Tages ankämpfte.

„Engelbrecht," sagte er mühsam, „nehmen Sie mal das Bild aus meiner Tasche — hier, links. Langsam, mein Junge. So . . . nun geht es. Es ist Blut daran, das müssen Sie abwischen. Stecken Sie es ein, kleiner Engelbrecht, und sagen Sie mir, ob Sie etwas für mich tun wollen?"

„Ja", sagte der Fähnrich und strich sich heimlich am Heu das rinnende Blut von der Hand. Seine Stimme war so ruhig wie sonst, und den Oberleutnant durchzuckte eine letzte, grimmige Freude: Solche Kerls von Essen, das ist's, was wir brauchen! Aber daß er mir nicht zu hart wird vor lauter Stolz, der Junge, darum muß ich ihn nun in die schwerste Stunde seines Lebens schicken. Denn er soll mir das Weinen lernen!

Und er sagte wieder mit seiner guten Stimme, in der nun schon ein zerbrochener Klang war: „Das Bild bringst du ihr zurück, mein Jung, hörst du? — Willst du das für mich tun — und eine Lüge für mich sagen? — Sag ihr, daß es schnell ging. Sie soll nichts wissen von der elenden Quälerei . . ."

Die Worte kamen langsam, abgehackt, eines nach dem andern; dem Fähnrich brannten die trockenen Augen in seinem blassen Gesicht. Es kamen ihm keine Tränen und kein Schluchzen. „Ich will alles tun", sagte er.

„Warum gibst du mir nicht deine r e c h t e Hand, Kurt?"

„Weil sie zerschossen ist. Aber die linke tut's auch, Kamerad."

Der Oberleutnant schloß die Augen vor Mattigkeit. Er fühlte kaum mehr Schmerz. Irgend etwas Weiches und Stilles, eine wunderbar tiefe Müdigkeit griff nach seinen Gedanken. „Daß wir d a s geschafft haben, Engelbrecht", sagte er leise. Und dann nach einer Weile mit dem letzten, klaren Denken, das ihm blieb: „Geh jetzt fort, mein Jung. Du sollst das nicht — mitansehen. . . Sonst wird dir — das Lügen — zu schwer."

Aber Kurt Engelbrecht blieb bei ihm bis über seine letzte und allerschwerste Not hinaus.

* * *

Mit dem Arm in der Binde kam er die stille Straße entlang. Er trug nun die Offiziersachselstücke und den Degen.

Die Kastanien in den Gärten hatten schon dicke Knospen, die im Aufspringen waren und lichtes Grün unter den braunen Hüllen hervorschimmern ließen. Hyazinthenbeete standen bunt und steif unter den alten Bäumen; die Luft war schwer von ihrem süßen Duft. Irgendwo sang eine Amsel, und der lockende, weiche Ton machte die fremde Angst, die ihn so hart bedrängte, noch deutlicher fühlbar. Es kamen zwei kleine Mädchen an ihm vorbei, die sahen scheu nach seinem Verband und in sein junges, hartes Gesicht, und hielten große gelbe Narzissensträuße mit ihren kleinen Händen ängstlich fester umspannt.

Er trat in ein Haus, und es dauerte eine kleine Weile, bis auf sein Schellen die Tür geöffnet wurde. Dann



wartete er in einem großen, stillen Zimmer mit weißen Gardinen. Die Wände waren hell, mit fließender Seide bespannt, und auf einem Tisch am Fenster standen Blumen. Minuten vergingen. Er stand stumm, die Hand am Degen; sein Herz schlug laut vor Erwartung. Dann sah er die Frau, deren Bild er auf dem Herzen trug. Blond und weich war ihr helles Haar über dem schwarzen Kleid. Sie war sehr blaß. — „Er hat mir sehr viel von Ihnen geschrieben", sagte sie, als er sich über ihre Hand beugte.

Dann setzten sie sich, und er holte das Bild aus der Brusttasche seines Waffenrockes. „Ich soll es Ihnen geben", sagte er. Sie nahm das Bild und sah die dunklen Flecken darauf und küßte sie. Das tat sie ruhig und selbstverständlich, und dem kleinen Engelbrecht wurde unversehens andächtig dabei zumute. Er hatte Angst gehabt vor Tränen und Fragen. Aber das junge blonde Mädchen saß ganz still, königlich in ihrem Schmerz, und wartete.

Da begann er zu sprechen. Und je mehr er sagte, desto deutlicher fühlte er, daß seine eigene Stimme ihm fremd klang, weil sie so sacht und behutsam durch den Raum ging. Er wunderte sich sehr darüber, und er wunderte sich auch, wie leicht ihm das Lügen fiel. Zugleich bemerkte er, daß sie, die doch kaum einige Jahre älter sein mochte als er selbst, etwas unendlich Mütterliches in ihrem ganzen Wesen hatte. Werden Frauen mütterlich, wenn das Leben sie so hart anfaßt? dachte er erstaunt.

Und dann sprach er: „Es war ein schwerer Tag. Es fielen so viele neben mir. Auch er. Als ich mich über ihn beugte, gab er mir noch Ihr Bild. Dann war es schon vorbei. Er hat sich nicht mehr quälen müssen!"

„Gott sei Dank", sagte sie, und er hörte, wie schwer ihr Atem ging.

Er sah auf und sah in ihr Gesicht. Da sah er zum erstenmal in seinem Leben das, was man in Worten nicht sagen konnte. Er riß sich zusammen und sagte mit seiner hellen Stimme: „Ich soll Sie auch viel — vielmals grüßen. . ." Aber dann sank ihm der Kopf schwer auf den Tisch, und sie merkte am Zucken seiner Schultern, daß er weinte.

Sie stand auf und ging zu ihm hin und streichelte sein helles Haar. Sie wußte ja, was das für eine Art Mensch war, dieser große Junge mit seinem hochmütigen Gesicht, den sie den eisernen Fähnrich genannt hatten. Sie hatte in so vielen lieben Briefen von ihm gelesen. Und sie wußte auch von den Blumen, die einmal ein paar Abendstunden lang unter ihrem Bild gelegen hatten.

„Sie kleiner Junge!" sagte sie weich und gut; und er hörte aus ihrer Stimme, daß alle Not nicht das in ihr hatte zerbrechen können, was ihnen im Feindesland damals das helle, feine Mädchenbild zu Schutz und Symbol gemacht hatte.

Er weinte lange Zeit und fühlte die gute Frauenhand über sein Haar streichen, und sein Herz wurde still dabei.

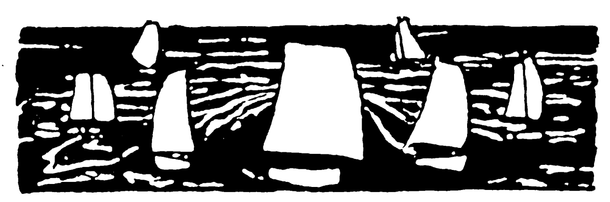
Dann hob er den Kopf und strich sich mit einem letzten Rest von Kindlichkeit in der Bewegung seine ersten warmen Mannestränen vom Gesicht.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 19. Berlin, den 8. Mai 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.



Die sieben Tage der Woche.

27. April.

Bei dem Empfange aus Anlaß des Jubiläums des Sultans teilt der Kriegsminister ein Telegramm des Befehlshabers der 5. Armee Liman-Paschas mit, daß das Zentrum und der rechte Flügel des Feindes vollständig geschlagen seien.

28. April.

Das österreichisch-ungarische Flottenkommando veröffentlicht folgendes Communiqué: Unterseeboot 5, Kommandant Linienschiffsleutnant Georg Ritter von Trapp, hat im Jonischen Meere den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta" torpediert und versenkt.

29. April.

Unsere auf dem westlichen Kanalufer befindlichen Stellungen nördlich von Ypern bei Steenstraate und Het Sas werden vergeblich angegriffen.

Die englischen Truppen, die in der Umgegend von Kum Kale gelandet waren, sind trotz aller Bemühungen, sich unter dem Schutze des Feuers ihrer Schiffe am Lande zu behaupten, vollständig verjagt worden; kein Feind ist mehr auf dem asiatischen Ufer der Dardanellen. Die feindlichen Streitkräfte an der Spitze von Kaba Tepe behaupten sich hartnäckig unter dem Schutze des Feuers der feindlichen Schiffe; von den anderen Teilen der Gallipoli-Halbinsel ist der Feind vertrieben worden.

30. April.

Die Festung Dünkirchen wird von den Deutschen unter Artilleriefeuer genommen.

Angriffe des Feindes zwischen Steenstraate und Het Sas werden abgewiesen. Die Brückenköpfe auf dem westlichen Kanalufer bei den Orten Steenstraate und Het Sas sind ausgebaut und fest in unserer Hand.

Die Vortruppen der im nordwestlichen Rußland operierenden deutschen Streitkräfte haben in breiter Front die Eisenbahnlinie Dünaburg—Libau erreicht. Gegenwärtig sind Gefechte bei Szawle im Gange.

Bei Kalwarja scheitern größere russische Angriffe unter starken Verlusten.

1. Mai.

Die Kämpfe auf dem westlichen Kanalufer nordwestlich von Ypern enden mit einem sehr verlustreichen Mißerfolg des Feindes.

Die Festung Dünkirchen wird weiter unter Artilleriefeuer gehalten.

Das Gefecht bei Szawle verläuft günstig für uns. Nach starken Verlusten flüchten die Russen, nachdem sie Szawle an allen vier Ecken angesteckt haben, in Richtung auf Mitau weiter. Die Verfolgung wird fortgesetzt.

Das australisch-englische Unterseeboot „Ae 2" wird von türkischen Kriegsschiffen beim Eindringen in das Marmarameer versenkt.

2. Mai.

Die Vorhut der die Russen verfolgenden deutschen Truppen hat die Gegend südwestlich Mitau erreicht.

Ypern und Poperinghe sind von der Zivilbevölkerung geräumt.

3. Mai.

Im Beisein des Oberbefehlshabers Feldmarschalls Erzherzog Friedrich und unter der Führung des Generalobersten von Mackensen haben die verbündeten Truppen nach erbitterten Kämpfen die ganze russische Front in Westgalizien von nahe der ungarischen Grenze bis zur Mündung des Dunajec in die Weichsel an zahlreichen Stellen durchstoßen und überall eingedrückt, diejenigen Teile des Feindes, die entkommen konnten, sind im schleunigsten Rückzuge nach Osten, scharf verfolgt von den verbündeten Truppen. Die Trophäen des Sieges lassen sich noch nicht annähernd übersehen.

4. Mai.

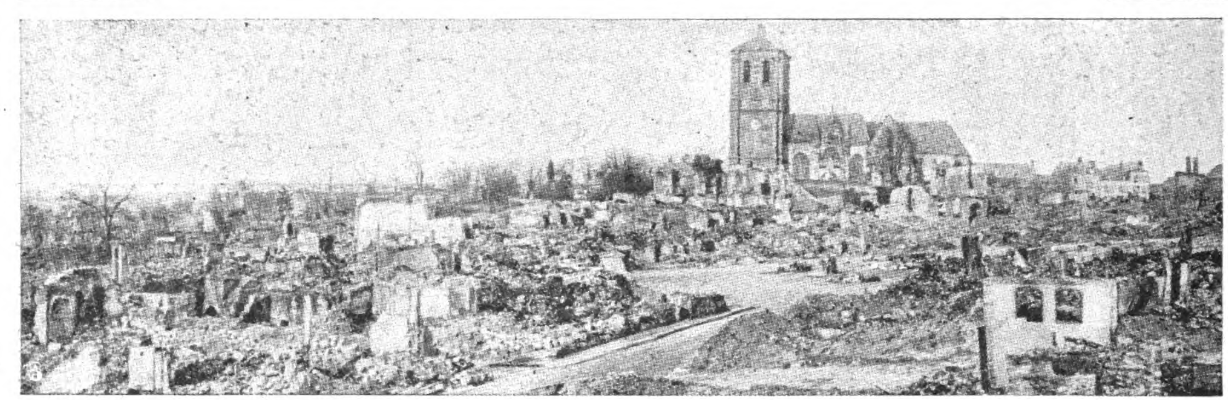
Der deutsche Admiralstab teilt mit, daß am 1. Mai ein deutsches Unterseeboot bei Galloper Feuerschiff den englischen Torpedobootszerstörer „Recruit" durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht habe.

Aus deutschen Kriegslazaretten in Nordfrankreich und Belgien.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Adolf Strümpell, Leipzig.

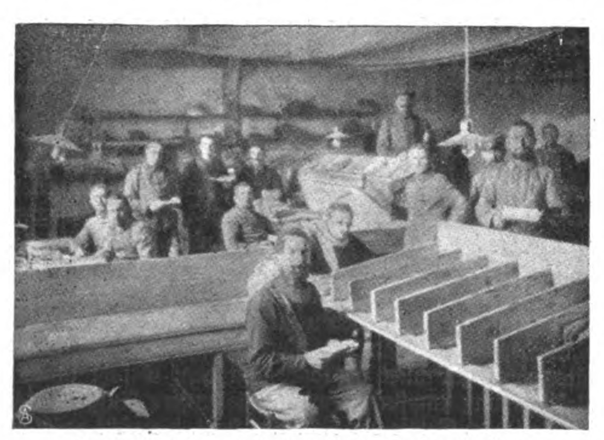
Auch im Kriege berühren sich die Gegensätze. Auf der einen Seite Zerstörung, Vernichtung und das Streben, mit allen Hilfsmitteln moderner Technik die Gegner zu verstümmeln und zu töten. Und andererseits die umfassendsten Einrichtungen der ärztlichen Kunst und Wissenschaft, um die Wunden zu heilen, die Kranken zu pflegen, menschliches Leben zu erhalten. Der Krieg ist ohne den gewaltigen umfassenden Apparat des Sanitätswesens gar nicht denkbar. Mit dem Gefühl innerer Befriedigung empfinden wir Ärzte unsere Aufgabe, die über all dem Getöse des Kampfes steht, die nicht zwischen Freund und Feind unterscheidet, sondern in dem Verwundeten oder Kranken nur den hilfsbedürftigen Menschen sieht. Die Ausbildung der sanitären Einrichtungen und der Leistungen der Ärzte im Kriege werden mit Recht als ein Gradmesser der allgemeinen Kultur des kriegführenden Volkes angesehen. Auch in dieser Hinsicht brauchen wir deutschen „Barbaren" kein unparteiisches Urteil zu scheuen, wie die nachfolgenden Zeilen aufs neue dartun sollten. Sie geben einige Eindrücke wieder, die ich auf einer kurzen Studienreise durch deutsche Kriegslazarette in Nordfrankreich und Belgien sammeln konnte.

Der Krieg stellt die Ärzteschaft des Staates mit einem Male vor eine ganz neue gewaltige Aufgabe. Welch



Ansicht von Rethel. Phot. Wiegand.

Aufsehen und welche besonderen Schwierigkeiten macht es, wenn zu Friedenzeiten durch ein Eisenbahnunglück, einen Hauseinsturz oder dergleichen plötzlich Dutzende oder gar Hunderte von Menschen der ärztlichen Hilfe bedürftig werden! Und im jetzigen Kriege, wo Millionenheere gegeneinander kämpfen, können in wenigen Stunden Tausende von Verwundeten auf dem Schlachtfelde liegen, für die so rasch wie möglich gesorgt werden muß. Und neben den Kriegsverwundungen spielen im Felde auch gewisse Erkrankungen eine weit größere Rolle als zu Hause im Frieden. Die enge Zusammenhäufung der großen Menschenmassen, die Unmöglichkeit, unter den gegebenen Verhältnissen alle von der Hygiene geforderten Vorbeugungsmaßregeln vollständig zu erfüllen, erleichtern das Auftreten und die Ausbreitung epidemischer Krankheiten. Während im Kriege 1870-71 von den ansteckenden inneren Erkrankungen Pocken und Ruhr die größte Rolle gespielt haben, hat in dem jetzigen Kriege bisher auf dem westlichen Kriegschauplatz besonders der Typhus eine große Ausbreitung gewonnen, während die Ruhr zwar auch sehr häufig, aber verhältnismäßig selten in schwerer Form aufgetreten ist. Die Pocken haben dank den segensreichen Folgen der bei uns obligatorischen allgemeinen Pockenimpfung ihre früher oft so schreckliche Bedeutung als Kriegseuche fast vollständig verloren.



Briefpostamt des Seuchenlazaretts Neu-Rethel.

Die im Kriege gegebene Notwendigkeit, plötzlich für Tausende Kranker Verpflegung und ärztliche Behandlung zu schaffen, erfordert ein unge...ein großes organisatorisches Talent. Die wenigen Spitäler aus Friedenzeiten in der Nähe des Kriegschauplatzes haben natürlich gegenüber dem Massenandrang von Kranken während des Krieges nur eine untergeordnete Bedeutung. Es gilt also, in gesicherter Lage hinter der Kampffront im Bereiche der einzelnen Heeresteile neue Lazarette möglichst schnell in großer Zahl zu gründen. Hier zeigt sich nun der praktische Blick, die Geschicklichkeit und die Tatkraft unserer Ärzte, sowie des ihnen unterstellten Hilfspersonals in bewunderungswürdiger Weise. Eine wahre „Umwertung aller Werte" muß da stattfinden und eine stete Anpassung an die gegebenen Verhältnisse. Die verschiedensten Gebäude, wie sie gerade zur Verfügung stehen, müssen zu Lazarettzwecken umgewandelt werden. Ich habe Lazarette besucht, die in Schulen und in Mädchenpensionaten eingerichtet waren, andere in Kirchen, Rathäusern, Theatern, Gefängnissen, Fabriken, Hotels, Privatvillen usw. Ist das am passendsten erscheinende Gebäude gewählt, so geht es an die innere Einrichtung. Betten, Wäsche, Geschirr, Tische, Stühle usw. müssen beschafft werden, Küche, Wäscherei, Apotheke, Wasserleitung, Beleuchtung, Abfuhr, Desinfektion usw. eingerichtet werden. Vieles liefert die Heeresverwaltung, aber ohne „Requirieren" geht's beim besten Willen nicht ab. Die Geschicklichkeit und Findigkeit unserer Soldaten sind oft wirklich staunenswert. Da finden sich Tischler, Maurer, Elektrotechniker, Klempner, Schlosser, und mit den oft einfachsten Mitteln ist alles beschafft und instand gesetzt, was man von einem modernen Lazarett zur Pflege und Behandlung der Kranken nur verlangen kann.

Es sei mir gestattet, als besonders interessantes Beispiel für das Gesagte das große Seuchenlazarett in Rethel an der Aisne in seiner Entwicklung und Entstehung hier etwas näher zu beschreiben. Als die Deutschen Mitte Oktober vorigen Jahres in Rethel einzogen, fanden sie hier in einer in unmittelbarer Nähe der bekannten Kirche gelegenen technischen Schule bereits ein kleines französisches Lazarett von etwa 100 Betten eingerichtet vor. Auch einige französische Verwundete waren zurückgelassen, die nun in dem sogenannten „Franzosenlazarett" (auch für den zurückgebliebenen Rest der einheimischen Bevölkerung bestimmt) untergebracht wurden. Die erste Aufgabe bei der Einrichtung des neu zu schaffenden deutschen Seuchenlazaretts war ein großes Reinemachen. Denn nach allen Schilderungen muß das französische Lazarett ein wahrer Schweinestall gewesen sein. Ordnung und Sauberkeit sind überall das Kennzeichen deutscher Verwaltung. Dies erkennen sogar unsere Feinde an. Für die innere Einrichtung war es von Vorteil, daß Rethel vor dem Kriege ein blühendes Industriestädtchen von etwa 7000 Ein-

wohnern war. Jetzt ist freilich ein Teil der Stadt völlig zerstört, aber ein sehr großer Teil der meist verlassenen Häuser ist unversehrt. Aus ihnen konnten für den ersten Bedarf Möbel, Oefen und zahlreiche Betten ins Lazarett geschafft werden. Andere Betten wurden in einer allgemein üblichen einfachen, aber höchst praktischen Weise aus zurechtgeschnittenen Brettern hergestellt. Mehrere große verlassene Fabriken in Rethel lieferten Dampfmotoren, Rohre und Kessel als willkommenes Material zu Wasserleitungen und elektrischen Anlagen. Da die im Hauptgebäude, der früheren technischen Schule, unterzubringende Bettenanzahl viel zu gering für die Bedürfnisse war, so wurden gleich noch mehrere große Baracken teils für die Kranken, teils für Verwaltungzwecke eingerichtet. Die Apotheke verblieb im Hauptgebäude. Zahlreiche, in den Schränken ordentlich aufgestellte physikalische Apparate und ausgestopfte Tiere erinnern noch jetzt an die ursprüngliche Bedeutung des Raumes. Interessant ist auch ein Blick in die Wäschereien. Das Waschen wird hauptsächlich von französischen Frauen und Mädchen besorgt, die für ihre Arbeit freie Beköstigung und eine kleine Entlohnung erhalten. Natürlich steht die gesamte, im Ort zurückgebliebene französische Einwohnerschaft — es mögen nur wenige hundert Menschen sein — unter ständiger militärischer Aufsicht. Sie verhielt sich, wie mir schien, still und ruhig, obwohl man natürlich den Erwachsenen den Druck ansieht, der auf ihnen lastet. Fast alle Frauen der besseren Stände gehen Schwarz gekleidet. Nur die Kinder vergessen rasch das erduldete Leid und spielen arglos auf den Trümmern der zerstörten Häuser. Wie immer, ahmen sie das Gesehene und Gehörte nach, marschieren wie die Soldaten und singen, so gut es geht, die oft gehörten Soldatenlieder.

Da die Zahl der Typhuskranken zu Ende vorigen Jahres bedeutend anwuchs, mußte das zu ihrer Aufnahme und Behandlung bestimmte Seuchenlazarett noch weiter erheblich vergrößert werden. So entstand **Neu-Rethel**, eine richtige kleine Barackenstadt mit 65 neuen







Bilder aus dem Lazarett Neu-Rethel.



Baracken, unterhalb des höher gelegenen ursprünglichen Lazaretts erbaut und mit diesem durch einen hübschen festen Knüppelweg verbunden. In Neu-Rethel mußte alles neu geschaffen werden: Entwässerung, Müllabfuhr mit eigenem Kleinbahnbetrieb, Desinfektionsanstalt, Badeeinrichtung, Postbetrieb u. a. Auch eine stimmungsvolle kleine Kirche mit hübschen bunten Glasfenstern ist vorhanden. Die Leuchter und das Kruzifix vor dem kleinen Altar sind aus der Hauptkirche in Rethel hierher geschafft worden, die „Lichte" sind aus weißem Papier gedreht und haben oben eine kleine elektrische Kerze. An jedem Sonntag und oft auch wochentags wird hier für Rekonvaleszenten Gottesdienst gehalten — ohne Unterschied für alle Konfessionen. Der Gott des Krieges ist über solche Kleinlichkeiten erhaben.



Vor dem Barackenlazarett Neu-Rethel.

Das für das Seuchenlazarett Neu-Rethel am meisten Charakteristische findet man aber nicht in, sondern zwischen den Baracken. Überall im Kriege tritt es einem entgegen, daß die menschliche Natur sich nicht ganz austreiben läßt. Nicht Zerstören, sondern Schaffen und Aufbauen ist der Trieb des Menschen, und die Freude an dem Gefälligen und Schönen in der Natur ist dem Menschen angeboren. Man sagt allgemein, daß der Trieb zur Ausschmückung und Verschönerung beim deutschen Soldaten sich viel mehr geltend machen soll als bei anderen Nationen. Tatsache ist, daß fast überall, wo deutsche Soldaten dauernd einquartiert sind, bei ihnen das Bestreben hervortritt, ihre Umgebung nicht nur praktisch einzurichten, sondern auch, wenn auch nur mit den einfachsten Mitteln, irgendwie künstlerisch zu schmücken und zu verschönern. Unzähligemal habe ich mich im stillen gefreut über die kleinen Fähnchen, Blumengewinde und Kränze, über einfache Schnitzereien, Malereien und sonstigen Zierat, den unsere Soldaten an den ärmlichsten Dorfhäusern, wo sie im Quartier lagen, angebracht hatten. Wie bekannt, begegnet man dem gleichen Kunstsinn oft sogar in den Unterständen und Schützengräben. Auch dies ist eine bemerkenswerte Eigenheit von uns „Barbaren".

In besonders reichem Maße, angeregt und unterstützt von dem leitenden Arzt, macht sich diese Eigenheit in den Gartenanlagen zwischen den Baracken von Neu-Rethel geltend. Überall, wo Soldaten auf freiem Gelände untergebracht sind, fand ich diese Neigung zum Garten- und Blumenbau hervortretend. In Rethel haben sie aber besonders Hübsches geschaffen. Um sie zu fördern, hatte der leitende Arzt kleine Preise für die hübschesten Anlagen zwischen den Baracken ausgesetzt, und nun wetteiferten die Insassen einer jeden Baracke darin, auf ihrem Gartenanteil etwas besonders Originelles und Schönes herzustellen. So ist in Rethel eine förmliche kleine Gartenstadt entstanden mit Blumenbeeten und Einfassungen, mit kleinen Lauben und umpflanzten Sitzplätzen. Die in Frankreich allgemein zur Heizung gebrauchten kleinen schwarzen „Eier-Briketts" eignen sich sehr gut zur Anlage von allerlei Mosaikmustern und Inschriften in den Rasenplätzen. So liest man denn neben den fest und sauber gehaltenen Wegen („Hindenburgstraße", „Kaiser-Allee" u. a.) in großer schwarzer Schrift „Gott strafe England" oder „Gott schütze Deutschland" und Aehnliches.

Mehrere tausend Typhuskranke sind in Rethel behandelt worden. Die ärztliche Untersuchung und Behandlung wird ebenso gut und sorgsam ausgeführt wie in den besten deutschen Krankenhäusern und Kliniken. Ein eigenes wissenschaftlich-bakteriologisches Laboratorium ist vorhanden unter Leitung eines Assistenzarztes aus einer

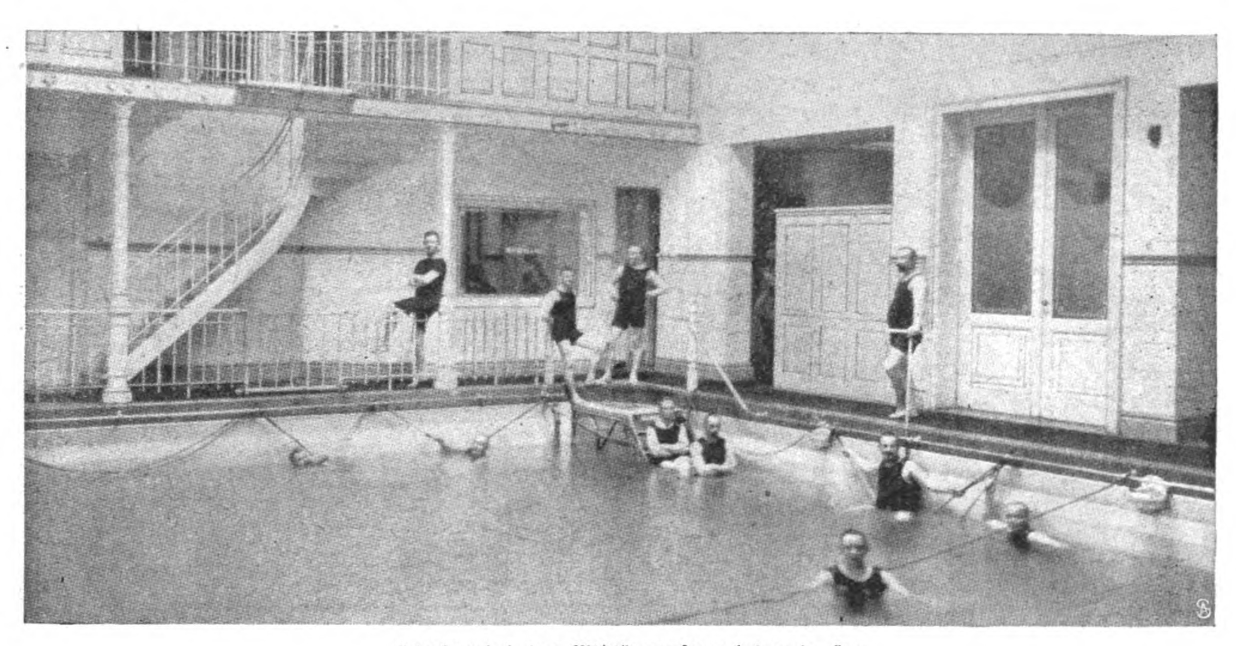


Einweihung des Bismarckdenkmals im Seuchenlazarett Rethel.

deutschen Universitätsklinik, ausgestattet mit den besten wissenschaftlichen Hilfsmitteln. Anfangs machte die Ernährung der zahlreichen Kranken einige Schwierigkeiten. Aber bald trat auch hier die Anpassung an die gegebenen Verhältnisse heran, und es zeigte sich, daß man in der Ernährung der Typhuskranken gar nicht so zurückhaltend zu sein braucht. Im Gegenteil, die sehr guten Heilungsergebnisse, die in Rethel erzielt sind, und die den Ergebnissen in den deutschen Krankenhäusern nicht nachstehen, sind nach der Ansicht der Aerzte hauptsächlich auch auf die reichliche und gute Ernährung der Kranken zurückzuführen. Die Retheler Ärzte haben ihren Kranken von Anfang an Fleisch, das stets reichlich vorhanden war, verabreicht, in Form von feinem Schabefleisch, in der Suppe verkocht. Die Beschaffung von Milch und Eiern machte anfangs einige Schwierigkeiten. Da fand man zufällig in einem Dorf in der Nähe ein großes Eierdepot, in dem etwa eine Million für Paris bestimmte Eier aufbewahrt waren. Damit war dem Mangel an Eiern für lange Zeit abgeholfen, und auch Milch war schließlich in genügender Menge zu erhalten. Auf die zahlreichen wissenschaftlichen Fragen, die bei der Beobachtung einer so großen Zahl von Typhuskranken angeregt wurden, kann ich hier natürlich nicht eingehen. Nur einige kurze Bemerkungen über den Wert der in unserem Heer in größtem Umfang durchgeführten prophylaktischen Typhusimpfungen sind vielleicht von allgemeinerem Interesse.

Seitdem der enorme Nutzen der Schutzpockenimpfung sicher feststeht, ist die medizinische Wissenschaft unablässig bemüht, auch für andere gefährliche Infektionskrankheiten eine entsprechende Schutzimpfung zu finden. Die theoretische Möglichkeit einer derartigen Schutzimpfung liegt unzweifelhaft vor. In den letzten Jahren hat man hierher gehörige Versuche namentlich in bezug auf den Unterleibstyphus und die Cholera angestellt. Die in Südwestafrika mit der Typhusschutzimpfung gemachten Erfahrungen waren so günstig, daß die Fortsetzung dieser Versuche im jetzigen Kriege gerechtfertigt erschien. Ein abschließendes Urteil über den Wert der Typhusimpfung läßt sich aber auch nach den jetzigen Erfahrungen nicht fällen. Nur so viel steht fest, daß die in richtiger Weise durchgeführte Typhusimpfung durchaus ungefährlich ist. Einen sicheren Schutz gegen eine spätere Ansteckung mit Typhusbazillen gewährt sie nicht. Darin stimmen aber fast alle Ärzte, die jetzt zahlreiche Typhuskranke behandelt haben, überein, daß die Krankheit bei den vorher Geimpften leichter und gefahrloser verläuft als bei den nicht Geimpften. Immerhin stehen wir erst am Anfange unserer Bemühungen um eine sicher wirksame Methode der vorbeugenden Typhusbekämpfung.

Bei einer so schweren und langwierigen infektiös-fieberhaften Erkrankung, wie der Typhus, gewinnt der Körper, auch wenn die Krankheit glücklich überstanden ist, nur langsam und nach längerer Zeit seine frühere Kraft und Leistungsfähigkeit wieder. Da es aber im Kriege darauf ankommt, die Typhusrekonvaleszenten möglichst bald wieder dienstfähig zu machen, so bedarf bei den erkrankten Soldaten auch die Rekonvaleszenz einer besonders sorgsamen Ueberwachung. Auch im Seuchenlazarett Rethel wird diesem Punkte natürlich besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Gute Ernährung und langsame Gewöhnung an körperliche Leistungen durch kurze Übungsmärsche und dergleichen kommen vorzugsweise in Betracht. Immerhin war es kaum durchführbar, die Genesenden bis zur völligen neuen Dienstfähigkeit im Lazarett zurückzubehalten. Da kommt nun eine weitere wirklich großartige Schöpfung deutscher Organisationskunst hinzu, das auf Anregung des Generalstabsarztes der Armee geschaffene große „Kaiserlich Deutsche Militär-Genesungsheim“ in Spa.



Schwimmbad des Militärgenesungsheims in Spa.

Spa ist bekanntlich ein eleganter, bisher viel besuchter belgischer Badeort, sehr schön in den waldigen Ausläufern der Ardennen gelegen, gar nicht weit entfernt von der deutschen Grenze und von Aachen. Er eignet sich ganz besonders für die Anlage eines solchen großen Genesungsheims, nicht nur wegen der günstigen Lage, sondern auch deshalb, weil in den zahlreichen großen Hotels, Badeanstalten und Vergnügungsräumen ohne

weiteres ausreichende Räumlichkeiten und zahlreiche Betten zur Aufnahme von über 2000 Rekonvaleszenten zur Verfügung standen, und weil außerdem die wirksamen Kurmittel des Bades (Bäder, Massage, Heilgymnastik, Inhalationen, Trinkkur) in der erwünschtesten Weise zur Unterstützung und Beschleunigung der Genesung in Anwendung gebracht werden konnten. So stehen also jetzt in den großen Konversationsräumen, im Theatersaal, im Lesesaal und auch in den früheren Spielsälen zahlreiche elegante Hotelbetten, in denen unsere Soldaten es sich bequem machen können. Nun darf man sich freilich nicht vorstellen, daß dies alles Leute sind, denen eigentlich nichts mehr fehlt, und die sich nur noch erholen müssen. Im Gegenteil — die Nachkrankheiten und Nachwehen der vorhergegangenen schweren Infektion machen den Ärzten noch genug zu schaffen. Auch Rückfälle und neue andersartige Erkrankungen kommen nicht selten vor. So ist also noch ein weites Feld für die mannigfaltigste ärztliche Tätigkeit vorhanden. Eine Reihe spezialärztlicher Abteilungen (für Nervenkranke, Ohrenkranke, Herzkranke, Zahnkranke usw.) ist unter der Leitung hervorragender Spezialisten eingerichtet worden, und besonders überraschend wirken wiederum die Ausdehnung und die vorzüglichen Einrichtungen der rein wissenschaftlichen Laboratorien (bakteriologisches, serologisches, mikroskopisches, chemisch-hygienisches, Röntgenlaboratorium), in denen wie im tiefsten Frieden wissenschaftlich gearbeitet wird.

Natürlich ist ein großer Teil der Insassen des Genesungsheims schon so weit wiederhergestellt, daß er frei umhergehen kann. Für diese Rekonvaleszenten haben die sonstigen Hilfsmittel des Badeortes ihre besondere Bedeutung. Da gab es Schneesport, allerlei Spiele im Freien, Terrainkuren, Bäder, Gymnastik usw. Die Abbildung auf S. 653 zeigt uns das viel benutzte große, warme Schwimmbad in Spa, bei dessen Anlegung man wohl kaum an die Möglichkeit seiner jetzigen Verwendung gedacht hat.

Von großer Wichtigkeit ist aber auch die Sorge für eine genügende geistige Beschäftigung der kranken und genesenden Soldaten. Außer der Beschaffung guten Lesestoffs ist wiederum die Unterstützung der künstlerischen Neigungen und Talente unseres Volkes von besonderer Bedeutung. Habe ich oben den Sinn unserer Soldaten für die Ausschmückung ihrer Wohnräume und deren Umgebung gelobt, so muß ich jetzt noch hervorheben, wie sich überall, wo Deutsche zusamenkommen, die unserem Volke tief eingewurzelte Liebe zur Musik geltend macht. Sowohl in Rethel, als auch in Spa erfreuten uns oft die künstlerisch durchaus achtungswerten Leistungen eines Männerchors, der sich alsbald unter den Soldaten zusammengefunden hatte und unter der Leitung eines kundigen Dirigenten in durchaus ernster und strebsamer Weise seine Darbietungen zu vervollkommnen suchte. In Spa hatte sich unter den zahlreichen Rekonvaleszenten sogar ein vorzügliches kleines Orchester gebildet, in dem mehrere tüchtige Berufsmusiker mitwirkten. Eine große Freude machte ich den Leuten, als ich bei einer kleinen geselligen Veranstaltung selbst die Geige ergriff und fröhlich unter meinen derzeitigen Kunstkollegen mitfiedelte.



Ein Saal des Militärgenesungsheims in Spa (früherer Theatersaal).

Was mich auf der ganzen Reise aber am meisten gefreut und mir oft genug das Herz höher schlagen gemacht hat, das war der Geist der Ordnung, der Arbeitsamkeit, der Pflichterfüllung und der absoluten Zuversicht auf den Sieg unseres Volkes, dem ich überall begegnet bin. Daß bei so umfassenden Einrichtungen und bei solchen Menschenmassen nicht alles fehlerlos sein kann, versteht sich von selbst. Es entspräche auch schlecht unserem deutschen Volkscharakter, uns allein

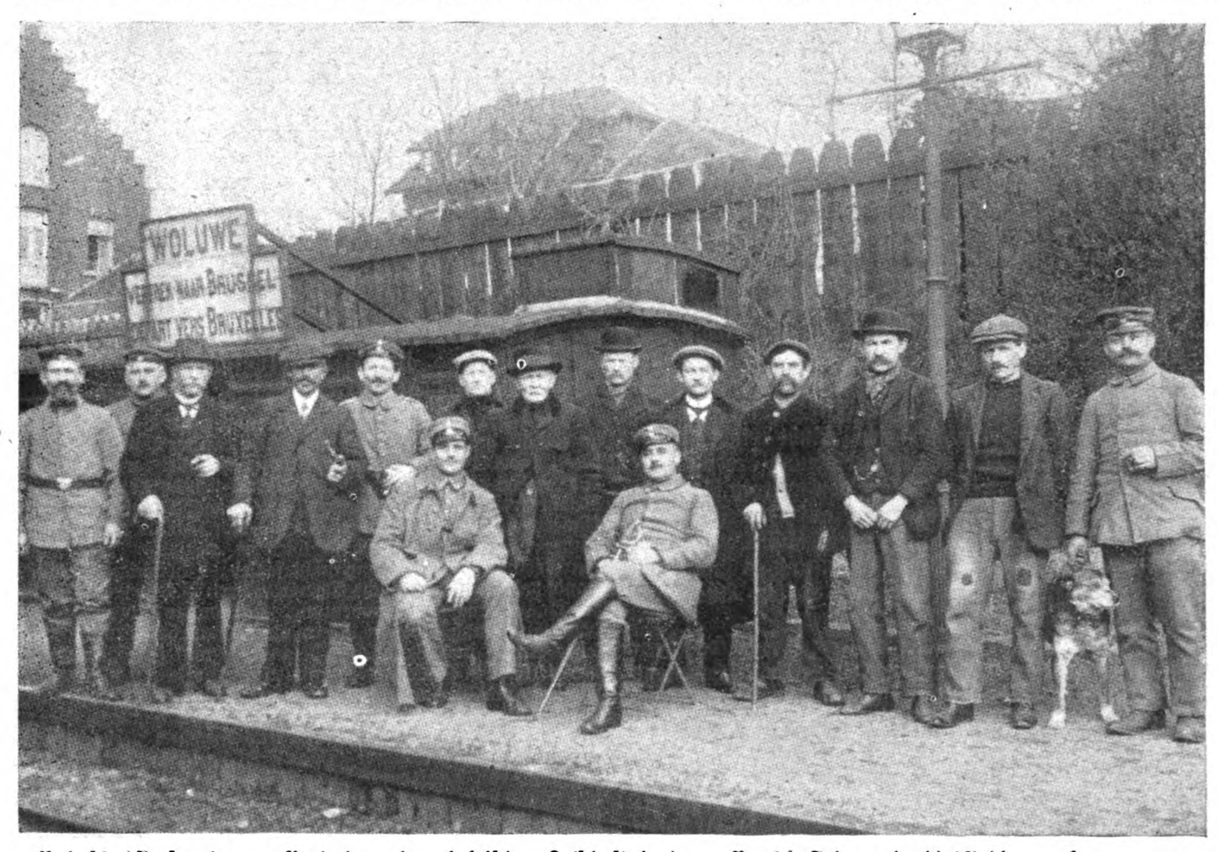
für vollkommen zu halten und aufzuhören, an uns selbst und an unseren Einrichtungen zu arbeiten und zu bessern. Ich kann nur darüber urteilen, was ich von den Leistungen unserer deutschen Ärzte gesehen habe. Dies verdient aber unsere höchste Bewunderung und Anerkennung. Und auch der aufopfernden Hilfeleistung, welche unsere kranken und verwundeten Soldaten von den Sanitätern, Krankenpflegern und Krankenschwestern allenthalben erfahren, wollen wir hier in der Heimat stets dankbar gedenken. Über die stille, segensreiche, selbstlose Tätigkeit der Schwestern — hauptsächlich am Krankenbett, aber vielfach auch in der Verwaltung — habe ich nur Worte des Lobes gehört.

Es war ein eigenes Gefühl, als wir jetzt im Jahre des 100. Geburtstages Bismarcks das kleine Häuschen in Donchéry besuchten, wo im Jahre 1870 die berühmte, zur Kapitulation von Sédan führende Unterredung zwischen Bismarck und Napoleon III. stattfand. Wiederum waren Donchéry und Sédan von deutschen Truppen besetzt, und in französischen Landen feierten deutsche Soldaten überall am 1. April den Gedenktag des Mannes, für dessen Werk wir auch in diesem Kriege kämpfen müssen. Auch im Seuchenlazarett Rethel wurde der 1. April gefeiert, und unser Bild zeigt uns das einfache, aber eindrucksvolle Denkmal, das deutsche Soldaten hier zum Andenken an diesen Tag errichtet haben. Wenn später, nach der Beendigung des Krieges, die Franzosen wieder in Rethel einziehen und dann dort den Bismarckstein im deutschen Soldatenlazarett finden, werden sie ihn zerstören oder ihn stehen lassen? Ich hoffe das letztere, denn der Stein kann auch ihnen zu dauernder, ernster Mahnung dienen.

Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

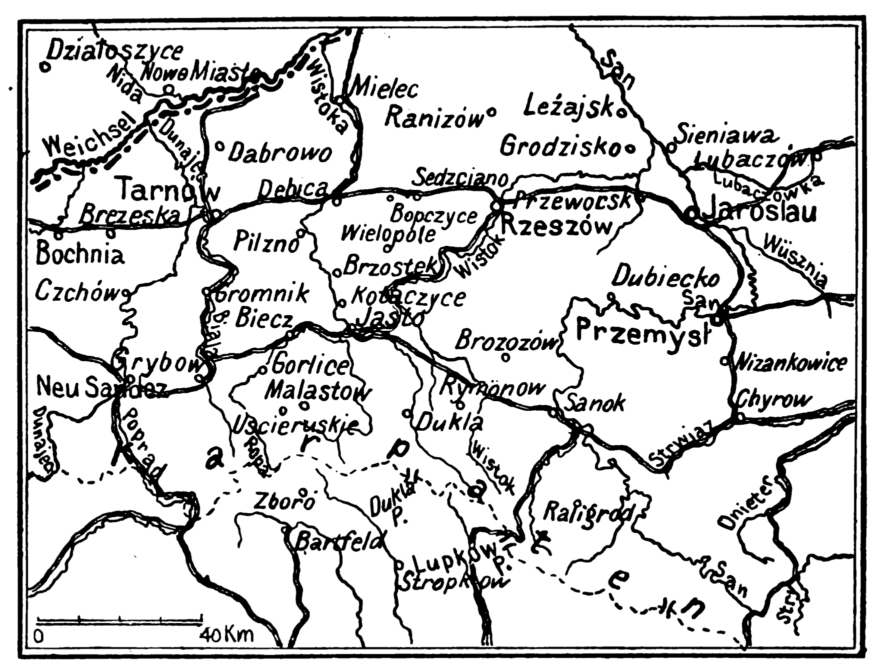
Mit Winters Abschied war im Gang der Ereignisse scheinbar ein gewisser Stillstand eingetreten. Von allen Fronten wurde die Berichterstattung knapp und knapper. Es war, als ob das Zünglein der Kriegswage festgehalten würde und keine Schwankungen zu verzeichnen hätte. Doch diese Pause ist vorüber. Neuerdings schlägt das Zünglein der Wage lebhaft aus, und alle Schwankungen neigen zu unseren Gunsten.

An der Karpathenfront hat die starre Behauptung unserer Stellungen nicht allein zur gänzlichen Erfolglosigkeit sämtlicher russischen Durchbruchsversuche geführt, sondern zu einem entschiedenen Übergewicht unserer Streitkräfte. Bei der ungeheuren Ausdehnung der Kampffront ist es für die Lage charakteristisch, daß an dem einen der drei Päße, an der Duklasenke, ein Abschnitt von nahezu hundert Kilometern, den die Russen mit aller Gewalt ihrer immer aufs neue herangewälzten Massen zu durchbrechen versuchten, mit ausgezeichneter Bravour behauptet worden ist. Starke Feldbefestigungen in der Gegend Zboro, mit allen technischen Hilfsmitteln der Pionierkunst ausgerüstet, in wirksamer Ausnützung der Artillerie, standen bemannt mit Truppen in voller Leistungsfähigkeit, so daß es ganz unwahrscheinlich wurde, daß die hier erlahmten russischen Durchbruchsbemühungen



Bahnschutzstrafwache von Vertretern einer belgischen Ortschaft, in deren Bereich Telegraphendiebstahl vorgekommen war.





Zu den Kämpfen in Westgalizien.

sich mit irgendwelchem Erfolge wiederholen könnten. Im Zusammenhang mit den Erfolgen der Armee Linsingen war man durchaus zu der Annahme berechtigt, daß die mörderische Karpathenschlacht eine nutzlose Kraftvergeudung des russischen Heeres bleiben werde.

Mit der überraschenden Plötzlichkeit, die wir an allen Siegesmeldungen aus dem Osten gewohnt sind, kam die Nachricht, daß sich dort das Schicksal der russischen Armee wieder einmal erfüllt hat. Diese Botschaft, die nach langer Zeit wieder die Siegesflaggen in Deutschland emporflattern ließ, lautete wie gewöhnlich, wenn entscheidende Schläge zu verzeichnen sind: Der ganze Umfang der russischen Niederlage sei noch nicht zu übersehen. Die zunächst gemeldeten hohen Zahlen der russischen Verluste und übrigen Einzelheiten erfuhren dann allmählich weitere Ergänzungen. Die ganze Wucht dieses Schlages wird erst im Zusammenhang mit dem weiteren Gang der Ereignisse gewürdigt werden können.

Vorangegangen waren dieser Überraschung die Meldungen aus den letzten Apriltagen, daß eine Front von 20 Kilometern östlich und nordöstlich von Suwalki von uns durchbrochen sei. Und weiter die Meldung, daß Vortruppen unserer Nordost-Armee in der Linie zwischen Libau und Dünaburg im Vormarsch seien. Nicht minder überraschend kam hinzu, daß in der Verfolgung der flüchtenden Russen die Gegend von Mitau von unseren Truppen erreicht sei. Was das bedeutet, war auf den ersten Blick klar, denn mit Mitau selbst muß der Schlüssel zum westlichen Kurland in unsere Hände fallen, und es sind durch die starke Bedrohung von Riga uns weitere Aussichten eröffnet.

Hat so im Osten die Lage eine vielversprechende Wendung genommen, so sind vom westlichen Kriegschauplatze gleichfalls günstige Aussichten zu melden.

In Flandern sind die Umklammerung Yperns und die Sicherung der Übergänge über den Yserkanal wesentliche Fortschritte. Die mühsam behauptete Defensive, zu welcher sich die mit so viel Aufwand in Szene gesetzte französisch-englische Offensive gestaltete, hat damit ihren Stoß erhalten.

Während noch diese Meldungen durch Einzelheiten ergänzt wurden, kam die Nachricht von der Beschießung Dünkirchens durch schwere deutsche Granaten, über deren Herkunft ein Geheimnis schwebte.

Daß es in den Vogesen für die französischen Waffen schlecht steht, ist eine Tatsache, die zu den übrigen Mißerfolgen auf dem westlichen Kriegschauplatz rechnet. Und doch wird sie bestritten. Es gibt immer noch findige neutrale Berichterstatter, die durch irgend welchen „Augenschein“ überzeugt zu sein glauben, daß der vielumstrittene Hartmannsweilerkopf, der doch längst wieder unser ist, unterhalb der französischen Stellungen liege.

Mit berechtigtem Selbstbewußtsein konnten die Türken am 27. April den Jahrestag der Thronbesteigung des Sultans feiern; der Tag wurde verherrlicht durch die Meldung Liman-Paschas, daß er mit seiner Armee das Zentrum und den rechten Flügel des Feindes vollständig geschlagen habe und hoffe, auch den linken Flügel zu schlagen.

Zu Wasser und zu Lande häufen sich an den Dardanellen die Mißerfolge der Gegner. Die Landungstruppen der feindlichen Verbündeten sind an allen Punkten blutig abgeschlagen worden. Einer dieser Versuche am westlichen Ufer von Gallipoli führte zu einer schweren Katastrophe für die Engländer und Franzosen.

Aus Mytilene kam die Meldung, daß vier englische und französische Bataillone von den Türken vernichtet wurden.

Das östereichische Unterseeboot „U 5“ unter dem Kommando des Linienschiffleutnants Ritter von Trapp sprengte im Jonischen Meer den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta“. X.

Alfred Georg Hartmann: Die Fahrt ins Himmelreich.

Ein Künstlerroman aus Holland (Cotta Nfg.)

Die Tagebuchform kommt dem modernen Bedürfnis entgegen, die geheimsten Empfindungen und innerlichsten Gründe des Handelns kennen zu lernen; sie gestattet ferner manche Abschweifung, hier ein lyrisches Zwischenspiel, dort eine poetische Belehrung. Und wenn der Verfasser des Tagebuchs ein Münchner Malerprofessor ist, der an der Spitze seiner Schüler und Schülerinnen nach Holland zieht, so wird es an solchen Arabesken am Gebäude der Handlung nicht fehlen — holländische Kunst, Landschaft und menschliche Eigenart reizen in besonderer Weise zur Ausmalung und Ausdeutung. Hartmanns frische, lebensvolle Auffassung, unseren Lesern aus so manchem Aufsatz über jenes Kunst- und Landgebiet bekannt, kommt der Niederschrift des verliebten Professors zugute; das Werben des gereiften Mannes um die junge Schülerin hat auch in der Darstellung des Hauptbeteiligten nichts Sentimentales oder Flaues. Eigenartig und schön sind die Wärme und Frohsinn verbreitenden Kapitel, die das besondere Niederländische schildern. Die Vereinigung von Kunst und Liebe hat noch immer wohl getan, und auch auf diesem Einzelschicksal liegt so viel Glück und Glanz, daß uns der tragische Ausgang als berechtigte Korrektur des Ueberschwangs erscheinen darf.

Nummer 19.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Seite 657.

Linienschiffsleutnant Georg Ritter von Trapp,

Führer des österr.-ungarischen Unterseeboots 5, das im Jonischen Meer den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta" versenkte



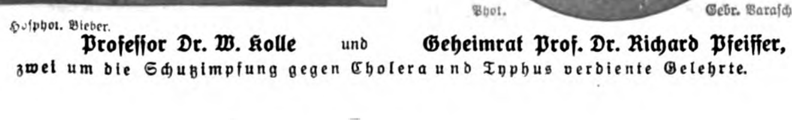
Exkaiserin Eugenie,
feierte ihren 90. Geburtstag.



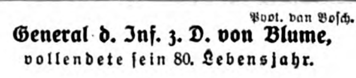




Hofphot. Bieder. Phot. Gebr. Barasch. Phot. van Bosch.



Professor Dr. W. Kolle und **Geheimrat Prof. Dr. Richard Pfeiffer,**
zwei um die Schutzimpfung gegen Cholera und Typhus verdiente Gelehrte.



General d. Inf. z. D. von Blume,
vollendete sein 80. Lebensjahr.





Straße in Passchendale nach der Beschießung.

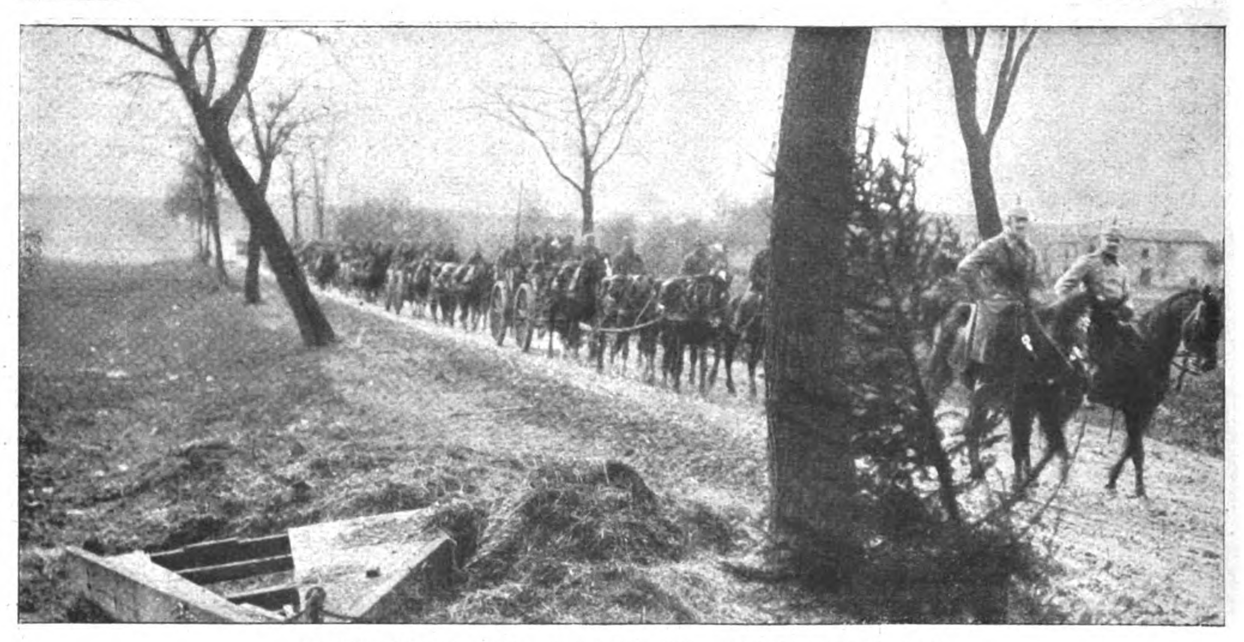
Straßenkreuzung in Poelkapelle bei Ypern.

Engländer, Franzosen und Indier zur Vernehmung im Hof des Generalkommandos.

Ankunft gefangener Belgier von Drie Grachten.

Flüchtlinge aus der Gegend von Ypern auf dem Marktplatz in Roulers.

Aus dem Kampfgebiet von Ypern.



Deutsche Munitionskolonne auf dem Wege nach dem Priesterwald.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Musterung deutscher Militärpferde in einem französischen Gehöft.
In bestimmten Zwischenräumen werden die Pferde auf ihren Gesundheitzustand untersucht, um gegebenenfalls jederzeit für Gefechte tauglich zu sein.

Zwischen Maas und Mosel.



Phot. Elnain
Hauptmann Langemak.

Phot. Becker & Maaß.
Oberst von Sandrat.

Phot. Harotz.
Hauptmann A. Chales de Beaulieu.

Oberlt. d. L. Karl Rieger.

Phot Lehmann.
Major Konrad Bieneck.

Major v. Frankenberg-Lüttwitz.

Major Otto Schneider.

Hofphot. Hahn Nachf.
Major Georg v. Carlowitz.

Phot. Schafer.
Assist.-Arzt Dr. W. Schauß.

Hauptm. d. L. Franz Brandenbnrg.

Offizierstellvertreter Bohländer.

Phot. Hundt.
Vizefeldw. Gottfried Sender.

Oberjäger Hans Schellenberger.

Phot. Wertheim.
Lt. d. R. Friedrich Funcke.

Gefreiter d. R. G. Gehlig.

Hauptmann Gotthold Lehnerdt.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Russische Bäuerinnen in Mahala (Bukowina).



Straßenleben in Czernowitz. Phot. Jelly.

Friedliche Bilder aus der von den Russen befreiten Bukowina.





Phot. Sennecke.

Ein Sonntagmorgen in einem französischen Schloßgarten.
Die Figurengruppe stammt aus den Tagen der genußfreudigen Ludwige von Frankreich.



Joseph von Lauff,
der berühmte vaterländische Dichter,
wurde zum Artillerieoffizier vom Platz in Namur ernannt.



Photo-Bericht Hoffmann.

Gefangene Russen in Frankreich rücken zum Feldbau aus. (Der Zivilist ist der Dolmetscher.)



Vereenigde Fotobureaux.

Von links: Regierungs- und Baurat Boelling; Regierungs- und Baurat Korowski, Linienkommandantur Lüttich; Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Martini, Präsident der Kgl. Eisenbahndirektion Köln; Oberstleutnant Kawelmacher, Kommandant der Linienkommandantur Lüttich; Regierungsbaumeister Tschich, Vorstand des Eisenbahnbetriebsamtes Antwerpen; Hauptmann Pourroy, Bahnhofskommandant von Antwerpen.

Mitglieder der Eisenbahndirektion Köln a. Rh. in Antwerpen.

Ein neuer Frauenberuf in der Kriegzeit: Fahrstuhlführerinnen in einem der Tietz'schen Warenhäuser in Berlin.

Die „weiße“ Schlacht.

Von Joseph von Lauff.

„Jochen, es geht schon auf achte!
Jochen, mein Junge, schlaf ein!“
So sang sie am Bettchen und wachte
Ganz mutterseelenallein.
So sang sie im letzten masurischen Dorf,
Im Dorwerk, geduckt zwischen Kiefern und Torf.
„Jochen, mein Junge, schlaf ein!“

„Jochen, es geht schon auf neune!
Jochen, mein Junge, schlaf ein!“
Muttchen, es sieht ja die Scheune
Brennend ins Fenster hinein!
„Laß brennen, laß brennen! Noch blieb uns das Haus,
Hindenburg löscht schon das Feuer aus.
Jochen, mein Junge, schlaf ein!“

„Hörst du! — schon zehn hat die Stunde,
Auf elf rückt langsam sie vor..“
Muttchen, es bellen die Hunde
Und winseln draußen am Tor!
„Laß winseln und bellen! — Ums Morgenrot
Schlägt Hindenburg alle die Hunde tot.
Jochen, mein Junge, schlaf ein!“

„Jochen, es geht schon auf zwölfe!
Jochen, mein Junge, schlaf ein!“
Muttchen, es heulen die Wölfe
So schrecklich im Mondenschein!
„Die russischen Wölfe, sie tun uns kein Weh,
Hindenburg würgt sie im knisternden Schnee.
Jochen, mein Junge, schlaf ein!“

„Hindenburg schirmt unsre Stätte..
Jochen, mein Junge, schlaf ein!
Schon klirren die Bajonette,
Schon wettert der Marschall drein.
Die himmlischen Scharen, sie ziehen mit ihm;
Schon streiten draußen die Cherubim..
Jochen, mein Junge, schlaf ein!“

„Jochen..!“ — auf lautlosen Socken
Hindenburg schickte den Schlaf.
Sie träumten, bis ringsum die Glocken
Der tönende Klöppel traf.
Hosianna! — in glitzernder Winterpracht,
Da war geschlagen die „weiße“ Schlacht..
Da standen die flammenden Cherubim,
Da jubelten selig die Seraphim: „Jochen, wach auf!“

Ignatjew und seine Schule.

Eine zeitgemäße Erinnerung. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Man hat Ignatjew oft den Vater der Lüge genannt. Dies Wort hat sich als Gemeinplatz von Zeitung zu Zeitung vererbt und dem Mann in den Augen der Nichtdiplomaten eine feste Etikette angeheftet. Es ist wie bei allen derartigen festlegenden Bezeichnungen Wahres und Falsches daran. General Ignatjew brach mit der diplomatischen Übung der feinen, auf verschleierten Wirklichkeiten beruhenden Intrige und setzte diesem veralteten Rüstzeug der Kabinettspolitik die brutale Lüge entgegen, wie Bismarck dieser zierlichen, aber eingerosteten Waffe die brutale Wahrheit entgegengesetzt hatte.

Wenn also Ignatjew nicht eigentlich Vater der Lüge genannt werden kann, weil diese im Schachspiel der Staaten untereinander seit alters eine der wichtigsten Figuren gewesen ist und von ihm nur neu aufgeputzt wurde, läßt er sich viel eher als Vater der modernen auswärtigen Politik Rußlands bezeichnen, denn fast alle Männer auf wichtigem diplomatischem Posten sind direkt oder indirekt durch seine Schule gegangen und verehren in ihm — wie ich von manchem unter ihnen mehr als einmal im persönlichen Gespräch gehört — den Meister, den unfehlbaren Lehrer und Pfadweiser auf dem politischen Kampfplan. So ist dieser Mann durch die Stärke seiner Persönlichkeit und die fortwirkende Kraft eines Gedankens, der sich in ihm am klarsten aussprach, auch nach seinem Tod noch unser lebendiger Feind, und es lohnt sich, kurz hinzuweisen auf ihn und das Feld seiner Tätigkeit sowie deren Folgen.

Nikolaus Pawlowitsch Ignatjew entstammt dem russischen Kleinadel und machte dank seines gewandten Wesens eine ebenso rasche Militärkarriere, wie sie sonst in Rußland nur Protektionskindern gelingt. Im Jahr 1856 kam er als Militärattaché an die russische Botschaft in London und nach Friedenschluß des Krimkrieges in gleicher Eigenschaft nach Paris. Der Verkehr mit den politisch führenden Persönlichkeiten dieser Höfe ließ den tatendurstigen, großrussisch gesinnten Mann bald erkennen, daß Gortschakow recht habe mit seinem Schlagwort untätiger Abstinenzpolitik für Europa, „Rußland müsse sich erst sammeln“, und er setzte alles daran, der Mission Murawiews nach China zugeteilt zu werden. Seiner Überredungsgabe und seiner Arbeit verdankte dann der Zar die überaus wichtige und folgenschwere Abtretung eines großen Teils der Mandschurei an Rußland (1858). Als um weniges später die französische Expedition nach China ging, schrieb die Allgemeine Zeitung: „Ignatjew hatte nach kurzem persönlichem Aufenthalt am Pekinger Hof mehr erreicht als General Montauban, der an der Spitze einer Armee in die Hauptstadt des Himmlischen Reiches einzog.“ Den Ruhm erntete damals allerdings Murawiew, aber die Karriere des jungen Generals war gemacht, besonders, weil es ihm auf der Rückreise unter den romantischsten Umständen gelungen war, den Khan von Khiwa zu einem Handelsvertrag zu bewegen.

Zum Gesandten in China ernannt, bereitete sich der tatendurstige Diplomat in der Stille des europafernen Postens auf seine künftige Tätigkeit im nahen Orient vor. Er lernte in Peking unter anderm die türkische Sprache so gut, daß er später der einzige unter den in Konstantinopel akkreditierten Gesandten war, der ohne Dolmetscher mit dem Sultan und den türkischen Würdenträgern verkehren konnte. In China selbst verstand Ignatjew auf Kosten der Franzosen, als er den Vermittler im Krieg gegen die europäischen Westmächte spielte, manche Konzession für Rußland zu erringen, deren Früchte noch sein Freund und



Schüler Lobanow als Chef der asiatischen Abteilung im Ministerium des Äußern genoß. Seit dieser Zeit dürfen russische Karawanen in China frei umherziehen und Handel treiben. Ignatjew selbst bekleidete, aus China zurückgerufen, den Posten eines Chefs der asiatischen Abteilung nur ein Jahr, dann wurde er zum Gesandten und bevollmächtigten Minister am Goldenen Horn ernannt.

Hier setzt seine Tätigkeit ein, die noch heute interessiert und in einer konsequent durchgeführten Minierarbeit beruht, wie sie nur mit dem Sappenkrieg einer belagerten Festung gegenüber verglichen werden kann. Es war am 26. Juli 1864, als er seinen Posten antrat und bald begann, die orientalische Frage unter einen ganz neuen Gesichtspunkt zu bringen.

Um diesen Wechsel zu verstehen, muß man ein wenig zurückgreifen. Kaiser Nikolaus hatte die Türkei nicht im Namen der Nationalität, sondern im Namen der Religion mit Krieg überzogen. In allen diplomatischen Schriftstücken der Zeit war immer nur von der mit Rußland gemeinsamen griechisch-orthodoxen Religion der christlichen Untertanen der Pforte die Rede, niemals aber von der Rassengemeinschaft. Die Idee nationaler Zusammengehörigkeit wird im diplomatischen Verkehr der Staaten erst um das Jahr 1859 als berechtigt anerkannt, so daß man sagen kann, der Krimkrieg habe die Reihe der sogenannten Religionskriege geschlossen, der italienische Feldzug vom Jahr 1859 die Reihe der Nationalitätenkriege eröffnet.

Dem Geist der Zeit entsprach es, daß nun in Rußland die panslawistische Idee, die von den Machthabern bisher mehr gescheut als gepflegt war, in offizielle Kreise eindrang und dort gehegt wurde, besonders als Ignatjew die Idee faßte, über das Russentum hinaus die gesamte slawische Rasse unter der Gewalt des Zaren — wenn man auch nur von Einfluß sprach — zusammenzufassen. Schon im Jahr 1867 spricht es Ignatjew deutlich aus, daß man den Panslawismus gelegentlich als Drohung gegen Österreich ausspielen könne. Hier sieht man auf die Wurzeln der modernen Gegensätze.

Aus den 70er Jahren ist ein Brief Gortschakows an den russischen Botschafter in London bekannt, den das „Journal de St. Petersburg" veröffentlichte. Er soll das Mißtrauen Englands bekämpfen, wo man Rußland allgemein den Drang nach Konstantinopel zuschrieb, und polemisiert, von Humor übersprudelnd, gegen die „politische Mythologie, die noch immer jene Altweibergeschichte vom Testament Peters des Großen für eine geschichtliche Tatsache ausgebe*)."

Man sieht, der Botschafter an der Hohen Pforte dachte anders über diese Angelegenheit, die den eigentlichen Angelpunkt der orientalischen Frage bildet. Was in der Kriegsitzung der jetzige Minister des Auswärtigen den Dumamitgliedern über Konstantinopel als Kriegziel sagte, war schon das Ziel jenes Weges, den Ignatjew einschlug, seit er in der Türkei beglaubigt war, den er Schritt für Schritt verfolgte, soweit es für ihn in der Möglichkeit lag, und dessen Richtung er allen einprägte, die unter ihm Sekretäre oder Attachés waren. Dazu gehörten Nelidow, der spätere Vertreter Rußlands in Rom, aus dessen Mund ich es oft genug gehört habe, dann Iswolski und andere. Sasonow überkam von Iswolski und Nelidow in Rom Ignatjews Tradition und hat sich stets als Schüler des berühmten Panslawisten bekannt.

Aus Privatbriefen und persönlichen Erinnerungen mancher Zeitgenossen geht hervor, wie der stattliche Herr mit dem rötlichen Haar und der angenehmen Baritonstimme vom ersten Moment seines Auftretens in Konstantinopel ein entschiedenes Übergewicht über die andern Mitglieder des diplomatischen Korps gewonnen hat. Er spielte die Partie zunächst gegen England, und sein erstrebtes Ziel war die Annullierung des Pariser Vertrags. „Er war kein zugeknöpfter Diplomat," erzählte eine Dame von ihm, „wenn er in Eifer geriet, war seine Rede wie ein Bergstrom, und man hätte ihn für einen Schwätzer halten können, wenn er nicht von so ernsten Dingen und mit so geistreichen Wendungen gesprochen hätte. Er besaß im höchsten Grade le don de la conversation."

Unterstützt durch seine Gemahlin, die Prinzessin Katharina Galitzin, die seine diplomatische Stellung in Petersburg wie in Konstantinopel durch eine bedeutende gesellschaftliche Position verstärkte, gelang es ihm, alle feindlichen Einflüsse am Goldenen Horn niederzukämpfen, so daß die Redensart geläufig wurde, es dürfe kein Blatt in der Türkei ohne seine Erlaubnis zu Boden fallen. Im März 1877 schienen ihm die Dinge so weit gereift, daß er durch persönliches Eingreifen bei den anderen Kabinetten die Aufhebung des Pariser Friedens durchzusetzen hoffte. Er trat eine Rundreise in die Hauptstädte von England, Frankreich und Österreich an, deren Erfolg das sogenannte Londoner Protokoll war, nach dem sich Rußlands Lage im Schwarzen Meer bedeutend verbesserte. Die Pontusfrage, jener Teil der orientalischen, die das Recht der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer betraf, wurde zu Rußlands Gunsten gelöst. Durch Ignatjews Bemühungen konnte die Kriegsflagge des Zaren auf dem Pontus erscheinen.

Die Aufstände unter den Slawen in der Türkei, die zum Russisch-Türkischen Krieg führten, hat man großenteils den Machenschaften Ignatjews und seiner Anhänger zugeschrieben. Die historische Wahrheit ist noch nicht erforscht, die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Jedenfalls war er ein Meister in der Kunst, mit dem Rubel die sogenannte öffentliche Meinung in die von ihm bestimmte Bahn zu leiten, ein Verfahren, das an den russischen Balkanvertretungen üblich blieb.

Durch Verhandlungen oder auch durch Krieg sollte nach Ignatjews Plan die freie Fahrt durch die Dardanellen als zweites Ziel erreicht werden. Der Krieg von 1877/78 hatte im tiefsten Grunde nichts anderes zum Zweck. In keinem Krieg, den Rußland im europäischen Orient geführt hat, konnte es seinen altüberkommenen Plan nach dem Weg zum Meer so weit fördern wie damals, als seine Truppen schon die Kuppel der Hagia Sofia am Horizont auftauchen sahen, als die Kosakenpferde unweit der Stadt ins Meer getrieben wurden, als die Zurufe der Soldaten den Zaren als Großherrn begrüßten, und als Ignatjew dem Sultan den Frieden von San Stefano diktierte, der sein Werk und sein Sieg war.

Aber ein neuer Gegner entstand an Englands Stelle. Der Berliner Kongreß entriß dem Sieger den größten Teil seiner Beute. Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland nahm solche Ausdehnung an, daß die deutsche Politik gezwungen wurde, zwischen beiden Mächten zu wählen. Ignatjew, der nun als Minister in die innere Verwaltung trat, begann mit allen Mitteln, die seiner reichen Persönlichkeit zur Verfügung standen, den Kampf gegen die beiden Kaisermächte, denn er sah in deren Bündnis eine schlimmere Gegnerschaft der russischen Ambitionen auf Konstantinopel als in dem bisher bekämpften England.

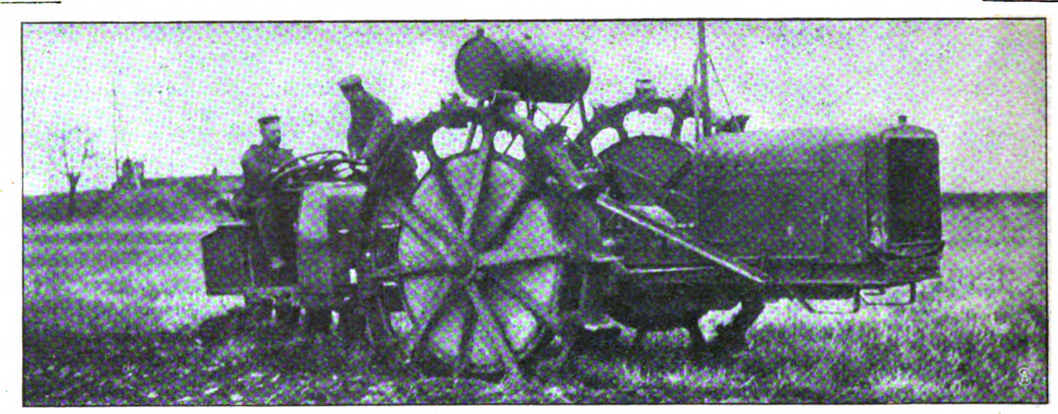
*) In Bismarcks Memoiren (I. Band Seite 112) zeigt sich der Kanzler derselben Meinung.



Das Werkzeug, dessen er sich von nun an bediente, war die slawische Wohltätigkeitsgesellschaft. Dieses in den russischen Städten stark verbreitete Komitee verbarg unter humanitären Bestrebungen eine weitverzweigte politische Agitation, die sich so heftig gegen die Ergebnisse des Berliner Kongresses wandte, daß diplomatische Klugheit sogar ein zeitweises Aufheben des Moskauer Komitees von seiten der Regierung erforderte. Im Jahr 1888 übernahm Ignatjew die Präsidentschaft des ganzen Unternehmens und gab dadurch dem Panslawismus die offizielle Weihe. Seine Anhänger und Schüler arbeiteten nun ohne Ausnahme in dieser vor allem deutschfeindlichen Richtung. Aus der rein literarischen Bewegung jenes romantischen Panslawismus, dem Puschkins Wort als Losung galt, daß alle slawischen Bäche im russischen Meer zusammenfließen sollen, entwickelte sich in den Händen Ignatjews und seiner Nachfahren ein politisches Programm, das gegen die habsburgische Monarchie auf dem Balkan und in den Kronländern mit slawischer Bevölkerung zu wirken bestimmt war. In Paris wirkte Iswolski, in Konstantinopel Tscharikow, in Belgrad Hartwig, in Sofia Nechtjudow ausgesprochen im Sinn Ignatjews, dessen Persönlichkeit fortlebte in der Tradition einer russischen Orientpolitik, die offen zum Krieg trieb. Wenn aber ein Mann wie Iswolski in der Pariser Gesellschaft ohne Scheu von „ma petite guerre“ sprach, und also mit Entsetzen Scherz trieb, so entwürdigte er die Politik seines Meisters, der trotz aller Lügen und Gewaltmittel niemals die ethische Pflicht gegen das eigene Vaterland vergaß. Ignatjew war ein gefährlicher Gegner, dem man wie einer tapferen Truppe auch als Feind eine gewisse Achtung nicht versagen kann.

Illustration Photoverlag.

Deutscher Telegraphensoldat an einer russischen Fernleitung.



Ein von deutschen Soldaten bedienter Motorpflug bestellt den Boden Nordfrankreichs.



Die deutsche Schule in Brüssel: Die Lehrer unterrichten zurzeit in feldgrauer Uniform.



Belgische Arbeiterfrauen in einer Brikettfabrik.

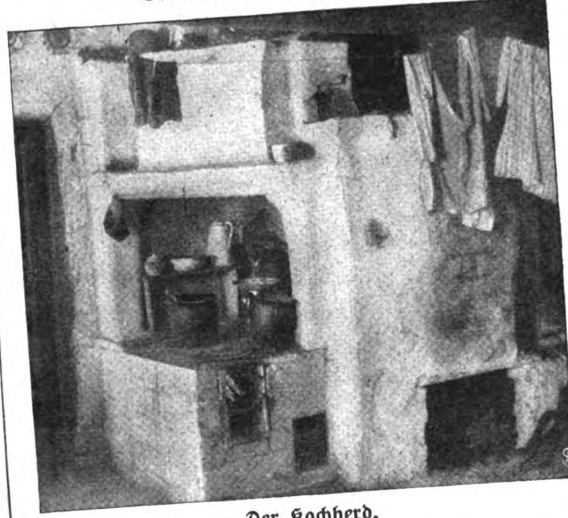
Bilder aus Belgien und Nordfrankreich.



Der übliche Straßenschlamm.



Offizierswohnung.



Der Kochherd.



Das Strohlager.



Bemaltes Bauernhaus.



Frühstückstisch.

Bilder aus einem polnischen Dorf.



Phot. Hoffmann.

Zum Rücktransport nach Frankreich bestimmte Einwohner werden am Bahnhof Jarny zur Kontrolle eingetragen.



Berliner Landsturm im Felde (Westflandern).



Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

15. Fortsetzung.

Alma bemerkte, daß das Haar ihres Mannes, das er jetzt länger trug, sich an den Schläfen gelichtet hatte, daß seine Augen groß und tief in den Höhlen lagen, daß seine Lippen schmaler und nervöser waren. Sie drückte seine Hand an ihre Augen — plötzlich wurde sie ganz fahl.

„Wo hast du denn den Trauring, Felix, deinen Trauring?“

Da setzte sich aber auch schon der Zug in Bewegung, und sie lief nun neben dem Fenster her, mit ausgestreckter Hand und weit aufgerissenen Augen.

„Ja, denke, er ist mir zu weit geworden, ich hätte ihn fast verloren — da hab ich ihn nun hier —“

Und er schwenkte, weit vorgebeugt, aus dem Coupéfenster — seine Uhrkette mit dem daran baumelnden breiten Trauring.

Am selben Abend schloß Alma Frank die Stadtwohnung ab und fuhr hinaus zu der Schwägerin und den Kindern.

Ottilie zog sie die Stufen des Hauses hinauf, sah ihr forschend ins Gesicht.

„Ohne deinen Mann?“

„Laß nur — Muttel — später — abends.“

Wie gebrochen war sie, die kraftvolle, gesunde Frau. Sie küßte die Kinder ab und schloß sich in ihrem luftigen, hellen Schlafzimmer ein.

Erst als die Kinder im Bett waren und die Windlichter brannten auf der Terrasse, kam sie herunter. Ottilie legte ihr Fleisch vor mit Salat, füllte ihre Tasse mit duftendem, starkem Tee.

„Du mußt essen . . . hast du . . .“

Und sie zwang sie zu ein paar Bissen. Ottilie ließ sie nicht aus den Augen, faßte sie plötzlich an den Schultern, neigte ihren weißhaarigen, durchfurchten Kopf über das blasse Gesicht: „Du — mach mir nichts vor — er hat geschrieben, der Felix? Was hat er geschrieben? Hat er Geld wollen oder was —?“

Alma Frank nickte, würgte an jedem Wort: „Geld — ja — zehntausend Mark. Er war selbst da — ich hab Papiere verkauft, und dann ist er wieder zurück nach Berlin gefahren, und den Trauring — den trägt er an der Uhrkette und —“

Sie blickte plötzlich starr auf eine Medaillonbrosche, mit der die Schwägerin seit dem Tod ihres verstorbenen Bruders den Kragen zu befestigen pflegte. Es war das letzte Bild von Frank Nehls, verkleinert und auf Elfenbein photographiert.

„Und so sah er aus, Tille — der Felix — so sah er aus — dieselben Augen, Tille — hörst du — so sah er aus, wie er wegfuhr — so — gerade so —“

„Herr im Himmel — Herr im Himmel —“ murmelte Ottilie Frank.

Und Stunde um Stunde verrann in weinendem, schluchzendem Gemurmel. Der Nachtwind trug das Schlagen einer Nachtigall aus der Tiefe des Waldes herüber — ein Hund bellte irgendwo auf, und der Mond kroch langsam und verschleiert über die dunklen Wipfel der Bäume, über die stolze Krone der alten Buche.

„Komm“, sagte Ottilie Frank. „Die Windlichter verlöschen — morgen ist auch ein Tag!“

Morgen war auch ein Tag — — der Angst, des Kummers — des Betens und Hoffens!

* * *

Hans Graebner wartete auf Percy Well. Von weitem sah er den hübschen, leichten Korbwagen, vor den der schwarze Traber gespannt war, sah den hohen Federstutz von Percy Wells Frau. Und neben dem einen der Räder, kaum kopfhoch darüber hinaus, lief etwas Dickes, Unförmiges, etwas Graues, Eingewickeltes.

Das war Percy Well selbst, der in Form kommen sollte.

„Hallo — Mister Krähhahn!“

Frau Percy Well warf einem Stalljungen die Zügel zu, sprang vom hohen Trittbrett hinab, ohne Hilfe, rosig, frisch, lachte sich tot über ihren Mann, der schwitzend, fluchend die Stufen zur Villa hinaufkeuchte.

„Du, Percy, Mister Juck ist draußen“, sagte Frau Percy Well, die bald darauf den Kopf zur Tür hereinsteckte.

„Allright, nur immer rein!“

Percy Well kniff die Augen zusammen. Was wollte Mister Juck von ihm in aller Herrgottsfrüh, wenn ganz Karlshorst noch in den Federn lag? Er witterte ein Geschäft, irgend etwas, was sich nicht gut besprechen ließ in der Bodega oder zwischen zwei Partien Poker, unter den stets wachen, stets mißtrauischen Blicken der Trainer und Kollegen.

„Na, Mister Krähhahn, was machst du für ein Gesicht, wie die Katze, wenn es donnert, he?“

„Was will der Juck hier von Ihnen? Wenn's wegen der Jimmy ist, dann —“

Percy Well lachte.

„Schlag ihn tot, den Juck — aber erst laß mich mit ihm reden — und jetzt mach, daß du weiter kommst, mein Junge.“

Frau Percy Well stand im Hof, als Hans herunterkam.

„Was ist los — schon nach Hause?“

---

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Sie bemerkte sein verärgertes Aussehen, strich ihm über die Wangen.

„Na, na, Hänschen, so schlimm wird es doch nicht werden mit dem Juck. Hier paß ich schon auf Percy auf."

„Wenn der Kerl mir die Jimmy holt — ich weiß nicht —"

Sie lachte gutmütig.

„Na, was denn — nichts wird er dir holen — ich bin doch da. Na also! So schnell geht das nicht. Freilich Montag — da mußt du zahlen — denn sein Recht hat er — das kann man ihm nicht nehmen. Mit der Pension will ich dich nicht drängen, das weißt du!"

Er nickte, ging hinein in den Stall. Freudig wieherte ihm die Stute entgegen. Er warf die Arme um ihren Hals, lehnte seine Wange an ihren Schopf.

„Nu wollen wir'n bißken reiten, Jimmyken, was?"

Wenn er nur das Pferd aus dem Stall raus hatte, da war ihm schon wohl. Er traute dem Juck nicht. Bis der nicht bezahlt war — hatte er keine Ruhe. Aber wovon sollte er ihn bezahlen? Das bißchen Geld, das ihm von der Anzahlung übriggeblieben, reichte nicht hin und nicht her.

Von Gewinnen war in der letzten Zeit nicht viel die Rede gewesen.

Wenn er in früher Morgenstunde manchmal dem Trainieren der Jockeis und Einbrechen der jungen Gäule zuguckte, dann kroch sicher Mister Juck von irgendwo hervor.

„Was macht Jimmy? I must have my money, oder Jimmy ist wieder mein." Ganz tückisch blinzelten die kleinen Augen. Was dachte sich denn der dumme Junge eigentlich?

Herr von Glidien telegraphierte alle paar Tage: „Wo bleibt Karolas Reitpferd?" Endlos zureiten konnte er es doch nicht — und um ein anderes zu kaufen, da mußte er doch wieder das versoffene und verspielte Geld haben.

Der Handel mit dem „little Kräan", der galt doch nicht ernsthaft — oder nur so lange, als der Bengel zahlte. Wenn die Mistreß Well nicht gewesen wäre — er hätte nicht lange gefackelt.

Hans Graebner aber sprengte an ihm vorbei und fuchtelte mit der Peitsche in der Luft herum, als wollte er ihm eins damit versetzen.

Zu den eigenen Sorgen kam noch der Ärger mit Tante Susel. Die war wie vom Bändel. Schon längst setzten sie verschiedene Summen. Er wurde immer vorsichtiger — sie immer tollkühner. Wenn sie zusammentrafen — im Café, auf der Straße oder im Zoologischen Garten, den sie jetzt öfters mit den Kindern besuchte, überall zankten sie sich.

Und dabei hatte er sie nie so hübsch gefunden wie gerade jetzt. Ganz anders war sie doch als damals, da sie ihm halb ohnmächtig in die Arme gefallen war beim Suchen des verlorenen Zwanzigmarkstückes. Ordentlich gewachsen schien sie ihm. Winzig kleine Hände hatte sie in den feinen dänischen Handschuhen, und wenn er neben ihr ging, dann war es, als ginge er in einem Blumengarten. Manchmal hing sie sich ein in ihn, aber dann hielt er den Arm so steif, daß sie ihn bald losließ. Er mochte das auch nicht leiden. Sie waren doch keine Brautleute.

„Hans, bist du dumm!" sagte sie und lachte.

Wenn sie dann an irgendeinem entlegenen Tisch saßen, so holte sie aus ihrem schwarzen Täschchen ein hübsches Notizbuch heraus und schrieb die Pferde auf, die er nannte, und das Geld, das sie auf jedes setzen wollte.

Auch aus dem Täschchen stieg jedesmal derselbe süße Blumenduft auf — und seine Nüstern blähten sich gierig.

„Laß mal riechen, Tante Susel —"

Sie wurde ungeduldig.

„Hör auf mit den Dummheiten, Hans. . . Ich habe keine Zeit."

Sie hatte nie Zeit, obwohl sie den ganzen Tag nichts zu tun hatte. Sogar um die Kinder brauchte sie sich nicht zu kümmern, denn sie hatte einen Kindergarten entdeckt, wo sie für mäßiges Geld den ganzen Tag über gut aufgehoben waren.

Otto Graebner war damit einverstanden gewesen. Da Susel so freiwillig auf die Reise verzichtet hatte, konnte er ihr wahrlich die Entlastung gönnen.

Niemals war er so glücklich mit ihr gewesen wie jetzt. Selbst die schwerste Arbeit, die er sich aufgebürdet hatte, nahm er leicht und freudig in den Kauf.

Wie wenig Susel doch brauchte, um glücklich zu sein; die paar Fetzen, die sie sich angeschafft hatte, und in denen sie so reizend aussah, genügten, um sie heiter zu stimmen. Wie ganz anders hielt sie jetzt das Haus, wie gut und sorgfältig bestellte sie jetzt den Tisch, wie war seine Wäsche immer in Ordnung! Und er sagte ihr mit dankbarem Lächeln: „Siehst du, Susel, es geht doch alles mit ernstem Willen, Sparsamkeit und Fleiß."

„Aber ja — gewiß."

Er merkte es gar nicht, daß sie sich nicht um seinetwillen sorgte sondern, daß er nur mitgenießen durfte, was sie um ihrer selbst willen tat.

Der kleine Roman, der sich zwischen Felix Frank und ihr abgespielt, hatte sie ihrem Mann entfremdet. Sie hatte sich gewöhnt, ihn aus ihren Gedanken auszuschalten, ihre Wünsche und Sehnsüchte mit einem andern Mann in Verbindung zu bringen — in freudiger oder schmerzlicher Ausnahmestimmung. Sie fürchtete sich vor dem Sonntag — weil ihr Mann den ganzen Tag zu Haus war, sich mit ihr und mit den Kindern abgab. Von seiner Abendbeschäftigung sprach er gar nicht, seine Stundensorgen kannte sie. Nichts war ihr neu, unerwartet, irgendwie interessant.

Der Staub des Alltags lag auf allem.

Ihre größte Freude war es — einzukaufen. Und da sie es nicht für ihr Haus tun konnte, weil es ihrem Mann aufgefallen wäre, so kaufte sie für sich. Seidene Strümpfe, Taschentücher, spitzenbesetzte Hemden, Blusen, kokette Schuhe und lange Handschuhe, Rüschen und Schals. Dutzendweise stapelte sie ihre Schätze auf, verschnürte sie in Kartons, holte sich einzeln heraus, was sie gerade tragen wollte.

Jede Modeneuheit reizte sie. Ob sie den Gegenstand brauchte oder nicht — war gleichgültig. Hatte sie ihn erst gesehen und bewundert — dann erwachte der Wunsch des Besitzes in ihr so heftig, daß er ihr kaum noch zum Be-



wußtsein kam, daß es für sie wie zur Notwendigkeit wurde, ihn an sich zu bringen.

Die großen Warenhäuser durchschritt sie Tag für Tag wie in einem Taumel. Alle ihre Sinne entflammten sich an der ausgestellten Vielfältigkeit und Pracht, und wenn sie heimkam, baumelten stets kleinere oder größere Pakete an ihrem Schirmgriff, ihrem Handgelenk. Wie ein Gefühl nagenden Hungers war es, das sie befriedigen mußte. Im Kampf mit sich selbst unterlag sie immer. Selbst wenn sie das Warenhaus einmal verließ, ohne den gewünschten, minutenlang umkreisten Gegenstand zu kaufen — dann riß es sie von der nächsten Straßenecke wieder zurück, und widerstand sie auch dem, so gaukelte er ihr den ganzen Abend über vor den Augen, bis sie, des Widerstandes müde, in angestachelter und aufgepeitschter Begierde den Kauf vollzog.

Das stets reich bedachte Dienstmädchen half ihr die Sachen in Schachteln und Packen verschnüren und verstauen; es war die einzige, deren Augen mitbewundernd alles sehen durften, wenn Susanne Graebner in ihren Schätzen kramte, eine Auswahl traf von dem, was sie in der kommenden Woche zu tragen und benutzen gedachte...

Hans Graebner hatte sich grob jedes Geschenk verbeten. „Halte man die Pinke zusammen, Tante Susel, wirst sie noch brauchen."

Und beinah schadenfroh meldete er die ersten Verluste. „Det jeht doch nich immer so glatt, wat denkste denn? Weeßte denn nich mehr, wie's schon einmal war?"

Von da ab zankten sie sich. Wenn er ein Pferd nannte, widersprach sie ihm.

Er zuckte die Achseln. Was sollte er sich noch mit ihr einlassen. Wenn sie so klug war —

Sie ereiferte sich, zog ihr Notizbüchlein.

„Da, sieh mal, was ich notiert habe — lauter Pferde, die jetzt dran sind. . ."

Sie kaufte drüben bei Kallin Zigaretten. Der Mann war riesig nett, Renndepeschen hingen bei ihm aus, so waren sie ins Gespräch gekommen. Ab und zu hatte sie noch auf einen Extratip fünf Mark gesetzt und gewonnen. Gerade jetzt gewonnen, während sie mit den Tips, die Hans ihr gegeben, reingefallen war.

„Überhaupt — dein Percy Well! Zweihundert Mark habe ich verloren, und seitdem ist es wie verhext."

Er riet ihr: „Setz ein paar Tage ganz aus und dann einen tüchtigen Batzen auf Ratcliff am Sonntag. Der ist unverlierbar. Den bringt jeder Stalljunge durchs Ziel. Percy Well ist wütend — weil er nichts zeigen kann bei dem Rennen. Sitzt auf und läßt sich tragen — das ist alles. Nich mal 'ne Aufregung. Ich bin ganz ruhig. Lieber wenig und sicher. . ."

Sie trennten sich vor dem romanischen Café. Er wäre eigentlich noch gern mit ihr gegangen, aber sie hatte ihn verabschiedet, mit kurzem Händedruck und freundlichem Nicken — wie Frauen zu verabschieden pflegen, wenn sie nicht begleitet sein wollen.

Nun stand Hans Graebner vor dem romanischen Café und sah Susanne Graebner nach, wie sie wiegenden Ganges, das verwegene Hütchen auf dem nußbraunen Haar, den roten Schirm im Arm, kokett über die Straße stöckelte auf ihren hohen Absätzen — eine ganz andere wie damals in der Bismarckstraße — eine so ganz andere...

Und niemand von allen, die der hübschen, eleganten Frau jetzt entgegenkamen, sich nochmals nach ihr umsahen und dann den regungslos auf einem Fleck stehenden Jungen anrannten, wäre je der Gedanke gekommen, daß dieser harmlose Schuljunge es war, der sie aus der versorgten, aber wohlgehüteten Enge eines Hauses herausgerissen und sie — schön, anreizend und begehrlich — allen Gefahren, Abenteuern und Verführungen des Lebens preisgegeben hatte.

* * *

Heiß brannte die Sonne auf das Grunewaldgelände nieder. Auf den Tribünen wurde es lebendig. Wo blieb denn Percy Well? Die einen lachten — andere schimpften.

An der Barriere stand Felix Frank, sehr blaß, den Hals gestreckt, die dunklen, tiefliegenden Augen immer auf einen Punkt gerichtet, der näher kam — immer näher, so daß er den Dreß unterscheiden konnte: schwarz-rot.

Eine Frau neben ihm las in einem Programm: „Ratcliff — der hat doch blau-weiß. . . Wer ist denn das: schwarz-rot. . .? Wie? Welche Nummer? Vierundzwanzig? Wie heißt das Pferd? Kolonne — Stall Glidien."

Ein Herr schlug auf die Barriere: „Stall Glidien — letzthin war ooch so'n Pferd aus dem Stall — herrjö — herrjö, wie hieß das doch — Mar — Martyr — richtig — das hat's ooch gemacht — wie heißt der Gaul? Kolonne?"

Frau Percy Well rüttelte an dem Stuhl, auf dem Hans Graebner stand.

„Du — Junge — was ist denn das? Was ist ihm — Junge, so red doch. . ."

Er stützte sich auf ihre Schulter, hob sich auf die Zehenspitzen, ganz blaß im Gesicht.

„Sein Sie doch still — das kann ja nicht sein — kann ja nich — wen hat Kolonne im Sattel?"

Nun war Percy Well wieder vorneweg — im Publikum wurde gelacht. So'n Kerl, der Percy — so'n oller Schieber. . .

Ganz anders klang es als das erstemal — wie ein schmeichelndes, anerkennendes Umwerben war es, ein Koseruf: Oller Schieber.

Seine Späßchen machte der Percy, weil's ihm nicht lohnte, sich anzustrengen — das Geld auf Ratcliff war im trocknen.

Von der Barriere her stieß eine heisere Stimme den lauten, verzweifelten Ruf aus: „Kolonne! — Kolonne! — Vor! . . ."

Sechstausend Mark, die der unvermeidliche Schöppke bei verschiedenen Buchmachern untergebracht hatte, sechstausend Mark aus dem Haus Kurthe Nachf. trug Kolonne auf ihrem Rücken.

Die Frau neben Felix Frank lachte trocken auf: „Was wollen Se mit Kolonne — hat ja keene Klasse nich — ooch 'n Pferd — Kolon—"

Der Name blieb ihr im Hals stecken. Denn um Halslänge war Kolonne plötzlich vor.

Wie ein reißender Strom, so stürzten Männer und Frauen von den Tribünen herunter an die Barriere. Der Stuhl, auf dem Hans Graebner stand, wurde umgerissen, er selbst sprang ab, totenbleich, rannte vor. . . Eine schluch-

zende Stimme — immer dieselbe stöhnte nur noch — Kolonne — Kolonne. . . Percy Well neigte sich zur Seite — Kolonne stürzte, begrub den Jockey unter sich in dem schwarz-roten Dreß. . . Ein grelles Grün leuchtete auf — ein Schrei aus tausend Kehlen stieg in die Luft — wie ein Blitz schoß ein schlanker Apfelschimmel mit einem Reiter in grünem Dreß durch das Ziel. . .

Schimpfen, Lachen, Schreckensrufe, Wutschreie durchschwirrten die Luft in tausendfältigen Lauten. Programme raschelten und knisterten wie dürres Laub im Sturm.

Nr. 13 — Granat — Jockei Kritz. . . Niemand kannte den Gaul, niemand den Jockei.

Percy Well, aschgrau im Gesicht, die Blicke stier und stumpf auf den Hals des Pferdes gerichtet, muckte nicht unter dem Hagel der Pfiffe und Schimpfworte, die ihn verfolgten. Nur seine hageren Finger krampften sich fester um die verschwitzten Zügel.

Das Kreuz war ihm lahm. Kein Sieg hatte ihn je die Anstrengung gekostet wie das unauffällige Zurückhalten des temperamentvollen Pferdes. Und nun lag Kolonne draußen im Geläuf mit gebrochenen Gliedern, und einer, an den niemand dachte, war Sieger.

Wenn die Stallknechte ihn nicht schützten — die waren imstande — rissen ihn vom Pferd herunter und prügelten ihn.

Sichtbar spielten die Muskeln in seinem eingefallenen Gesicht, die Zähne preßten sich so fest aufeinander, daß der schmale Mund zum Streifen wurde unter dem vorgeschobenen breiten Kinn.

Der Sieger erschien, selbst erstaunt über das, was ihm geschehen war, und doch schon eingebildet auf seine vermeintliche Tüchtigkeit, das gelassene Jockeilächeln um den Mund.

Die einen betrachteten ihn neugierig — die andern höhnten ihn.

Einige Herren, den Feldstecher am Riemen — den korrekten englischen Hut tief in der Stirn, Mitglieder vom Vorstand, Journalisten, standen an der Wage, in durch Sachlichkeit gedämpfter Entrüstung.

„Der Fall wird genauer untersucht werden."

Der Trainer zuckte die Achseln.

„Disqualifiziert muß er werden! Fertig ist die ganze Untersuchung."

Der „Toto" wurde aufgezogen: „13. Kritz. 900 für 10 Sieg."

Also Granate war Erster!

Das laute, gedehnte „Aaah!" der Menge hallte weithin über Baumwipfel und Dächer bis zu den Stallungen, bis zu Percy Well.

Hans Graebner, die Hände in den Hosentaschen, lehnte an der Tür und sagte gar nichts. Eine süßlich weinerliche Stimme drang an sein Ohr: „Kolonne — so eine wonderful horse — is it nich schade, Mister Kräan?"

Es war Mister Juck, der überall jammernd Stimmung für sich zu machen suchte, um alle Schuld auf Percy Well abzuschieben.

„Ich habe auf Ratcliff gesetzt", antwortete Hans Graebner kalt.

Der Kerl sollte ihm nur kommen morgen und ihm die Jimmy wegführen, weil er nicht zahlte, der sollte nur kommen! Braun und blau schlug er ihn mit seinen Fäusten — braun und blau, darauf konnte er sich verlassen! . . .

So etwas Ähnliches las Mister Juck auch aus den Augen des Knaben, der äußerlich ruhig, fast gleichmütig in der Stalltür lehnte. Er zwinkerte mit den Wimpern, verfärbte sich und humpelte eiligst davon.

Hans Graebner spuckte laut hinter ihm drein. — —

Felix Frank wankte zum Ausgang. Sein Feldstecher hing ihm auf dem Rücken, der weiche Hut war ihm bis ins Genick heruntergerutscht. Er murmelte immer noch: „Kolonne — Kolonne . . ." aber so leise, daß es niemand hören konnte.

Schöppke trank ein Glas Selterwasser im Stehen, sprach mit schiefem Mund zu einem Herrn herüber: „Der hat sechstausend auf Kolonne verloren. Pech — war eigentlich nicht zu verlieren."

Der Herr zuckte die Achseln.

„Und der Gaul ist kaputt. So'n Schieber, verdammter." Schöppke war ehrlich entrüstet. Dann ging er Felix Frank nach, der wie verloren mitten auf dem Weg stehengeblieben war. Er warf ihm einen Brocken hin, eine neue Hoffnung, den Namen eines Pferdes, das im vierten Rennen „sicher" war. Das blieb das beste Beruhigungsmittel, und das war er dem Kunden schuldig.

Felix Frank rückte an seinem Hut.

„Was sagten Sie? Fortuna? So — ja, ja — gewiß, Fortuna — das kann man brauchen — wenn Sie mir noch dreitausend Mark vorschießen wollen auf Wechsel. . ."

Schöppke liebte es nicht, wenn man Witze machte mit ihm. Dazu hatte er keine Zeit. Er wendete sich kurz ab und drehte ihm den Rücken.

Felix Frank ging weiter. Seine Beine trugen ihn vorwärts, ohne daß er es merkte, die lange Heerstraße entlang und den Kaiserdamm.

Ausschlafen mußte er — vor allem mal gründlich ausschlafen!

Dann konnte er einen Brief schreiben — das mußte er wohl. Schon um die Wechselforderungen zu erklären, die kommen würden. Was hatte er sich denn noch alles zusammengepumpt? . . .

Er dachte angestrengt nach. Erst kleine Beträge — gegen Quittungen. Das war nicht schlimm. Neunhundert Mark im ganzen — nicht einmal — ja — und dann die Wechsel — durch Schöppke. Einmal viertausend mit acht Prozent — sehr anständig — und dann sechstausend — der Wechsel lautete auf siebentausend. Diese sechstausend waren auf Kolonne gesetzt worden, mit denen hätte er alles reingeholt. Alles. Die zehntausend, die Alma ihm vor zwölf Tagen gegeben. . . Seine Gedanken verwirrten sich — er war zu müde. Morgen. Morgen wollte er alles klarlegen. Wenigstens das. An seine Schwester wollte er schreiben. Die mochte Alma schonend vorbereiten. Entschuldigen — das konnte sie nicht. Das konnte er selbst nicht — auch erklären nicht. Vielleicht war das ähnlich wie Trinken. Man ging irgendwo rein und trank sich einen Rausch an. Ging irgendwo 'rein und schmiß sein Geld auf die Pferde. Das war alles sehr leicht — das sah keiner und beobachtete keiner. Alles stand offen da — lockte an. . . Der eine setzte sich an einen



gedeckten Tisch, der andere an einen ungedeckten. Wenn aber einer Wechsel gezogen hatte auf das Geschäft seiner Frau, dem geschah es recht, wenn er zertreten, zermalmt wurde zu einer unkenntlichen Form, wenn er im unersättlichen Rachen der Großstadt verschwand auf immer. . .

So wollte er es morgen der greisen Schwester schreiben und sie nur bitten, daß die Kinder nichts davon erführen. Denn es gab keinen Segen, wenn man den Vater mißachtete — davon konnten sie alle ein Lied singen, die Kinder des alten Frank aus der Fennstraße, der sie so viele Jahre hindurch geängstigt hatte mit der gefährlichen Betriebsamkeit seiner gewinnhungrigen und im Grunde doch trägen Natur.

Wie endlos lang sich der Kaiserdamm hinzog — noch eine Ecke, und noch eine — jetzt kam die Bismarckstraße, endlich!... Er hatte keinen einzigen Gedanken mehr im Hirn. Nur Ekel empfand er. Ekel vor sich, Ekel vor der hellen Straße, Ekel vor den Menschen, die an ihm vorbeigingen, vor ihrem Lachen, vor ihren Worten, die er auffing, vor dem Ton ihrer Stimme.

Schlafen! Einmal schlafen — ausschlafen! — —

Die Füße trugen ihn kaum mehr. Wie im Rausch torkelte er auf die Torfahrt des Sanatoriums zu. Zu Haus. Es war Zeit. . . Nun noch über den Hof — zwei Treppen hinauf — im Alkoven stand sein Bett. Er stolperte den Gang entlang, drückte auf die Klinke der zweiten Tür rechts. Es fiel ihm nicht auf, wie kahl das Zimmer war. Mit geschlossenen Augen tastete er sich zum Bett hinter den Vorhang, mit geschlossenen Augen warf er Hut und Rock ab, auf die Erde, wohin sie gerade fielen; schleuderte die Stiefeln in die Ecke — zu mehr fehlte ihm die Kraft. War es Tag, war es Nacht — er wußte es nicht. Er wußte nur — erst mußte er schlafen, und dann mußte es aus sein.

Das Bett ächzte auf unter dem schweren Fall seines Körpers.

So mochte ein zum Tod verurteilter Verbrecher nach der Aburteilung auf seine Pritsche sinken, wie Felix Frank jetzt im Graebner-Sanatorium auf sein ehemaliges Bett fiel zu einem Schlaf, aus dem es für ihn nur noch ein letztes, kurzes Erwachen geben sollte. . . .

* * *

Frau Elise Graebner ging im Sanatoriumgarten auf und ab, um Luft zu schöpfen.

Sie ging von einem Ende zum andern, bis unter das offene Fenster von ihres Mannes Sprechzimmer.

Manchmal stand sie still und horchte.

Ihr Schwager Otto war bei ihm drin. Er sprach laut, wie es ihm zur Gewohnheit geworden unter dem lauten Musizieren seiner Schüler. Seine Stimme war hell und vergnügt.

„Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß Susel sich so verändert! Mag sein, daß sie zu jung war für die Ehe. Aber die Geschichte mit dem Jungen ist ihr doch höllisch an die Nieren gegangen — da hat sie wohl nachgedacht und sich zusammengenommen."

Ihr Mann antwortete: „. . . na also, hat sich doch alles gemacht! Sie ist ein bewegliches, zartes Menschenkind — da erreicht man viel mit Liebe und Eingehen."

Frau Elise lächelte bitter.

Sie war nicht beweglich und zart. Sie durfte weder auf Liebe noch Eingehen rechnen.

Eine Zigarette flog aus dem Zimmer, wie Otto Graebner sie zu rauchen pflegte.

„Wenn nur unsereins Zeit hätte für die Frau. . . Um ihr was zu bieten, muß man schuften von spät bis früh, und kann man ihr was bieten — dann hat man keine Zeit für sie, ja, ja, Alter. . ."

Ein Stuhl wurde gerückt.

Frau Elise sah den dunklen Kopf ihres Schwagers im Fensterrahmen, sah seine nervösen, hastigen Bewegungen.

„Weißt du, Alter — wenn ich könnte, heute noch würfe ich den Krempel hier zusammen, ginge in eine kleine Stadt — da hätte ich was vom Leben, von der Frau, den Kindern — dort brauchte ich nicht zu arbeiten, bis mir die Zunge aus dem Hals hängt, und abends todmüde ins Bett kriechen. So unwürdig haben doch unsere Eltern nicht gelebt, wie wir es tun. Die wußten doch, was sie aneinander hatten, was sie trieben — wie der Tag ihnen verlief. . . Was weiß ich von meiner Frau? Zur Not, daß sie niedlich aussieht, die Kinder in Ordnung hält und hoffentlich mit ihrem Geld auskommt. Denn ruhig, Alter, so richtig ruhig — das bin ich nie. . ."

Der Junge kam durch den Garten gelaufen.

„Frau Doktor — Frau Doktor. . ."

„Ja?"

Elise Graebner entfernte sich rasch von der Mauer, nahm dem Jungen eine Visitenkarte ab, die er in der Luft schwang.

„Frau Alma Frank, geb. Kurthe", stand auf dem gelblichen kleinen Kärtchen.

„Ja, ich komme."

Frau Alma Frank, im Reisekleid, mit einer kleinen Ledertasche am Schulterriemen, stand nicht vom Stuhl auf, als Frau Elise Graebner ihr Arbeitzimmer betrat.

Sie blickte stumpf vor sich hin, zuckte nur leicht zusammen, als Frau Elisens helle, scharfe Stimme an ihr Ohr drang.

„Oh, gnädige Frau — wie steht das Befinden — was macht der Herr Gemahl?"

Alma Frank legte ihre Fingerspitzen in die dargebotene Rechte, ihre dunklen Augen starrten in das helle, freundlich verzerrte Gesicht der blonden Frau.

„Das wollte ich Sie fragen, Frau Doktor. . . Man sagte mir, mein Mann wohne nicht mehr hier."

Eine kurze, ärgerliche Verlegenheit malte sich auf Frau Elisens Züge. Da hatte sie also doch recht gehabt — von dem Mann war nichts Gutes zu erwarten gewesen! Jetzt machte er ihr noch Ungelegenheiten.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, nahm ein An- und Abmeldebuch zur Hand.

„Seit vierzehn Tagen ist Ihr Herr Gemahl allerdings nicht mehr im Haus."

Alma Frank zerrte an dem unter dem Kinn gebundenen Knoten ihres grauen Reiseschleiers.

„Seit vierzehn Tagen — so. . ."

Sie mußte erst schlucken, ehe sie weiter fragte: „Wo ist er denn hingezogen?"

Eine Schande war das — sie mußte fragen, wo ihr Mann war. . . Wie das aussah! . . Was die blonde Frau da vor ihr sich wohl dachte dabei?

Elise Graebner fuhr mit dem Finger über die zweite Zeile: „Abgemeldet auf Reisen. . ."

„Auf Reisen? — So — ja. . ."

Die Frau da erzählte ihr Märchen. . . Wie kam Felix dazu, auf Reisen zu gehen, ohne etwas zu sagen, ohne —

„Verzeihung, Frau Doktor. . . Hat er sich denn nicht Briefe nachschicken lassen? . . . Briefe . . ."

Sie hatte ihm doch täglich geschrieben. So warme, zärtliche Briefe hatte sie ihm geschrieben — ohne einen Vorwurf, ohne eine Mahnung — Briefe, die nur Liebe und Hingebung atmeten wie die aus ihrer Brautzeit!

Frau Elise Graebner langte nach einem an der Wand befestigten Regal, holte eine Handvoll Briefe aus einem der unteren, offenen Kästchen hervor.

„Ein paarmal ist ein Messengerboy hier gewesen, dem Briefe gegen Quittung ausgehändigt wurden, aber seit acht Tagen . . . ."

Sie sprach plötzlich schneller, weil ihr die dunklen Augen der Frau unheimlich wurden.

„Wünschen Sie die Quittungen zu sehen, gnädige Frau? Ich halte selbstverständlich peinliche Ordnung. . . ."

Alma Frank stand auf.

„Was mache ich nun . . . . ?" fragte sie ausdruckslos. „Was mache ich nun? . . ."

„Sie haben doch Verwandte hier, gnädige Frau . . . Bekannte zum mindesten . . . . die werden Ihnen gewiß Aufschluß geben."

Auch Elise Graebner stand auf. Es war, als müßte sie der Frau, die da so stumpf und niedergeschmettert vor ihr stand, irgendwie beispringen, ihr einen Ausweg zeigen.

„Einen Augenblick, gnädige Frau, mein Schwager ist gerade drüben bei meinem Mann — bei dem nimmt er ja Unterricht . . . ."

„Bitte . . . ."

Elise Graebner wagte es plötzlich nicht, das Zimmer zu verlassen. Sie klingelte dem Jungen. Er sollte doch Herrn Otto Graebner von drüben holen.

„Darf ich Ihnen inzwischen eine Erfrischung anbieten . . . . ?"

„Ein Glas Wasser . . . ja . . . bitte . . . nur ein Glas Wasser . . . ."

„Setzen Sie sich, Frau Frank , . . . es wird sich ja alles aufklären . . . mein Schwager wird Sie sicher beruhigen können."

Alma Frank zerrte wieder an ihrem Schleier. Ein verzweifeltes Lächeln riß an ihren Lippen.

„Ihr Schwager . . . glauben Sie wirklich . . . So oft ist er dort? Bei Ihrem Schwager . . . . Er ist dort wohl zu Hause . . . bei Ihrem Schwager . . .?"

Frau Elise Graebner nahm die beiden schlaff herabhängenden Hände der Fremden, die ihr plötzlich wie eine Schwester nahe war. Sie hatte alles verstanden. Ein gleiches Schicksal hatte sie über alle Entfernungen, alle Fremdheit vereint.

Aber es durfte nicht zum Skandal kommen. Sie mußte ihr Haus schützen, den Namen, den auch das Geschöpf trug, das sie Schwägerin nannte — die — Diebin . . . die Waren stahl und Frauen den Gatten stahl . . .

Sie stürzte zur Tür; der Junge kam ihr im Gang entgegen: „Der Herr is schon fortjegangen, Frau Doktor."

Erleichtert atmete sie auf. Und sie fand ein Lächeln, ein beruhigendes, freundliches Lächeln.

„Mein Schwager und meine Schwägerin sind eben fort . . . sie machen heute einen Ausflug. Sie kommen erst morgen oder erst übermorgen wieder . . . Wie bedaure ich das . . . Mein Schwager konnte sicher am besten Auskunft geben."

Die Lüge kam ihr stockend und doch überzeugend über die Lippen.

„Was mache ich nun?" wiederholte Alma Frank.

„Am besten — Sie gehen aufs Einwohnermeldeamt . . ."

Alma Frank schluchzte plötzlich auf. So weit war es gekommen. Suchen mußte sie ihn wie einen, der sich versteckte, weil er ein Verbrechen begangen.

Frau Elise Graebner legte einen Arm um die vollen, zuckenden Schultern. Ein Mitleid erfüllte sie, wie sie es nie bisher gekannt.

„Soll ich sie begleiten?"

Alma Frank trocknete die Augen, richtete sich entschlossen auf. Nein. Dabei durfte niemand zugegen sein. Das durfte niemand sehen, wie sie ihren Mann suchte in dem großen Berlin, den ehemaligen Stadtrat Felix Frank, den Vater ihrer vier Kinder, den angesehenen Bürger . . . ihren Mann . . . Das durfte niemand sehen!

„Ich danke . . . Ich fahre allein. Meine Reisetasche, die darf ich so lange wohl hier lassen . . ."

Sie sprach wie im Schlaf, mit geschlossenen Augen.

„Gewiß, liebe gnädige Frau . . . Soll ich Ihnen ein Auto kommen lassen?"

„Bitte, ja . . ."

Sie machte eine unsichere Bewegung.

„Die Briefe! . . ."

Die Briefe wollte sie haben, die sie an ihren Mann geschrieben hatte in diesen zwölf Tagen. All die Worte, die so ungehört verhallt waren, wollte sie lesen . . .

Frau Elise Graebner ging selbst mit hinunter in den Hof, half ihr beim Einsteigen.

„Nur Ruhe, gnädige Frau . . . Ruhe . . ."

Es war alles, was sie ihr sagen konnte. Und sie fühlte, wie lächerlich dieses Wort war. Sie hatte noch die Stimme ihres Schwagers im Ohr: „Ruhig . . . so richtig ruhig bin ich nie . . ."

Und so ging es ihnen allen. Sie alle hatten das Flackernde, Rastlose im Blick, sie alle hatten die jagende Unruhe in sich.

Wenn sie dem Postboten entgegenging, heimlich und mit eiligen Schritten, um ihm selbst die Briefschaften abzunehmen, auch die für die Klinik — schlug ihr das Herz da nicht in tollen Schlägen gegen die Brust, wenn sie den Poststempel Magdeburg sah . . .?

War ihr Mann ruhig, wenn er aus der Klinik kam, mit eingefallenen Wangen; in seinem Zimmer hundertmal von einer Ecke zur andern schritt und schließlich noch vor dem Abendbrot das Haus verließ, um sich den

Schlaf anzutrinken oder kalte, klare Überlegung . . .? War sie etwa ruhig, wenn sie an die Klinik dachte oder an den Jungen, der so selbständig und eigenwillig sich ihrer Hut entzog . . .?

Nein. Ruhe . . . die durfte man hier nicht suchen . . . und die Frau sollte ihren Mann nur wieder mitnehmen in die Stille des kleinen Städtchens, wenn sie ruhig werden wollte, wenn sie leben wollte, ein würdiges Leben . . . ein Leben, in dem Mann und Frau etwas von einander hatten und von ihren Kindern . . .

Alma Frank aber fuhr zum Einwohnermeldeamt und fragte: „Wo wohnt mein Mann, Herr Buchhändler Felix Frank?"

Sie bezahlte fünfzig Pfennig und bekam einen Zettel mit der Adresse des Hotels, in dem er abgestiegen war.

„Ich bin Frau Frank — ist mein Mann zu Haus?" fragte sie.

Der Portier glaubte es ihr. So sahen die Berliner Damen nicht aus — so würdevoll und doch sichtbar gebrochen.

„Ich dachte, der Herr wäre verreist — er hat die Nacht nicht hier geschlafen."

Er fragte einen vorübergehenden Kellner: „Wann ist Herr Frank fortgegangen?"

„Gestern so um drei, glaube ich."

„Und ist nicht nach Hause gekommen?"

Der Kellner schüttelte den Kopf.

„Nein . . . ich würde es doch wissen, ich bringe ihm ja immer das Frühstück."

„Wollen die Dame aufs Zimmer?" fragte der Portier.

„Nein . . . danke . . . oder — bitte, doch . . ja . . . einen Augenblick."

Sie stand in dem Zimmer. Vor der offenen Tür ging der Kellner auf und ab. Man konnte doch nicht wissen. Man war verantwortlich für die Sachen. . .

Der Koffer stand an der Wand, unabgeschlossen. Er hatte wohl nichts eingeräumt von seinen Sachen. Eine Haarbürste lag auf dem Waschtisch — die feinen, weißen Borsten waren gelb und schmutzig, die feine teure Hausjacke hing am Nagel — die Verschnürung hing an einer Seite abgerissen herunter. Auf dem Nachttisch lag ein Haufen Zeitungen aufgestapelt. Zeitungen, die ihr gar nichts sagten, mit Zahlen bedeckt waren und Namen. Sie blickte nicht einmal hinein. . . . Der Schreibtisch war kahl — nur die Hotelmappe lag darauf, vor dem üblichen Tintenfaß. Kein Bild — kein Notenblatt.

Sie schlug die Mappe auf, kritzelte auf ein Blatt Papier: „Ich war hier, werde um 4 Uhr antelephonieren. Alma." Und darunter, fast unleserlich — so schief und zitternd liefen die Buchstaben voreinander her: „Auch um sechs und um acht werde ich antelephonieren. . . . Herzliche Grüße Deine Alma."

Sie schlug die Mappe zu; der Kellner geleitete sie zum Auto. Sie stieg ein

„Wohin, bitte?"

Ja — wohin? —

Sie wußte es nicht. Ganz leer war ihr im Kopf. Plötzlich fiel ihr Mara ein — Mara Frank Nehls aus dem Friedenauer Wagnerviertel.

Der Porter gab dem Fahrer die Adresse weiter. Alma Frank schloß die Augen. Sie wollte nichts sehen von Berlin, durch das sie fuhr. Nichts sehen von dem gefräßigen Ungeheuer, das alles zermalmte in seinem Höllenrachen.

Ab und zu drückte sie ihr Taschentuch an die Augen, wenn eine brennende Träne sich unter ihren Wimpern hervorstahl. „Jessas . . . wer is denn jetzt wieder da?"

Alma Frank hörte die Stimme der Wiener Schwägerin bis ins Vorzimmer hinaus. Dann kam Mara selbst, in einem rosa Schlafrock, der halb offen über einen reich mit Spitzen besetzten Unterrock fiel. Ihre Haare waren trotz der Nachmittagstunde noch in Lockenwicklern — sie drückte allerlei Wäsche gegen ihre Brust und Parfümflaschen.

„Mein Gott — mein Gott . . . die Alma ist da! Da setz di nieder . . . die Alma!". . .

Sie wendete sich an die Zofe: „Da, Maritscherl, packen S' das Krampelzeig in den braunen, neichen Lederkoffer . . . daß Sie mir aber nix z'sammenschlagen, Maritscherl! . . . An jedes Flascherl tun S' in an Hemderl wickeln . . . verstehn S'? Und dann machen S' uns an Tee oder an Kaffee. . . . Was magst lieber, Alma, an Tee oder an Kaffee zur Jause?"

Ganz erschöpft, mit trockenem Gaumen sagte sie: „Was du willst, was schneller geht . . . Tee . . . jawohl."

Mara zog die Schwägerin in ihr „Boudoir".

„Laß di anschaun, Alma! So . . . und jetzt leg dein Hut ab und 's Jackerl . . . und da plauschen mir ein bissel z'sammen. Na, aber schau di net um . . . du deitsche Hausfrau! Das is nix für dich — da schaut's jetzt aus bei mir! . . . Mußt schon entschuldigen . . . das is halt so bei einer Reise, net wahr? . . . Na, offen g'standen . . . ich wär ja doch net g'fahrn. Aber nach Maria-Zell möcht' i halt gern an Wallfahrt machen — dös hab i mir immer g'wünscht, und dann am Marterl, das i mein Mann hab aufstell'n lassen, da will i wieder a mal beten für seine arme Seel . . . Es sind jetzt akk'rat zehn Jahr, daß er g'storben is.". . .

Alma Frank hätte jetzt auch gern gebetet für die arme Seele ihres Felix. Nur auszudrücken wußte sie es nicht.

Mara zwang sie in einen Lehnsessel, klopfte sie auf die Wange, rückte ein Tischchen heran, klatschte in die Hände.

„Machen S' da draußen ka großen Sponpanadeln net, Maritscherl . . . tummeln S' Ihna.". . .

Sie holte von irgendwo noch eine Schachtel Konfekt und feines Gebäck herbei. Alles, was sie brachte, die Luft, die sie in Bewegung setzte, roch nach Puder, Parfüm und allerlei Duftkissen. Sie war ganz rot im Gesicht, riß eine Spitzenhaube vom Spiegel, die sie sich aufstülpte: „Schau mi nur net an . . . zum Frisiern bin i heut net gekommen, und wann i das Haar auf den Wuckerln lasse, da hält's besser, als wann i's von der Friseus' ondulier'n lass'!"

Alma hatte noch kaum ein Wort über die Lippen gebracht. Die lärmende Gutmütigkeit der Schwägerin wälzte sich ihr wie ein rollender Steinhaufen auf die Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Von der galizisch-ungarischen Grenze.

Hierzu 16 photographische Aufnahmen.

Täglich klingen von den großen Kampfschauplätzen in Galizien und Ungarn bedeutsame Ortsnamen an unser Ohr, von denen eine ganze Anzahl im Gedächnis haften bleibt und doch immerhin mit einer ungewissen Vorstellung verbunden zu sein pflegt: Namen wie Dukla, Krosno, Jasno, Sanok, Ungvar, Homonna und andere mehr. Man pflegt sich bei diesen Namen, die doch so sehr mit der Idee eines ungeheuren Ringens in gebirgigen Gegenden verknüpft sind, meist auch ganz wilde, düstere und von der Zivilisation kaum berührte Landschaften zu denken, wie man denn überhaupt von Ostgalizien und Oberungarn im allgemeinen wenigstens bis zum Ausbruch des Krieges meist recht unklare und wenig günstige Vorstellungen mit sich herumtrug. Diese Gegenden sind oft nichts weniger als barbarisch, sie sind sogar zuweilen recht kultiviert, und auch die Industrie ist in ihnen heimisch. So gibt es in vielen Tälern der Karpathen Eisenhütten und auf der galizischen Seite große Petroleumgruben, wie die Petroleumfelder von Schodniza und Sloboda Rungurska, die ungeheure Mengen Erdöls hervorbringen. In den Städten und Städtchen ist ein lebhafter Handel zu Hause; auch fehlt es nicht an stattlichen Landgütern. So ist in Dukla selbst, das wegen seiner nur fünfhundert Meter hoch gelegenen Einsenkung eine so große Rolle in den Kämpfen des Nachwinters gespielt hat, ein Schloß des Grafen Miencinski, ein einfacher, doch ansehnlicher Bau mit zweistöckigem Mitteltrakt im polnischen Herrenhausstil; auf der ungarischen Seite des gleichen Passes steht das Schloß des Grafen Andreas Hadik-Barkoczy, Tavarna, das schon weit moderner aussieht; ein hohes Einstockgebäude mit Riesenfenstern und vornehmer Attika. Gegenwärtig wird es als k. und k. Reservespital benutzt. Doch bleiben wir noch in Dukla, wo vor der mächtigen Kirche, die im Zopfstil erbaut oder umgebaut ist und einen weithin sichtbaren Glockenturm hat, im Morgengrauen die Planenwagen des österreichisch-ungarischen Trains auf dem geräumigen Platz aufgefahren sind. Am Wislok, der nicht mit der Wisloka zu verwechseln ist, war bei Krosno die Eisenbahnbrücke vom Feind zerstört worden; doch unsere Pioniere sind schon am Werk, sie schleunigst wiederherzustellen. Es ist eine schöne Brücke mit prächtigen Eingangstoren im guten klassizistischen Stil, den man oft an österreichischen Staatsbauten bewundern muß. Im Giebelfeld schwebt stolz der Doppeladler.



Vor den Russen geflüchtete Zigeuner in Oberungarn in den Karpathen.



Ein kleiner Bauernbursch aus Oberungarn, der vor den Russen geflüchtet ist.



Tragtiere mit Menage und Munition.



Die zerstörte Krosno-Dukla-Brücke in Galizien.





Ungarischer Gendarm mit Husaren-Patrouille.



Oberungarische Gemeinde im Ondawa-Tal.



Die Feldpost in den Karpathen.



Oberungarische Grenzgemeinde.



Schloß des Grafen Miencinski in Dukla (Galizien) beim berühmten Dukla-Paß.



Ein von russischen Gewehrkugeln getroffenes ruthenisches Bauernhaus mit den Eigentümern.





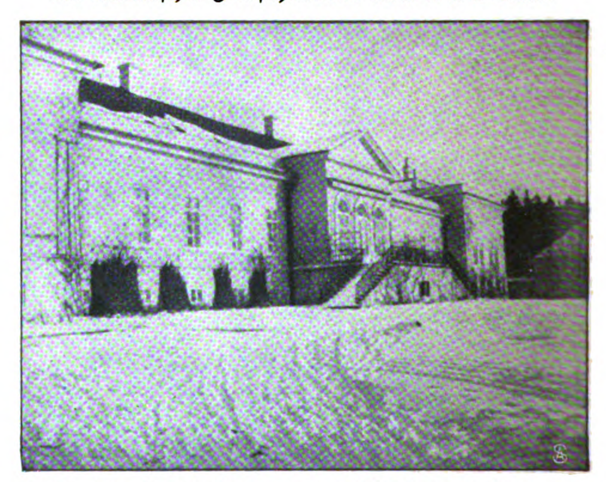
Ein ungarischer Zivilkommissionär in den Karpathen.



Ein rumänischer Zivilfuhrwerker beim k. u. k. Train.



Herstellung der Krosno-Dukla-Brücke durch öst.-ung. Militär.



Schloß des Grafen Andreas Hadik-Barkoczy in Tavarna.



Ein 14 jähriger kroatischer Freiwilliger als Vorreiter bei einem Geschütz.



Alte Kirche in Dukla (Galizien).
Oesterr.-ung. Train im Morgengrauen.



Wenn wir auf einer der Straßen durch das nördliche Vorland weitergehen, das sich im allgemeinen mehr in Flächen auflöst als das Waldgebirge Oberungarns, kommen wir wohl bald durch eines der ruthenischen Dörfer, die den Anprall des russischen Durchzugs auszuhalten hatten.

Die Bevölkerung hat sich wieder eingefunden, auch die unsteten Zigeuner, die ebenfalls vor den Moskowitern geflüchtet waren, tauchen allenthalben wieder auf. Ein reges militärisches Leben herrscht aller Orten; hier naht eine Husarenpatrouille, geleitet von einem ungarischen Gendarmen in seinem steifen Schützenhut, dort ist ein rumänischer Zivilfuhrwerker, mit langem Pelzmantel bekleidet, beim Train beschäftigt worden, auch ein ungarischer Zivilkommissär hat sein Haupt im Scherz mit der russischen Papatscha geschmückt. Tragtiere mit Menage und Munition erklimmen dort den Paßhang. Wir folgen ihnen ins Ondawatal, wo die weißen Häuschen einer oberungarischen Gemeinde ihre Schindeldächer vor dem dunklen Hintergrund der Waldberge in den frischen Dunst des Vorfrühlings heben. Es sind freundliche Ortschaften, deren Häuser und Höfe zuweilen unter gewaltigen, zurzeit noch kahlen Ulmen und Linden versteckt liegen. Schwarze und gelbgraue Ziegen suchen unter der dünner gewordenen Schneedecke ihr Futter. Die Bauart der Häuser ist der bukowinischen verwandt durch das hohe, mit Holzschindeln bekleidete Dach, doch die Mauern sind zumeist aus Steinen und haben einen heiteren Anstrich. Immer wieder macht man die merkwürdige Beobachtung, daß oft in unmittelbarer Nähe des Krieges, ja gewissermaßen in seinem Schutz die einfache Tätigkeit des Landmanns, des Hirten, wie sie seit Urzeiten geübt worden, auch jetzt noch weitergeht. Ferner kann man bemerken, daß die ruthenische Bevölkerung sich enger in kleineren Dörfern zusammendrängt, während der Rumäne sein Gehöft gern in einer gewissen Entfernung von dem des Nachbars anlegt, so daß die Ortschaften, die wir nun weiter ostwärts im Grenzgebirge treffen, mitunter einige Stunden lang sind. Das Klima wird freilich nach Osten zu auch immer rauher, die Wälder nehmen an Dichte zu, der Ackerbau beschränkt sich auf das Vorland. Spät kommt der Frühling — aber er kommt doch. Wg.

Heilige Heimat.

Skizze von Rudolf Michael.

Ruhig und vorsichtig, wie eine Mutter den Wagen ihres Kindchens fährt, durchfuhr der Lazarettzug die herbstkahle, müde Landschaft. Die blassen Lichter der Sonne lächelten ein wenig, als wollten sie den vielen Verwundeten, die der Zug mit sich führte, eine heitere und glückliche Heimat zeigen. Auf den einfachen, kleinen Bahnhöfen und auf den Landstraßen, die die Bahn kreuzte, standen vereinzelt alte Frauen und junge Mädchen und winkten zaghaft dem Zug nach.

Hans Ahrends drückte die Stirn gegen die kalte Fensterscheibe der Wagentür und ließ die großen Augen auf den vielen Feldern und Äckern ruhen, die wie wehende Bänder um einen fernen Punkt kreisten. Er dachte nicht nach, sondern schaute nur und schaute, als habe er jahrelang nur im Dunklen gelebt.

Und es waren doch erst zwei, drei Monate her, daß er mit tausend anderen singend und lachend diese Gegend durchfahren hatte. Aber er kannte diesen Wald und diese Äcker nicht mehr. Das war ihm alles fremd, wie wenn er ein neues Buch voll ungesehener Bilder aufschlug. Und doch war ihm wohl bei diesem Anblick. Er wußte nicht warum. Die Bilder taten ihm gut wie einem Kranken eine belebende Medizin.

Hans Ahrends trug den linken Arm in einer reinen, weißen Binde, neben der der Ärmel seines feldgrauen Rockes schlaff herunterfiel. Und mit der rechten Hand stützte er sich auf einen unschönen Stock, da das verwundete Bein den schweren Körper nicht allein zu tragen vermochte. Aber alle Schmerzen und alle Last des Körpers vergaß er über diesen einförmigen, schlichten Bildern da draußen, die wie ein langes, buntes Band vorüberliefen.

Das war die Heimat. Hans Ahrends fühlte es. Die Heimat mit all der Ruhe und Stille, der er sich längst in diesen letzten Wochen entwöhnt hatte. Hier schwiegen die Geschütze; hier schlugen keine Flammen aus den Dächern der Gehöfte. — Dort stand ein alter Bauer auf seinen Spaten gestützt und schaute dem Zuge nach. Keine Angst verzerrte sein faltiges Gesicht. Die Gärten waren kahl, aber sauber wie ein Spielzeug. Und heilige Ruhe lag überall. Und doch war Werktag. Deutsche Heimat!

Das kam Hans Ahrends langsam zum Bewußtsein. Da wandte er sich vom Fenster ab und humpelte durch den Wagen zwischen den Betten hindurch, sah alle Dinge mit fast vergnügtem Lächeln an und ließ sich in einer Ecke auf einem Stuhl nieder.

Die Uhr war Mittag und das Ziel der Fahrt nahe. Er wollte fast ein wenig erschrecken, daß er nun in kurzer Zeit wieder im Hause sein sollte. Er hat zwar gestern seiner jungen Frau auf einer Karte seine Rückkehr angezeigt, aber nun, wo es so weit war, lief ihm das Herz rascher, wie wenn es furchtsam sei. Wieder im Hause? Wie seltsam!

Unter der rauchigen Halle verließ er den Zug. Die Schwerverwundeten erwarteten Träger und Schwestern. Er stützte sich mit seinem Stock die belebte Treppe hinauf und stand gleich darauf auf der lauten Straße.

Wie voll Ordnung und Sicherheit das alles war! Die Wagen ratterten wie sonst, die Bahnen knarrten über die Schienen, die Menschen gingen ernst und still ihre Wege. Alles wie sonst, wie im Frieden.

Wo war hier der Krieg? Die Angst und das bange Stöhnen der Verwundeten? Wo waren die Berge von Rauch und der Lärm der Geschütze? Wo die wilde Jagd der Wagen und Regimenter?

Hier war alles so gleichmäßig, fast träumerisch. Als sei der Krieg nur ein Lärmen draußen vor dem Tor. Aber ernst waren die Leute, ernst und hart, als bissen sie im geheimen die Zähne aufeinander.

Als Hans Ahrends aus seinen Gedanken niedersah, stand ein kleiner Knabe dicht vor ihm und blickte den verwundeten, feldgrauen Soldaten liebevoll an. Dann streckte ihm der Kleine die weiche, weiße Kinderhand hin; und Hans Ahrends faßte sie, als habe er für tausend Wohltaten zu danken. Der Kleine trabte weiter und schaute sich noch oft nach dem kranken Soldaten um.

Hans Ahrends ging weiter und vergaß eine Weile, wohin er wollte, und wer auf ihn wartete.

Das war Hans Ahrends Rückkehr aus dem Krieg in die Heimat. Er war nie ein Träumer gewesen, aber hier wurde er wieder still und mußte nachdenken. Er hatte oft zurückgedacht an alles, was er hier zurückgelassen hatte. Aber so heilig hatte er es sich doch nicht vorgestellt. So neu und reich.

Dann fuhr Hans Ahrends heim zu seiner jungen, blonden Frau. Wie die um ihn bangte! Als sie ihn im Frühjahr genommen hatte, hatte sie sicher nicht geahnt, daß der Herbst sie voneinander reißen würde. Und so voll Schmerz war auch er noch nie gewesen, wie an jenem Augusttag, an dem er von ihr gehen mußte. Sie trug ein Kind unterm Herzen. Und so wurde ihr Kummer schwer wie eine eiserne Last. Aber die kleine Frau hatte die Lippen aufeinandergepreßt und alles Leid hinuntergeschluckt wie ein tapferer Soldat.

Die Tür ging auf, als Hans Ahrends geklingelt hatte. Drinnen stand Magda; draußen der wunde Krieger. Und beide blickten sich eine Weile stumm an. So sahen sie sich wieder und hatten es sich doch ganz anders gedacht. Sie gaben sich die Hand und legten sich, zaghaft fast, den Arm um den Leib. Die Lippen hatten sich dem Kuß schon lange entwöhnt.

„Magda, du, ich hab dich lieb!“ waren seine leisen, feinen Worte.

Als wenn sie sich zum erstenmal ihre Liebe gestehen müßten. Zwei junge Menschenkinder. Und waren doch schon lange Mann und Weib.

Am Tisch saßen sie sich gegenüber. Hans Ahrends erzählte in abgerissenen Sätzen wie ein Fremder von seinem Schicksal. Magda hatte seine rechte Hand gefaßt und streichelte sie dann und wann.

„An der belgischen Küste, hörst du? In einer windigen Nacht. . .“ Er sah sie liebevoll an.

Da sprang sie stürmisch auf, faßte ihn um den Hals, ohne auf seinen wunden Arm zu achten, und küßte ihn wie eine junge Geliebte.

„Liebste, du“. . . sagte er dankbar.

Am Abend lachten sie schon wieder, als wenn sie nie voneinander gewesen wären. Hans Ahrends achtete nicht auf seine Wunden und war wie ein sorgloses Kind, das vor Freude allen Schmerz vergißt.

„Und wenn's nun ein Junge ist, muß er blond sein wie du!“ lachte Magda und blickte ihren Mann aus blinkenden Augen an.

„Papa!“ rief sie dann neckend und konnte ihr Lachen kaum bändigen.

Er wollte einen Augenblick ernst sein; dann lachte er mit und faßte ihre beiden Hände und zog sie an sich.

Zwei Wochen blieben sie so zusammen. Ein junges Glück verband ihnen die Augen, so daß sie nicht Kummer und nicht Not sahen.

Dann mußte Hans Ahrends in die Garnison zurück. Sein Fuß war leicht geheilt, nur seinen Arm bewegte er noch schwer. Er ging wie ein Träumender von ihr, trunken von seinem Glück.

Aber er nahm sich zusammen. Er küßte sie. „Es ist ja nicht weit, Magda!“

Da lächelte sie und ließ ihn gehen.

Und wieder liefen drei, vier Wochen vorüber. Hans Ahrends war ganz geheilt. Da kam die Gewißheit, daß er wieder hinaus mußte ins Feld. Er nahm es hin mit leichter Hand. Denn die Langweile hockte rings. In der Unruhe des Krieges war dafür kein Raum, aber hier lauerte sie allerorten. Erst hernach kam ihm der Gedanke an seine junge Frau. Da wurde er traurig.

Er fuhr zum letzten Urlaub zu ihr. Sie mußte von nichts. Sie brauchte mehr Liebe und Rücksicht als je, denn sie stand vor einer schweren Zeit.

Den langen Tag plauderten sie von hundert bunten Dingen.

Hans Ahrends zwang sich.

„Magda, wenn ich nun wieder fort bin, müssen wir ebenso lieb und gut sein wie jetzt.“

„Wieder fort bin“, wiederholte sie leise. „Wieder fort bin“, kam es noch einmal leise wie ein zartes Echo.

Er küßte sie und antwortete nichts. Auch sie schwieg.

Hans Ahrends fühlte, daß sie ihn verstanden hatte.

Von da an waren sie still. Magda weinte nicht. Er streichelte sie wie ein Vater. Sie wagten beide nicht weiter, daran zu rühren.

Am Abend fuhr Hans Ahrends fort.

„Magda, du bist gut“, sagte er noch.

Dann schloß sie die Tür und ging ins Zimmer. Aber auch jetzt weinte sie nicht.

Hans Ahrends starrte vor sich hin, als er zum Bahnhof schritt. Um ihn herum polterten die Räder und Tritte.

Da, als er den Bahnhof betreten wollte, war ihm, als stände wieder der kleine, frische Knabe vor ihm. Der gab ihm die Hand und sah ihn fragend an, gerade so wie damals, als er zurückgekommen war aus dem Krieg.

Hans Ahrends schüttelte den Kopf und wunderte sich über seine Träume.

Wieder ratterte der Zug durch den Winter und trug Hans Ahrends fort. Wieder zwischen den Lärm der Geschosse und die Ängste der Nacht. Hans Ahrends aber war mit allen Gedanken daheim. Jetzt, wo seine junge Frau ihn und seine gute Hand besonders brauchte, jetzt konnte er nicht bei ihr sein. Da empfand er zum erstenmal die Grausamkeit des Schicksals. Und ein tiefer, heißer Wunsch stieg in ihm auf, ein Gebet: „Laß mich gesund bleiben!“

Am dritten Tage stand Hans Ahrends als Unteroffizier wieder in der Schützenlinie.

Frau Magda war zurückgeblieben. Der Stolz, stark zu sein, verschloß ihr den Mund. Sie ging vor sich hin und sprach mit keinem. Ihren kleinen Hausstand versah sie mit unendlicher Liebe, mit einer weichen Hand, als sei sie schon junge Mutter.

Briefe gingen zwischen den beiden hin und her. Aber es war, als wagten sie sich nicht einzugestehen, wie tief der Kummer mit seinen Wurzeln in ihrem Herzen saß. Aber sie wuchsen in ihren Schmerz hinein und wurden größer durch ihn.

Nach einiger Zeit legte Magda sich hin und schenkte einem feinen, blonden Jungen das Leben. Der lag neben ihr, und ihre Hand streichelte leise das seidenweiche, blasse Haar.

Ein tiefes Glück war in dem kleinen Raum, nichts von Not und Schmerz. Die Wintersonne verscheuchte alle Schatten aus den Ecken.

Da kam von ihrem Mann ein Brief.

„Magda, magst du dich mit mir freuen? Sag! Oder willst du keine Freude haben? Ich habe das Eiserne Kreuz“. . .

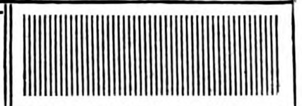
Sie ließ die schmale, weiße Hand mit dem Brief auf das Bett sinken, ein feines Lächeln zog über ihr blasses Gesicht, und sie sah zur Seite auf den kleinen Knaben.

„Liebling, du.“





Bilder aus aller Welt.



Hofphot. Kosel.

Prinzessin Elias von Bourbon-Parma, geb. Erzherzogin von Oesterreich, Tochter des Erzherzogs Friedrich,
mit ihren Kindern, den Prinzessinnen Elisabeth und Maria und den Prinzen Robert und Franz.





Hofrat Dr. Rudolf Korb, Gründer des ersten Naturschutzparks, vollendete sein 70. Lebensjahr.



Phot. Setzer.

Otto Treßler, Hofschauspieler u. Regiss. des Hofburgtheaters, mit seiner jungen Gattin Eleonore, geb. Keil von Bündten.

Wiener Schauspielkunst im Dienst der Wohltätigkeit.



Major a. D. Graf Dubsky mit seinen Söhnen im Felde.



B. I. G.

Pfarrer O. Lauterburg, Bern, zum Seelsorger d. deutschen Gefangenen in Frankreich ernannt.



Phot. Möller.

Gh. Rg.-Rat Prof. Dr. Conrad † Halle, bekannter Nationalökonom.



Der berühmte Maler Franz von Defregger, feierte am 30. April seinen 80. Geburtstag.

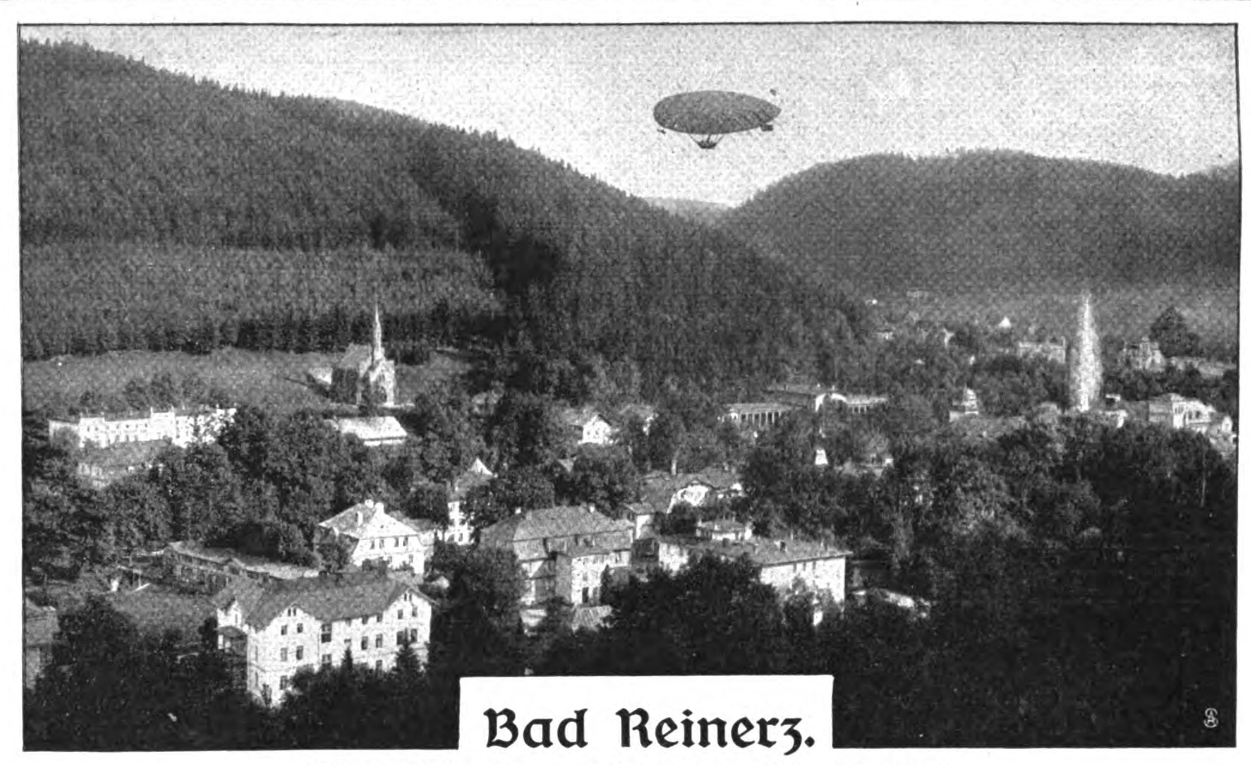


Geh. Kom.-Rat Karl v. Brauser, München, beging seinen 70. Geburtstag.



Kammersg. Irene v. Chavanne, Dresden, nahm Abschied von der Bühne.

Schluß des redaktionellen Teils.



Bad Reinerz.

Eine Gründung Friedrichs des Großen.

Beschrieben von Dr. Goebel.

Der harte Weltkrieg dürfte bei vielen, die alljährlich ihre Schritte ins Ausland lenkten, die Liebe zu der mit so kostbarem Blute verteidigten deutschen Heimat neu beleben. An Schönheit der Landschaft und an Heilkraft der Quellen kann unser deutsches Vaterland sich wahrlich mit allen Ländern der Erde messen.

Eine Perle der heimatlichen Kurorte ist das in der schönen Grafschaft Glatz gelegene Bad Reinerz, dessen Heilquellen bereits 1408 erwähnt werden, und dessen erste Kuranstalten von dem großen Preußenkönig Friedrich erbaut wurden. Der viel besuchte Badeort liegt idyllisch zwischen waldbestandenen Bergen eingebettet im Tale der forellenreichen Weistritz. Endlose Tannen- und Fichtenwaldungen, die an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit in ganz Deutschland ihresgleichen suchen und eine ununterbrochene Fläche von über 100,000 Morgen bedecken, schließen den mit modernstem Komfort ausgestatteten Kurort von drei Seiten ein und erfüllen die Luft mit duftigem Harzgeruche. Bei einer Seehöhe von 568 m (gleich Interlaken) ist Reinerz der am höchsten gelegene Badeort Preußens. Das Reinerzer erfrischende und kräftigende Wald- und Höhenklima ist weltbekannt und bringt, unterstützt durch die an natürlicher Kohlensäure reichen Eisenquellen und Sprudel und die heilkräftigen Mineralmoorlager, alljährlich Tausenden von Besuchern Erholung und dauernde Gesundheit. Es kann nicht genügend hervorgehoben werden, daß meistens der Gebrauch der natürlichen Kurmittel eines Badeortes erst dann sicheren und nachhaltigen Erfolg verbürgt, wenn das Bad zugleich ein erquickendes und stärkendes Klima besitzt. Heilkräftige Kurmittel und gesunde Luft müssen sich gegenseitig unterstützen, dann macht sich der Kuraufenthalt hundertfach bezahlt, und der Aufwand an Zeit und Geld erntet reichlichen Gewinn für Geist und Körper.

Die Kurmittel und Heilanzeigen sind folgende:

Die arsenhaltigen Kohlensäure-Stahlsprudel (radioaktiv) übertreffen an Kohlensäurereichtum alle bekannten Sprudel und machen Reinerz ebenbürtig den bedeutendsten Herzheilbädern.

Die eisenreichen Quellen und die würzige, reine Luft sowie das Höhenklima wirken blutbildend.

Die unerschöpflichen Lager von Eisenmineralmoor zeichnen sich durch hohen Jodnatriumgehalt aus und werden mit großem Erfolg bei Rheuma, Gicht, Folgezuständen nach Verwundungen und Verletzung der Knochen und Gelenke und bei Frauenleiden angewandt. Das Reinerzer Moor ist nach Prof. Kionka dem von Franzensbad vollständig ebenbürtig.

Die „Laue Quelle“ hat eine ähnliche Zusammensetzung wie die Georg-Viktoria-Quelle in Wildungen. Die Heilerfolge bei Nieren- und Blasenleiden, bei Gries- und Steinbildung sind glänzende (auch Haustrinkkuren).

Bei Stoffwechselerkrankungen sind diese erdigalkalischen Quellen ein überaus wertvolles Unterstützungsmittel der diätetischen Behandlung. Die Gicht wird durch den hohen Gehalt der Quellen an kohlensaurem Kalk (bis zu 1,39 g) sehr günstig beeinflußt. Bei der Zuckerkrankheit bewirken die beträchtlichen Mengen von Natron, Kalk, Eisen und Kohlensäure durch ihre Beeinflussung der Magen- und Darmtätigkeit und auch durch Neutralisierung überschüssiger Säuren des Körpers überraschend gute Erfolge.

Die lösende Wirkung der Reinerzer Quellen, unterstützt durch die vorzüglichen klimatischen Verhältnisse, steht bei leichten Erkrankungen der Atmungsorgane in ebenso hohem Ansehen wie bei Krankheiten der Verdauungsorgane.

Bei Nervenleiden und nervösen Personen, Erholungsbedürftigen und Rekonvaleszenten sowie schwächlichen Kindern wirken das Reinerzer Wald- und Höhenklima und die Kurmittel geradezu Wunder der Kräftigung.

Haustrinkkuren mit Reinerzer Brunnen erzielen beste Erfolge. Es ist zu empfehlen, ein illustriertes Auskunftsbuch einzufordern, was die Badeverwaltung kostenlos übersendet.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Will Vesper: „Gedichte vom großen Krieg 1914—1915". Zweite Folge. 64 S. (0.80 M.) München. Verlag C. H. Beck.

Karl Quenzel: „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte". 128 S. (0.25 M.) Leipzig 1915. Hesse und Becker Verlag.

„Englands Furcht und Haß". Übersetzung des Werkes „Germany and England" von Robert Blatchford. 87 S. (1 M.) Leipzig. Verlag Otto Gustav Zehrfeld.

A. Fendrich: „Gegen Frankreich und Albion". 158 S. (Geh. 1.80 M., geb. 2.80 M.) Stuttgart. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

Wolfgang Michael: „Englands Politik und der Krieg". 30 S. (0.80 M.) Berlin und Leipzig 1915. Verlag Dr. Walter Rothschild.

Prof. F. Becker: „Der Kirchenbesuch der Gebildeten". (0.40 M.) Zürich 1915. Verlag Art. Institut Orell Füßli.

Philipp Helbing: „Das Geld und der Krieg". (0.30 M.) Stuttgart. Muth'sche Verlagsbuchhandlung.

El-Correi: „Die schöne Ela". Roman. 315 S. (1 M.) Berlin 1915. Kronenverlag, G. m. b. H.

K. Heinemann: „Dichtung der Römer". 240 S. (1.20 M.) Leipzig. Verlag Alfred Kröner.



Sommersprossen



Das garantiert **wirksamste** Mittel gegen Sommersprossen ist **Crême Diana.** In 5 Tagen keine Sommersprossen mehr. — Topf nur **2.50 Mark.** Echt nur durch **Hirsch-Apotheke, Straßburg 75** (Elsaß). — Aelteste Apotheke Deutschlands. —

Die elegante Damenwelt trägt



Modernste auch auswechselb. Formen u. Ausführungen, alle Preislagen, Bon.
Geruchlos, besonderes Prüfungsverfahren. (Prüfungs-Apparat D.R.Pat. angem.)
Garantieschein verbürgen **Undurchlässigkeit.**
Verkaufsstellen kenntlich durch Plakate.
F. A. RÜBSAM SÖHNE, FULDA.



Prüfen und tragen auch Sie **echte** „Rübsam's Garantie-Schutzblätter," dann **verdirbt** Ihnen **kein Kleid** mehr.

Marke. Gegr. 1824.

Carl Gottlob Schuster jun.
Bedeutende Musikinstr.-Firma
Markneukirchen Nr. 387. Katalog gratis.



und lästiger Haarwuchs kann **einzig und allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal und für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5,— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Hans Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

Wiesbaden

Das Heil- u. Erholungsbad

Heiße Kochsalzquellen 65,7° C. Alle Heilverfahren.

Thermal- u. mediz. Bäder. Inhalation. Emanation.

Prospekte kostenlos. Städtisches Verkehrsbüro.

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.



Kaufmännisches Personal
findet man durch eine Anzeige im „BERLINER LOKAL-ANZEIGER"

Kriegs - Erinnerungs-
Siegelringe
echt 12 kar. Goldfilled — 5 Jahre Garantie



mit 1 Buchstaben (Handgravur) . . M. 1,—
„ 2 „ „ . . „ 1,25
„ Eisernem Kreuz „ . . „ 1,50

wenn Sie uns diesen Betrag in Papiergeld, Marken oder per Postanweisung einsenden. Auf Wunsch auch Nachnahme. **Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Tausende von Anerkennungen u. Nachbestellungen. Wir führen alle Schmuckartikel: Trauringe, Fantasieringe, Armbänder, Medaillons, Broschen, Uhrketten, Uhren etc. in jeder Preislage. Illustrierter Katalog nebst Ringmaß vollkommen gratis und franko.**

Sims & Mayer, Berlin E
Oranienstraße 117/118.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen, imponierendes Aeußeres bei Herren u. Damen durch unser preisgekröntes **„Abundin".** Bestes Nervennährpräparat. Goldene Medaille. In kurzer Zeit bis 30 Pfund Zunahme. Unschädlich. **Garantieschein.** Zahlreiche Dankschreiben. Preis **2 M.** 3 Kartons (z. Kur erforderlich) **nur 5 M.** Diskrete Zusendung.
Dr. Schäffer & Co. G. m. b. H., Berlin 50, Friedrichstraße 9.

Briefmarken, 30,000 verschiedene seltene, gar. echt, auch Postkarten, versende auf Verlangen zur Auswahl ohne Kaufzwang mit 40—60 % unter allen Katalogpreisen. **Prof. Max Hauser, Wien II,** Obere Donaustr. 45.

Rasche Hilfe bei qualvollem, oft Tag und Nacht unerträglich peinigendem **Hautjucken** bringt der sicher wirkende **„Olinda-bal-sam",** der auch in hartnäckigsten Formen wirklich **bewährt** ist. Preis mit Puder Mark **3.—.** **Otto Reichel, Berlin 76,** Eisenbahnstr. 4.

Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3 für wenig getragene Kavaliersgarderoben. **Risiko ausgeschlossen!**
Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.





Teilzahlung
Uhren und Goldwaren, Photoartikel, Feldstecher, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Kriegsschmuck
Kataloge gratis und franko liefern
Jonass & Co, BERLIN A. 321 Belle-Alliancestr. 7/10

Damenbart

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren dauernd zu beseitigen sind. **Frau F. Ulke, Cöln-Nippes 44,** Neußerstr. 171.





„HAUTANA"

direkt auf der Haut zu tragen, aus elastischem Trikotgewebe Mk. 3,—, 4,50, 5,50, 8,75 pro Stück.
Mit **Miederansatz** für **Sportzwecke** und für Damen mit starker Brust Mk. 7.75 und 11.75.
Bezugsnachw. d. d. allein. Fabrikanten:
Mech. Trikotweberei Ludwig Maier & Co. in Böblingen W. 8. und **S. Lindauer & Co., Cannstatt Z,** Korsettfabrik.

„Der Kaiser in Feldgrau." Ernstes und Heiteres. 134 S. (2 M., geb 3 M.) Berlin 1915. Verlag Joh. Baum.

Ad. König: „Die Kosten des Automobilbetriebes". 154 S. (2.80 M.) Berlin. Verlag Richard Karl Schmidt & Co.

„Zwei-Kaiser-Marsch-Album 1914/1915." Für Pianoforte. 25 S. (1.50 M.) Würzburg. Verlag R. Banger.

R. Nordhausen: „Das Fähnlein licht an der Stange". Kriegslieder. 48 S. (0.40 M.) Hagen i. W., Verlag Otto Rippel.

„Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung." Band 4. Heft 9. Fritz Kirstein: „Das Fleckfieber und seine Bekämpfung". 42 S. (1.20 M.) Berlin. Verlag Richard Schoetz.

Houston Stewart Chamberlain: „Neue Kriegsaufsätze". Reihe 2. 102 S. (1 M.) München 1915. Verlag F. Bruckmann, A.-G.

„Führer durch die historischen Gräber auf dem gemeinsamen Friedhof der Dorotheenstädtischen und Friedrich-Werderschen Gemeinde zu Berlin." 10 S. und 31 Tafeln. Herausgegeben vom Gemeindekirchenrat der Dorotheenstädtischen Kirche.

„Bei Hindenburg." Von seinem Leben und seinem Wirken. 137 S. (2 M., geb 3 M.) Berlin. Verlag Joh. Baum.

Max Zimmermann: „Waffenklänge". Kriegsgedichte 1914/1915. 48 S. (0.50 M.) Oldenburg i. Gr. Verlag Gerhard Stalling.

„Kriegsfürsorge in Großberlin." Unter diesem Titel gibt die Zentrale für private Fürsorge, Berlin W 35, Flottwellstraße 4, die bedeutend erweiterte zweite Auflage ihres Führers heraus. Der Inhalt dieses so überaus nützlichen Buches bietet einen Gesamtüberblick über alle seit Kriegsbeginn erlassenen Verordnungen und Verfügungen, Ergänzungen und Erläuterungen über Kriegs-, Miet- und Arbeitslosenunterstützungen, eingehende Erörterung der Besoldungen, Pensionen und Hinterbliebenenrenten; ferner die für die Kriegswohlfahrtspflege in Betracht kommenden Reichsgesetze und Beantwortung aller juristischen Fragen, die der Krieg zeitigt. Ein Adressenverzeichnis der wichtigsten Wohlfahrtseinrichtungen und ein Kapitel über Nahrungsmittelversorgung sind dem Buche beigefügt, das als unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden, der helfen will und kann, zum Preise von 75 Pf. durch den Buchhandel oder die obige Adresse zu beziehen ist.











Selma Lagerlöf: „Jans Heimweh“. 310 S. (4 M., geb. 5.50 M.) München. Verlag Alb. Langen.

Doyle, A. C.: „Der Tauchbootkrieg“. 90 S. (1 M.) Stuttgart. Verlag Rob. Lutz.

Prof. Dr. Martin Spahn: „Im Kampf um unsere Zukunft.“ 66 S. (0.60) M.-Gladbach. Volksvereins-Verlag.

„Der Britenspiegel.“ 200 treffende Urteile über die Engländer. Mit einer Einführung von Dr. Gust. Winter. 123 S. (1.50 M.) Leipzig. Verlag O. G. Zehrfeld.

Arminus Afrikanus: „Auf, ihr Barbaren!“ 34 S. Wiesbaden. Verlag Moritz & Münzel.

„Deutsche Gedichte.“ Zusammengesetzt von Prof. J. Feldmann. 480 S. (Kart. 2 M.) M.-Gladbach. Volksvereinsverlag.

„Mädchen - Turn- und Spielbüchlein.“ Bearbeitet von P. J. Busch, Turnlehrer und M. Zangerle, Turnlehrerin. 288 S. (1.20 M.) M.-Gladbach. Verlag Volksvereinsverlag.

„Kriegsgesetze und Verordnungen 1914/15.“ 72 S. (40 Pf.) M.-Gladbach. Volksvereinsverlag.

„Vorträge für die Kriegszeit.“ Heft 6. 30 S. (30 Pf.) M.-Gladbach 1915. Volksvereinsverlag.

Dr. P. Engelen: „Gesundheitspflege in Feld und Heimat“. 58 S. (0.50 M., geb. 0.75 M.) München 1915. Verlag der Ärztlichen Rundschau.

W. Wundt: „Die Nationen und ihre Philosophie“. 146 S. (Geh. 3 M., geb. 4 M.) Leipzig 1915. Verlag Alfred Kröner.

Ferdinand Künzelmann: „Spione“. Roman. 153 S. (Geh. 1.50 M., geb. 2.50 M.) Berlin 1915. Verlag Robert Markiewicz.

G. Falke: „Wir und Oesterreich“. Kriegsdichtungen. Heft 3. 50 S. (0.30 M.) Hamburg 1915. Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt.

„Nietzsche-Worte.“ Weggenossen in großer Zeit.

P. Rohrbach: „Bismarck und wir“. 96 S. (1 M.) München 1915. Verlag F. Bruckmann.

„Die deutsche und österreich-ungarische Kriegsflotte.“ 1 Tafel und 1 Tabelle. (0.25 M.) Stuttgart. Franckh'sche Verlagshandlung.















Friede H. Kraze: „Erfüllungen". Ein Stück von heut für morgen. Stuttgart 1915. Verlag Adolf Bonz & Co. 75 S. (1.20 M.)

Will Vesper: „Der deutschen Seele Trost". Weltliche und geistliche Gedichte. 194 S. (2 M.) München 1915. Verlag Oskar Beck.

Dora Coith: „Kriegsgefangen". Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich. 57 S. Leipzig 1915. Verlag Hesse & Becker.

Arnold Stiebritz: „Der eiserne Kanzler". Ein Lebensbild für das deutsche Volk. 220 S. (Geh. 1.20 M., geb. 2 M.) Leipzig 1915. Verlag wie vorstehend.

„**Die deutsche Erde und ihre Nährkraft**" von Dr. Ziegelroth. 52 S. (1 M.) Frankfurt a. O. Verlag Max Richter.

Verschiedene Mitteilungen.

— Radikale Haarentfernung. Unliebsame Gesichts- und Körperhaare auf unschädliche Weise zu beseitigen, war bisher für die damit Behafteten ein Rätsel, dessen Lösung sehnlichst herbeigewünscht wurde. An Mitteln, die zur Beseitigung dieses Schönheitsfehlers angepriesen wurden, hat es nie gefehlt, doch war das damit erzielte Resultat meist ein negatives. Zur elektrolytischen Behandlung konnte man sich meist wegen der hohen Kosten und Schmerzhafigkeit nicht verstehen. Ein von der Firma H. Wagner, Köln 24, Blumenthalstraße 99, Abteilung 1, fabriziertes Präparat, das bezüglich seiner haarvernichtenden Eigenschaft einzig dasteht, da die Haut absolut nicht davon angegriffen wird, kann dagegen als eine sensationelle Erfindung bezeichnet werden.

— Es ist nicht richtig, Kindern bei Brechdurchfall und Darmkatarrhen Milch oder Milch enthaltende Nahrungsmittel zu verabreichen. Nur eine milchfreie Nahrung wie „Kufeke" wird dann verdaut und vertragen, jahrzehntelange Erfahrung hat hierfür den besten Beweis erbracht. „Kufeke" ist so reich an den notwendigen Nährstoffen, daß es — nur mit Wasser gekocht — während der Dauer der Erkrankung zur ausschließlichen Ernährung der Kinder dienen kann.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36—41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Königsplatz 53 I, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Kaiserstr. 33, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Sternstraße 13, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 3 I, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51 II, **Stuttgart**, Königstraße 11 I. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt **3,50 Mark**, unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0.80. — **Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.**



Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Kgl. Bad Henndorf (bei Hannover). **Radioaktiv. Schwefelbad**, Schlamm- u. Solbad, bei Gicht, **Rheuma**, Ischias, Hautkrankh., Folgen d. Kriegsverletzung. Prosp. frei d. d. **Kgl. Badeverwaltung.**

Bad Oldesloe **zw. Hamburg u. Lübeck.** Natürliche Sol-, Moor- u. Schwefelbäder. Stärkste Sole. Hervorragende Heilerfolge. Prosp. durch die **Badeverwaltung.**

Bad Polzin Pomm. Schweiz, ber. Moor- u. Stahlbad geg. Rheuma, Ischias, Gicht, Frauenleid. Bill. Pr. Ausk. **Badeverw. Kaiserbad Sanatorium**, Moor- u. Mineralbad, während des Krieges geöffnet. **San.-Rat Dr. Hölzl.**

Kleinen (Mecklenburg) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerven-Leiden. **Sanitätsrat Dr. Armin Steyerthal.**

Krakow **i. Meckl. Kurhaus Strandschloß.** Modern ausgestatt. Sommerfrische direkt a. ca. 8000 Morg. gr. See. Angel-, Tennissport, Jagdgelegenheit, kalt. u. warm. Bäd. Mäß. Pens., anerk. gute Küche. Tel. 31. Prosp. fr. Eigentümer **E. Wiegratz.**

Malente-Gremsmühlen Norddeutschlands bedeutendst. Luftkurort. D-Zug Berlin—Kiel. Prosp. **durch den Verkehrsverein.**

Zwischenahn **(Oldb.) Sanatorium Dr. Niemoeller. Elektr. Licht.** Zentralh. Volle Pension **5—8 M. 100 Betten.**

Ostseebäder.

Brunshaupten **Gasthof I. Rang. Dünenschloß** a. Strand u. Wald gel. Komf. Zim. mit Pens. v. 4.50 M. an. Hochsais. ger. Aufschl. Kriegsteilnehm. bedeut. Ermäß. Mod. Badezim. Prosp.

Henkenhagen **b. Kolberg. Waldhaus Rodi**, vorzügl. **Pension**, nahe dem Strande, freie Seebäder. **Wiener** Küche. Prospekt durch **M. Hutter.**

Kellenhusen **Ostseebad, Lübecker Bucht.** Nahe herrl. Buchen- und Tannenwäldern. Tägliche Dampferverbindung mit Travemünde. Prospekt durch die **Badeverwaltung.**

Müritz **i. Meckl. Hotel u. Pens. Bellevue**, a. Wald i. unmittelb. **Nähe** d. Seebäd. Anerk. gute Küche u. Zimmer. Vor- **und Nach**saison ermäßigte Preise. Prospekt gratis. **C. Kruse, Besitzer.**

Rauschen b. Königsberg i. Pr. Steilküste. Seltene Naturschönheiten. Drahtseilbahn z. Strande. Kräftig. Wellenschlag. **Modern.** Warmbad m. sämtl. medizin. Bädern. Prosp. **Badeverwaltung.**

Scharbeutz **Warning's Strandhotel**, vornehm. **Haus, komfort.** Einricht. Dir. u. hoch a. See beleg. **Herrl. Buchen**wald. **Prospekt d. Bes. Hans L. Richter-Warning.**

Herrenalb Schwarzwaldhotel (Sternen). Famil.-Hotel I. Rgs. m. eig. Park. Fahrst. Wohng. m. Bad u. Toil. Pens. v. 6.00 M. an. **Fr. Wagner**, früh. Direkt. Hotel Marquardt, Stuttgart.

Villingen Bad. Schwarzwaldbahn. **Kurhaus Waldhotel.** Fam. Haus I. Rgs. **Vornehm. Ruhesitz.** 170 Zimmer und Salons mit 220 **Betten.** Direkt am Hochwald. Besitzer **H. Schlenker.**

Wildbad Württ. Schwarzwald. Altberühmt. heilkr. Thermen gegen Gicht, Rheum., Kriegsverl. all. Art. Prosp. **Kgl. Badverw.** Hotel Post, I. Rg. Pension, Zentralheiz. Lift. Prosp. **W. Großmann,** Bes.

Bayern.

Bad Kissingen Weltberühmter Trink- und Badekurort. — Rakoczy - Luitpoldsprudel — Maxbrunnen. **Kgl. Kurhaus-Hotel.** Einziges Hotel mit Mineralbädern im Hause. **Fürstenhof,** vornehmstes Pensionshaus ersten Ranges. Näheres Prospekt. **Hofrat Dr. Leussers Sanatorium Villa Thea f. Herz-,** Magen-, Darm-, Stoffwechsel- u. Nervenkr. Mod. med. Appar. Erster Komf. Beste Lage nächst d. Kurgarten. Prosp. d. **Verw. d. Sanatoriums.**

Bad Steben Kgl. bayer. **Stahl- und Moor-Bad.** Prosp. gratis. **Kgl. Badeverwaltung.**

Berchtesgaden Hervorr. alpin. Klima f. Erholungsbed. **Grandhotel u. Kurhaus.** Prosp. d. d. Direkt.

Stadt Brückenau **Bayern.** 4 Mineralquell., Trink- u. Badekur., Höhenluftkurort. Prosp. **Verkehrsverein.**

Lindau **im Bodensee,** auf einer Insel schön gelegen, herrliche Alpenaussicht. **Hotel Bayerischer Hof.** I. Ranges, modernster Komfort. Stets geöffnet.

Oberstdorf 870 m. Neu erbaute Kuranst. f. alle inn. u. Nervenkrankh. Beste neuzeitl. Einrichtg. Prosp. **Dr. Saathoff.**

Partenkirchen **Pens.** Gartenheim, Wettersteinstr. 128a, Nahe Bahn, f. Fam.-Haus, ruh. Lage, gr. Garten. Pension von M. 6.50 an. Garage. **Frau M. Backmund.**

Oesterreich-Ungarn.

Franzensbad **Grand Hotel,** i. günstigster Lage f. Kurgebrauch, **neben Kaiserbad.** Vor- u. Nachsais. ermäß. Pr.

Gries bei Bozen, **Sanatorium für Kranke der Atmungsorgane. Dr. Malfèr.** Kriegsteilnehmer 20 Proz. Ermäß.

Marienbad **Weltkurort.** Größt. Moor- u. Kohlensäurebad Österr. **Hotel Esplanade,** währ. d. Kriegsjahr. erm. Preise.

Mieders **im Stubai,** 1000 m. Herrl. Lärchenwald, prächtige Spaziergänge. **Hotel Lärchenhof.** Prosp.

Schweiz.

Arosa **Hotel Rhätia und Villa Germania.** I. Rg. Modern. Komf., beste Lage am Wald. Deutsches Haus.

Basel **Grand Hotel Univers.** Modernstes Haus am Platze. Haus des Deutschen Offizier-Vereins.

Clarens-Montreux **Grand-Hotel Clarens.** Familienhaus Vorzügl. Küche. Herrl. Aussicht. **A. Frey,** Direktor.

Davos-Platz **Dr. Turbans Sanatorium.** Leit. Arzt Kaiserl. Rat Dr. van Voornveld. Prospekt.

Genf **Grand Hotel de la Paix,** allerersten Ranges, prächtige Lage, gegenüber See und Montblanc. **Fr. Weber aus Hannover.**

Lugano-Ruvigliana **Kurhaus u. Erholungsheim Monte Bre.** Phys.-diätet. Therapie. Jll. Prosp. fr. d. **Dir. Max Pfenning.** Aerztl. Leitung **Dr. med. Kügelgen.** 150 Betten. Das ganze Jahr besucht. Deutsches Haus.

Montreux **Grand Hotel Eden,** neuest. Haus I. Rg., beste Lage a. See u. Kursaal. all. Komf. **A. Eberhard.**

Schuls-Tarasp 1250 m ü. M. **Engadinerhof.** 150 Bett. Bad, Trink-, Luftkur. Zim. m. Bad Ill. Prosp. **Fam. Frei.**

Sils Maria **Engadin.** Beliebtester Kurort. **Hotel Edelweiß.** Feines Familienhotel. Juni u. September ermäßigte Preise. **L. Cadonau, Direktor.**

Sonn-Matt bei Luzern **Sanatorium I. Ranges.** Ruhe- u. Erholungskuren. April bis November. Spezialbehandlg. v. Herzleid., Gicht, Rheum., Neuralgien, Fettsucht, Diabetes. Prosp. **Dr. H. Hotz.**

St. Moritz **Engadin. Hotel Monopol.** Eröffnet 1912. Neuester Komfort. Gr. vornehm. Restaurant. Mäß. Preise. Ganze Jahr offen. **R. Lips, Propr.**

Zürich-Dolder **Waldhaus Dolder,** I. Ranges. Familien-Hotel u. Pension. Prächt. erhöhte Lage. Blick auf See. Ruhe.

Italien.

Cuma **bei Neapel.** Dtsch. Erholgsh. Meeresklima. Angen. Auf. Ztrhzg. Mäß. Pr. Interess. Umgeb. Prosp. **Societa Cumana, Stuttgart.**

Holland. — Nordseebäder.

Katwyk aan Zee **Nordseebad, Holland. — Grand Hotel „Du Rhin“,** vornehmstes Familienhaus am **Strande.** 80 Zimmer, renov., feinste Küche, Wasserleitung. Pensionsarrangement. Prospekt frei. Inh. **J. Houtkamp.**

Noordwyk aan Zee **Kurhaus Huis ter Duin.** Schönste Lage der Nordseeküste. Ruh. u. vorn. Familienhaus, ganz deutsch geführt. Eröffnung 20. Mai. Bis 30. Juni ganze Pens. 7.50 M. Auskunft d. d. Direktion: **Tappenbeck.**

Dr. Büdingens Sanatorium / Konstanzerhof
Konstanz-Seehausen



Sanatorium von Süden. | Parkpartie mit See und Säntis.

Für Nerven- u. innere, besond. Herzkrankheiten
Alle bewährten diagnost. Hilfsmittel und Kurbehelfe, insbesond. medico-mechanisches Institut. Kriegsteilnehm. weitg. Ermäßigung



Lehrpläne und Prospekte aller Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenabteilung der „Woche“, Berlin SW 68.

WEIMAR Harthstr. 30
Prakt. Töchterbildungs-Institut
mit Lehrprogramm einer Frauenschule
gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.
Ergänzung des Schulunterrichts i. Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbildg. Gediegene Erzieh. zu tüchtig. Persönlichkeit in fröhl. Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß u. Frau.

Collegium Carolinum
Oberlahnstein.
Kathol. Internat unter geistlicher Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums. Haushalt durch Ordensschwestern. Prosp. durch den Dir. **Boland.**

Militär-Vorbereitungs-Anstalt
für die Fähnrichprüfungen.
Nimmt nur Fahnenjunker und Kriegsfreiwillige, die übertreten. Jede sachkundige Auskunft. 1914 bestanden 224.
BERLIN W 57, Bülowstr. 103, Dr. Ulich.



Dir. Steinigs **Handels- u. Einjähr.-Institut, Ilmenau i. Thür.**
Rascher, sicherer Erfolg. Programm frei.

Stelle auf Bureau finden Sie nach dreimonatigem Besuch der **Buchhalterschule Jung, Stuttgart W.**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— für die einspaltige Nonpareillezeile.

Buchhandlungsreisende suchen **Gutberlet & Co., Buchhandlung, Leipzig-R.**

Tägl. bis **10 Mk.** zu verdienen. Näheres im Gratisprospekt. — **Joh. H. Schultz, Adressenverlag, Cöln 49.**

Wir suchen für packenden Artikel **tüchtige Herren,** welche Kontore u. Büros direkt bearbeiten. — Muster 75 Pf. **Chemische Fabrik Cossebaude** (Sachsen).

Tüchtige Vertreter, Damen u. Herren, verdienen bis 20 M. tägl. Muster 1.50 fr. Werden jederzeit zurückgenomm. **Vaterländ. Volks-Verlag Gutberlet, Leipzig,** Elisenstr. 103.

Honigpulverhändler gesucht. Muster für 4 Pfd. gegen 40 Pf. Marken. **Orbicol-Versand, Breslau,** Hp. 181.

Buchhandlungsreisende
für ein offiz. Wohlfahrt-Kriegswerk m. Empfehlungen in konkurrenzl. Prachtausstattung sofort gesucht. **Hofbuchdruckerei Bergmann, BERLIN SW 48.**



Verdienst durch eine gute Idee. Wegweiser durch **KLAUSER & Co., Berlin SW 11, Friedrichstraße 9.**

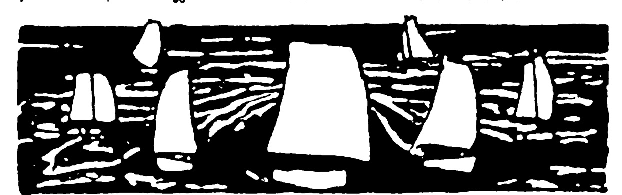
Der
Frankfurter Schwesternverband
der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt
als Lehrschwestern.
Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I.**
Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 20. Berlin, den 15. Mai 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.



Die sieben Tage der Woche.

4. Mai.

In treuer Waffenbrüderschaft haben Deutschlands und Oesterreich-Ungarns verbündete Truppen einen neuen Sieg erfochten. Wie der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht meldet, wurde die feindliche Front zwischen Weichsel und dem Karpathenhauptkamm in ihrer ganzen Ausdehnung erobert. In Fortsetzung des Angriffes haben die österreichisch-ungarischen und die deutschen Streitkräfte an der ganzen Front unter den Augen des Armeeoberkommandanten Feldmarschalls Erzherzog Friedrich neue Erfolge erkämpft, sind unaufhaltsam weiter nach Osten vorgedrungen und haben starke russische Kräfte erneut zum schleunigen Rückzug gezwungen.

5. Mai.

Der Angriff der verbündeten Truppen nördlich der Waldkarpathen warf die Russen aus ihrer dritten befestigten Linie heraus und auf die Wisloka zurück. Die Russen räumen ihre Stellungen in den Waldkarpathen.

6. Mai.

Auch die letzten russischen Stellungen auf den Höhen östlich des Dunajec und der Biala sind von den österreichisch-ungarischen Truppen erkämpft. Tarnow ist wieder im Besitz der Truppen.

In Westgalizien versuchen die Nachhuten des flüchtenden Feindes, den unter Befehl des Generalobersten v. Mackensen stehenden verbündeten Truppen Widerstand zu leisten, der aber auf den Höhen des linken Wisloka-Ufers gebrochen wurde. Die Gesamtzahl der russischen Gefangenen ist bisher 70,000.

7. Mai.

Der Kaiser begibt sich nach Westgalizien auf den Kriegschauplatz.

Der Cunarddampfer „Lusitania" wird in der Nähe der drahtlosen Station Head Kinsale an der südlichen Küste Irlands torpediert und zum Sinken gebracht. An Bord waren 1978 Reisende und zwar 290 erster, 662 zweiter, 361 dritter Klasse und 665 Mann Besatzung. Das Schiff enthielt u. a. 5400 Kisten Munition, der größte Teil der Ladung bestand aus Kriegskonterbande.

Die italienische Kammer wird infolge eines Beschlusses des Ministerrats statt zum 12. Mai erst zum 20. Mai einberufen.

8. Mai.

Aus einem an den gefangenen Kommandanten des englischen Unterseebootes „AE 2", das in den Dardanellen vernichtet wurde, gerichteten, vom 11. April datierten Brief, der in unsere Hände fiel, geht hervor, daß vor einigen Wochen eine Seeschlacht zwischen englischen Schiffen bei Bergen stattgefunden hat. Es heißt in dem Brief: „Superb" gesunken, „Warrior" sinkend, ohne daß die deutsche Marine Verluste hätte. Freitag, den 9. April, lief schwer beschädigt eine Anzahl Kreuzer ein. „Lion" fürchterlich zugerichtet. Der offizielle Bericht verschweigt alles, was sehr unrecht ist.

9. Mai.

Bei der Fortsetzung der deutschen Angriffe auf Ypern wird der Gegner aus seiner stark befestigten Stellung zwischen den Straßen Fortuin—Wieltje und Gheluvelt—Ypern herausgeworfen, die Deutschen nahmen die Orte Frezenberg und Verlorenhoek und setzten sich hierdurch in den Besitz wichtiger, die Umgegend von Ypern im Osten beherrschender Höhenzüge.

In Verfolgung des aus seinen Höhenstellungen geworfenen Gegners haben die Verbündeten den Grenzkamm der Karpathen überschritten. Ungarn ist vom Feind frei.

Unsere gegen Libau vorgehenden Truppen setzen sich in Besitz dieser Stadt.

Die Verfolgung des geschlagenen Feindes durch die Armeegruppe Mackensen und die anschließenden Verbündeten ist in stetem Fluß geblieben. Unsere Vortruppen haben am Abend bereits den Wislok in Gegend Krosno überschritten.

○ ○ ○

Die Balten.

Von Rudolph Stratz.

Im Sommer 1886 habe ich, mich damals häufig in Estland aufhaltend, die Anfänge der Russifizierung der Ostseeprovinzen persönlich miterlebt. Jäh stieg das am Himmel auf wie ein Unwetter über der Heuernte. Es war gerade Erntezeit, der Johannistermin, der ganze Adel vom Lande in der Stadt. Aber oben auf dem Domberg, in dem mit allen Wappen Harriens und Hapsals, Wesenbergs und Weißensteins buntbeschilderten Ständesaal ihres Ritterschaftshauses sprachen die Rosen und die Uxküll und die Ungern-Sternberg, die Buxhöwden, die Rehbinder, die Steenbock und Pahlen nicht wie sonst von Landesangelegenheiten, von Ärger mit dem Arrendator und Verwalter und mit den bäuerlichen Wirten auf dem Gutsland jenseit des „Roten Strichs", von Spritgeschäften mit Hamburger Händlern und schwedischen Likörfabrikanten ... Fremde Namen gingen von Mund zu Mund: Katkow ... Aksakow ... Namen aus dem fernen, den meisten halb unbekannten inneren Rußland ... Ukase aus Petersburg ... Es war ja wahr: man hatte den letzten Anstoß selber gegeben. Der Ritterschaftshauptmann hatte ein Amtsschreiben des Ministers des Zaren zurückgewiesen, weil es in russischer Sprache verfaßt war! Aber das Verhängnis wäre auch ohne das gekommen.

Und die gleiche schwarze Wolke lastete draußen auf dem flachen Land, in den Kirchspielen über den lutherischen Pastoraten, deren Seelsorger stattlich, an Ansehen dem Adel gleich, auf eigener Scholle und Pfründe saßen und nun plötzlich aus moskowitischer Weite vom Patriarchenhaus des heiligen Synods auf dem Kreml her

den orthodoxen Gifthauch von Byzanz um ihr Gotteshaus wehen fühlten. Und mit sorgenvollen Mienen saßen die deutschen Handelsherren in ihren ehrwürdigen Schwarzhäupterhäusern in der Langstraße zu Reval und am Rigaer Markt, die der heilige Mauritius, der Schutzherr streitbarer Junggesellen, beschirmte. Und im schattigen Garten des deutschen Handwerkervereins zu Dorpat trank man seinen Schoppen Waldschlößchenbier nicht mehr so frohgelaunt wie sonst. Zu deutlich sah man den Kummer vor dem Kommenden in den Zügen der Professoren von Dorpat, der deutschen Hochschule, der geistigen Nährquelle Rußlands, sah ihn bei all den Ärzten und Rechtsanwälten, all den „Literaten", den akademisch Gebildeten deutscher Zunge zwischen Njemen und Narwa.

Die deutschen Ritterschaftsgymnasien geschlossen, die Mittelschulen verrußt, russische Gesetze statt des alten lübischen Rechts, bestechliche Tschinownits an Stelle der ehrlichen deutschen Beamten — das waren nicht mehr die vergänglichen Anläufe zur Unterdrückung wie zu Ende des achtzehnten und in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Das war die Schicksalsstunde selber. Die Entscheidung: „Du kannst nicht mehr ein Deutscher in Rußland sein!"

Warum nicht mehr? Ein hochgestellter Russe gab mir bald darauf, in einem Gespräch zu Petersburg, das Schlüsselwort: Die Kaiserproklamation zu Versailles! Er sagte: „Deutschtum war früher ein Kulturbegriff. Man konnte sich ihn beliebig in Bern wie in Chikago denken, in Flensburg wie in Graz. Also auch bei uns! Wie nicht? Wir brauchen, weiß Gott, Kultur! Ohne die Deutschen liefen wir, wie der selige Minister Cancrin einmal äußerte, ja heute noch auf allen Vieren herum! Aber seit 1870 ist Deutschtum nicht mehr nur ein Kultur-, sondern ein Machtbegriff, und seit dem Berliner Kongreß kein uns verbündeter Machtbegriff mehr! Also . . ."

Er brach ab und stieß achselzuckend den Papyrosrauch durch die Nasenlöcher. Und durch den Droschkenlärm auf dem Holzpflaster des Newski-Prospekts klang es von fern wie der Schlachtruf von Pope und Panslawist: „Ein Gott, ein Reich, ein Kaiser!"

Also . . . Werdet Deutsche, ihr Balten . . . Viele haben es damals schon getan. Ausgezeichnete Kräfte sind in jenen Jahren zu uns gekommen, aus dem Adel und mehr noch aus der bürgerlichen Intelligenz: Zierden unserer Hochschulen und unseres Zeitungswesens, Diplomaten in Berlin, Hofleute in Karlsruhe, in Darmstadt und Stuttgart, Dichter, Offiziere, Vertreter der Kunst in Düsseldorf und Weimar, Gutsbesitzer in Pommern und Lothringen.

Immerhin: die große Masse der Balten blieb im Land. Dies ganze Land gehört einer Reihe deutscher Adelsgeschlechter, Geld und Einfluß in den größeren Städten einer Anzahl deutscher Kaufleute, Ärzte, Rechtskundiger, Baumeister, die Seelsorge einer Schar deutscher Pastoren. All diese Deutschen bilden — das wird bei uns so oft vergessen! — nur eine dünne Oberschicht, in Estland ein Zwanzigstel, in Livland und Kurland etwa ein Fünfzehntel der Gesamtbevölkerung. Der Rest sind überwiegend Letten und Esten, die bis dahin gar nicht Deutsch lernen durften, auch wenn sie es gewollt hätten. Bei ihnen setzte die russische Regierung den Hebel an. Die deutsche Kultur mit Knütteln totzuschlagen, vermochte sie nicht. Das wußte sie. Darum ließ sie nach bewährtem Brauch ihre eigene Unterwelt von der Kette. So wie den Kosaken gegen den Studenten, den „wahren Russen" im Pogrom gegen den Juden, so hier die Nachkommen der Mongolen und Altlitauer gegen ihre bisherigen Herren, denen sie damals auf dem Land noch die Hand zu küssen pflegten. Freilich nicht unmittelbar. Sie nahm nur den „Baronen" ihre bisherigen Machtmittel, die Masse zu beherrschen. Das Ergebnis war der furchtbare Bauernaufstand von 1905. In Blut und Flammen dieses neuen „Armen Konrad" sind eigentlich die alten Ostseeprovinzen in ihrer Eigenart verschwunden. Was jetzt dort besteht, ist Übergang, ist Neuland.

Oft habe ich damals aus Baltenmund persönliche Erlebnisse aus jener Schreckenzeit vernommen, da die rasenden Bauern nicht nur die Schlösser anzündeten, sondern selbst die Wälder, in die sich der Schloßbesitzer mit den Seinen geflüchtet. Strichweise wie Hagelschlag ging die Verheerung über das Land. Entsetzlich für den, den es traf! Aber auch viel Dünkel, viel Selbstsucht, viel Sünde der Vergangenheit wurde dabei zu Asche. Man war immer ein frommer lutherischer Christ gewesen — gewiß! Doch das Wort Paulis: „Kannst du frei werden, so brauche des viel lieber!" — wo war es den „Undeutschen" gegenüber all die Jahrhunderte hindurch geblieben? Die Leibeigenschaft der Letten und Esten hatte man allerdings in den Ostseeprovinzen schon lange vor Alexander II. aufgehoben. Aber sonst blieb alles beim alten: Herr und Helot! Hier die stolzen Abkömmlinge Wittekinds, dort Kalevs arme Söhne. Dazwischen eine tiefe Kluft. Was unser deutsches Volk in diesen Tagen so groß und herrlich macht, die brüderliche Einigkeit aller Stände, vom Fürsten bis zum Knecht, das fehlte im Baltenland. Das fehlt noch heute und wird ihm zum Verhängnis.

Noch einmal, nach der Revolution, ein paar lichtere Jahre. Dann der letzte Schlag: der Deutsch-Russische Krieg.

Die endgültige Gewissensfrage für den Balten: „Bist du Deutscher oder Russe?" Wir dürfen sie nicht von unserm so oft mißbrauchten deutschen Gemütstandpunkt aus stellen. Der Balte selbst ist nichts weniger als sentimental, viel mehr Verstandesmensch, oft von viel Verstand, großen Interessen, alter Kultur, lebhaft, aber kühl im Wesen, innerlich oft dem achtzehnten Jahrhundert so nah wie dem zwanzigsten. Ist Herrenmensch, gewohnt, Herrenpflichten in einem Volk von 160 Millionen Barbaren zu erfüllen.

In den letzten Jahren, als der Weltkrieg immer näher rückte, habe ich vielfach und lange mit mir nahestehenden Balten über das, was kommen mußte, gesprochen. Ihre Antwort? Ganz verschieden. Jeder Balte ist ja durch Geburt, Besitz, Bildungsgang und Neigung ein Sonderwesen für sich. Auf keinen lassen sich ohne weiteres allgemeine Grundsätze und Regeln anwenden. Und doch zeigten sich deutlich erkennbar zwei Richtungen: Der eine, namentlich der Großgrundbesitzer, sagt: Siebenhundert Jahre sind es her, daß mit gekreuzten roten Klingen auf weißem Mantel die Schwertbrüder in dies Land kamen. Ein halb Jahrtausend gehört diese Scholle da und mein Wappen zusammen. Diese Scholle hat in den drei Provinzen die Herrschaft der Dänen, des Deutschen Ordens, der Schweden, der Polen und endlich der Russen gesehen. Sie hat so viel gelitten, daß Menschikoff, als er im Nordischen Krieg den Befehl erhielt, Estland zu verwüsten, an Peter dem Großen meldete: „Sire, il n' y a rien à

détruire!" — und hat sich doch immer wieder erholt und uns Nahrung gespendet. Ich kann mein Schloß, meine Weiden und Wälder, meine Ahnengruft nicht auf den Schultern mitforttragen. Und will ich fort: drüben liegt das weite Rußland, das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, wo es immer noch genügt, nicht Russe zu sein, um Erfolg zu haben. Man braucht nur tätig zu sein, wo der Russe faulenzt, pünktlich zu sein, wo der Russe trödelt, nüchtern, wo der Russe säuft, ehrlich, wo der Russe stiehlt — das übrige kommt ganz von selbst. . . .

Kein Wunder, daß nicht nur die schon vorher ganz verrußten Rennenkampf und Genossen, sondern auch Deutschbalten dieser Geistesartung bei Ausbruch des Kriegs blindlings die Sache des Zaren zu der eigenen machten. Genutzt hat es ihnen nichts! Es nutzt dem Menschen auf die Dauer nie, wenn er sich selbst verleugnet. Von vielen Seiten hört man, daß die jetzt in Rußland einsetzende Deutschenverfolgung sich nicht nur auf die bäuerlichen Kolonisten in den Steppen und an der Wolga, nicht nur auf die deutschrussischen Kaufleute in den Städten, sondern noch schonungsloser auf die Ostseeprovinzen erstreckt. Das mag für manchen, der eben erst in der Not der Stunde seine Seelengemeinschaft mit Dschingiskhan entdeckt hatte, eine bittere Enttäuschung gewesen sein! „Laß fahren dahin — sie haben's nicht Gewinn!" Er hat's verdient. . . .

Eine zweite Stimme aus baltischen Landen aber, namentlich der geistig, wirtschaftlich und gesellschaftlich Unabhängigere bekennt: Deutsch ist seit Jahrhunderten meine Sprache, deutsch mein Blut, deutsch meine Gesittung, deutsch mein Glaube! Was sind alle andern Güter dagegen? Was bin ich noch, was bleibt mir noch, wenn man mir mein Deutschtum nimmt? Die so denken und handeln, sind Geist von unserm Geist, Fleisch von unserm Fleisch. Sie sind erfüllt von jener stärksten Macht auf Erden, wie sie so wie wir kein anderes Volk kennt — von jenem deutschen Idealismus, der uns zum Kampf gegen die halbe Welt rüstet und stählt. Viele von ihnen sind schon gekommen und haben in deutschen Landen Handschlag und Heimat gefunden. Und jeder, der noch kommt, soll uns ein Bruder sein!

****

Das Recht unseres Unterseebootskriegs.

Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter.

Wenn wir den Handelskrieg mit Unterseebooten heute führen, und wie wir ihn führen, tun wir nichts, zu dem wir das Recht aus neu gewonnenen Anschauungen erst herleiten müßten, sogar nichts, das wir im Grundsatz nur als Vergeltungsmaßregel rechtfertigen könnten, sondern wir tun, was anerkanntes Völkerrecht als rechtmäßiges Kriegsmittel festsetzt, und wir tun nicht mehr wie unsere Pflicht, wenn wir nach diesem Recht handeln, ohne Zagen und Zaudern, mit allen Kräften. Und wenn man seine Pflicht tut, bedarf es keiner Entschuldigung, wie diese Pflicht auch geartet sein mag, sondern es wäre einfach pflichtvergessen, sie nicht zu tun.

Daß aus dem Handeln nach geltendem Recht Härten entstehen, und daß der Betroffene diese nach Möglichkeit der Welt verkündet und für sich Mitleid, womöglich Hilfe bei Unbeteiligten erreichen möchte, ist psychologisch erklärlich; die Art, wie es geschieht, ist Geschmacksache, und Geschmack hat England, wenn es seine Interessen galt, immer im Hintergrund stehen lassen. Die Härten des Völkerrechts sind dem Laien gemeinhin fernliegend, und die allgemeine Meinung geht mehr dahin, daß dieses Recht eigentlich nur dazu da wäre, Härten des Krieges aus der Welt zu schaffen. Das ist aber grundfalsch. Unnötige Härten des Krieges aus der Welt zu schaffen, ist Zweck völkerrechtlicher Bindungen, und unnötig sind nur solche Härten, die zur Erreichung des Kriegzwecks nicht nötig sind. Jeder Krieg ist Härte gegen einen andern, denn er ist Fortsetzung der Politik mit Gewalt, die dem Gegner meinen Willen aufzwingen soll. Allein auf dieser realen Basis kann Völkerrecht aufgebaut werden, nicht auf luftiger Doktrin. So kann sich auch mit dem Seekrieg das Völkerrecht nur insoweit befassen, als es zu erfassen sucht, was hier zur Erreichung des Kriegzwecks unnötig ist. Daß der Seekrieg in der theoretischen, rein militärischen Form ein durchaus untaugliches Mittel der Politik sein würde, ist leicht zu sehen. Vernichtung der feindlichen Kriegsflotte, Zerstörung aller Küstenbefestigungen und sonstigen militärischen Einrichtungen an der Küste, wie sollten sie einen Feind auf die Knie zwingen, wenn dabei alle Häfen geöffnet bleiben und der Handelsverkehr, das feindliche Privateigentum, ungehindert wie im Frieden seines Weges zieht und das Land, dessen Seestreitmittel zerbrochen sind, ernährt und ihm Kräfte zuführt. Zum brauchbaren Mittel der Politik wird der Seekrieg nur, wenn er entweder die Brücke zum Landkrieg schlägt, der dann das Werk fortsetzt, oder wenn er sich die Niederlegung der feindlichen Seemacht im weitesten Sinn zum Ziel macht. Von diesen nüchternen Erwägungen allein muß man den Standpunkt der Staaten zum Seekriegsrecht und damit die Entwicklung dieses Rechts als gegeben ansehen, die also eine Reihe von Kompromissen darstellt zwischen vielfach entgegengesetzten Interessen verschiedener Staaten und sich von jeher gerade mit dem Privateigentum auf den Meeren sehr eingehend befaßt.

Es ist nicht angängig, diesen Zustand rein doktrinär vom Standpunkt der Menschlichkeit und Gesittung zu betrachten und als verwerflich und barbarisch zu bezeichnen; die Staatsräson gibt hier den Gesichtspunkt, und kein Staat, der den Seekrieg braucht und führen kann, wird sich diese Waffe zu einer stumpfen machen lassen. Nebenhin sei bemerkt, daß es auch im Landkrieg so viel besondere Festsetzungen, die das Privateigentum ganz direkt betreffen, gibt, daß es sehr zutreffend heißt: „Trotz des Grundsatzes der rechtlichen Unverletzlichkeit kennt also auch der Landkrieg eine tatsächliche Unverletzlichkeit des Privateigentums in keiner Weise"*). An die Vergewaltigungen, denen in diesem Krieg das Privateigentum durch unsere Feinde unterworfen worden ist, entgegen allem Völkerrecht, braucht man dabei noch gar nicht zu denken. Für den Seekrieg gilt: „Privateigentum auf See ist der Wegnahme durch die feindliche Kriegsmacht unterworfen. Dieses Recht der Wegnahme feindlichen Privateigentums auf See wird Seebeuterecht genannt"**). „Das Seebeuterecht regelt die Voraussetzungen für die Zulässigkeit

*) G. Schramm: Das Prisenrecht in seiner neuesten Gestalt.
**) Perels: Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart.



der Einziehung von feindlichem Privateigentum im Seekrieg, so weit es sich an privaten Kauffahrteischiffen und ihrer für den Seehandelbetrieb bestimmten Ladung verkörpert."*) Es ist von Rechts wegen jedes Handelschiff unserer Feinde, das auf offenem Meer oder in feindlichen Eigengewässern getroffen wird, willkommene Beute mit dem auf ihm verfrachteten feindlichen Gut. Dieser rechtmäßigen Beute sollen sich unsere Unterseeboote bemächtigen. Dazu müssen sie zunächst feststellen, ob Schiff und Gut feindlich sind. Die feindliche Eigenschaft des Schiffes bestimmt sich lediglich nach seiner Flagge. Feindes Flagge wird heute im Kriegsgebiet niemand führen, der zu einer anderen berechtigt ist, hier ist also Untersuchung überflüssig. Auch Schiffe ohne Flagge bedürfen keiner Untersuchung, denn die neutralen werden im Kriegsgebiet ganz gewiß die schützende Flagge zeigen. Somit bleibt ein Anhalten nur bei Schiffen unter neutraler Flagge nötig. Bietet das Schwierigkeiten, so werden unsere Unterseeboote solche Schiffe ganz in Ruhe lassen, es sei denn, daß sie Verdacht erregen. Dem von England verkündeten Mißbrauch neutraler Flaggen versuchen die Neutralen durch besondere Kennzeichen vorzubeugen, und besonders wertvolle feindliche Dampfer kennen unsere Unterseeboote auch unter neutraler Flagge. Über die Eigenschaft des auf einem feindlichen Schiff verfrachteten Guts besteht internationale Übereinkunft nur darin, daß es als feindlich angesehen werden kann, bis der Gegenbeweis geführt wird, und daß die feindliche Eigenschaft von dem Eigentümer abhängt. Weiteres setzt für jeden Staat die nationale Prisenordnung bisher fest. So erklärt sich, daß ein Anhalten feindlicher Schiffe meist nicht nötig ist. Ganz normaler Weise soll das feindliche Schiff mit seiner Fracht aufgebracht und in den Hafen gebracht werden, und das Prisengericht entscheidet, ob Schiff und Gut zu Recht aufgebracht und einzuziehen sind oder nicht. Hiervon sind aber Ausnahmen erlaubt, die von dem Gesichtspunkt festgesetzt sind und sein müssen, daß eben dieses Seebeuterecht jedem ein Mittel zur Erreichung des Kriegzwecks sein soll, indem es den feindlichen Handelsverkehr unterbindet. Damit hat dieses Seebeuterecht die Anerkennung der Zulässigkeit der Vernichtung von Prisen zur notwendigen Folge. Ohne solche würde dies Recht ganz einseitig die Staaten mit vielen überseeischen Stützpunkten begünstigen, und so hat denn auch die Praxis neuerdings die Zulässigkeit der Vernichtung feindlicher Prisen überwiegend anerkannt, auch England. Die Zulässigkeit bei neutralen Prisen, von denen hier gar nicht gesprochen werden soll, wird umstritten, aber auch mehr aus politischen wie aus rechtlichen Gründen. Die Voraussetzungen, unter denen feindliche Prisen zerstört werden dürfen, sind nicht genau international festgelegt, der allgemeinen Auffassung entspricht der Absatz 114 der deutschen Prisenordnung sehr gut, der sagt: „wenn die Einbringung unzweckmäßig oder unsicher erscheint". Daß diese Voraussetzung beim jetzigen Unterseebootkrieg an Englands Küsten gegeben ist, ist selbstverständlich, die Einbringung von dorther ist unmöglich. Man könnte nun noch einwenden, die oben angegebene Art, Schiff und Gut zu beurteilen, sei zu summarisch, Einsicht in die Schiffspapiere nötig. Gewiß bildet das den Normalzustand, genau so wie das Einbringen von Prisen in den Hafen. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß an dieser Vorschrift formalen Rechts das Recht auf Seebeute ebensowenig scheitern kann, wie an der Verpflichtung, die Prise in den Hafen zu bringen. Wenn später das Prisengericht feststellt, daß die Sach- und Rechtslage unrichtig beurteilt wurde, so hat ja der Nehmer und Zerstörer die volle Verantwortung dafür. Damit gibt es bisher keine Rechtsnorm, die unsere Boote hindert, feindliche Handelsfahrzeuge ohne weiteres zu versenken.

Nun entsteht die Frage: Was hat mit Besatzung und Fahrgästen zu geschehen? — In ganz früherer Zeit war es üblich, die Besatzung an Leib und Leben zu strafen, dann wollte man die feindlichen Staatsangehörigen zu Kriegsgefangenen machen, und dabei ist es geblieben, wenn sie sich nicht förmlich verpflichten, keinen Dienst zu nehmen, der mit den Kriegsunternehmungen zur See und zu Lande im Zusammenhang steht. Bei neutralen Staatsangehörigen ist die Mannschaft freizulassen, die Schiffsoffiziere müssen aber die angegebene Verpflichtung eingehen. Es besteht also zunächst kein Recht, die Besatzung am Leben zu strafen. Das ändert sich aber von Grund aus, sobald Handelschiffe an den Feindseligkeiten teilnehmen. Das Haager Abkommen XI vom 18. Oktober 1907 faßt sich darin ganz sumarisch, indem es in Artikel 8 sagt: „Die Bestimmungen der drei vorstehenden Artikel — sie setzen das Gesagte über Kriegsgefangenschaft fest — finden keine Anwendung auf Schiffe, die an den Feindseligkeiten teilnehmen". Dies Abkommen ist von England ratifiziert. Im jetzigen Unterseebootkrieg kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß alle feindlichen Handelschiffe an den Feindseligkeiten teilnehmen. Das ist offenkundig dadurch, daß für den Angriff auf Unterseeboote für jedes Schiff Belohnungen ausgesetzt und gezahlt sind und dadurch, daß die britische Regierung für die geschehene Tat Anstellung und Auszeichnung verliehen und einer großen Zahl von Handelsschiffen Angriffs- oder Verteidigungswaffen an Bord gegeben hat. Ganz falsch wäre es, hier den Gesichtspunkt der Notwehr hineinzutragen. Solche ist stets das Sichwehren gegen rechtswidrige Gewalt. Das Kriegschiff ist aber in allem Völkerrecht das bestellte rechtmäßige Organ der Staatsgewalt, dem nie das Handelschiff Widerstand leisten darf. So wenig wie der Bürger gegen ein Polizeiorgan, darf sich das Handelschiff gegen das Kriegsschiff zur Wehr setzen. Die Folgen sind analog. Die deutsche Prisenordnung setzt unter Art. 100 fest: „Ist ein Schiff nach 17b (Widerstand) oder 56a (Teilnahme an Feindseligkeiten) aufgebracht, so kann mit denjenigen Personen, die, ohne in die feindliche Streitmacht eingereiht zu sein, an den Feindseligkeiten teilgenommen oder gewaltsamen Widerstand geleistet haben, nach dem Kriegsgebrauch verfahren werden." Das heißt, ihr Leben ist verwirkt, gleich dem des Freischärlers. Wie widersinnig auch jede andere Auffassung wäre, erhellt am besten daraus, daß sonst diese Leute, die unerlaubt und hinterlistig angreifen, viel besser daran wären, wie die Besatzungen der Kriegschiffe auf ihren Schiffen. Jeden Augenblick droht diesen der verderbliche Torpedoschuß, ohne Anhalten, ohne Warnung, ohne Rettung. Kann das Kriegsrecht den Soldaten rechtloser machen wollen, als den Freischärler? Soll die Besatzung von Handelsdampfern, die unsern Unterseebooten heimtückisch nachstellt und damit außerhalb des Völkerrechts steht, dafür aufgefordert werden, hübsch auszusteigen, während das Kriegschiff mit Hunderten seiner Besatzung, die offen und ehrlich dem Vaterland dienen, sang- und klanglos versenkt wird?

Und nun die Fahrgäste. Ganz gewiß führen wir keinen Krieg mit harmlosen Fahrgästen und trachten ihnen nicht nach dem Leben. Fahrgäste dieser Art, die

*) G. Schramm: Das Prisenrecht in seiner neuesten Gestalt.



nicht zur bewaffneten Kriegsmacht gehören, sind nach vorwiegender Meinung freizulassen, wenn auch einzelne Staaten das nur beschränkt anerkennen. Die deutsche Prisenordnung läßt sie jedenfalls frei. Aber wenn Fahrgäste sich auf Schiffe begeben, die an den Feindseligkeiten teilnehmen, dann kann ihnen nichts helfen. Dann heißt es: „Mitgefangen, mitgehangen". Es wäre ja sonst das einfachste Mittel, der Zerstörung verfallene Schiffe vor ihrem Schicksal zu retten, auf jedes eine Zahl von Leuten, die als Fahrgäste auftreten, zu setzen. Wenn feindliche Regierungen auf ihre Handelschiffe, die sie zu Feindseligkeiten bestimmen, Fahrgäste zulassen, die meist von dieser Tatsache und ihren Folgen keine Kenntnis haben werden, so handeln sie nicht besser wie die Russen, die wehrlose Frauen und Kinder, und wie die Engländer, die unsere eigenen gefangenen Soldaten beim Angriff auf unsere Linien vor sich her trieben; die Verantwortung bleibt auf ihnen, und die Tat bedeutet Schmach und Schande. Schmach und Schande für England, wenn es mehr als tausend Fahrgäste auf der Lusitania, einem bewaffneten Handelschiff voll Kriegsmaterial, in das Kriegsgebiet führt, seiner skrupellosen Kriegskunst grade gut genug zu versuchen, wertvollsten Schiffen aus ihnen Schutz zu verschaffen. Wir bedauern die Verblendeten, die von Englands Prahlen mit seiner Seeherrschaft, das in amerikanischen Blättern immer noch freudige Nachbeter findet, verlockt wurden, alle Warnungen in den Wind zu schlagen.

Nichts aber kann unsere Unterseeboote hindern, ihren Krieg fortzuführen, bis das Meer vom Joche Englands frei ist. Sie zerstören die feindlichen Handelschiffe, wo sie sie finden, schicken sie ohne Warnung, ohne Frist zu den Fischen, weil sie nicht anders sich vor ihren Feinden schützen können, und doch — von Rechts wegen.

Im Park von Sanssouci ...

Eine Frühlingswanderung. Von Renate Kastelli.

Der Maiwind zieht über die Wälder der Mark und die Blütenbäume des Havelgeländes. Gewaltige Siegeskunde trägt er durch das Land. Unten an den Karpathen wurde der Feind vernichtend geschlagen. Am Baltischen Meer und in Flandern brachten wir ihm schwere Verluste bei. Die deutsche Kriegskunst hat wieder ihre überlegene Kraft gezeigt. Unter ihrem Schutze kann das Volk sicher wohnen.

Es bringt dem Frühling seine Huldigung dar wie in jedem Jahr und freut sich des stillen Friedens, der über seiner Heimat lagert. Ein wenig gedämpft freilich geht das Leben seinen Gang, denn wir alle lauschen mit größter Spannung dem Lärm der Kriegsereignisse draußen an den Grenzen des Reiches. Aber die Baumblüte in Werder lockt mit der gleichen schneeig rosigen Pracht wie immer, und so ziehen auch die Berliner wieder in Scharen hinaus, um Auge und Herz daran zu erfreuen. Sie sitzen in den Gartenwirtschaften unter blühenden Bäumen, schauen hinab auf die blaue Havel, die Insel Werder mit dem altertümlichen Städtchen und dem spitzen Kirchturm und auf die sanft verschleierten Höhenzüge des fernen Kiefernwaldes. Dabei trinken sie märkischen Beerenwein, wie sie das stets zur Baumblüte getan haben.

Die Musikkapellen lassen in diesem Jahre nur vaterländische Weisen erschallen. Durch das ganze Dorf klingen sie von den Obsthügeln herab. Die Jugend stimmt freudig ein und wiederholt auch hier das Leitmotiv unserer Tage: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Auch feldgraue Uniformen erblicke ich in dem bunten Bilde. Doch fehlen die älteren Jahrgänge der männlichen Jugend, und so manches Mädel tröstete sich über die Abwesenheit seines Schatzes, indem es mit einer Schar von Freundinnen hinauszog. Auch auf den Einkauf von Blütenzweigen verzichten die Gäste in Anbetracht des Kriegs. Da die Früchte des Landes zu unserer Ernährung so nötig sind, will niemand sie durch leichtsinniges Brechen der Blüten im Keim vernichten.

Abseits vom lauten Treiben der Ausflügler liegen still und vornehm die Kaiserlichen Schlösser inmitten weiter Parks und smaragdgrüner Wiesenflächen. Auch hier strahlt lichte Frühlingspracht aus den blaßrosa Blüten der Magnolien und den flammendroten und gelben Büschen der Ziersträucher. Ich durchschreite das grüne Gewölbe der Baumallee, die von Station Wildpark zum Marmorpalais führt, und finde offene Tore und freie Bahn. Das Kaiserliche Hoflager, das sonst um diese Zeit hier zu weilen pflegt, befindet sich in weiter Ferne, und so fehlen die Wachen, die sonst Fremden den Eintritt wehrten, und alle absperrenden Ketten sind gefallen. Der Ernst des Krieges scheint über den vereinsamten Prunkbauten zu lagern, in denen sonst ein so buntes Leben herrschte.

Auch das Spiel der Wasserkünste im Park von Sanssouci schweigt. In der Orangerie aber liegen die Verwundeten des Krieges, und nur ihren Freunden und Verwandten ist der Eintritt gestattet. Sie haben es gut in den weiten, luftigen Räumen des Lazaretts, dem die Kaiserin ihre landesmütterliche Teilnahme widmet. Die Genesenden können sich auf der Terrasse ergehen und sich am schönen Blick in den Parks erfreuen.

Unverändert liegt das Schlößchen Sanssouci da. Von hoher Warte schaut es hinab auf das Land, trotz seiner Kleinheit seine Umgebung beherrschend durch die überragende Stellung, die sein Erbauer ihm zu geben wußte. Die erlesene Pracht der Gemächer, in denen jeder Gegenstand von hohem künstlerischem Wert ist, wirkt wahrhaft königlich. Man fühlt noch heute, daß hier ein überlegener Geist gewaltet hat, der es verstand, seiner Umgebung das Gepräge seiner Persönlichkeit zu geben.

Das kriegerische Treiben der Gegenwart versinkt hier, und die Vergangenheit steigt wieder empor, jene Zeit, da das heutige Preußen im schöpferischen Geiste des großen Friedrich erstand.

Wie einsam stand er da, der gewaltige Geist, dessen kühne Pläne nur wenige verstanden, und der von seinen Feinden mit Verleumdungen und Schmähungen überhäuft wurde! Ihn kümmerte aber weder das Geschrei der Pariser, der „Hornissen, die immerfort brummen", noch das der Engländer, deren „Patois" er nicht verstand. „Alles, was eine leichtfertige, unwissende und wenig unterrichtete Menge gegen mich sagen mag, beunruhigt mich nicht. Nur die Nachwelt richtet die Könige . . ." schrieb er voll Stolz.



Die Waffe, an der er unablässig schmiedete, war die preußische Armee, in der er den einzigen Schutz gegen die mächtigen Nachbarn sah. „Unter dem Schutz der Kriegskunst blühen alle übrigen Künste, und in einem Lande wie dem unsrigen hält sich der Staat so lange aufrecht, als die Waffen ihn schützen . . Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen."

Wenn dieses Königswort nicht auch spätere Geschlechter geleitet hätte, lägen wir längst von den Feinden vernichtet am Boden.

Draußen donnern die Kanonen, und der Kampf in den Lüften und auf dem Wasser tobt mit aller Macht des Hasses. Das deutsche Volk aber hütet die heimische Scholle. Frauen und Kinder ziehen durch blühende Gärten andächtig zur Stätte, wo der Geist des großen Königs waltete. Sie nahen ihr in Scharen mit frommer Ehrfurcht wie einem Heiligtum. Ahnend empfinden sie, daß er noch heute ihr Schützer ist. Nicht nur durch die Kriegskunst, die er dem Lande schuf, sondern auch durch seine Friedenswerke.

Denn der große König sprach: „Ich führe den Krieg nur, um zum Frieden zu gelangen!"

Kleine Münze.

Von Hans von Oehlschläger.

In einem Punkt gibt es in der Einigkeit Deutschlands einen Zwiespalt, den zu überbrücken selbst der Not der Zeit nur schwer gelingt. Aber kommen muß es, daß überall in Deutschland ein stellenweise noch Geringgeschätzter zu vollen Ehren gelangt: das ist der Pfennig.

Den Satz „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Taler nicht wert" hat das heutige Geschlecht wohl noch aus Kinderfibeln gelernt, aber sein Begriff ist ihm nicht mehr in Fleisch und Blut übergegangen, wenigstens nicht in Norddeutschland und am allerwenigsten in Berlin. Nun ist Berlin ja gewiß nicht alle Welt, aber immerhin werden die Gewohnheiten der Reichshauptstadt von der freizügigen Jugend nach und nach doch in alle Winkel des Reiches getragen.

An der Tatsache, daß der kupferne Pfennnig in schlechtem Ansehen steht, hat bis heute der Krieg wenig geändert. In dieser durchaus nicht nebensächlichen Frage führt die Beobachtung des öffentlichen Lebens zu folgenden Ergebnissen: Kauft ein Laufbursche im Zigarrenladen drei Zigaretten zu drei Pfennig, so legt er ein Zehnpfennigstück hin und geht fort, ohne sich nach dem Pfennig umzuschauen, den er zuviel gezahlt hat. Er denkt nicht daran, daß er eine Zigarette wegwirft, wenn er das dreimal macht. Die Verkäufer haben es eingestellt, solche verachteten Pfennige überhaupt noch herauszugeben. Ein denkender Mensch, der gleichzeitig etwas zu rauchen kauft, steckt sein Kupfergeld selbstverständlich ein, auch wenn seine Einkünfte erheblich höher wären als die des Kupferverächters. Es ist sehr bezeichnend, daß ihm dieser dann einen vielsagenden Blick zuwirft, der, ins Deutsche übersetzt, sagen würde: schäbiger Pfennigfuchser! Man frage nur in der Lehrerwelt nach, ob es für die reifere Jugend etwa nicht Ehrensache ist, kein Kupfergeld zu zeigen. Weitere Beobachtungen, auch in Berlin gemacht, sind aber für recht weite Kreise unseres Vaterlandes ebenfalls zutreffend und stammen aus dem Bereich der Frau. In wie vielen Haushaltungen rollt der Pfennig ebenso wie der Nickel und die Mark? In sehr vielen nicht. In einer Ecke der Schublade des Küchenschrankes finden sich vielleicht unter den Ansichtspostkarten und dem Traumbuch der Köchin einige grün angelaufene Kupfermünzen. Das muß schon eine ganz tüchtige Hausfrau oder ein Dienstmädchen von guten Eltern sein, deren Abrechnungen auf den Pfennig stimmen. Und solche Persönlichkeiten haben einen schweren Stand, führen einen wahren Kleinkrieg, um ihren vernünftigen Standpunkt zu behaupten. Weniger starke Charaktere kämpfen geradezu mit einer Verlegenheit, wenn sie ihr Suppengrün oder ihr Bündchen Petersilie mit Kupfer zahlen. Hohn und Spott würde auf dem Markt und im Grünkramladen die Antwort sein, wollte eine sparsame Haushälterin für drei Pfennig Dill oder Schnittlauch fordern.

Es hat sich zum Gewohnheitsrecht herausgebildet, daß bei Einkäufen, deren Summe in der Berechnung auf Pfennige ausläuft, die ungerade Endziffer nach oben abgerundet wird. Ein solcher Ausgleich zu einseitigen Gunsten des Zwischenhändlers ist unberechtigte Willkür. Ohne Pfennigfuchser zu sein, darf man ein solches Verfahren doch weder gutheißen noch durch Duldung unterstützen. Das Leben setzt sich aus Kleinigkeiten zusammen, und was dem einen gering scheint, ist dem andern vielleicht von Bedeutung. Auch in Kleinigkeiten soll man auf der Linie der Gerechtigkeit in der menschlichen Gemeinschaft bleiben, gerade so gut, wie man auch in Kleinigkeiten ehrlich sein muß. Ganz abgesehen von der Moral aber ist es praktisch falsch, wenn Aenderungen in der Bewertung gewisser Waren willkürlich von interessierten oder gleichgültigen Personen vorgenommen werden. Es ist geradezu eine Fahrlässigkeit, durch die eine volkswirtschaftliche Schädigung herbeigeführt wird, wenn man eine Münze, die im Land im Umlauf ist, und sei es die geringste, nicht zu dem Zweck benutzt, zu dem sie von der Verwaltung eingeführt ist.

Von diesen Betrachtungen, die wie gesagt auf gewissenhaften Beobachtungen beruhen, habe ich von vornherein große Teile unseres Vaterlandes ausgeschaltet, auch auf Grund gewissenhafter Beobachtungen, für die ich ein Beispiel aus dem Leben als Beleg beibringen kann. Die erste Seite eines Haushaltbuches einer jungen süddeutschen Hausfrau führt u. a. folgende Kosten auf: Petersilie 2 Pfennig, Salat 8 Pfennig, Wurst 1 Mark 24 Pfennig. Ist diese Statistik nicht überzeugend? Für mich wird sie es besonders durch den Nebenumstand, daß auf derselben Seite 6 Mark für eine Flasche deutschen Sekt gebucht sind, daß also vom Verdacht der Pfennigfuchserei die Persönlichkeit frei ist, von der dieses Haushaltbuch stammt.

Auf einer Reise nach München erlaubte ich mir mit einem naiven norddeutschen Mitreisenden den Scherz, ihn zu fragen, ob er auch genügend mit bayrischem Geld versehen sei. Als wir dann abends im Löwenbräukeller unsere Maß bezahlten und mit dem herausgegebenen Kleingeld verschiedene Kupferstücke einstrichen, wußte er, wie es gemeint war.

Daß heute die Kupferfrage in Deutschland allgemeine Bedeutung gewinnt, geht aus den Erörterungen hervor,



ob bei dem Dezimalsystem unseres Münzfußes ein größeres Kupferstück am Platze wäre. Vergleiche mit dem Ausland sind gegenwärtig nicht beliebt, aber man tut doch gut, alles zu prüfen und das Beste zu wählen. Da ist es doch sehr die Frage, ob die französischen Einsous- und Zweisousstücke, ob die großen russischen, ob die englischen und italienischen Kupfermünzen nicht zum Vergleich heranzuziehen seien.

Die Versuche, die Frage der kleinen Münze durch besondere Nickel- oder Silberstücke zu lösen, haben sich bei uns bis auf den heutigen Tag noch nicht bewährt. So viel scheint aber erprobt, daß größere Nickelmünzen den bei uns versuchsweise und auch im Auslande, z. B. in Holland, eingeführten winzigen Silberstücken vorzuziehen sind.

Das Volksgefühl würde es sicher mit Befriedigung empfinden, wenn alte deutsche Worte dabei wieder zu Klang und Ehren kämen. Es gibt so volltönende alte Münznamen, die uns das eiserne Jahr bringen könnte, wie z. B. Batzen. Und wäre uns das Kupfer zu schade, könnten wir ja Münzen von Eisen prägen.

Pferd und Motor im Kriege.

Von Hans Dominik.

Leute, die das Kind gern mit dem Bad ausschütten, haben bereits vor Jahren erklärt: In zukünftigen Kriegen werden wir keine Pferde mehr gebrauchen, weil ihre Leistungen vollkommen durch motorische Kraft ersetzt werden können. Diese kühne Prophezeiung wurde auch noch im einzelnen begründet. Die Aufgaben des Pferdes, so hieß es in dieser Begründung, sind von zweierlei Art. Erstens soll es alles mögliche ziehen, und bei dieser Arbeit wird es durch Automobiltrakteure zu ersetzen sein. Zweitens soll es als Kavalleriepferd zu Patrouillenritten gebraucht werden. Aber im Zeitalter der Flugmaschine ist die wichtige Aufgabe der Aufklärung vom Kavalleristen auf den Flieger übergegangen. Also auch hier ersetzt der Motor in bester Weise das Pferd. So wurde theoretisiert. Dann kam der Weltkrieg und gab die praktische Antwort auf die Frage. Nicht Zehntausende, sondern viele Hunderttausende von Pferden werden in diesem Krieg benutzt, arbeiten, kämpfen, leiden und bluten in ihm. Sicherlich nicht ohne Grund, denn Pferdefleisch ist bekanntlich das teuerste Fleisch, und wenn man die Pferde im Kriege nicht dringend brauchte, so würde man sie nicht in solchen Massen heranholen.

Also, so schießen nun wieder die Anhänger der Gegenpartei über das Ziel hinaus, ist das Pferd nach wie vor das einzig richtige, und eure Motoren sind nichts wert. Doch auch hier bringt die Praxis die notwendige Korrektur der Meinungen. Tag und Nacht arbeiten unsere Motorfabriken, um dem Bedarf der Heeresverwaltung zu genügen, und nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden gehen Kraftwagen aller Art und Flugzeuge fortwährend an die Fronten. Woraus sich ohne besondere Anstrengung schließen läßt, daß auch die Motoren in diesem Kriege nützliche Arbeit leisten und zum Ziehen und zum Fliegen notwendig gebraucht werden. Mit einem einseitigen Urteil kommen wir also nicht durch, und wollen wir die Leistungen von Pferd und Motor in diesem Krieg richtig werten, so müssen wir zunächst auf beider Wesensart eingehen.

Rein technisch betrachtet ist ja auch das Pferd ein Motor, ist es bis zu solchem Grade, daß wir heute noch alle Leistungen unserer Maschinen an der Leistung dieses lebendigen Motors messen und sie in Pferdestärken angeben. Beispielsweise sagen wir von einem Automobilmotor, er hat 15 Pferdestärken. Bis dahin ist diese auf bestimmten Grundsätzen der Mechanik beruhende Bezeichnung richtig. Sobald wir aber noch einen Schritt weiter gehen und sagen: ergo kann ein 15pferdiger Motor dasselbe, was 15 lebendige Pferde können, und umgekehrt, so wird die Geschichte falsch. Denn beispielsweise kann ein 15pferdiger Motor einen Wagen mit 80 Kilometer dahinstürmen lassen, und das können 15 Pferde nimmermehr. Aber umgekehrt vermögen 15 lebendige Pferde den eben erwähnten Wagen querfeldein durch Gebüsch und Gräben einen Abhang von 45 Grad hinaufschleppen, und dieser Aufgabe gegenüber versagt wieder der 15pferdige Motor.

Will man den Dingen näher kommen, so muß man berücksichtigen, daß das lebendige Pferd ein überaus anpassungsfähiger und für kurze Zeiten auch ein äußerst überlastbarer Motor ist. In dieser Beziehung ist es dem Maschinenpferd enorm überlegen, und dieser Eigenschaft verdankt es seine Unentbehrlichkeit für zahlreiche Heereszwecke. Das Wesen dieser Eigenschaft zeigt sich auch sofort, sobald wir einmal das seit 13 Jahren aktuelle Problem des automobilen Geschütztrakteurs betrachten. Nehmen wir ein mittleres Feldgeschütz im Gewicht weniger Tonnen. Es ist eine Kleinigkeit, für den Transport eines solchen Geschützes einen Motorvorspann zu bauen, der es auf einer guten Chaussee mit 50 Kilometer pro Stunde zu ziehen vermag. Mit solchem Vorspann könnte also eine Batterie vom Brandenburger Tor bis nach Magdeburg in knapp vier Stunden ganz bequem hingelangen. Gewiß eine glänzende Leistung, wenn man dagegenhält, daß dieselbe Sache mit Pferdebespannung gut und gerne zwei Tagemärsche bedeutet, und daß die Gäule dann hundemüde in Magdeburg ankommen, während der Motor keine Ermüdung kennt und tausend Stunden hintereinander laufen kann. Also, so ist man zu folgern geneigt, muß der Motorvorspann doch eine gute Sache sein, und mit Recht haben die Österreicher ihre Motorbatterien. Und vielleicht fügt einer noch hinzu: was für die schweren Zweiunddreißiger möglich ist, sollte doch erst recht für die leichten und mittelschweren Geschütze gelingen.

Aber das Bild kann sich unter Umständen sehr schnell ändern. Unsere vorstehend erwähnte Motorbatterie mag mit flotter Fahrt auf der Landstraße dahinfegen. Da stößt sie auf ein Hindernis. Auf eine Strecke von hundert Meter hat der Feind die Chaussee vollständig gesprengt und mit Wolfsgruben und Flatterminen gespickt. Gerade an einer Stelle, wo die Chaussee einen steilen Höhenzug einschneidet und einen tiefen Hohlweg bildet. Auf der zerstörten und verbarrikadierten Chaussee ist für Pferd und Motor ein Weiterkommen unmöglich. Also heißt es: Zurück aus dem Hohlweg und dann hinein in den Wald und den Berg hinauf, bis das Hindernis umgangen ist. Mächtig müssen sich die Gäule in die Stränge legen. Jede Muskel und Ader schwillt bis zum Bersten.



Es kommt, mathematisch gesprochen, der Augenblick, in welchem das Rechteck mit den beiden Seiten Kraft und Weg, welches die Leistung der Pferde darstellt, eine kritische Form annimmt, in welchem die Kraft enorm hoch, der Weg minimal wird. Aber die Pferde schaffen es, bringen ihre Kanonen über den Berg und sind bald wieder auf fahrbarer Straße.

Unser Motorvorspann kann es nach dem bisherigen Stande der Technik noch nicht. Es würde zu weit führen, die mannigfachen technischen Schwierigkeiten, welche den Grund dafür bilden, im einzelnen an dieser Stelle zu untersuchen. Es muß der Hinweis genügen, daß der Motorvorspann zurzeit mit guter Wirkung möglich ist, solange erträgliche Wege zur Verfügung stehen, daß er aber, wenigstens vorläufig, versagt, sobald es querfeldein durch schwere Gräben und auf steile Höhen geht. Und da nun schwere Mörserbatterien, die nur zur Beschießung bestimmter Festungen benutzt werden, auf guten Wegen bleiben können, die Batterien der Feldartillerie dagegen je nach den Anforderungen der Feldschlacht die wüstesten Wege nehmen müssen, so leuchtet wohl ein, daß bei diesen schwersten Geschützen der Motorvorspann gut möglich ist, bei der Feldartillerie dagegen das Pferd einstweilen unentbehrlich bleibt. Keineswegs soll damit gesagt sein, daß es immer so bleiben wird, denn die Konstruktion eines leichten Geschütztrakteurs, der ebenso klettern und stürmen kann wie die lebendigen Pferde, beschäftigt unsere Technik schon seit Jahren intensiv. Aber vorläufig ist es jedenfalls so.

Betrachten wir weiter die Verwendung des Pferdes für kavalleristische Zwecke, so zeigt sich nicht nur, daß das Pferd hier vorläufig unentbehrlich ist, sondern daß es aller Voraussicht nach dauernd unentbehrlich sein wird. Zwei Hauptaufgaben der Kavallerie heißen: Verschleierung der eigenen Armeebewegungen und Aufklärung der feindlichen. Die erste Aufgabe ist nur mit Kavalleriemassen zu lösen. Der Gedanke, hier irgendwie mit Motoren arbeiten zu wollen, wäre absurd. Die zweite Aufgabe, die Aufklärung, erfolgt in diesem Krieg, und zum erstenmal in diesem Krieg zum erheblichen Teil durch Flieger. Was diese leisten, ist bewunderungswürdig und deckt ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Armee. Eine Flugmaschine mit 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit vermag auf einer halbtägigen Erkundungsfahrt Strecken zurückzulegen, für welche eine Kavalleriepatrouille viele Tage gebrauchen würde. Die Flugmaschine vermag auch weit über die feindlichen Stellungen hinaus vorzudringen und die rückwärtigen Bewegungen des Gegners zu erspähen. Sie vermag Gebiete zu überfliegen, in welche Kavalleriepatrouillen niemals gelangen könnten, weil sie längst vorher gefangengenommen werden würden.

Trotzdem ist auch die Kavalleriepatrouille nach wie vor unentbehrlich. Denn wenn sie auch nicht so weit sieht wie der Flieger, so späht sie doch dort, wo sie überhaupt spähen kann, wesentlich genauer. Dieser Krieg hat ja ganz neue Kniffe und Listen gezeitigt, um Flieger zu täuschen. Da werden aus alten Brunnenrohren und Ackerwagen ganze Scheinbatterien gebaut und gerade nur so weit verdeckt, daß der Flieger sie noch sehen, aber die Täuschung nicht bemerken kann. In ähnlicher Weise werden andere Streitkräfte vorgetäuscht. Umgekehrt verbergen sich Truppen während der Tagesstunden derartig in Wäldern und Dörfern, daß der Flieger sie mit dem besten Glas nicht finden kann. Hier beginnt nun die Aufgabe der Kavalleriepatrouillen. Die Patrouille ist imstande, Wälder und Dörfer wirklich abzusuchen. Ihr entgeht es nicht, ob eine Batterie aus Ofenrohren oder aus reellen Kanonen besteht, und deshalb ist sie auch im Zeitalter der Flugmaschine unentbehrlich, und sie wird immer unentbehrlicher werden, je weiter sich die Kriegslisten gegen die Flieger entwickeln. Kavalleriepferd und Flugzeug ergänzen sich also auf diesem Gebiete in glücklicher Weise.

Nun könnte man den Gedanken erörtern, solche Patrouille durch geeignete Kraftwagen besorgen zu lassen. Mit geringen Abänderungen ist dieser Gedanke auch praktisch durchgeführt worden. Wo es sich darum handelte, bestimmte technische Aufgaben im Gebiete feindlicher Heeresteile zu erfüllen, beispielsweise weit zurückliegende, für den Feind wichtige Brücken zu sprengen, hat der Kraftwagen gute Dienste geleistet. Er vermochte mit Leichtigkeit die für solche Sprengungen notwendigen Stoffe zu transportieren. Es gelang mit seiner Hilfe, schnell die langen Strecken zu den betreffenden Punkten zurückzulegen, und des öfteren, aber keineswegs immer glückte es solchen Sprengkommandos, auch wieder zu den eigenen Truppen zu entkommen. Aber gerade diese Unternehmungen haben gezeigt, daß ein Kraftwagen viel leichter entdeckt und außer Gefecht gesetzt wird als eine Kavalleriepatrouille. Schon die Notwendigkeit, in der Hauptsache auf Kunststraßen bleiben zu müssen, trägt zur Entdeckung bei, und das Motorgeräusch tut ein übriges. Im Gegensatz dazu können Kavalleriepatrouillen jede bedenkliche Straße meiden, können sich in die Wälder drücken, und wenn sie wirklich entdeckt werden, bedeutet das immer noch nicht die Gefangennahme sämtlicher Mannschaften. Vielmehr werden gewöhnlich einige mit der Meldung zurückkommen.

Ziehen wir danach den Schluß, so ergibt sich, daß Motor und Pferd sich in diesem Kriege allenthalben ergänzen und daß im allgemeinen die ihnen zufallenden Arbeitsgebiete scharf voneinander getrennt sind. Einige dieser Gebiete wird der Motor im Laufe der weiteren Entwicklung noch erobern. Aber trotzdem werden wir gerade im Kriege das lebendige Pferd niemals entbehren können.

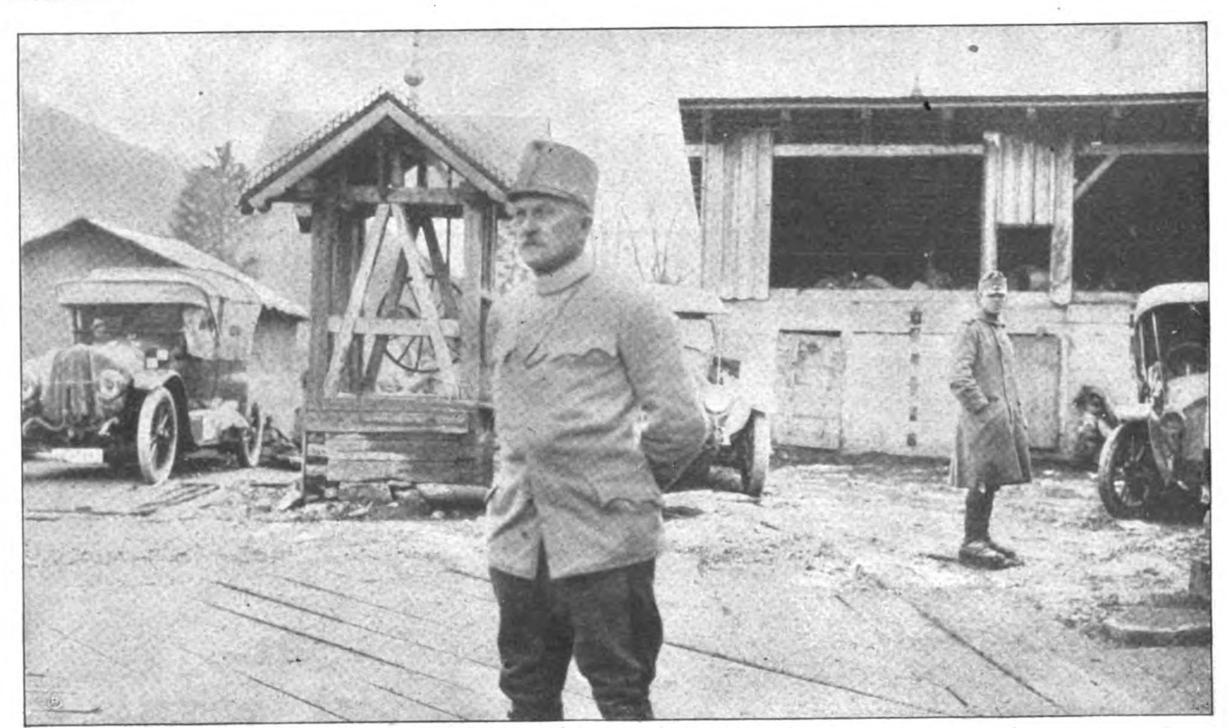


DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Kilophot.

Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich im Gespräch mit Exz. Frh. v. Kirchbach-Lauterbach.

Von den siegreichen Kämpfen in Galizien und in den Karpathen.



Feldmarschalleutnant von Szurmay,
österreichisch-ungarischer Armeegruppenkommandant in den Karpathen.

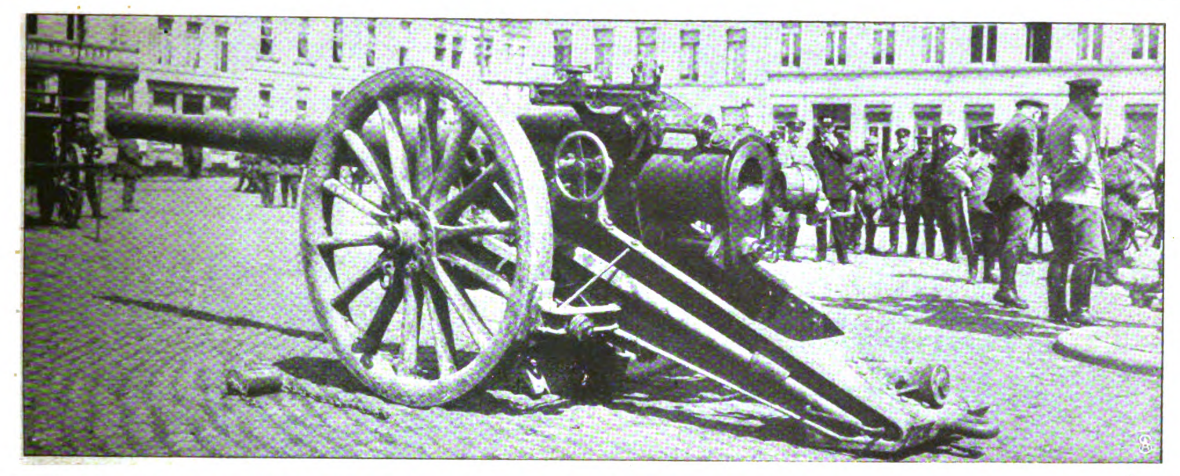


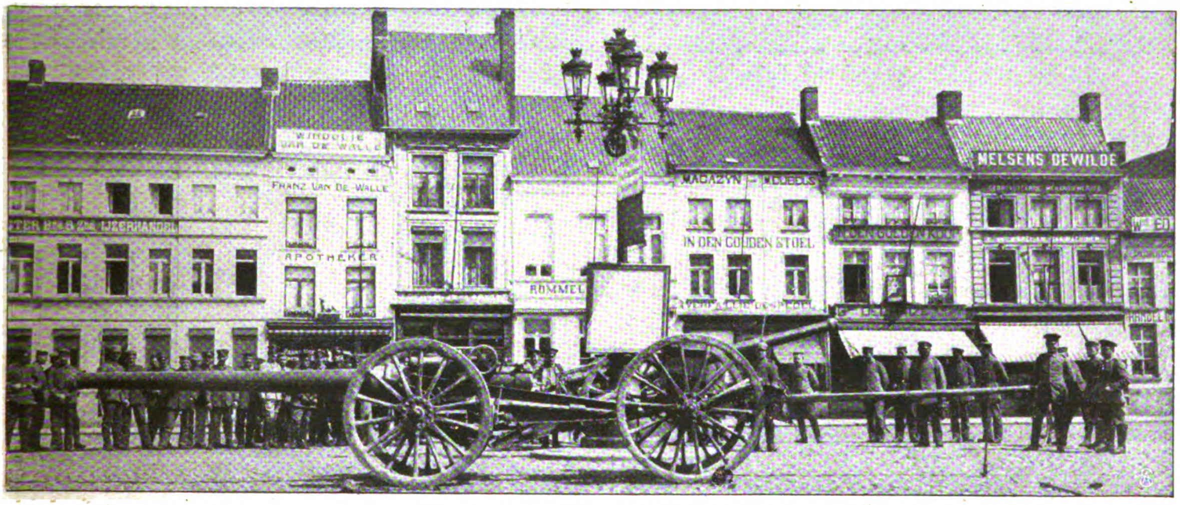
Phot. Groß.

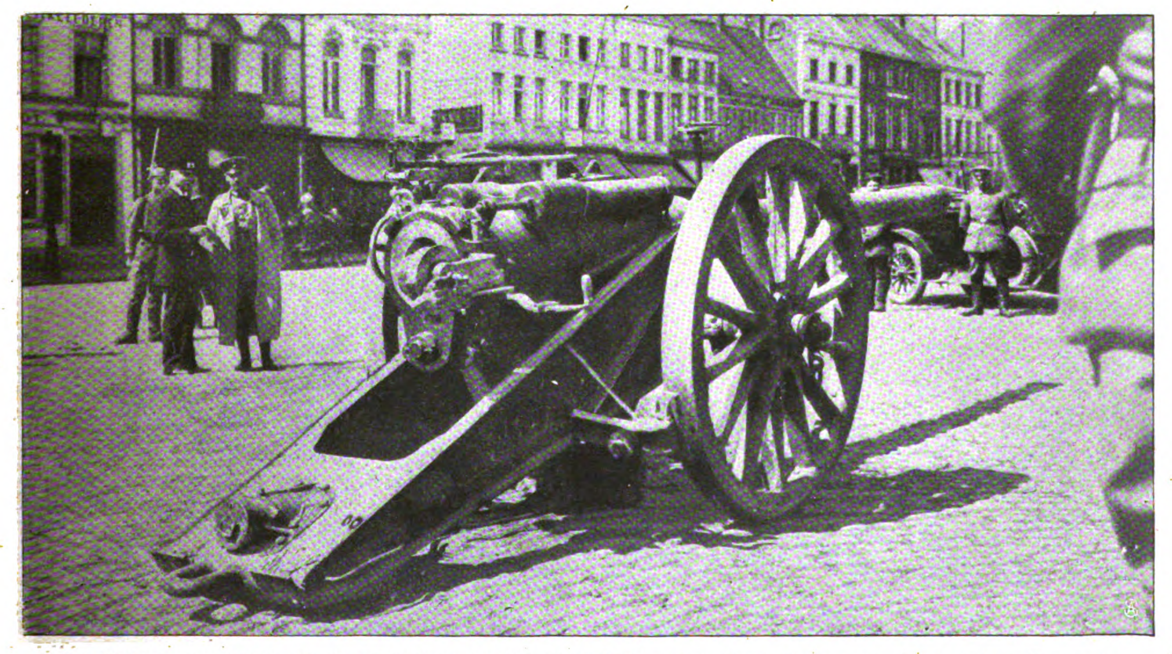
Generaloberst von Mackensen in Westgalizien.

Der große Sieg der Verbündeten in Galizien.





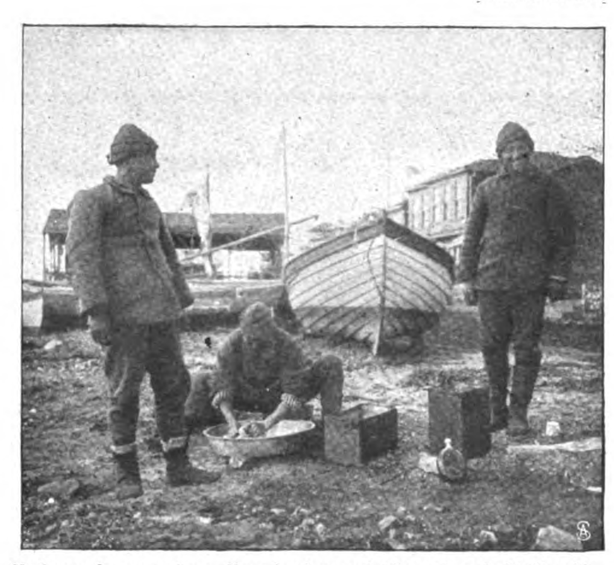




Die Aufnahmen stellen die vier schweren englischen Geschütze dar, deren Eroberung durch unsere Truppen im Kampfgebiet von Ypern von den Engländern amtlich abgeleugnet wird.



Truppenlager bei Jeniköi auf Gallipoli.



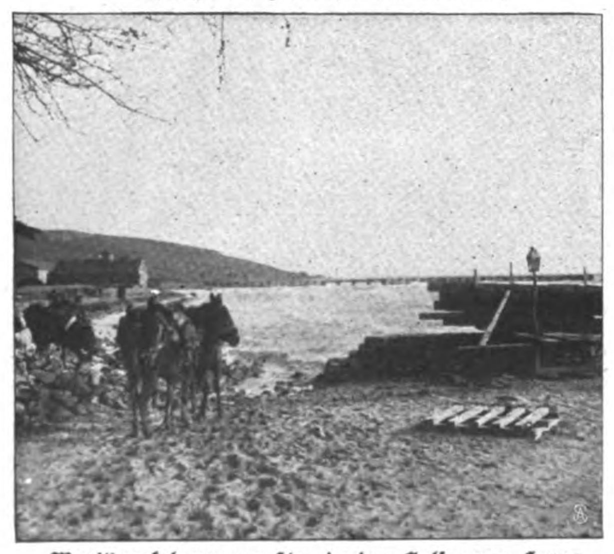
Ruhepause nach dem Bombardement (Kavak auf Gallipoli).



Geschoßwirkung (Krithia auf Gallipoli).



Ein Nachzügler.



Munitionskolonne am Strande des Golfes von Saros.



Wasserholen für die Truppen (Bulair auf Gallipoli).

Die Landkämpfe bei den Dardanellen.



Allophot.

Vom galizischen Kriegsschauplatz: Stellungen an einem Fluß in Ost-Galizien.



Hofphot. W. Zink & Sohn.

Karl Eduard Herzog von Sachsen-Koburg u. Gotha.



Hofphot. Knözel.

Adolf Friedrich Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.

Deutsche Fürsten im Felde.



Kilophot.

Erzherzog Karl Franz Josef im Gespräch mit zwei dekorierten deutschen Fliegeroffizieren.





Am Dunajec, je nseit die russischen Posten.

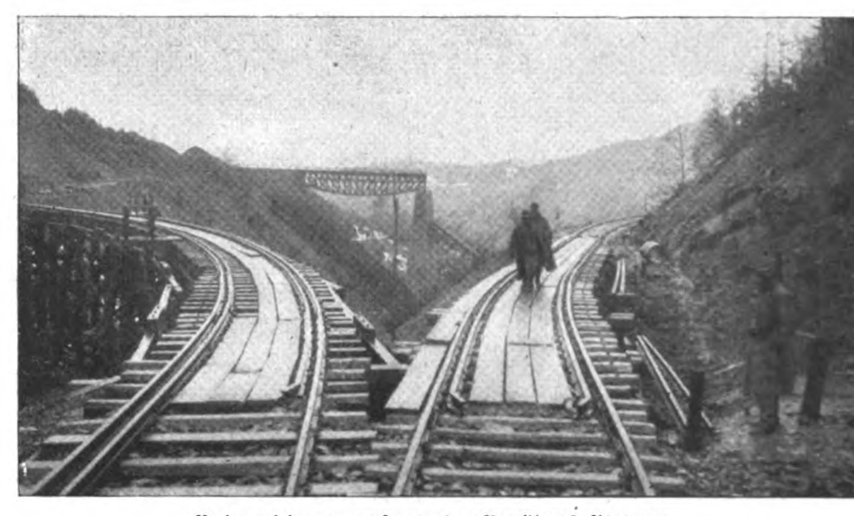


Von den Russen gesprengte Eisenbahnbrücke über den Dunajec.

Bilder vom Dunajec.



Oesterreichisch-ungarischer Panzerzug.



Bahnweiche am gesprengten Beskidpaß-Viadukt.



Fürst Wilhelm zu Wied als Verbindungsoffizier bei einem österr.-ungar. Kommando.



Straßenkontrolle auf einer Paßstraße in den Karpathen.

Aus den Karpathen.

Der Fahnenträger.

Als wir nach Frankreich zogen,
Wir waren unsrer drei:
Ein Schütze und ein Jäger
Und ich, der Fahnenträger
Der schweren Reiterei.

Drei Brüder und drei Herzen,
Der Trommel folgten sie.
Zu Lüttich auf dem Plane,
Da flüsterte die Fahne:
„Herr Jesus und Marie!“

Und als wir weiter zogen,
Wir waren unsrer zwei:
Ein Bückeburger Jäger
Und ich, der Fahnenträger
Der schweren Reiterei.

Zwei Brüder und zwei Herzen
Begrüßten Tau und Tag,
Bis abends purpurfarben
Bei Longwy in den Garben
Die Fahne „Amen“ sprach.

Und als sie „Amen“ sagte,
Riß noch ein Herz entzwei.
Ade, mein lieber Jäger,
Dich grüßt der Fahnenträger
Der schweren Reiterei.

Ach, Mutter, liebe Mutter,
Nur fest auf Gott gebaut.
Noch tut die Fahne schweben,
Die mir auf Tod und Leben
Der Kaiser anvertraut.

Und flüstert sie ganz leise:
„Nun gilt es Dir, Gesell,“
Gern folgt der Fahnenträger
Dem großen Trommelschläger
Zum himmlischen Appell.

Joseph von Lauff.

Frauenberuf und soziale Stellung.

Von Else von Boetticher.

Wie oft begegnen wir in jüngster Zeit schwarz umschleierten Gestalten, deren Anblick uns mit tiefer Wehmut erfüllt. Häufig umwallt der Trauerflor ein blühendes junges Gesicht, das so recht zu lachender Lebensfreude geschaffen scheint. Der Gedanke, daß die junge Kriegerwitwe nun zu lebenslanger Einsamkeit verdammt ist, daß Liebe und Glück ihr auf immer verloren sein sollen, dünkt uns unfaßbar hart.

Älteren Witwen ist es oft Bedürfnis, sich in die Stille ihres Hauses zurückzuziehen, wenn der Mann, der ihr Leben ausfüllte, ihnen plötzlich genommen wird. „Ich zieh mich in mein Inneres still zurück, Der Vorhang fällt, Dort hab ich dich und mein verlornes Glück, Du meine Welt“ . . . Sie haben Freuden und Leiden in reichem Maß genossen, die Erinnerung daran wird fortan ihr Leben ausfüllen. Nach neuen Eindrücken, nach neuen Aufgaben sehnen sie sich nicht mehr.

Was aber sollen jene jungen, tatkräftigen Frauen tun, die ihr Leben kaum begonnen haben? Da ist manche kriegsgetraute Witwe, die nicht einmal die eigene Häuslichkeit kennen gelernt hat, deren Ehe einem kurzen, flüchtigen Traum glich. Und nun steht sie da mit einem Kind, dem der Vater, der Ernährer fehlt. Wie soll sie sich und ihr Kind erhalten?

Andere haben in Reichtum und Wohlleben ihre Tage verbracht. Durch den Verlust des Gatten haben sie alles verloren, ihr Familienleben, ihr Einkommen, den Gesellschaftskreis, dem sie durch die Stellung des Mannes angehörten. Sie sind vollkommen entwurzelt und wissen nicht, was sie beginnen sollen.

Wohl haben sie noch Eltern. Sollen sie zu ihnen zurückkehren und das entsagungsvolle Los der mit verhaltenen Seufzern angeschauten Haustochter auf sich nehmen, um dann nach dem Tod der Eltern, vielleicht schon nach wenig Jahren, wieder einsam dazustehen?

Sollen sie bei reichen Verwandten das Gnadenbrot essen oder von Unterstützungen leben?

Sie können dem nur entgehen, wenn sie den Kampf ums Dasein aufnehmen und versuchen, sich durch ihre Arbeit eine eigene Existenz zu gründen.

Das liegt den Frauen von heute zwar nicht fern. Dennoch kostet es Angehörigen der höheren Gesellschaftskreise noch oft einen harten Entschluß. Viele unter ihnen werden lieber Entbehrungen und Einschränkungen auf sich nehmen, als bezahlte Arbeit suchen. Und manche, die bisher von der Gesellschaft mit Selbstverständlichkeit verwöhnt und gefeiert ward, wird sich davor fürchten, die mit dem Berufsleben verbundenen Kränkungen und Demütigungen auf sich zu nehmen.

Sie wird ihre Tage damit verbringen, in einsamer Freudlosigkeit jeden Groschen umzudrehen, nur um ihre soziale Stellung nicht zu verlieren, um im Kreis ihrer Bekannten als die unabhängige Frau von ehedem zu gelten. Durch tausend Opfer der Entsagung erkauft sie sich eine Scheinexistenz und krankt dabei an innerer Armut und Daseinsleere.

Wäre ihr Leben nicht viel reicher, wenn sie sich entschließen würde, einen Beruf zu ergreifen? Wie würde der Kreis ihrer Interessen sich erweitern, wieviel Gutes könnte sie schaffen!

Eine große Anzahl von sozialen Frauenberufen ist heute im Werden begriffen: Der der Leiterin von Jugend- und Kinderhorten, der Landpflegerin, der Mitarbeiterin in der Jugendfürsorge. Die sozialen Frauenschulen bieten eine gründliche Vorbildung dazu und führen ihre Schülerinnen in eine Gemeinschaft strebender Menschen, in der sie niemals einsam sein, sondern stets Halt und Stütze finden werden. Sie könnten auch Heimarbeit lernen oder einen Lehrberuf ergreifen, etwa den hauswirtschaftlichen. Dabei kämen sie stets mit froher Jugend zusammen und hätten Gelegenheit, den Einfluß ihrer Persönlichkeit auch in einem größeren Kreis geltend zu machen. Nur Arbeit vermag einem zerstörten Leben Wert und Inhalt zu verleihen. Darum sollte niemand sich aus gesellschaftlichem Vorurteil scheuen, sie zu ergreifen.

Wer aber arbeiten muß, unabhängig vom eigenen Wollen, der sollte zum mindesten keine Steine finden, die Gedankenlosigkeit und Egoismus ihm in den Weg werfen.

Allgemein bemüht man sich, der harten Lage der Kriegerwitwen gerecht zu werden. Im Reichstag zu Berlin fand kürzlich eine Tagung statt, um zu beraten, wie man ihnen und den Kriegswaisen am besten helfen könne. Der Staat und die Kommunen, wirtschaftliche



und soziale Vereinigungen und alle großen Frauenorganisationen hatten Vertreter dazu entsandt.

Man kam überein, daß man keine neuen Einrichtungen schaffen wolle, durch die die Kriegerwitwen gleichsam in eine besondere Kaste gedrängt würden, denn durch eine Ausnahmestellung würde ihr herbes Los noch verschärft werden. Daher wolle man es ihnen nach Möglichkeit erleichtern, sich dem bürgerlichen Leben einzugliedern und sich als nützliche Glieder der Gesellschaft einen Beruf zu schaffen.

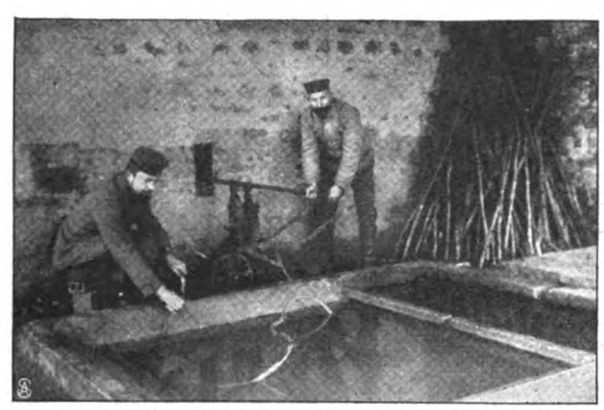
Staat und Städte, Gewerkschaften und Vereine wollen dazu beitragen, ihnen Mittel und Wege zu einer gründlichen Fachausbildung zu schaffen, und wollen bei Errichtung neuer Stellen und bei Vakanzen die Kriegerwitwen besonders berücksichtigen.

Auch die Gesellschaft sollte es nicht zulassen, daß die Kriegerwitwen eine besondere Kaste bilden, gleichsam von Ausgeschlossenen, die nicht mehr in ihren alten Kreis hinein gehören, weil sie arbeiten müssen. Das wäre eine Grausamkeit, die wir denen nicht zufügen dürfen, deren Männer den Heldentod für unser Vaterland starben.

Ihnen schließt sich eine ganze Schar von Trauernden an: Töchter, die ihren Vater verloren, Schwestern, die von ihrem Bruder erhalten wurden. Sie bilden eine Armee von Frauen, die plötzlich auf sich selbst gestellt sind und nur in der Arbeit Heil und Rettung finden können.

Manche von ihnen galt früher als kostbares Schmuckstück, und der einzige Anspruch, der an sie gestellt wurde, war, daß sie sich mit Anmut verwöhnen lasse. Findet sie dennoch den Weg zur Arbeit, so ist sie unserer erhöhten Achtung würdig.

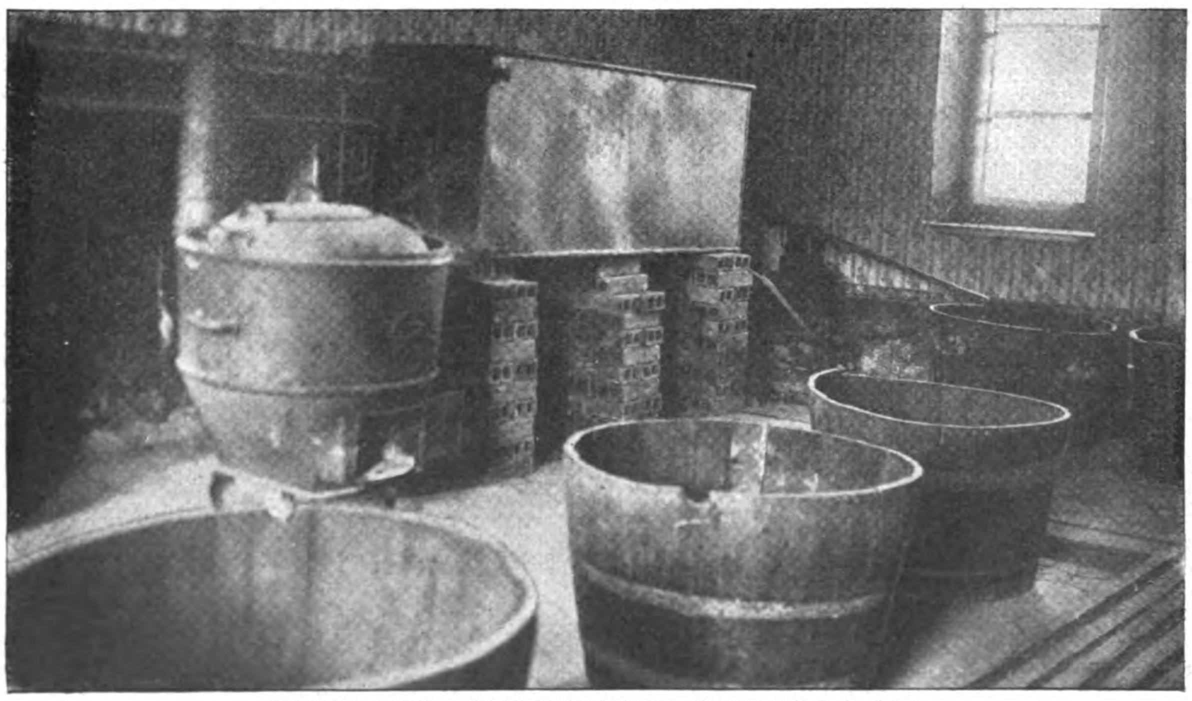
Nicht nur die Stellung ihres Gatten, ihres Vaters sei maßgebend für den Platz, den wir einer Frau einräumen, sondern ihre Persönlichkeit, ihre Leistungen.



Soldaten beim Proben der Pumpe und des Bleirohrs auf ihre Dichtigkeit.



Soldaten beim Zersägen französischer Weinfässer zur Beschaffung von Badekübeln.



Badestube mit Feuerkessel, Wasserbehälter, Pumpe und Badekübeln.

Eine von unseren Soldaten eingerichtete Badegelegenheit in Frankreich.





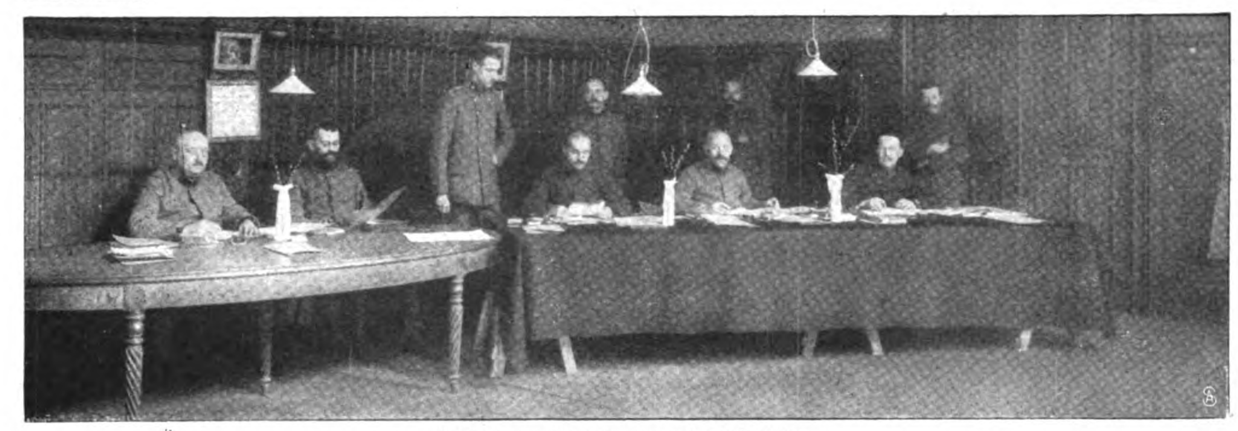
Ansicht der Krankentransportstelle in Vigneulles.



Photo-Bericht Hoffmann.

Ein französischer Flieger warf zwei Bomben in die Krankentransportstelle Vigneulles, trotzdem sie durch ein rotes Kreuz zu erkennen ist.

Zu den Kämpfen zwischen Maas und Mosel: Die Krankentransportstelle in Vigneulles.



Abteilung: Verkehr innerhalb Belgien.



Abteilung: Verkehr Belgien—Deutschland.



Abteilung: Verkehr Belgien—Holland.

Die Paßzentrale in Lüttich.



Die Paßzentrale in Lüttich.

Oben: Oberlt. Mainer, Leiter der Paßzentrale, in seinem Arbeitzimmer.

Mitte: Das Heim der Paßzentrale (ehem. Haus der Société littéraire).

Unten: Wartezimmer für das Publikum.

Hofphot. Herbst.

1. Exz. v. Jagemann. 2. Großherzogin Luise von Baden. 3. St.-A.-Rat Dr. v. Braunbehrens. 4. Betriebsleiter Schneider.

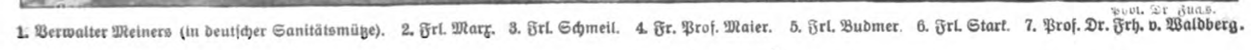
Oben: Kriegernachmittagsheim Heidelberg. Mitte: Drei Heidelberger Helferinnen in Volocz (Karpathen). Unten: Heidelberger Verband- und Erfrischungstelle „Großherzogin Luise von Baden“ in Volocz.

Heidelberger Kriegsfürsorge.

Phot. Beer.

Frl. Dröll. Frl. Weiß. Frl. Luckenbach.

Heidelberger Verband u. Erfrischungsstelle Grossherzogin Luise von Baden



1. Verwalter Meiners (in deutscher Sanitätsmütze). 2. Frl. Marx. 3. Frl. Schmeil. 4. Fr. Prof. Maier. 5. Frl. Budmer. 6. Frl. Stark. 7. Prof. Dr. Frh. v. Waldberg.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

16. Fortsetzung.

Erst als der Tee da stand und das Mädchen die Tür hinter sich geschlossen, fand Alma die Kraft, Mara eine Frage zu stellen: „Warum hast du denn Ottilie nicht auf ihren Brief geantwortet?..."

Mara schlug sich vor die Stirn: „Jessas Maria Joseph!"

Das hatte sie ganz vergessen. Die gute Ottilie sollte ihr „nur nit bees sein". Aber „es war halt gar nix zum Schreiben, und der Felix... ja, mein Gott... Alma... der Felix, der is ja wie mein Bub, net wahr? So an guter Kerl, wie der war, als noch mein seliger Mann g'lebt hat... na, was soll i dir derzähl'n — net wahr? Hätt sich ja ums ganze Leben bringen können... wann net der Paulsien so anständig g'wesen wär oder so verliebt in mein' Tochter! Aber er hat's doch net aus Schlechtigkeit getan, der Felix, net wahr? Sondern, weil er seinem Bruder hat helfen wollen, und weil er die Pieps... na, das weißt ja... weil er die Pieps gern g'habt hat..."

Alma zuckte nicht. Nur ihre Finger umschlossen fester den Henkel der Tasse. Sie lächelte.

„Was hat denn Felix damals gemacht?"

Sensationslüstern und mitteilsam, wie immer noch die ehemalige Choristin, neigte sich Frau Mara vor: „Aber du weißt doch... wie der Paul 's Geld gebraucht hat... wie ihm 's Wasser — da stand... da hat der Felix doch aus dem Safe von der Prinzessin... du weißt, was die Freundin war von meinem Mann — na, da hat er doch Papiere g'nommen... net wahr?"

Alma wiederholte mit versagender Stimme: „Papiere genommen... wie soll ich das verstehen?... Er hat Papiere genommen?"

Mara erschrak plötzlich. Wußte Alma Frank wirklich nichts von der ganzen Sache, hatte Ottilie ihr das verschwiegen, hatte...

Sie stellte ärgerlich die Tasse auf den Tisch zurück, rauchte eine Zigarette an.

„A geh... laß doch die alten G'schichten! Ka Mensch denkt mehr daran... ka Mensch..."

Alma Frank wiederholte, seltsam eigensinnig: „Er hat also die Papiere gestohlen... er hat gestohlen?..."

Mara nahm ihr die Tasse aus der Hand — die wäre noch mit allem Inhalt in Alma Franks Schoß gefallen.

„Alsdann, Almerl, was is denn — was machst denn für G'schichten — i hab mir's net denken können, daß du net g'wußt hast davon... jetzt seid's ihr doch bald zehn Jahre verheiratet!... Da habt's ihr doch Zeit g'habt, euch alles zu sagen, wie's unter Eheleuten sein muß! Der Felix is ja drum a net schlechter g'worden. Da hab i meinem Mann noch ganz andere Sachen verzeihn müssen..."

Alma weinte still vor sich hin.

Mara stand auf, strich ihr über das Haar, tupfte mit ihrem duftenden Tüchlein die nassen Wangen ab.

„Geh, Almerl, sei g'scheit! I glaub schon selber, das Berlin — das bekommt dein'm Felixel nit. Pack ihn z'sammen und bring ihn z' Hause."

„Was weißt du von ihm, Mara... ich bitte dich, sag' es mir, was du weißt...!"

Sie wagte nicht, die Schwägerin anzusehen; sie vergrub den Kopf in den Händen.

„Aber, Tschaperl... i kann dir doch nix sag'n... Nur halt, daß er bei mir g'wesen is a paarmal, und daß er sich a bissel a Geld g'liehen hat..."

„Wieviel?" fragte Alma hart.

„Na, so siebenhundert Markerln werden's sein. Aber das macht ja nix. I brauch ja mein Geld net auf, das i krieg. Da kann ruhig amal aner kommen und an bissel was verlangen. Und dem Felix — dem hab i's gern gegeben, weil er jetzt mein'm seligen Mann so ähnlich is... dem hätt i net nein sag'n können!"

„Aber schreiben hättest du uns es müssen — das wäre deine Pflicht gewesen, Mara..."

Pflicht... solche Worte mochte Mara nicht. Die hatten wieder so etwas Steifes, Hartes, Norddeutsches.

„Net amol lieb traurig sein" konnten diese Frauen!

Sie wickelte sich in ihren Schlafrock, setzte sich mit aufgeworfenen Lippen etwas abseits. Wie eine Schulaufgabe leierte sie herunter, was sie wußte: Erst hatte sie den Felix fast gar nicht gesehen. Nur in den letzten drei Wochen — da war er öfters gekommen. Hatte schlecht ausgeschaut, und sie hatte ihm geraten, nach Hause zu fahren. Zwei-, dreimal hatte er ihr einen „Messenkerl" geschickt und sie um ein paar hundert Mark gebeten. Einmal hatte er sie auch selbst um fünfhundert Mark ersucht — aber sie hatte nur vierhundert liegen gehabt, und die hatte sie ihm gegeben.

„Und mußt net bees' sein, Almerl, aber i hab mir denkt: Warum hält's denn den Felix so kurz, die Alma? Das g'hört sich doch net, daß an Mann bei der eignen Frau muß um Geld bitten! Es hat doch an jeder Mann a mal was G'heimes, nit...? Der Felix — das is doch ka solcher Lebemann net! Nur halt, wenn er sich a mal vergessen hätt... da braucht's die Frau, die eigene, doch net gleich in Zahlen ins Ausgabebuch zu schreiben... wie schaut denn das aus? Wann i das hätt tun wollen, da hät i mi ja, meiner Seel, schämen müssen, was meiner für an Hallodri war! Und so, Almerl, hat er's zahlt, und i hab's vergessen."

Alma Frank drückte ihr Tuch gegen die geschwollenen

*) Die Formel „Copyright by..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen

Augen, murmelte: „Ich will's ja auch vergessen . . . aber wissen muß ich es doch. Wo er ist . . . das muß ich doch wenigstens wissen."

Mara riß ihre immer noch großen, schönen Kuhaugen auf. Also im Sanatorium war er nicht, und ins Hotel war er die Nacht auch nicht zurückgekehrt? . . .

Jetzt weinte sie zur Gesellschaft mit, ganz gerührt von dem berechtigten Kummer der Schwägerin. Da war ja der Mann „ausg'rissen", wie so'n Sträfling aus'm Gefängnis ausreißt. So was hätte ihr der Paul net angetan . . . so was doch net . . .

„Ja, was machst denn jetzt, Almerl . . .? Weißt denn niemand in Berlin, der ihn kennt?"

Alma Frank dachte nach, drückte die Hände gegen die schmerzenden Schläfen. Sie schüttelte den Kopf.

„Die . . . die ihn kennen . . . sein Lehrer und die Frau . . . die sind nicht in Berlin . . . da ist er wohl mit . . ."

Plötzlich fiel ihr ein Name ein... Schöppke...
Und mit dem Namen die Adresse: Schöppke . . . Kaiserallee 20.

So hatte es auf der Depesche gestanden, die ihr Mann mit dem vielen Geld nach Berlin geschickt. Sie sprang auf . . . sah sich nach der Jacke um — nach dem Hut.

„Verzeih, Mara, ich will mal schnell wohin fahren... vielleicht erfahre ich da . . . Ein Herr Schöppke, kennst du ihn?"

Mara schüttelte den Kopf.

„Na, Almerl. Woher denn? . . . In Berlin! . . . Wann's noch Wien wär — da kennt aaner den andren, aber in Berlin! — Na, schau zu, daß d' ihn derwischt, den Herrn da . . . vielleicht triffst den Felixel dort. Sei net hart zu ihm . . . hörst? Sei a gut's Weiberl! Mir haben alle unser Kreiz zu tragen. Und wenn der Mann a mal g'fehlt hat... waaßt — wenn er net mehr is . . . da könnt man sich die Haar ausraufen weg'n jedem unfreundlichen Wort, das man g'sagt hat."

Sie drückte ihr weißes, gepudertes Gesicht gegen Almas Wangen, küßte sie auf den Mund.

„Grüß schön die Ottilie . . . das is an so braves, gutes Frauenzimmer . . . Da hab i doch noch lieber an Mann, mit dem i mi kampeln und um den i mi ängst'gen tu . . . als so gar nix wie die . . . Gib ihr an Bussi von mir. Und schreibst gleich, wann alles ins Gleiche kommen is! Hörst — schreibst — Bahnhaus, Semmering. I schick Euch a gleich an Ansichtskarten. Und sei gut mit dem Felix . . . hörst . . . so an lieber Bub war das . . . so an lieber Bub! . . . Und mit dem Geld pressiert's net, hörst? . . . Absolut net . . ."

Das Auto stand noch draußen. Mara winkte mit dem nassen Tüchel zum Balkon hinunter.

„Armer Hascher!"

Als das Auto um die Ecke gebogen war, stürzte sie an den Teetisch zurück, rief das Mädchen: „Marietscherl — tummelns Ihna . . . schnell packen . . . i trink derweil noch an Schalerl Tee . . . ganz matsch is mir im Mag'n. Jessas, Jessas . . . was es so Sachen gibt auf dera Welt . . .!"

Schöppke war gerade im Begriff auszugehen, als Frau Alma Frank sich anmelden ließ. Man führte sie in ein großes Zimmer, das prächtig und kalt eingerichtet war.

Ein kleiner Mann, der aussah wie ein Laufbote, kam hereingeschossen, einen Zigarrenstummel im Mundwinkel.

„Ja . . . bitte . .. Schöppke ist mein Name . . . in welcher Angelegenheit?"

Er stutzte, als er das verweinte, erschöpfte Gesicht sah.

„Bitte . . . setzen Sie sich."

Sie fiel in den nächststehenden Sessel — er stand vor ihr, die Zigarre im Mund, die Hände in den Taschen seiner mausgrauen Jacke.

„Wie war der Name, bitte?"

„Frau Alma Frank. Ich wollte mich . . . ich hätte gern . . . Sie sind, wie ich hörte, in Geschäftsverbindung mit meinem Mann . . ."

Schöppke trat einige Schritte zurück, kniff mißtrauisch die Augen zusammen.

„Geschäftsverbindung? Nee . . . Ich weiß von keinem Geschäft. Ich habe eine Agentur für Zigarren . . ."

Alma Frank fühlte, wie ihr der Atem versagte. Ganz leise, bittend murmelte sie: „Aber ich habe doch die Depesche meines Mannes gelesen, als er Ihnen die viertausend Mark schickte — ‚zur Verteilung'..."

Schöppke knöpfte ärgerlich sein Jackett zu.

„Na — das ist doch kein Geschäft gewesen — das war eine Gefälligkeit, die ich ihm erwiesen habe. Er hatte auf ein paar Pferde setzen wollen und hatte mich gebeten . . ."

Alma Frank sah ihn groß an: „Wieso auf ein paar Pferde . . .?"

Schöppke ging an ein maurisches Tischchen, rauchte seine erkaltete Zigarre an.

„Na ja . . . er wettet doch schon eine ganze Weile. Ich hab ihn genug gewarnt! Aber ihm war ja nicht zu raten."

Alma Frank nahm alles an Kraft zusammen, was ihr übriggeblieben war: „Ja, natürlich . . . wir hofften zu gewinnen. Wir wußten nicht, daß das so teuer ist."

Der Mann unterdrückte ein Lachen. Na ja — wenn solche Leute zu wetten anfingen, so ins Blaue hinein, dann war bald Schluß mit ihnen . . . Aber was ging ihn das an?

„Sie mußten doch wissen, was Sie dranwenden konnten, liebe Frau. Wenn Kolonne gestern nicht versagt hätte — dann wären Sie jetzt feine raus!"

Sie wiederholte mechanisch: „Ja — nun hat aber Kolonne versagt."

Schöppke knöpfte das Jackett wieder auf, stellte sich breitspurig vor sie hin.

„Na eben, liebe Frau . . . eben . . . Was wollen Sie da machen? Ihr Mann hat eben kein Glück gehabt . . . hat ja auch viel zu hoch angefangen. Da kommt's natürlich zusammen . . . Sechstausend auf Kolonne . . . Wahnsinn! Ich selber habe bloß fünfhundert drauf gehabt. Achtzig für zehn hätte es sicher gegeben — wäre auch ganz schön gewesen. Wer macht denn immer gleich Gewaltsachen?"

Alma Frank nickte.



die Rede davon, daß er zum Leiter eines großen städtischen Krankenhauses ernannt werden sollte. Man wartete nur auf den „Sanitätsrat". Der war nur mehr eine Frage von Monaten oder Wochen. Dort konnte man ganz anders arbeiten. Und dann übergab er Ertzky vielleicht die Klinik. — —

Frau Elise Graebner schluckte plötzlich schwer. Ja wieso denn . . Sanatorium — Klinik — Ihr war, als säße sie im Leeren.

Sie ging zu ihren Büchern. Arbeitete eine Weile, stand auf, ging hinüber zu Hans.

Das Zimmer war leer, wie meist jetzt. Er genoß seine Ferien. Sie konnte es ihm nicht verdenken. Aber es war doch merkwürdig, daß sie nie recht wußte, wo er sich gerade herumtrieb.

Gestern, als sie Besorgungen machte, hatte sie ihn zu sehen geglaubt neben einer jungen Dame. Aber sie hatte ihnen doch nicht nachlaufen können, um sich zu überzeugen, daß es vielleicht doch nicht der Junge war!

Langsam ging sie wieder zurück in ihr Arbeitzimmer, setzte sich an die Arbeit, rechnete, schrieb Quittungen aus, beantwortete die Briefe, verteilte die Korrespondenz. . . .

Ganz früh am Morgen wachte sie auf. Ihr war, als ginge jemand im Gang, als klappte eine Tür zu. Sie warf einen Schlafrock über, schlüpfte in die Schuhe.

„Wer ist da. . . . Ich frage, wer da ist? . . ."

Die Tür zum Zimmer ihres Mannes war weit auf. Sie sah, wie er gerade den Rock umwarf, lang baumelte der nachlässig geknotete Schlips über dem Hemd ohne Weste, seine Füße steckten in ledernen, absatzlosen Schlafschuhen.

„Was machst du denn, Julius? Hat man telephoniert?"

Wenn ein Kranker aus der Stadt ihn anrief, dann zog er sich doch ordentlich an! War er so verschlafen, daß . . .

Er sah sich nicht um nach ihr, strich mit der Bürste hastig über sein Haar, langte nach seiner Uhr, die auf dem Nachttisch lag.

„Nee . . . aus der Klinik . . . ich hatte angeordnet, daß man mich weckt, wenn eine Operation erforderlich ist. Wenn ich 'rüberschicke, muß Ertzky geweckt werden . . ."

Er stürzte an ihr vorbei, schlug nicht einmal die Tür hinter sich zu. Sie hörte das Aufklatschen seiner Schuhe auf den regenfeuchten Asphalt, sie sah die Enden seiner Krawatte im Morgenwinde abstehen, wie auf Draht gezogen, sah, wie er zwei Stufen auf einmal nahm und mit einem Satz in der offengehaltenen Tür der Klinik verschwand.

So hatte sie ihn nie gesehen — so kannte sie ihn nicht. Hatte er durch eigene Schuld etwas versäumt dort drüben?

In der Klinik drüben brannte das elektrische Licht. Auf dem Glastisch — umgeben von Schwestern und Aerzten — lag ein toter Mann.

„Wir müssen die Todesursache feststellen", sagte Dr. Julius Graebner.

Er stand da — ungebeugt — ein Fanatiker seiner Idee, seiner Wissenschaft.

Die Untersuchung hatte die Todesursache nicht einwandfrei, klar, über allen Zweifel erhaben festzustellen vermocht. Nichts hatte der Arzt erfahren. Nichts hatte der Tote verraten, um die anderen, die noch Lebenden zu retten oder zu schützen. Nur den Zweifel hatte er hinterlassen, das Bewußtsein einer immer schwereren Verantwortung, einer immer drohenderen Gefahr.

* * *

Dr. Ertzky ging hinüber in die Klinik, ein Zeitungsblatt in der Hand. In Fettdruck stand da geschrieben: „Die Vorgänge im Graebner-Sanatorium!" „Hinter den Kulissen des Graebner-Sanatoriums!" „Ein sensationeller Todesfall!"

„Ich muß Sie sprechen, Kollege Graebner . . . unbedingt sprechen."

„So . . . ja . . . gern. . . ."

Es war noch in den Morgenstunden, die Visite der Kranken kaum beendet.

„Ich habe nur noch drei Betten, Kollege. . . ."

Aber Ertzky wollte von keinem Aufschub wissen. Leicht gereizt fragte Graebner: „Na also . . . was ist denn?"

„Ich bin von sechs verschiedenen Seiten auf diesen Artikel hin angeläutet worden. Wie stellen Sie sich dazu? . . ."

Dr. Graebner setzte einen Fuß auf seinen drehbaren Stuhl, schlug mit dem Handrücken das Blatt glatt — überflog den Artikel, zuckte die Achseln.

„Lächerlich das alles. . . . Wenn Sie mich deshalb sprechen wollten, lieber Ertzky . . . ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme . . . aber deshalb? . . ."

Er warf die Zeitung geringschätzig auf den Tisch.

Ertzky beherrschte sich. Er war zu lebhaft gewesen, zu sichtbar empört. Das wirkte nicht. Er mußte leise sprechen — die Silben dehnen . . . sich vor allem setzen. So mit zwei Worten war die Sache nicht abgetan!

„Sie müssen eine Entgegnung schreiben, Kollege — unbedingt eine Aufklärung geben!"

Graebner lächelte.

„Aber fällt mir ja gar nicht ein, lieber Kollege. . . . Das ist ja alles so dumm, ist keinen Tropfen Tinte wert. Da will ich Ihnen was anderes sagen: kommen Sie mit mir rum — ich habe da einen Fall, der wird Sie interessieren!"

„So . . . ja. . . ."

Graebner beachtete den zögernden, widerstrebenden Ton nicht, war viel zu sehr erfüllt von dem, was ihn beschäftigte, auch viel zu sehr überzeugt vom ehrlichen, sachlichen Interesse Ertzkys. Er riß an seinem weißen Mantel, wurde plötzlich ungeduldig, schlug mit dem Papiermesser auf sein Knie.

„Na . . . also . . . Kollege . . . was wollen Sie eigentlich von mir?"

Ertzky legte die Fingerspitzen aneinander, sagte, ohne Graebner anzusehen: „Nichts, als daß Sie eine Berichtigung schicken, wie die Sache sich verhalten hat, und daß sie nicht mit dem Sanatorium zusammenhängt, sondern mit der Klinik . . . nicht wahr, verehrter Kollege — den Gefallen tun Sie mir?"

Ein etwas spöttisches Lächeln war die Antwort.

„Ihnen? Warum Ihnen?"

Ertzky strich sich über seinen dunklen Schnurrbart,

knipste ein Stäubchen von seinem Rockkragen ab, sprach jetzt sehr bestimmt, sehr ehrerbietig zu dem Manne, den er als Menschen und Arzt gleich schätzte.

„Weil ich, verehrter Kollege, durch diesen Artikel empfindlich geschädigt werde. Das Graebnersanatorium . . . lebt jetzt von den Mitteln, die ich ihm zuführe. Ich selbst besitze kein Vermögen, wie Sie wissen, ich muß das eingeschlossene Geld verzinsen und zurückzahlen. Das kann ich nur . . . wenn ich Patienten habe. Solche Artikel — die verscheuchen aber die Patienten. Sie müssen mich nicht mißverstehen, Kollege, wenn ich Sie dringend, sehr dringend bitte . . .“

Doktor Julius Graebner wendete sich ab, fuhr sich mit der blanken Hand über das glattrasierte Gesicht.

Mißverstehen . . . Da gab's ja gar nichts mißzuverstehen! Das war so einfach — so klar . . . das war so, wie sie alle sprachen, die Geld erwerben wollten, wie Elise sprach . . .

Er selbst hatte es ja immer nur ausgegeben, das Geld. Eigenes und erworbenes . . . ausgegeben! Für seine Klinik, seine Forschungen, seine Instrumente.

Um zahlreiche Patienten hatte er sich nie gerissen, hatte sie nie herangeholt. Um die Öffentlichkeit hatte er sich nie gekümmert. Und nun sollte er — „Berichtigungen“ schreiben? Er hatte schon einmal „erklären“ müssen — und so sauer wie diese arg nach Entschuldigungen schmeckenden Briefe an die Herren Geheimräte war ihm nicht bald etwas geworden.

„Nee, nee, lieber Ertzky, das müssen Sie nicht von mir verlangen — das liegt mir nicht! So was bringe ich nicht recht zusammen . . .“

Er hatte große Lust, ehrlich aufzulachen. Wie konnte ein so kluger, so vernünftiger Kerl wie Ertzky . . . Aber gleich darauf packte ihn wieder die Ungeduld. Er hatte jetzt anderes zu tun, als sich mit ihm wegen einer dummen Berichtigung herumzubalgen.

„Nichts für ungut, lieber Ertzky, die warten dort auf mich!“

Ertzky stand auf, biß sich auf die Lippe.

„Dann, verehrter Kollege, bleibt mir nichts anderes übrig, als —

„Als selbst zu schreiben — selbstverständlich.“

Ertzky schob ärgerlich den Sessel von sich.

„Aber das sieht aus wie ein Angriff, Kollege, und ich will . . . ich darf Sie nicht angreifen . . . ich bin doch kein . . .“

Wozu zwang ihn denn der Mann in seiner unbegreiflichen Halsstarrigkeit? Er wußte, was er ihm verdankte, schätzte, verehrte ihn — aber er konnte doch nicht seine Existenz aufs Spiel setzen um seinetwillen — das konnte niemand von ihm verlangen . . . auch Graebner nicht.

Doktor Julius Graebner kreuzte die Arme über der Brust, und der Blick seiner hellen Augen richtete sich gerade und durchdringend auf den jungen Arzt.

„Wenn ich wüßte, ganz einwandfrei wüßte, daß ich mit dieser Berichtigung irgend etwas für Sie erreichen oder ändern würde — gut. Aber ich erreiche nichts. Graebner-Sanatorium — Graebner-Klinik — wo sind da die Unterschiede — der Öffentlichkeit gegenüber? Glauben Sie . . . bei mir steht nicht noch mehr auf dem Spiel?“

Seine Stimme wurde ganz dunkel von unterdrückter Erregung, und fahle Blässe legte sich auf seine Wangen.

„Oder wissen Sie es etwa nicht, daß sich eine Untersuchungskommission gebildet hat, die mir jetzt in meine Klinik hineinschnüffeln und mir Zensuren erteilen wird? Wissen Sie es nicht, daß ich Schweigegelder gegeben haben soll — sie unwissentlich wohl auch gegeben habe aus Gutmütigkeit, aus Unbedachtsamkeit . . . aus . . .? Was weiß ich, aus welchem Grunde! Vielleicht, weil im Nebenzimmer jemand war, den — ich sprechen mußte — und ich ein tolles Frauenzimmer los werden wollte, die mich aufhielt. Wissen Sie, daß seit Wochen sich irgend jemand das Vergnügen macht aufzuschreiben, wie oft der Leichenwagen aus meinem Hof hinausfährt? Daß ich nach jedem Todesfall hier anonyme Zuschriften bekomme und Drohungen? Wissen Sie, daß ich Selbstanzeige gegen mich erstattet habe, um endlich Ruhe zu haben . . .? Und da verlangen Sie von mir, ich soll ‚berichtigen'? Ich habe nichts zu berichtigen! Lieber Freund! Was ich getan habe — das will ich verantworten! Verantworten, Ertzky — nicht ‚berichtigen'!“

Ertzky stand mitten im hellen Sprechzimmer und verwünschte, daß er gekommen war. Der Mann war eine Gefahr. Eine Gefahr für den Stand, dem er angehörte, eine Gefahr für ihn selbst, der sich an seinem Namen hochgerankt hatte!

„Im Interresse ihrer künftigen Stellung, Kollege — hätten Sie vorsichtig sein müssen . . .“

Es lag etwas Beschwörendes in Ertzkys Stimme, die Aufwallung eines echten, starken Gefühls.

Graebner stemmte die Fäuste in die Taschen seines Mantels, blickte finster zu Boden. Wie wenig doch auch Ertzky ihn verstand! . . .

„Durch Vorsicht, lieber Ertzky, hat noch nie jemand sein Schicksal gelenkt oder einen Zufall gehindert! Und die Stellung, von der Sie sprechen — sie konnte wohl eine Krönung meiner Arbeit sein — nicht aber ihre Begründung . . .“

Seine Schultern zogen sich zusammen. Sein Kopf mit den scharfgeschnittenen Zügen fiel schwer auf die Brust. Sanitätsrat! Er hatte früher immer gelächelt über den Titel, auf den Doktor Ertzky angespielt hatte, der den Jahren galt und nicht den Verdiensten.

Von außen wurde an die Tür geklopft; der Diener meldete: „Herr Doktor Ertzky wird im Sanatorium verlangt.“

Und als die Tür wieder zufiel, fragte Graebner: „Nun, Ertzky, wollen Sie noch etwas von mir?“

Nein. Ertzky wollte nichts mehr. Helfen mußte er sich selbst. So oder so . . . und mit äußerster Energie. Aber dem Manne die Hand drücken, das wollte er.

Und er tat es, wie einer, der dankt und — Abschied nimmt.

Doktor Julius Graebner blieb allein.

* * *

Kühle Windstöße rissen das gelbe Laub von den Bäumen, und plötzliche Regenschauer schnitten Riefen in die aufgeweichte Erde.



„Er hätte ... weniger setzen sollen.“

Schöppke lächelte gutmütig.

„Na ja ... nun hatte er ja ein bißchen viel reinzuholen. Prolongieren lassen sich die Wechsel nicht ...“

Alma Frank blickte wie entgeistert.

„Wechsel ... was für Wechsel? ...“

Schöppke ging an den Schreibtisch, holte einen Schlüssel aus der Westentasche.

„Ich habe die Akzepte in Verwahrung bekommen. Hier ... da sehen Sie ... viertausend Mark und hier siebentausend Mark ... Bei mir liegen sie sicher, ich geb sie nicht weiter. Alles hochanständig. Aber, nicht wahr ... wenn sie fällig sind, dann kann ich ja ooch nichts machen. Ich habe ihn gewarnt genug!“

„Und wann sind sie fällig?“

Wie einen Kloß hatte sie im Munde.

Schöppke schlug die Lade zu und drehte den Schlüssel ab.

„Der eine übermorgen, der andere in acht Tagen. Hat Ihr Mann Ihnen das nicht gesagt?“

„Doch, doch ... ich hatte es nur ... ich hatte es nur vergessen.“

Schöppke schüttelte mißbilligend den Kopf.

„So was vergißt man doch nicht, liebe Frau ... Geschäft ist Geschäft ... und Sie sind ja Geschäftsfrau ... Wechselklagen, das möchten Sie doch nicht gern haben, was?“

Sie erhob sich, so langsam und schwer, als wäre sie gelähmt. Sie sagte: „Die Wechsel werden eingelöst — selbstverständlich.“

Sie dachte: Das Sommerhäuschen muß verkauft werden. Sie wußte einen, der es längst kaufen wollte. Aus dem Geschäft konnte sie kein Geld mehr ziehen. Das Sommerhäuschen mußte dran — die Stätte ihrer schönsten Erinnerungen, ihrer Hoffnungen und Träume.

Da gab's nichts mehr ... das mußte dran. Nur am Namen durfte nichts hängenbleiben, und das Geschäft mußte weiter bestehen ... das Brot für ihre Kinder ... das alte Haus am Markt, der Unterschlupf für sie alle ...

„Die Wechsel werden eingelöst“, wiederholte sie.

Sie ging bis zur Mitte des Zimmers.

„Ich habe mich mit meinem Mann verfehlt ... wissen Sie nicht ... wo er heute ist?“

Schöppke wurde plötzlich höflich, fast beflissen.

„Nein, gnädige Frau ... soll ich ihn antelephonieren im Hotel?“

„Bitte ... ja“

Er ging an den Apparat, verlangte, ohne nachzuschlagen, die Nummer.

„... Hier Schöppke ... Ist Herr Frank auf seinem Zimmer? ... Nein? ... Wann kommt er denn ... Sie wissen nicht? ... Wo ist er denn ...?“

Plötzlich sagte eine Stimme, ganz rauh, ganz heiser: „Danke ... Herr Schöppke ... ich weiß, wo er ist ... ich weiß ... danke ...“

Er lief voraus, öffnete die Türen. Die Frau war ihm unheimlich. Die sollte nur machen, daß sie wegkam! Nur „keene Tragödien!“ in seiner Wohnung! Was draußen geschah — kümmerte ihn nicht. Aber nur nich bei ihm ... Was ging ihn das an? ... Er wusch seine Hände in Unschuld ... wenn die Leute über ihre Verhältnisse setzten, wenn sie spielten — er konnte nicht ihr Bankkonto ausschnüffeln vorher ... das war deren Sache! ...

„Bismarckstraße — Sanatorium Graebner ...“

Alma Frank saß wieder im Auto. Sie wußte nicht mehr, wo sie ihn suchen sollte, ihren Mann ... Sie stöhnte in das laute Gebrause der Stadt hinein: „O Gott ... o Gott ...!“ Vielleicht lebte er nicht mehr in diesem selben Augenblick ... lag irgendwo mit durchschossener Schläfe, wie es jeden Tag in den Zeitungen zu lesen war ... oder auf dem Grunde eines Kanals ... eines Sees ... draußen ... wo die Ausflügler in Kähnen ruderten.

„O Gott ... Felix ... Ottilie ... die Kinder ...“ Was sollte sie tun ... wie konnte sie es verhindern ... das Furchtbare ... Entsetzliche. „Lieber Gott im Himmel ... lieber Gott im Himmel ...“

Sie stand im Arbeitzimmer der Frau Elise Graebner: „Ich habe ihn ... nicht gefunden ... Was mache ich ... liebe Frau ... Was mache ich ... Er hat gespielt ... alles verspielt ... alles ... jetzt hat er sich ... jetzt hat er ... sich was angetan ...“

Die Worte kamen über ihre Lippen — sie wußte es selbst nicht wie. Und der Zorn stieg in ihr auf, der kochende, bebende, alles bespeiende Zorn, der sich nicht kannte, der tobte — ohne zu wissen, wo ... ohne zu wissen, was er ausspie ...

„Gestohlen ... betrogen ... hat er ... verjuxt, verspielt hat er ... alles ... hier ... hier in Berlin, der Elende ... seine Kinder bestohlen ... seine Schwester, seine Frau betrogen ...“

Elise Graebner sagte kein Wort. Sie hielt die rasende Frau an sich gedrückt — leidvoll, verstehend ... bleich ... erschüttert ...

Und dann starrte die Frau vor sich — so grün im Gesicht ... so stumm ... Das war schrecklicher, als das Toben vorher.

„Kommen Sie ... ich will Sie auf ein Zimmer führen, Sie müssen sich jetzt ausruhen ... ich werde Ihnen Tropfen bringen. Wenn Sie sich erholt haben, dann beraten wir ... ganz ruhig beraten wir dann ...“

Sie stützte Alma Frank, die willenlos ihr im Arm hing, winkte dem Hausmädchen ab und einer Schwester, die ihr entgegenkamen.

Im zweiten Stock war noch ein Zimmer frei. Sie dachte in diesem Augenblick gar nicht daran, daß es das Zimmer von Felix gewesen. Nur Alma stöhnte plötzlich auf, erkannte es: Da ... hier hat es angefangen ... hier. ...“

„Kommen Sie ... Ruhe ... Ruhe. ...“

Elise Graebner schlug den Vorhang des Alkovens zurück ... Alma Frank wankte zum Bett. ...

Beide Frauen stießen einen Schrei aus. Einen gellenden, entsetzten Schrei.

Die Arme auseinandergeschlagen, wie gekreuzigt, die Beine gestreckt, das Gesicht eingefallen, grauweiß, das Haar verwirrt, ohne Kragen und Jacke — so lag Felix Frank auf dem Bett.

„Felix . . . Felix . . .!"

Mit vorgestreckten Händen, tastend, warf Alma Frank sich über ihn, rüttelte ihn an den Schultern . . .

„Felix . . . Felix. . . ."

Er bewegte die Lippen . . . schlug die Augen auf . . . wie verglast blickten sie unter den von fast sechsunddreißigstündigem Schlaf beschwerten Lidern hervor.

Ein Jauchzen drang an sein Ohr: „Bubel . . . Liebes . . . Bubel. . . ."

Ein Ruck, er stieß sie von sich, richtete sich auf.

„Alma. . . ."

Er schlug die Hände vor die Augen, fiel mit dem Gesicht zurück in die Kissen.

Alma Frank aber irrte mit zitternden Händen über sein Haar, seinen Hals, seine zuckenden Schultern, und wie jubelnd stürzten ihr die Worte über die Lippen: „Ich weiß alles, Bubel . . . es macht nichts . . . es wird alles gut . . . alles wird gut . . . die Wechsel werden bezahlt. Alles . . . die Kinder warten auf dich . . . Bubel, liebes! Tille grüßt . . . Hahnke kann nicht allein mehr fertig werden . . . es ist ja alles gut. . . ."

Felix Frank breitete beide Arme aus, schloß ihren Kopf an seine Brust, und ein leises, zitterndes, erlösendes: „Du . . . gute . . . du . . . liebe . . . du . . heilige, gute Frau, du. . .!" rang sich von seinen Lippen.

Frau Elise Graebner saß in ihrem kleinen Zimmer. Sie weinte bitterlich.

* * *

Frau Elise Graebner hatte seit langem kaum einen ruhigen Augenblick gehabt.

Es fehlte die gewohnte Umsicht, das stille, umsichtige Walten, das sie so verwöhnt hatte. Sie bat ihren Mann, ihr einen Arzt zu empfehlen. Ob nicht Ertzky vielleicht?

Graebner blies die Ringel seiner Zigarre in die Luft, unterdrückte ein leises Lächeln. Der Ertzky imponierte ihr wohl, seitdem ein diskretes Bändchen sein Knopfloch zierte. Na ja, er hatte sich mächtig herausgemacht, der kleine Landdoktor von der polnischen Grenze! Hatte viel gelernt bei seinem kurzen „Gastspiel" am großherzoglichen Hof: gemessenes Wesen, leises Sprechen — der übte sich wohl die Hofmanieren vor dem Spiegel ein? Macht nichts, er hatte nach wie vor was übrig für den „verdammten Slowaken", wie der alte Doktor Möller ihn scherzweise genannt. Das mochte wohl noch immer mit Glidien zusammenhängen, und daß er mit ihm über den „Fall" sprechen konnte und dabei manchmal der Name der Frau fiel, die auch Ertzky kannte. So ein ganz geheimes, lockeres Band war es, daß ihn an ihn fesselte. So eine kleine, heimliche Gymnasiastenromantik, eine lächerliche Entschädigung für alles, was er entbehrte, vermißte.

Nun, wenn Ertzky jetzt schon in die breite Behaglichkeit der Versorgung hineinsegeln wollte — er bot ihm gern die Hand dazu.

„Ja gewiß, Ertzky — das ist eine Idee!"

Und er versprach, selbst mit ihm darüber zu sprechen. Natürlich nur als Kollege zu Kollege — —

„Das Geschäftliche, liebe Elise — das ist deine Sache."

Ertzky ließ sich bitten, stellte Bedingungen. Das Sanatorium hatte keinen Charakter, war nur eine bessere Pension mit ärztlicher Aufsicht — da hatte Kollege Graebner ganz recht. Für ein Erholungsheim war die Bismarckstraße nicht der richtige Ort und auch seine Persönlichkeit nicht die richtige. Das mußte ganz anders angepackt werden.

Sie nickte ziemlich verständnislos — bis jetzt war es doch immer gegangen. Sie war immer zufrieden gewesen, nur die „Umbauten". . . .

Er schüttelte den Kopf. Nein, das verstand sie nicht als Frau. Ihr Mann war eine Gelehrtennatur, hatte das Interesse nicht dafür gehabt, und Baumann war ein Dilettant, der seinen Doktortitel anwendete. Da gehörte ein Mensch her, praktisch und zielbewußt, ein Arzt, der wissenschaftlich bestehen konnte und — Verbindungen hatte.

Sie beugte sich unwillkürlich seiner bestimmten, abtuenden Art. Sie mußte auch Zeit gewinnen für die Ordnung ihrer pekuniären Angelegenheiten, Geld — das war das erste! Wie er es hereinbrachte, ob mit seiner Wissenschaftlichkeit oder den Salontalenten eines Baumann — das war seine Sache. Im Gegenteil, sie neigte eher zur Wissenschaftlichkeit, zur gemäßigten natürlich, die sich in bewährten Bahnen bewegte. Was ihr augenblicklich fehlte, war Betriebskapital. Auch das wollte Ertzky aufbringen, freilich nicht zur Deckung alter Verpflichtungen! Damit mußte sie allein fertig werden. Das war ja auch nur recht und billig. Das machte wohl jeder zur Bedingung. Die Erfahrung hatte sie bereits gemacht. Ihre Leute hinziehen, sich mit ihnen zu einem bequemen Zahlungsmodus einigen — das konnte sie. Neue Gelder waren nicht sobald von ihnen zu erwarten. Und fremdes Geld von uninteressierten Personen aufnehmen — das wäre ihr vorgekommen wie ein leichtsinniges Schuldenmachen. Mit Ertzky verstand sie sich noch am besten, und vielleicht wußte ihr Mann ihr Dank dafür, daß sie gerade ihn genommen, den er als Kollegen schätzte.

So zog denn Dr. Ertzky ins Graebner-Sanatorium, und Frau Elise thronte, ohne daß es ihr recht zum Bewußtsein kam, nur als ehrliche, erprobte Buchhalterin vor ihrem Rollschreibtisch und verwahrte nach wie vor den Schlüssel zum Geldschrank in ihrem blonden Chignon.

Aber die Ruhe fehlte ihr noch immer — nicht nur äußere, auch innere Ruhe. Sie konnte nicht mehr so lange unbeweglich auf einem Fleck sitzen, immer mußte sie ans Fenster, immer mußte sie hinübersehen zu den milchigen Scheiben, immer zum Eingang der Klinik herüberspähen.

Sie fragte das Mädchen: „Wann ist mein Mann hinübergegangen?"

Sie schickte den Jungen in die Klinik: Ob der Herr Doktor zu Tisch herüberkommen würde?

Sie ging in die Garage: Wohin der Herr Doktor heute fahren müßte?

Seitdem er aus Glidien zurückgekommen war, war er stiller und finsterer als früher, arbeitete länger und unermüdlicher als je.

Durch Ertzky wußte sie, daß er an einem Serum arbeitete — daß seine Versuche an Tieren einige glänzende Resultate ergeben hätten.

Der Name ihres Mannes brach sich Bahn. Es war

Percy Well, im grauen Sweater, Sandalen an den Füßen, nagelte eine Holzkiste zu im Hof der Karlshorster Villa. Seine Frau stopfte in eine andere Kissen, Decken und Wäsche.

Heu lag überall herum, Sägespäne, Papier. Vier große, bereits zugenagelte Kisten standen zwischen Stall und Schuppen — da, wo früher die weiße Gartenbank gestanden.

Hans Graebner saß im leeren Stall auf einem Holzschemel, die Ellbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt.

Nun war's aus. Nur der hübsche braune Sattel hing noch an einem Haken, und ein bißchen Hafer in den Futterkrippen zeigte, daß hier Pferde gestanden.

„Jimmy . . . Jimmychen . . ." murmelte er.

Wo war die jetzt . . .?

Wie ein Pferdedieb hatte der verdammte Engländer sich eingeschlichen, hatte Jimmy fortgeführt — war selbst verschwunden . . . Die feine karrierte Decke war auch mit . . . mit dem großen, roten H. G. in der Ecke! Na . . . das war noch gut . . . da fror sie nicht, die Jimmy! Sein einziges Jimmychen . . .!

Frau Percy Well kam in den Stall.

„Dacht ich's doch! Aber, Hänseken — das hat doch keinen Zweck! Das is nu mal so mit Pferden . . . die kosten zu viel. Schaff dir 'nen Köter an . . . den bringt man immer durch. Ich weiß einen Züchter — da kann ich dir die Adresse geben. Bulldoggen hat er und Terrier — pikfein, sag ich dir!"

Hans Graebner schüttelte den Kopf, sah verbissen vor sich hin.

Was machte er sich aus Hunden — die mochten ja auch ganz nett sein — aber was war das gegen ein Pferd? Gegen sein Pferd . . . sein Jimmychen — — —

Frau Percy Well strich ihm über den runden, kurzgeschorenen Kopf.

„Weißte was, Hänseken? Komm mit nach England! Lernst dort Jockei bei Percy . . . kannst bei uns wohnen, hast Pferde zu reiten genug! . . . Hier is ja doch nischt! . . ."

Sie schimpfte auf Deutschland, seit ihrem Mann die Reitlizenz für Deutschland auf ein Jahr entzogen worden war. Nun hatte sie genug von den deutschen Bahnen. Aber sie würden noch kommen, ihren Percy kniefällig bitten zu reiten! Er leistete es sich dann — „No!" sagen zu können! Heilig leistete er sich das! Ihre Brillanten hätte sie verschmerzt, aber die Disqualifikation — das wurmte sie! Aber Percy war noch jung und gerade jetzt in guter Form. Der setzte sich schon durch!

Hans rührte sich nicht. Jeder Hammerschlag, der vom Hofe her zu ihm drang, ging ihm durch und durch. Noch morgen, noch übermorgen — dann wurden auch die grünen Holzläden zugeklopft vor den Fenstern, und die kleine Karlshorster Villa war geschlossen. Dann konnte er nicht mal mehr im Stall sitzen, vor der Box, die einst Jimmy O'Brien gehört hatte! — — — — —

In Sekunda war er jetzt.

„Na, was ist los, Graebner, was haben Sie für Flausen im Kopf? Was ist los? Wiederholen Sie mal, was ich jetzt eben gesagt habe. Wovon habe ich eben gesprochen?"

Keine Ahnung hatte er. Er gab sich auch nicht einmal die Mühe, es zu verbergen. Die zum Teil neuen Lehrer schüttelten die Köpfe. Wer hatte ihnen denn nur das Märchen aufgebunden von dem begabten Schüler, den sie in ihre Klasse bekommen würden? Sie merkten nichts davon. Stumpf war er, uninteressiert! Die schriftlichen Arbeiten schluderte er herunter, kaum auf eine Frage wußte er eine richtige Antwort! Zweimal hatte er schon nachsitzen müssen . . .

Am Sonntag, zu der Stunde, da Hans Graebner wie immer herausgekommen war, stand eine Autodroschke vor der kleinen Karlshorster Villa, und Percy Well stieg mit seiner Frau zum letztenmal die Stufen hinab, um zur Bahn zu fahren. Sie hatten beide Reiseanzüge aus gleichem englischen Stoff und gleiche braune Derbyhandschuhe an den Fingern.

„Hallo, my boy! Laß dir's gut gehn und — hoffentlich sehe ich dich bald!"

Ganz steif stand er da, die Zähne aufeinandergepreßt, die Daumen eingehakt in die Taschen seines blauen Mantels. Ganz weit auf hielt er die Augen, damit sich nur ja nichts hineinstahl, was ihm „weibisch" erschienen wäre. Nur seine Lippen zuckten.

„. . . Tjö . . . Mister Well . . . tjö . . . Frau Percy" . . .

Sie lachte ihn an — gutmütig und sichtlich bewegt.

„Na, so gib mir doch schon einen Kuß zu guter Letzt, du dummer Junge."

Und zum zweitenmal berührten ihre frischen Lippen seinen Mund.

Diesmal wehrte er sich nicht. Er fühlte auch nichts als Traurigkeit. Eine unermeßliche tote Leere.

„Gute Frau Percy" . . .

Er wandte sich rasch ab, stemmte die Faust abwechselnd gegen jedes Auge.

Das Auto ratterte los.

„Mister Krähahn" . . .

Sie warf ihm Kußhände zu, Percy Well schwenkte die Mütze.

Hans Graebner hatte nicht mit der Mütze gewinkt. Er sah nur dem Wagen nach, so lange er einen kleinen schwarzen Punkt unterscheiden konnte. Dabei biß er sich die Lippe blutig und riß die Taschen seines Mantels aus.

Irgendein fremder, alter Mann, den er nie gesehen hatte, ging mit schweren Schaftstiefeln durch die leeren Zimmer, daß es herausschallte bis auf die Straße, kam dann heraus, verschloß die Haustür. Dann schlug er die Fensterläden zusammen, klopfte die Riegel hoch mit einem Hammer. Nun ging er über den Hof in den Stall.

„Wollen Se mir helfen, junger Herr — ick hab's Reißen im Arm, und die Stalltür is so schwer" . . .

Hans Graebner schob den Alten zur Seite.

„. . . So geht es auch nicht. Die Tür hat sich gesenkt, da müssen Sie heben mit der Schulter . . . soo . . . Und nun geben Sie den Balken her."

Er legte den Balken vor, drehte den Schlüssel im

Hängeschloß um — — So hatte er die Stalltür nie gesehen. Nun war es wirklich aus.

Nun kam Jimmy O'Brien wirklich nie mehr in die alte Box!

Er kehrte sich ab und ging mit großen, eiligen Schritten zum Ausgang. Im Vorgärtchen bückte er sich — ganz rasch und heimlich. Eine Herbstblume — von allen die letzte — ragte aus dem von Wind und Regen verwüsteten Beet hervor. Die nahm er mit.

Sie hatte gelbe seidige Blätter und einen dunkelbraunen, samtweichen Kelch. So gelb und seidig war das Fell — so dunkelbraun und samtweich waren die Augen von Jimmy O'Brien gewesen.

Dann ging er zum Bahnhof und fuhr nach Hause.

* * *

Elise Graebner kam aus der Kirche. Rote Flecken brannten auf ihren Wangen.

Sie hatte Hans mitnehmen wollen, aber er war nirgends zu finden gewesen. Von Fremden mochte sie niemand neben sich haben.

Später als sonst war sie hingegangen, kurz bevor die Predigt anfing, und dann hatte sie gewartet, bis der Menschenstrom sich verteilt hatte.

Der „Fall Graebner" war nicht unbemerkt geblieben. Einige Damen warteten am Ausgang auf sie. Alle sehr neugierig, sehr sensationslüstern, etwas Näheres zu hören über den „Fall Graebner", der seit Wochen da und dort in der Presse auftauchte. . . .

Warum denn die liebe Frau Doktor so lange nicht zu sehen gewesen wäre?

Natürlich glaubte niemand ein Wort von den Beschuldigungen.

Aber ihre Wirkung auf die Frau mußte man sich doch ansehen und zu erfahren suchen, ob der Herr Gemahl „nun doch" die Leitung des städtischen Krankenhauses bekommen würde?

Elise Graebner hielt sich tadellos — äußerlich. Innerlich kochte ihr Bauernblut, und es zuckte ihr in den Fingern, den „Weibern die Hüte vom Kopf zu reißen". Diese Art kannte sie. Die hatte sie ja selbst, wenn es not tat, und darum empfand sie jede Redewendung, jeden Tonfall — mit der unerbittlichen Klarheit des Wissenden. Nur als eine Dame harmlos von ihrer Mutter erzählte, die sie in einem Sanatorium der Mommsenstraße untergebracht, da verfärbte sie sich. Nackter konnte man dem Graebner-Sanatorium kein Mißtrauensvotum aussprechen.

Und dennoch blieb sie. Es sollte nicht aussehen, als jagten sie all die Fragen und Worte in die Flucht. Erst als eine Dame nach Hans fragte, da blickte sie unsicher: „War er nicht gestern bei Ihrem Sohn?"

„Das wird wohl ein Irrtum sein — wir haben ihn ewig lange nicht bei uns gesehen. Ich wollte schon einmal anklingeln, aber seit . . . na ja, also, ich dachte . . . Sie wollten nicht. Aber ich kann Sie versichern, Frau Doktor . . . das ändert doch nichts an den Beziehungen der Kinder untereinander, nicht wahr?"

Elise Graebner nickte.

Nein, natürlich . . . die Kinder, die konnten nichts dafür. Die durften miteinander rudern und Tennis spielen . . . Man war doch sehr großgeistig in Berlin. Bei ihr zu Hause, da war's anders — wenn einer was getan hatte oder verdächtigt wurde — da mochte man mit Kind und Kindeskindern nichts zu schaffen haben. . .

Ein Regenschauer ging nieder. Gott sei Dank, sie durfte grüßen und fortgehen, konnte ihren Schirm aufspannen und ihr Gesicht verbergen, in dem das Blut auf und nieder ging.

An einer Ecke holte ein Herr sie ein, zog den Hut.

Sie erkannte in ihm einen der Lehrer des Gymnasiums, das Hans besuchte. Fast freudig streckte sie ihm die Hand entgegen. Von da kam immer nur Gutes.

„Darf ich Sie ein kleines Stück begleiten, gnädige Frau?"

„Aber gern, gewiß!"

Sie richtete sich wieder auf, und da der Regen nachließ, klappte sie den Schirm zusammen.

„Nun, Herr Professor, noch immer zufrieden mit Hans, kommt er gut vorwärts, ja?"

Sie sagte das ganz mechanisch, nur weil ihr Ohr, ihr ganzes Wesen danach lechzte, etwas Angenehmes, Freundliches zu hören.

Der Professor räusperte sich: „Ja . . . das heißt . . . Es ist mir sehr angenehm, daß ich Sie getroffen habe, gnädige Frau . . . Ich vermeide gern alles Offizielle, alles, was unseren Worten einen peinlichen Nachdruck geben könnte! Anderseits aber sehe ich nur in einem lebendigen Gedankenaustausch zwischen Eltern und Lehrern eine gedeihliche Entwicklungsmöglichkeit für unsere Schüler" . . .

Sie blieb stehen, sehr blaß. Sie fragte: „Ja . . . wie denn, Herr Professor . . . hätte mein Sohn plötzlich . . ."

Er rückte an seinem Hut, hielt den feuchten Schirm unter dem Arm, ging mit leicht geneigtem Kopf weiter.

„Tja . . . gnädige Frau" . . .

Sie war gleich wieder an seiner Seite.

„Sprechen Sie, Herr Doktor, sprechen Sie" . . .

Nun packte er aus. Seit Beginn des neuen Schulsemesters war der Junge wie verwandelt. Früher Primus — jetzt der Letzte der Klasse. Man hatte erst Nachsicht geübt, er war vielleicht indisponiert oder im Wachsen, da kamen solche Trägheitsanfälle vor. Man hatte versucht, ihn beim Ehrgefühl zu packen, vergeblich. Ein paarmal hatte er nachsitzen müssen — einmal hatte er die Schule einfach geschwänzt. Glatt geschwänzt — ohne Entschuldigung! Und gestern, da hatte er selbst ihn in einem Café gesehen — rauchend und mit einer jungen Dame.

„Jawohl, gnädige Frau — rauchend — und mit einer jungen Dame! Ich wollte ihn zur Rechenschaft ziehen, habe aber dann vorgezogen, mit Ihnen zu sprechen. Es ist durchaus nötig, daß der häusliche Einfluß jetzt einsetzt. Durchaus nötig!"

Elise Graebner dankte dem Herrn Professor. In ihr war noch der Respekt vor der pädagogischen Autorität. Den Jungen mußte sie vornehmen. Tüchtig. Das ging so nicht weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die freiwillige Krankenpflege im Kriege.

Von Franz Vogel, Berlin-Lichterfelde. — Hierzu 8 Abbildungen des Verfassers.

Es ist ein Gebot der Humanität, allen verwundeten und erkrankten Kriegern ihre im Kampfe für unser Vaterland empfangenen Leiden nach besten Kräften zu lindern und sie zu diesem Zweck einem Orte zuzuführen, wo ihnen ärztliche Behandlung und die zu ihrer Wiederherstellung notwendige Pflege zuteil wird.

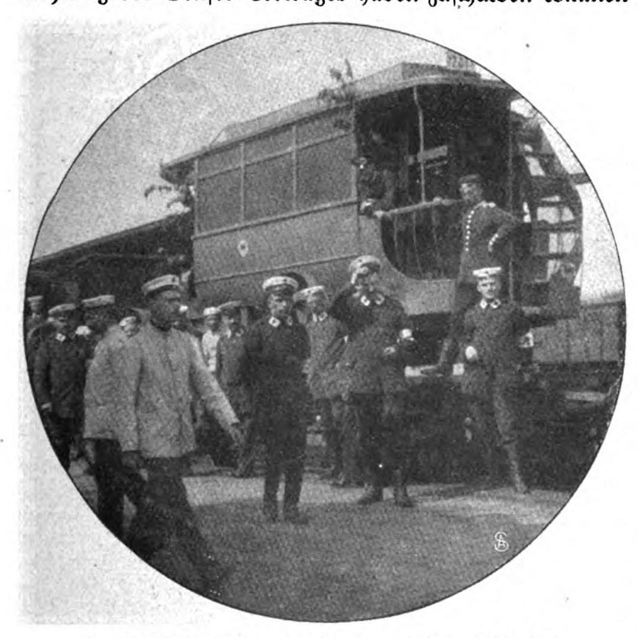
Hierzu ist in erster Linie das amtliche Sanitätswesen berufen, zur Unterstützung dieses Kriegssanitätsdienstes greift notwendigerweise die freiwillige Krankenpflege ein durch Überweisung von Personal und Material aller Art.

Die verschiedenen Vereinigungen vom Roten Kreuz haben es sich nun zur Aufgabe gemacht, bereits im Frieden Männer und Frauen für die Kriegstätigkeit auszubilden und in beständiger Übung zu erhalten.

Bei der Mobilmachung werden die verwendbaren Mitglieder der Rote-Kreuz-Vereine dem staatlichen Kriegssanitätswesen eingefügt und beigeordnet.

Die freiwillige Friedenstätigkeit des Personals der freiwilligen Krankenpflege tritt mit der Einreihung in den Dienst des amtlichen Sanitätswesens in ein militärisches Verhältnis ein, und ist dann der Militärgerichtsbarkeit, insbesondere den Kriegsgesetzen unterworfen.

Alles Sanitätspersonal, auch die dazugehörigen Beamten und Trainmannschaften sowie das zur Herrichtung und Unterhaltung der Verbandplätze und Lazarette notwendige Sanitätsmaterial stehen unter dem Schutze der Genfer Konvention und tragen als Neutralitätsabzeichen das rote Kreuz im weißen Feld. Daß sich in diesem Kriege unsere Feinde eine häufigere Mißachtung des Genfer Vertrages haben zuschulden kommen



1. Freiwillige Krankenpfleger auf dem Bahnhof.

lassen, ist leider Gottes Tatsache; Schande und Schmach denen, die es fertig gebracht haben, dieser segensreichen Einrichtung und aller Kultur zum Hohn, absichtlich auf Lazarette und andere Einrichtungen des Roten Kreuzes zu schießen.

Die Verwendung der freiwilligen Krankenpflege im Anschluß an die kämpfenden Truppen kann ausnahmsweise stattfinden bei besonderen Anlässen durch Hinzuziehung von Krankenträgern an eine Sanitätskompagnie und durch Zuweisung von Krankenpflegern an ein Feldlazarett.

Im Bereiche der Etappenbehörden findet das Personal der freiwilligen Krankenpflege dagegen eine ausgiebige und segensreiche Tätigkeit, durch Aufstellung 1. von Lazarettrupps als Pflegepersonal der Etappen- und Reserve-Lazarette, 2. von Begleittrupps, zum Be-



2. Beim selbstgekochten Mittagessen in Feindesland.

gleiten der Verwundeten- und Krankenzüge aus dem Etappenbereich nach den Reserve-Lazaretten, 3. von Transporttrupps, zum Transportieren Verwundeter und Kranker von den Bahnhöfen in die Lazarette und umgekehrt, 4. von Depottruppen zwecks Sammlung und Beförderung der gespendeten Liebesgaben an die kämpfenden Truppen. Die Oberleitung der freiwilligen Krankenpflege ist dem Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege im Kriege Fürsten Solms-Baruth übertragen, welcher ständig seinen Standort im Großen Hauptquartier hat.

Zur Vermittlung des Verkehrs mit den Militärbehörden werden vom Kaiserlichen Kommissar besondere Delegierte ernannt, zum größten Teil Angehörige der Johanniter- und Malteserritterorden und der Vorstände der Vereine vom Roten Kreuz. Es ist wohl ohne Zweifel, daß in diesem furchtbaren Kriege, in welchem Deutschland gegen eine Welt von Feinden kämpfen muß, auch die freiwillige Krankenpflege eine schwere Aufgabe zu bewältigen hat.

Daß sie diese Aufgabe bewältigt hat und noch bewältigen wird, steht felsenfest.

Genau wie unsere Heeresverwaltung hat unser Rotes Kreuz, unter welchem Namen ja unsere freiwillige Krankenpflege volkstümlich geworden ist, alles

getan, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Im Zentralkomitee vom Roten Kreuz waren die Mobilmachungspläne bis zum letzten Mann fix und fertig, im Zentral-Depot in Neubabelsberg lagerten schon im Frieden Tausende und aber Tausende von Uniformen und Ausrüstungsgegenständen, um die bereits im Frieden für den Kriegsfall Verpflichteten sofort einzukleiden und den ins Feld rückenden Truppen nachzusenden.

Und so sahen wir denn schon in den ersten Mobilmachungstagen Züge voller freiwilliger Krankenpfleger ihrem Bestimmungsort zueilen.

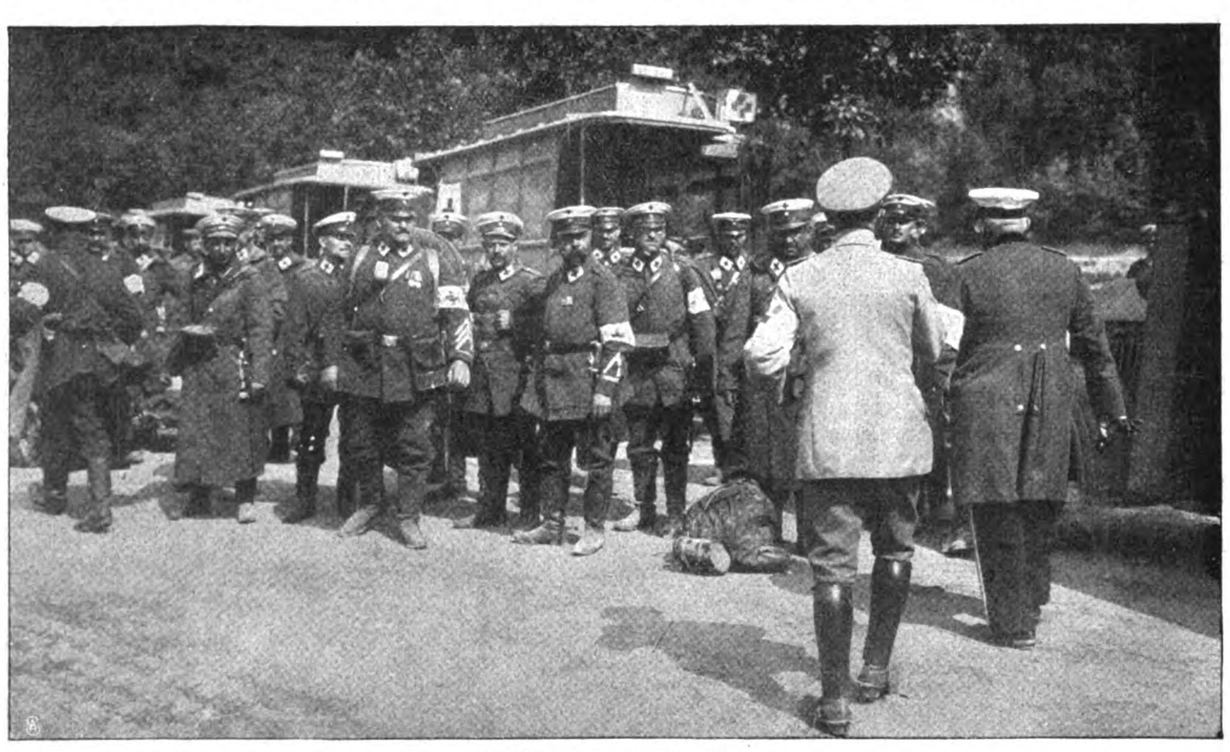
Auch hier die gleiche Begeisterung und der gleiche Drang, möglichst weit nach vorn zu kommen, wie bei der kämpfenden Truppe, nicht um zu kämpfen, sondern um die geschlagenen Wunden der Heilung zuzuführen und so manchen tapferen Kameraden dem Leben zu erhalten, seiner Familie und unserem Vaterlande zum

Daß es da auch manche Unbequemlichkeit gab und manche Strapazen zu überwinden galt, ist wohl erklärlich. Übernachtet mußte öfter in Scheunen, Ställen, Kirchen werden, von der Militärverwaltung gestellter Proviant mitgeführt, schnell von sachverständigen Krankenpflegern eine Feuerstelle hergerichtet und in großen Kesseln das Mittagessen für die Mannschaft bereitet werden (Abb. 2).

Daß es darum schlechter geschmeckt hätte wie in der Heimat, wird wohl niemand behaupten, der dabei war.

Beim Feldlazarett angekommen, hieß es dann, in großen Räumen, die man in Schulen, Kasernen, Kirchen meistens zur Verfügung findet, alles zur Aufnahme und Unterbringung der Verwundeten herzurichten.

Tagelange, schwere Arbeit gibt es dann, bis alles in Ordnung ist und das Feldlazarett abrückt, um vom Personal des Kriegslazaretts abgelöst zu werden.



3. Ankunft im Feldlazarett.

Heil und Segen. Die erhebende Liebe zum Vaterland, die Begeisterung für Kaiser und Reich, die in Deutschland alle mit fortriß, hat denn auch viele, denen es nicht vergönnt ist, mit dem Säbel in der Faust den verhaßten Feinden gegenüberzutreten, veranlaßt, dem Roten Kreuz ihre Kräfte und ihr Vermögen zur Verfügung zu stellen. So finden wir denn auch alle Berufstände unter den Freiwilligen vom Roten Kreuz vertreten, Studenten und Doktoren von allen Fakultäten, Arbeiter, Handwerker, Geschäftsleute, alle friedlich vereint in dem Bestreben, dem Vaterland und ihren Kameraden im Schützengraben zu nützen.

Auch für sie begann das Kriegsleben in Feindesland; die Eisenbahnen zerstört, zu Fuß oder, wenn man Glück hatte, in schnell zum Verwundetentransport hergerichteten Autoomnibussen hieß es dann, seinem Bestimmungsort zuzueilen, um bei Errichtung der Feldlazarette tätig zu sein (Abb. 1).

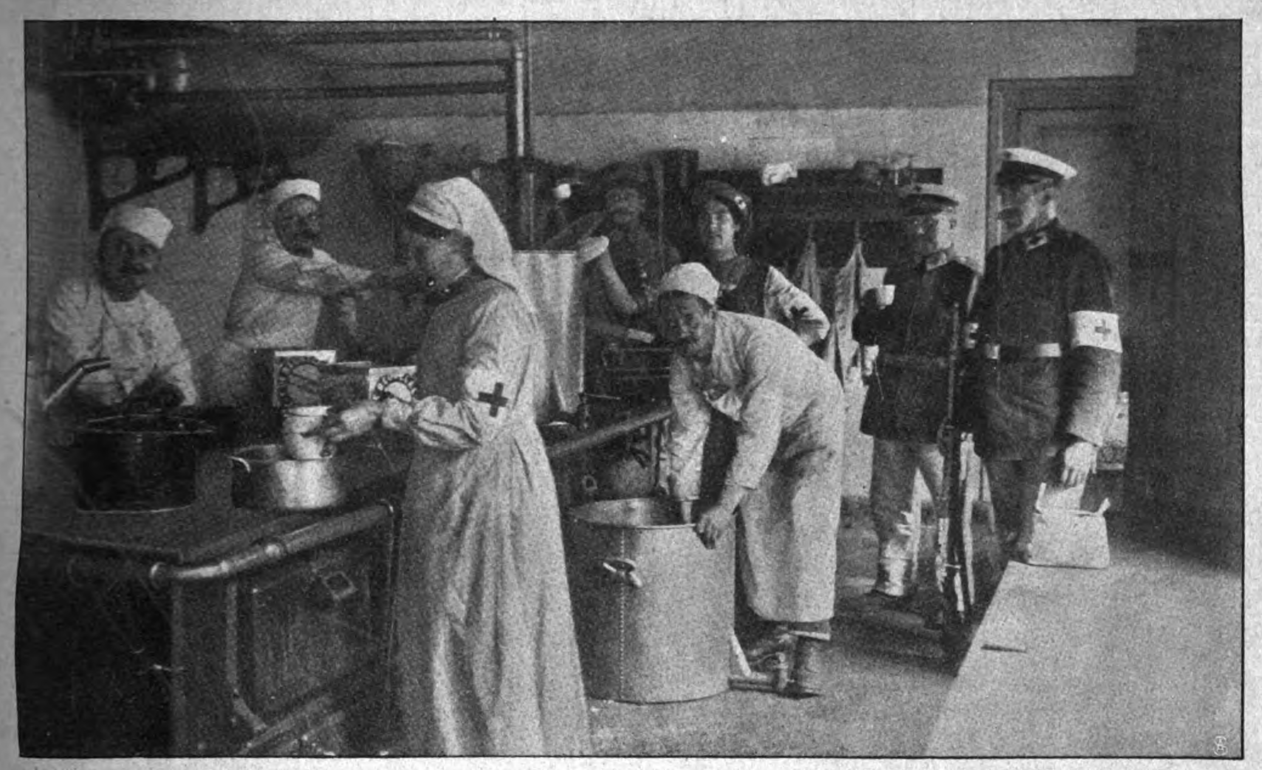
Jetzt kommen auch Schwestern zur Pflege der Verwundeten hinzu, und vieles, was die rauhe Männerhand doch nicht so richtig anzufassen verstand, bessert sich in unglaublich kurzer Zeit, dank der liebevollen Tätigkeit der Schwestern. Auch das männliche Küchenpersonal der Lazarettküche bekommt als Zuwachs eine freudig begrüßte Kochschwester (Abb. 4).

Hand in Hand arbeiten jetzt Schwestern und Männer vom Roten Kreuz, aber auch immer größere Ansprüche werden an jeden einzelnen gestellt.

Aus den vorgeschobenen Feldlazaretten kommen täglich neue Verwundete an, für die Platz gemacht wird und Betten hergerichtet werden müssen.

Aber jeder tut seine Pflicht; die Arbeitsfreudigkeit ist groß, jeder wetteifert mit den andern und will es den andren zuvortun.

Tage verhältnismäßiger Ruhe bringen dann auch wieder die notwendige Erholung (Abb. 5).



4. Küche in einem Kriegslazarett in Belgien.

Aber lange hält es keiner aus; wie unsere Brüder im Schützengraben werden unsere Sanitäter und Schwestern leicht ungeduldig, wenn es wenig zu tun gibt. Dann werden große Kannen voll Kaffee und Wein, große Körbe voll Brotschnitten zurechtgemacht und an die Heerstraße gebracht, um den durchziehenden Proviant- und Munitionskolonnen noch schnell einen Trunk zu reichen und ihnen ein liebes Wort zu sagen, ehe sie in die verderbenbringende Feuerlinie gelangen (Abb. 6).

Und wieder ein anderes Bild. — Durch Feldtelegramm und Meldereiter ist der Befehl überbracht, daß



5. Blick in ein Kriegslazarett in Belgien.



bei X. ein größeres Gefecht im Gange ist, Ärzte und Sanitätspersonal nicht ausreichen und um schleunige Hilfe gebeten wird. In kurzer Zeit sind Ärzte und Mannschaften bereit, um in Autos an die Front zu eilen, wo schaffen, Matratzen werden herbeigeschleppt und von den Schwestern Speise und Trank gereicht (Abb. 8).

Dankbare Händedrücke, manchmal nur ein dankbarer Blick belohnen dann unsere Mannschaften vom Roten



6. **Durchziehenden Truppen wird von Schwestern ein Trunk gereicht.**



7. **Aerzte und Sanitätspersonal fahren an die Front, um Verwundete zu holen.**



8. **Warteraum eines Bahnhofs in Flandern, in aller Eile zur Aufnahme von Verwundeten hergerichtet.**

Verwundete ihrer bereits sehnsüchtig warten (Abb. 7).

Zum Glück handelt es sich diesmal nur um Leichtverletzte, die durch die Eisenbahn in die Heimatlazarette befördert werden können. Schnell wird von den Mannschaften in den Bahnhofsräumen eine Unterkunft ge- Kreuz für ihre freiwillig übernommenen Pflichten, und das Bewußtsein, auch einen kleinen Teil für des Vaterlandes Ruhm und Ehre beigetragen zu haben, ist ihnen ein starker Ansporn für ein weiteres segensreiches Wirken zum Wohl unserer tapferen Krieger.



Himmelswiesen.

Skizze von Lotte Gubalke.

Als ich ein Kind war, beschäftigten die hängenden Gärten der Semiramis meine Phantasie besonders stark. Ich war sehr enttäuscht, als mir mein Vater einst eingehend auseinandersetzte, wie diese Wunderwerke beschaffen waren.

Diese Gärten „hingen" ja gar nicht. Es waren einfach Dachgärten! Als ein Wunder konnte ich sie also nicht mehr ansehen.

Dann, als ich beträchtlich älter geworden war, ich mochte dreizehn Jahre zählen, entdeckte ich einen hängenden Garten, der mir nicht wunderbar, aber wundervoll erschien. Schöner als der große Garten hinter dem Haus meiner Eltern und schöner als der auf einer kleinen Halbinsel gelegene Rosengarten meiner Großeltern.

Ich hatte ihn entdeckt, während ich auf verbotenen Wegen ging, vielleicht daß dies auch einen seiner Hauptreize ausmachte.

Meine Großmutter hatte mich mit einer Bestellung zu ihrem Schuhmacher geschickt. Der schnellste und geradeste Weg zu ihm hätte durch eine hübsche, freundliche Straße mit guten Bürgersteigen geführt.

Das wäre sehr langweilig gewesen. Darum ging ich durch die Hintertür, über den Hof, einige hundert Schritte auf einem glitschigen, lebensgefährlichen Fußpfad entlang, um dann durch ein Loch in der Hecke eines Fohlengartens zu kriechen, flink durch das hohe Gras zu laufen, eine breite Furche hinterlassend, die den Mäher wenig freuen konnte, und endlich an der Stadtmauer emporzuklettern.

Unser Städtchen war noch mit einer soliden Ummantelung versehen, die nur hier und da, dem Bedürfnis nach Luft und Raum Rechnung tragend, zum Kummer aller Altertumsfreunde durchbrochen worden war. Ziemlich willkürlich und regellos, aber deshalb eben nicht allzusehr zum Schaden der Romantik.

Anfangs konnte ich ungehindert auf dem breiten, mit Gras und Ysop bewachsenen Rücken der alten Mauer weiterwandern, dann aber fand ich wirklich die Welt mit Brettern zugenagelt.

Fünf feste Eichenbohlen, deren dichtes Holz Sturm und Wetter trotzen konnten, sperrten meinen Weg. Ein Astloch gestattete mir einen unvollkommenen Einblick in die Welt, die hinter diesem Hemmnis lag. Was ich entdeckte, genügte, um meinen Entschluß zu befestigen, auf die andere Seite der Bohlen zu kommen, koste es auch einen Arm oder ein Bein.

In meinem Herzen glühte ein Wille für dieses Vorhaben, einer größeren Tat wert.

Ich hatte in ein kleines Paradies, in ein Wunderland gesehen, durch diese Öffnung — das mußte ich näher ergründen.

Empor zu klettern war unmöglich. So schwang ich mich denn mit wirklicher Lebensgefahr — und wie mir dieser Versuch gelingen konnte, weiß ich heute noch nicht — mit Katzengeschwindigkeit auf die andere Seite der Bohlen. Unten, hart an der Mauer befand sich der Mühlgraben, auf der andern Seite waren Bürgergärten oder Höfe. Sie selbst war hier mindestens sieben Meter hoch. Streng verboten war es mir, diesen Teil der Stadtmauer zu erklettern — aber das war es ja gerade!

Und nun stand ich hochaufatmend auf der andern Seite der Bohlen. Meine Hand hatte ich mir an einem Splitter blutig gerissen, und meine Kleider hatten auch einige Löcher davongetragen.

Ja wo stand ich? Wohin hatte mich dieser überkühne Schwung gebracht?

In einer andern Welt schien ich angelangt zu sein — es war wie ein Märchen.

„O mein Gott!" tönte es mir entsetzt entgegen. Und ehe ich recht zur Besinnung kam, rief diese selbe Stimme laut: „Armand, Armand, schnell, schnell, ein Eindringling!"

„Entschuldigen Sie," bat ich, „bitte, Frau Rätin, seien Sie nicht böse" . . .

Aber die Dame hörte gar nicht auf meine Worte. Sie sprach auf den für mich noch unsichtbaren Armand ein und zeigte mit drohender Gebärde auf mich.

Ich blieb stehen. Fest an die Bohlen gedrückt, nahe an dem schwindelnden Abgrund. Warum blieb ich stehen? Vor mir lag ein wirklicher hängender Garten. Die Mauer war mit einer Balkenlage nach dem Mühlgraben zu um fast ein Meter verbreitert. Dort war Erde aufgefüllt und eine regelrechte Erdbeerzucht angelegt. Sie schien sich zu lohnen, denn die kleine spindeldürre Frau Rätin hatte, als ich eben hier einbrach, dort gekauert, um die roten Früchte auf einem Teller zu sammeln. Ich hätte nun sehr gut auf dem schmalen, mit gelbem Sand bestreuten Weg, der den hängenden Garten durchschnitt, weiter gehen können, aber die funkelnden Augen der, wie es schien, bitterbösen Frau Rätin bannten mich fest auf meinem Platz.

Endlich erschien Hofrat Armand.

Seine guten, blauen Augen sahen mich erstaunt an.

„Wie kommst du hierher, Kind?"

Ich machte eine stumme Handbewegung nach den Bohlen.

„Du hättest abstürzen können!"

Frau Hofrat Armand dachte mehr an sich als an ein Unglück, das mir hätte widerfahren können: „Nun ist unser schönes Geheimnis preisgegeben!"

„Ich werde niemand von — von diesem hängenden Garten erzählen!"

„Ach, du, du Unband!" meinte die alte Dame. Aber dann durfte ich näher kommen und eine Strafpredigt über meinen Leichtsinn und meine Verwegenheit anhören.

Als mir die Tränen kommen wollten, wurde ich mit Erdbeeren getröstet.

Dann bekam ich den hängenden Garten genau zu sehen. Es war ein kaum aufzuspürendes Versteck, denn von der Wiese jenseits des Mühlgrabens verdeckten hohe alte Bäume den Aufblick, und die Grenze an der Schmalseite bildete ein alter, dicker Wartturm, dessen Besteigen wegen seines inneren Verfalls unten am Eingang durch ein Plakat verboten war.

Was zogen die beiden Alten alles hier oben! Melonen, Weintrauben und Rosen. An den Mauerturm lehnte sich eine Geisblattlaube, und von hier aus führte eine bequeme Holztreppe mit sicherem Geländer in den Garten hinab, der hinter dem Wohnhaus lag.

Und das beste war, daß der Turm gar nicht so arg zerfallen war, sondern daß er Raum bot für einen Weinkeller und daß man nur einige Stufen innen empor zu klettern brauchte, um einen herrlich weiten Ausblick über das Land zu genießen.



Als mich der alte Herr durch den Garten auf die Straße geleitet, sagte er: „Erzähle es wirklich niemand, liebes Kind. Du glaubst gar nicht, was das für eine wundervolle Sache ist, ein Winkelchen zu besitzen, in dem man sich mit dem Liebsten, das man auf der Welt besitzt, und seinen Erinnerungen verbergen kann."

Ich habe wirklich damals ganz verstockt geschwiegen, als mich meine Großmutter fragte, wo ich denn eigentlich so lange gewesen sei. Da ich doch ihren Auftrag beim Flickschuster nicht ausgerichtet hätte.

Immer aber, wenn ich die beiden Alten über den Markt gehen sah, dachte ich, daß sie etwas „Wundervolles ihr eigen nannten.

Und noch etwas „Wundervolles" lernte ich kennen. Ich besuchte vor kurzem eine alte Frau. Ich traf sie, am Fenster ihrer Mansarde sitzend, in einer großstädtischen Gartenwohnung.

Schade, dachte ich, daß die Liebe, Gute, die in ihrer Jugend über grüne Wälder und Wiesen sah, vom Schloßfenster ihres väterlichen Besitzes aus, nunmehr nur einen Blick hat auf die Dächer von Miethäusern!

Die alte Komtesse winkte mich leise und geheimnisvoll heran.

„Gut, daß Sie einmal zur Sommerzeit bei mir einkehren! Damit ich ihnen meine Himmelswiese zeigen kann!"

Und nun stand ich neben ihr.

„Sehen Sie nur, wie bunt und grün sie ist! Und dann diese wechselnde Beleuchtung! Und wenn der Wind darüber weht, wie schön das aussieht!"

Ja, wirklich — ringsum der Dachfirst und das weite flache Dach waren übersät mit blühendem Unkraut: hellgelber Raps und Vogelmiere und Wegerich und Brennnessel und wilde Melisse, schlanker Hanf und der rote, feinrispige Rampf und noch allerhand Kraut stand dort. Dazwischen Korn- und Haferhalme und blühendes Gras — eine dichte Wiese.

„Woher das kommt?"

„Ach, es gibt so viel wundervolle Dinge, Kind — mehr als Sie glauben! Was meinen Sie, wer meine Himmelswiese aussäte?" Sie zeigte mir einen Taubenschlag, oben auf dem Dach.

Gerade flog ein Schwarm mit knarrendem Flügelschlag gegen den goldig roten Abendhimmel.

„Das sind meine Säeleute, und ihre Gehilfen sind die Staare und vor allem die Amseln und Finken. Und der Wind ist auch am Werk gewesen, und Sonne und Regen haben das ihre getan, und ich durfte zusehen, wie das alles gedieh" . . .

Mir fielen die beiden Alten in der kleinen Stadt ein, die auch das „Wundervolle" gefunden hatten. Die Alte am Fenster sagte: „Und er gehört mir ganz allein, dieser Garten Eden. Ob Sie es schätzen können, die Sie mitten im Leben stehen, was das bedeutet, eine Himmelswiese zu haben, auf der man seine Gedanken spazieren führen kann?"

Ich streichele ihre welke Hand. Die Tauben umkreisten das Dach. Da fiel mir das schöne Lied ein:

„Tauben fliegen auf von deinem Giebeldach,
Und in meinem Herzen wird die Sehnsucht wach..."

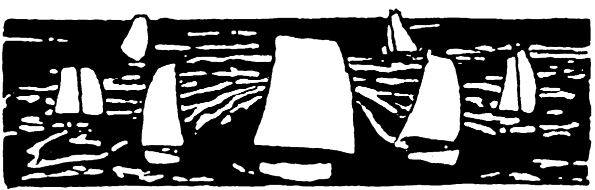
Die Sehnsucht nach einem Ruheort, nach einer Himmelswiese, auf die man sich mit den Erinnerungen an eine frohe Jugend zurückziehen kann. . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 21. | Berlin, den 22. Mai 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

11. Mai.

In den Kämpfen der letzten zwei Tage haben die verbündeten Truppen die russische Schlachtlinie bei Debica durchbrochen. Hierdurch wurden die südlich der Weichsel kämpfenden starken russischen Kräfte zum schleunigen Rückzug hinter die untere Wisloka gezwungen. Die weitere Folge dieser Ereignisse ist der Rückzug des feindlichen Südflügels in Russisch-Polen. Die stark befestigte Nidafront wird vom Gegner geräumt.

In Liverpool brechen antideutsche Kundgebungen aus, wobei zahlreiche Läden geplündert werden.

12. Mai.

Die zwischen Carenzy und Neuville (in der Gegend nördlich von Arras) von den Franzosen in den letzten Tagen genommenen Gräben sind noch in ihrem Besitz. Im übrigen waren die Durchbruchsversuche des Feindes vergeblich.

Die Niederlage der russischen dritten und achten Armee vergrößert sich von Tag zu Tag. Die Truppen und Trains dieser Armeen fliehen in den Richtungen auf Jaroslau, Przemysl und Chyrow zurück. Die siegreichen Truppen haben die untere Wisloka überschritten, Rzeszow erobert, Dynow, Sanok und Lisko sind in unserem Besitz. Durch den Erfolg in West- und Mittelgalizien beginnt nun auch die russische Karpathenfront östlich des Uzsoker Passes zu wanken.

13. Mai.

Die Siegesbeute aus der Schlacht von Gorlice und Tarnow besteht bisher aus 103,500 gefangenen Russen, 69 Geschützen und 255 Maschinengewehren. In diese Zahlen ist die Ausbeute der in den Karpathen und nördlich der Weichsel kämpfenden verbündeten Truppen nicht einbegriffen, die sich auf weit über 40,000 Gefangene beläuft.

Das englische Linienschiff „Goliath" ist in den Dardanellen torpediert worden. Diesen Sieg trug der türkische Torpedobootszerstörer „Muavenet-i-Millije" davon, der wohlbehalten zurückkehrte.

Die Ausschreitungen gegen die Deutschen in London und anderen englischen Städten dauern fort.

Der italienische Ministerrat hat in Anbetracht, daß er in bezug auf die Richtlinien der Regierung in der internationalen Politik der Eintracht und der Zustimmung der konstitutionellen Parteien entbehrt, die angesichts des Ernstes der Lage erforderlich wäre, beschlossen, dem König seine Demission zu überreichen. Der König hat sich einen Beschluß vorbehalten.

14. Mai.

Die Vortruppen der Armeen des Generaloberften von Mackensen stehen vor Przemysl und am linken Ufer des unteren San.

Der Rückzug des Feindes in Russisch-Polen dauert fort, er greift auch auf die Abschnitte der bisherigen Pilicafront.

15. Mai.

Die russischen Armeen in Polen und Galizien sind weiter im Rückzuge. Auf der ganzen Front von Nowe Miasto, an der Pilica bis südlich des Dnjestr, in der Gegend von Dolina dringen die verbündeten Armeen vor. Am San sind Rudnik und Lezajek von österreichisch-ungarischen, Jaroslau von deutschen Truppen erobert. Das in Mittelgalizien zuständige österreichisch-ungarische zehnte Korps steht vor den Toren seiner Heimatstadt Przemysl. Weiter südlich sind Dobromil, Stary Sambor und Boryslaw wieder in österreichisch-ungarischem Besitz.

Das Erscheinen deutscher Unterseeboote im Mittelmeer wird gemeldet.

In Lissabon sind ernste Unruhen ausgebrochen. Die Flotte hat an der Aufstandsbewegung teilgenommen.

16. Mai.

In Russisch-Polen verfolgen die verbündeten Streitkräfte südlich der unteren Pilica, haben das Bergland von Kielce bis zum Oberlauf der Kamienna vom Feinde gesäubert und sind entlang der Weichsel bis auf die Höhen nördlich Klimontow vorgedrungen.

17. Mai.

Der König von Italien hat die Demission des Ministeriums Salandra nicht angenommen. Infolgedessen bleibt das gesamte Ministerium auf seinem Posten.

Pfingsten.

Von Julius Hart.

Hier und da, über die germanische Erde zerstreut, erzählen uns heute noch immer künstliche, von Menschenhänden selber aufgeschüttete und aufgebaute Hügel, Wallburgen, Wallberge von den ältesten Pfingst- und Osterfeiern und Johannisnachtfesten, wie sie einst unsere Vorfahren in urgeschichtlichen Zeiten begingen. Und wenn wir unsern Weihnachtsbaum mit Lichtern bekränzen, wenn in bäuerlichen Gegenden auf den Bergen in uralt heiligen Frühlings- und Sommernächten auch heute noch die Höhenfeuer entzündet werden, so leben darin noch weiter die Erinnerungen an eine Natur-, eine Sonnen- und Licht- und eine Zauberreligion, die als früheste und erste Religion einstmals das ganze Dichten und Trachten unserer Urväter beherrschte. Ein Zauber- und ein Beschwörungsberg war jener künstlich aufgeworfene Wallberg, von einem zur Höhe in Schlangenwindungen aufsteigenden Prozessionsweg umschlossen, der die Sonnenbahn nachahmte. Als ein Abbild, als ein Symbol der Erde, der Welt galt er, Sonnen- und Weltberg zugleich. Wie die alten Babylonier, wie noch der Geograph Kosmos um 550 n. Chr. stellte man sich die ganze Erde als einen gewaltig auf-

steigenden Berg vor, um den die Sonne längere und kürzere Kreisbahnen zog. Die feuerverglasten Wände des hundertundsiebzig Fuß hohen Silbury-Hill in England, des berühmtesten dieser Walpurgisberge, und anderer Hügel sagen es uns aber, wie einstmals zur Frühlingsfeier der ganze Berg in Brand gesteckt wurde, um als eine Riesenfackel weithin ins Land zu leuchten. Eine Prometheusgestalt steht in der Urreligion der Menschheit als ein höchstes und mächtigstes Wesen aufgerichtet. Als der Erste der Menschen, als der Noah und Manu, der die Sintflutwasser bezwang, in sich die Umwandlung aus einem Tierwesen in ein Menschwesen vollzog, das künstliche Feuer erfand und alle frühesten Kulturgüter brachte. In dem von ihnen entzündeten Brand glaubten unsere Ahnen eine prometheische Kraft und ein heiliges, ein Opferfeuer zu besitzen, welches das himmlische Sonnenfeuer beeinflussen konnte und beschwören, daß es alle seine befruchtenden und Segensmächte über die Erde ausgieße.

Pfingsten des Jahres 1915! Als rote blutige Pfingsten wird es in der Weltgeschichte fortleben. Wohl leuchtet am blauen Frühlingshimmel das Sonnenlicht mit seligen Scheinen, und wie immer völlig unbekümmert um alle Feuer, die der Mensch mit seinen Händen entzündet, schüttet es seine Fruchtkraft über Gärten und Äcker, und in einem Meer von Blüten, duftend vom roten Flieder, schwimmt auch diesmal das geschmückte Land wie im schönsten Feierkleid. Die Natur segnet wie sonst die lächelnden Gefilde und feiert auch in diesem Jahr Pfingsten als das lieblichste ihrer Feste.

Doch furchtbarer und wilder als je rasen Feuer und Flammen durch ihre neuergrünten und wachsenden Reiche. Zu einem allverzehrenden Brand wurden die Pfingstfeuer dieses Jahres. Besser noch als unsere Väter in grau vorgeschichtlichen Zeiten, mit höchst gesteigerten und vervollkommneten künstlichen Mitteln, haben die Kinder unserer Zeit es verstanden, den „Weltberg" anzuzünden und zu entfachen. Wie keine Natur- und Elementarkraft verderblich für uns wüten kann, schreitet die nur von uns Menschen selber in Brand gesteckte Riesenfackel über die Erde hin und frißt in zerstörender Gewalt Städte und Landschaften hinweg und Menschenopfer sonder Zahl. Weltkrieg! Weltkrieg! Alles Feuer ist wieder wie zu einer Urmacht geworden, welches sich unserer Herrschaft entrissen hat, von uns sich nicht behüten und bezähmen ließ und uns nur zu deutlich zum Bewußtsein bringt, wie sehr es Herr über uns ist.

Wenn wir nicht wie tönendes Erz und klingende Schellen sprechen wollen, so können und dürfen wir nur heute nicht uns fühlen als Kinder eines so ganz anderen Pfingstgeistes, erfüllt und durchdrungen von den Pfingstfeuern der Religion, die nur nicht Naturreligion, sondern Geistesreligion sein will und gerade gegen die Natur, gegen Naturmächte in uns den großen Kampf kämpfte, daß wir ihre Feuer und Leidenschaften in uns bezwingen und zähmen. Die frohe Botschaft vom heiligen Reiche des Friedens, wie sie einstmals zu Jerusalem erklang, wurde wie zu einem fernsten und fremdesten Schall, als dränge er herüber aus noch viel entlegeneren Zeiten, als jenen der Sonnenreligion. Von den Pfingstflammen, die auf den Apostelzungen schwebten, und dem Wunder des Heiligen Geistes wissen die Kriegsfeuer dieses Jahres nichts. Hart und gewaltsam wollen die Völker an diesem Pfingsttage jedes nur seine eigene Sprache sprechen, hören und verstehen und mit den verschiedensten feindlichsten Zungen wider einander reden. Mit einem reineren Herzen und Gewissen, in einem gläubigeren Vertrauen vermögen wir diesmal nur nicht das Christus-Pfingstfest zu feiern, sondern tiefer müssen wir es gerade fühlen, wie hoch dieser Erde sich die Heilandsgestalt entzogen hat, und daß sie weder bei uns noch auf der Seite unserer Gegner stehen, weder diese noch jene Waffen segnen kann.

Indem wir Menschen selber allein den Weltberg in Flammen setzten, sind wir auch heute noch mehr vom Blut und Stamme, vom Denken, Dichten und Trachten jener alten Väter und Ahnen unseres Geschlechts, und eine Natur ist in uns mächtiger als ein Geist — eine Natur, von der wir sagen, daß in ihr ewig Krieg war und Krieg sein wird. Wir können sie nicht in uns bezähmen und überwinden. Sie ist stärker als wir, und wir stehen unter ihrem Gesetz. Als ihre Kinder nur noch haben wir die Waffen wider einander entblößt, und wir dürfen nur nicht wähnen, als wären wir so viel besser schon geworden und höher gestiegen als jene Menschen der Steinzeitalter, zu denen ein Christusmund überhaupt noch nicht gesprochen. Die Botschaft vom großen Friedensreich des Geistes hören wir an unserem Festtag heute ganz nur wie die Kunde von einem Jenseitsreiche, das jedoch nicht von dieser Erde sein kann und niemals sein wird und über unsere Kraft hinaus geht, die wir in Fleisch und Blut hier wandeln müssen. Mit allzu rauher Hand fuhr eine eherne Wirklichkeit wieder hinein in unsere Träume und unseren alten Glauben an den Pfingstbund einer Menschheit, da alle eins und gleich sind, und gab denen ein Recht, die über die Toren und die Schwärmer vom ewigen Frieden wie damals zu Jerusalem spotteten: Sie sind voll süßen Weins.

Doch wenn zu Pfingsten dieses Jahres kein selig Lächeln, sondern nur schwerer, düsterer Ernst in unsern Gesichtern wohnt, wenn der Geist höchster Liebe, der Christusgeist, sein Antlitz uns verhüllt hat, so fühlen wir trotzdem, daß auch aus dem Blutpfingsten heute heiligende Feuer und Wunderkräfte über uns sich ergießen, Kräfte der Auferweckung, der Wiedergeburt und der Erneuerung, der Umgestaltung und Verwandlung, wie sie die Natur in jedem Frühjahr wieder zu entfalten vermag. Wohl mehr mit dem Empfinden unserer Urväter, mit einem prometheischen Gefühl und Glauben und einem alten Reckentrotz und Stolz: „Ja, wir sind wirklich noch ein wehrhaft Geschlecht von Kämpfern, vom Blut und Stamm der fernen Ahnen", müssen wir in die Flammen des in Brand gesteckten Weltberges starren ... und jede Kraft daran setzen, daß dieser Krieg zu einer Beschwörung wird und alle unsere Äcker nur noch fruchtbarer werden und reicheren Segen über uns bringen. Daß über die Chaos- und Sintflutwasser, die gegen uns hereingebrochen sind, prometheische Mächte uns hinführen und leiten, die das Zerstörte besser und schöner wieder aufzubauen vermögen, neue Weinstöcke pflanzen und unsere Kultur mit echten Werten, Gewinnen und Gütern bereichern und vermehren.

Ein Singen und Sagen geht durch unser Volk dahin, und wie viele haben es uns bekannt in diesen Monaten, daß sie diesen Krieg als einen Frühlingsturm verspürt haben, als eine gewaltige Macht der Umwandlung und Erneuerung. Und wie über Nacht fiel so vieles von uns ab, was uns in Luxus, leerem und äußerlichem Schein, in Eitelkeiten und geistigem Hochmut gefesselt und gefangenhielt. Wir wissen, wieviel große Tugend er uns neu wieder erweckt hat. Daß das Opfer nur, die Hingabe des eigenen Lebens, Anfang aller Religion und auch stets



Pfingsten 1915.

Von

Victor Blüthgen.

Pfingstglocken läuten fromm und feierlich —
Ich wandle still auf meinen Bergterrassen;
Die weißen Blüten träufeln über mich
Und heißen mich das holde Wunder fassen:
Vom Himmel flammt das Leben niederwärts,
Und feurig züngelt's über dem Gelände.
Mir aber ist von Fragen voll das Herz —
Den Pfingstgeist ruf ich, ob ich Antwort fände.

Wo weilst du, der die Menschheit benedeit,
Daß sie vereint ans Ewige gebunden?
Den Geist der Lüge schlug ans Kreuz die Zeit,
Noch blickt sie her, ein Haupt voll Blut und Wunden.
Noch ist die Welterlösung nicht vollbracht,
Die zu der Hölle schleudert die Dämonen,
Daß neu der Weg zum Himmel frei gemacht,
Darin der Menschheit Ideale wohnen.

Noch spein die Völker sich ins Angesicht,
Mordgierge Waffen blitzen durch die Lüfte,
Und Hekatomben scheiden sich vom Licht
Und füllen unaufhörlich weite Grüfte.
Der wirre Sinn, der diesen Brand entfacht,
Den Gott verleugnend, den die Lippen suchen —
Wohl hat er ihn zu löschen auch die Macht,
Doch nicht den Mut, die eigne Schmach zu buchen.

Komm, heilger Geist — die Orgel singt's so schön ...
Zweitausend Jahr hast du der Welt gepredigt:
„Nur Hand in Hand geht's zu der Menschheit Höhn" —
Und nimmer ist die Sendung, scheint's, erledigt:
Weltpfingsten, holder Traum, da unbezirkt
Die Völker sich zum Bruderkreise fanden,
Der Himmel neu das alte Wunder wirkt,
Daß sie in allen Sprachen sich verstanden ...

Und eine Stimme spricht: Ich bin dir nah.
Das Wunder kommt. Nach Tagen — guten, bösen.
Es braucht mehr als ein einzig Golgatha;
Die Welt ist nicht auf einmal zu erlösen.
Nach jedem Winter gibt's ein Frühlingswehn,
Und immer schöner, reicher wird die Erde;
Kein Ostern ohne Tod und Auferstehn ...
Auch dieser Weltkampf ist ein „Stirb und Werde"!

ihre höchste Forderung sein wird, haben wir unter tiefen inneren Erschütterungen durch das herrlichste Miterlebnis wieder erfaßt und begriffen und als tiefste Wahrheit empfinden gelernt. Menschenopfer bluteten einst zu den Frühlings- und Auferstehungsfeiern der Erde. Doch es waren freie Opfer, ein Vorrecht der Könige und Ersten, und aus geschichtlichen Zeiten noch wird uns von solchen altgermanischen Häuptlingen erzählt, die in Notzeiten, wenn das Land nicht tragen wollte, für ihr Volk das Leben darbrachten, um mit ihrem Blut den Acker zu düngen. In unseren Märchen lesen wir noch von dem Ritter, dessen höchste Ehre und schwierigste Aufgabe darin besteht, den Glasberg heraufzureiten, und Mythus und Sage erzählen uns vom Helden, der durch Feuermeere sich hindurchschlagen muß, um die Sonnenjungfrau aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Der in Brand gesteckte Weltpfingstenberg unserer Vorväter ist dieser Glasberg und dieses Feuermeer, die prometheische Tat, das ideale Handeln des Menschen Aufgabe, und der, welcher sein Leben für alle hingeben kann im Kampf für ihre höchsten Güter, bringt den Menschen das Licht und die Sonne, und dieser Blutzauber, der in Wahrheit die Erde immer wieder neu befruchtet, daß sie ihr Bestes hergibt, übt ewig die beschwörendste Kraft auf unsere Seele aus. All diese Pfingstgeister unserer Urahnen schweben heute mit und über uns, und nicht ein König nur, sondern ein ganzes Volk von lauter Königen und Helden ist hinausgezogen, um den Blutacker mit seinem köstlichsten Saft zu düngen, daß dieses deutsche Land in neuer Fruchtbarkeit aufgeht und mit reichsten Kulturgaben die Menschheit noch beschenkt. Das ist mit der tiefste Gewinn dieses Jahres, daß wir auf den einfachsten Mann unseres Volkes mit Stolz und Ehrfurcht hinblicken und es fühlen, wie das Größte und Edelste in jedem wohnen kann. Den Hochmut eines Genietums, den Dünkel eines Geistesmenschen, der in der Zeit vor dem Kriege mit einem „Odi profanum vulgus" sich brüstete und nur allzuviel von einem besonders erlesenen Herrenmenschen sprach, hat der Sturm hinweggefegt. „Ich bin mir bewußt," sagt der junge Dichter Heinrich Eduard Jakob, „daß der letzte Soldat, — wenn er das Bajonett vor sich hält — nein, daß ein unbeteiligter Mensch, wenn er den Zaum eines Packpferdes entwirren hilft, dem Vaterlande heute wichtiger ist als einer, der es in Worten beschreibt ..." Und die junge Dichterin Madeleine Marôt beugt ihr Haupt vor diesem letzten Soldaten:

„Opferer Du, im grauen Kleide,
Deine Tat nur kann uns schenken
Seliger Gut als alles Denken" ...

Nur ein großer Pfingstgeist ist es, der in diesem Jahre unser Volk heiligt und wie ein Rausch voller Wunder über die Seelen gekommen ist. Um den brennenden Weltberg stehen wir wieder geschart, doch voller Weihe und rein in unserem Gefühl und Gewissen. Pfingstfeuer und Pfingstflammen leuchten hervor aus den Gluten dieses Krieges. Und wir sind uns bewußt, daß in unserem Volk heute mächtig und groß wieder ein ganz idealer Willen neu erweckt wurde, die prometheische schöpferische Kraft



lebt, die Feuer zu bezähmen und zu beherrschen, daß sie nicht nur sinnlos zerstörend über die Erde hinfegen, sondern zu einem Feuer des Geistes werden, zu einer Nährflamme der Kultur. Daß das große Sterben dieses Jahres nicht als ein wildes Morden, sondern als eine Opferdarbringung in der Geschichte verzeichnet wird, durch welche die Äcker der Menschheit befruchtet wurden. Nur ein Glauben und ein Hoffen lebt in uns, daß für alle Völker aus diesem Kriege ein deutsches Pfingsten heraufsteigt, das wie ein reicher Segen über sie kommt, und in dem Idealismus unseres Volkes noch neue Mächte und Kräfte leben, die Menschheit zu höheren Zielen hinzuführen, wohin orientalische und romanische Kultur noch nicht gelangen konnte.

In Feindesland.

Federzeichnungen einer Frau. Von Friedel Merzenich.

Ich wohne in einem Hause, das von seinem Besitzer noch vor Ausbruch des Krieges verlassen worden ist. Es wird wohl am 26. Juli gewesen sein, denn über dem Schreibtisch, an dem ich arbeite, hängt ein Abreißkalender, der das Datum des 25. Juli zeigt.

Wunderlich ist das Gefühl, in einem Hause Gast zu sein, aus dem die Seele entflohen. Ich gehe von Zimmer zu Zimmer und die weißgestrichenen Treppen hinauf und betrachte nachdenklich die Einrichtung und die Bilder, die an den Wänden hängen, und die vielen Bronzen, die da herumstehen. Und ich lasse diese toten Dinge sprechen, und sie erzählen mir Geschichten, die meine Einsamkeit beleben.

Ich sehe Madame C. in ihrem Zimmer an dem unpraktischen Schreibtischchen sitzen. Nur für eine kurze Weile hält sie sich daran auf, sie schreibt nicht viel, Madame, höchstens ein Kärtchen, um eine Freundin zum Tee zu bitten oder um ihrer Schneiderin ein paar mahnende Zeilen zu senden. Am Fenster steht ein Arbeitskörbchen, darin liegt eine Handarbeit, spielerisch, auf einem Kinderstühlchen sitzt eine Puppe. Ich kann mir vorstellen, wie Madame C. mit ihrem Töchterchen tändelt, und mir ist, als höre ich ein fröhliches Kinderstimmchen. Suzanne lacht — und hält ihrer schönen Mama ihr Puppenkind entgegen, dem sie ein wunderliches Hütchen aus einem alten Briefumschlag gezaubert hat. An der Wand hängt ein Bild von Suzanne, ein dunkler Lockenkopf, der mich schelmisch anlächelt. „Du wirst mir doch meine Puppe nicht wegnehmen?" Nein, kleine Suzanne, ich will deine Sächelchen nicht, ich hoffe für dich und uns alle, daß du bald wieder heimkehren kannst, um Wiedersehen mit deinen Spielsachen zu feiern.

Das Spielzimmer habe ich mit Rührung betreten. Diese stummen Zeugen glücklicher Vergangenheit wirken beklemmend auf mich. Das Schaukelpferd, das schwanzlos in einer Ecke trauert, sieht mich ganz fassungslos an — wann kommt denn nur Roger wieder? — Und der Kaufladen, in dem ein winziger Verkäufer hinter dem Ladentisch auf Kundschaft lauert, erscheint mir als erbitterter Ankläger. Er hat weitaufgerissene Augen, die schreien mich lauter an als die grellste Stimme: „Das ist Ruin, das ist wirtschaftlicher Zusammenbruch, es kommt seit Monaten kein Mensch, der mir meine Waren abnimmt!" Die Augen werden immer fürchterlicher. Ich versuche den kleinen aufgeregten Herrn zu beruhigen, ich rede ihm zu, einen Dornröschenschlaf zu tun. Ich lege ihn wahrhaftig in das Puppenbettchen, das neben dem Kaufladen steht. Wie kindisch man ist!

An der Wand mahnen Plakate mit Riesenbuchstaben die Sprößlinge der Familie C. zur Ordnung und zum Fleiß: Travaillez en silence. C'est en bavardant qu'on fait du mauvais travail! Und ein anderes: De l'ordre! Une place pour chaque chose et chaque chose à sa place!

Am Fenster feiert eine Hobelbank, ein Brettchen ist noch eingespannt und wartet auf Maurice, der zu Mutters Geburtstag irgendein Kunstwerk zimmern wollte. Nun hat der kleine Bursche alles im Stich lassen müssen, und gewiß denkt er von Paris aus häufig nach Lille und an seine unvollendete Arbeit. Ich schließe leise die Tür und gehe in das Zimmer, das ich mir als Arbeitsraum eingerichtet habe. Die Fenster gehen nach dem Garten — ein großer Birnbaum reckt sehnsüchtig seine tausend grünen Hände zur Sonne empor, es ist, als wolle er den Frieden von oben herabflehen. Warte nur, alter Geselle, im Herbst, das hoffe ich zu Gott, sollen sich auf deinen Zweigen Jean, Maurice, Roger und Suzanne ein Stelldichein geben. Vier Kinder hat die Familie C. Das ist gar nicht so recht französisch. Doktor C. scheint mir überhaupt ein durchaus fortschrittlicher Mann zu sein, das beweist nicht nur seine gesunde Kinderschar, sondern die ganze hygienische Einrichtung des Hauses. Die Woche vor meiner Abreise aus Berlin badete ich mindestens zweimal täglich, ich badete sozusagen auf Vorrat, denn was ich so von den Nebengelassen französischer Häuser gehört hatte, erinnerte an finsterstes Mittelalter. Gottlob habe ich mich geirrt. Das Badezimmer ist tadellos. Prachtvoll ist auch die Bibliothek von Dr. C., sein Laboratorium, das Untersuchungzimmer.

Ich habe in den Noten von Madame gekramt. Das war mir ein heimisches Gefühl, als ich Bach, Beethoven, Mozart, Schumann entdeckte. Die Kunst ist doch die neutralste Macht, sie ist überall zu Hause, und ihre Sprache wird von jedem verstanden. Und ich setzte mich an das Instrument und spielte die Träumerei von Schumann und noch vieles mehr.

Ein Geräusch ließ mich aufsehen. Da stand in einem Winkel die Haushälterin, und sie weinte, sie weinte lautlos, wie Menschen weinen, denen Tränen Befreiung und Wohltat sind. Ich fragte: „Octavie, Sie können wohl mein Spiel nicht vertragen, es macht Sie traurig, Sie denken an die Zeit, da Madame am Klavier saß?" Octavie nickte, und ihre großen dunklen Augen blickten mich kummervoll an. Diese Augen sehen aus wie brauner Achat, in denen ein Lichtstrahl sich gefangen. Und sie erzählt von Madame, wie gut sie sei und wie schön. Sie diene schon seit ihrem siebzehnten Lebensjahr bei Madame, und heute wäre sie sechsunddreißig. Ach, und nun dieser schreckliche Krieg, welch Unglück für alle Welt! Die Engländer, die seien an allem schuld, oh, sie wisse es genau, alles wollten sie in ihre Tasche stecken, ja, ja, auch Frankreich. Und die Flucht von Madame mit den Kindern. Mit dem Auto seien sie weggefahren, Monsieur, der ein berühmter Chirurg sei, habe sich nach Bordeaux in ein Lazarett begeben. Madame habe zu ihr gesagt: „Octavie, auf Sie verlasse ich mich, ich gebe alles in Ihre Hände." Ah, schwer sei es ge-



wesen, dieses Abschiednehmen auf unbestimmte Zeit, von den Kindern vor allem. Und dann das Bombardement! Zwei Tage habe sie im Keller zugebracht, oh, là là, und gezittert, und die Stadt habe gebrannt, schrecklich, schrecklich. Und nun würde Madame alles in der Zeitung lesen und sich vorstellen, auch ihr schönes Haus sei zerstört, und es gebe doch so gar keine Gelegenheit, Madame zu verständigen. Wie lange der schreckliche Krieg nur noch dauern werde?

Octavie und Angèle sind meine dienstbaren Geister. Octavie dunkel, zierlich, behend, die typische Französin, Angèle blond und dick, sie könnte ebensogut ein pommersches Bauernmädel sein. Octavie kocht für mich. Zierlich, wie sie selber, sind die Speisen zubereitet und serviert. Sie hat eine geschmackvolle Art, auch die unscheinbarsten Dinge appetitlich auf den Tisch zu bringen.

Ich sehe von den beiden Mädchen nicht eben viel, sie arbeiten geräuschlos in der Küche.

Ich habe meine Koffer ausgepackt, meine Meldungen bei der Paßzentrale, bei der Militärpolizei erledigt und mich sogleich in die schriftlichen Arbeiten vertieft, die mich in mein neues Amt einführen sollen. Es ist totenstill im Haus. Wird nicht Suzanne hereingehuscht kommen?... Ich habe das Gefühl vollkommener Einsamkeit.

Plötzlich wird die Stille unterbrochen. Ich höre aufgeregte Stimmen auf der Straße. Fenster werden geräuschvoll geöffnet, der Lärm wächst von Minute zu Minute. Ich sehe heftig gestikulierende Menschen, sie deuten zum Himmel, sie flüchten in die Häuser, Mütter zerren ihre weinenden Kinder hinter sich her. Und nun entdecke ich auch den Grund der ungeheuren Erregung. Ein feindlicher Flieger über der von uns besetzten Stadt.

Ich eile die Treppen hinauf in ein Dachzimmer, um den kühnen Feind zu beobachten. Klar hebt sich die „Taube" vom blauen Himmel ab. Bum — da fliegt der erste feurige Fluch in ihre Nähe. Wie ein schöner Schneeball steht ein Wölkchen für wenige Augenblicke in der Luft, dann zerfließt es. Bum — bum — die Abwehrkanone läßt sich nicht viel Zeit, und nun setzt auch noch das Taktaktaktaktak des Maschinengewehres ein. Der Flieger steigt höher und höher. Wie ein Luftroß rast er jetzt durch eine Wolke, die ihn ganz verbirgt. Eine Spukgestalt am hellichten Tage. Nun ist er wieder sichtbar Die Schrapnelle flattern wie Vögel um ihn. Eine aufregende Jagd. Da ein entsetzliches Krachen und Klirren — ein Blindgänger ist im Nachbarhaus in das Glasdach des Wintergartens geflogen. Mir wird das Schauspiel nun doch ein bißchen ungemütlich, und ich verlasse meinen Ausguck.

Nach einer Weile werden die Schüsse seltener und hören endlich ganz auf. Es ist wieder ruhig um mich.

Alles ist puppenhaft in diesem Hause, die Sofas in Madames Zimmer, das Lächeln von Octavie, die Schreibtischgarnitur, die Kücheneinrichtung . . . Aber die Betten sind gigantisch. Und wie drollig uns Deutsche das persönliche Verhältnis anmutet, in denen die Franzosen zu ihrer „Dodo" stehen. Mir hat Octavie die „Dodo" von Tante Eugène zurechtgemacht, ein schönes, breites Bett, das sich in dem hellen Gastzimmer des oberen Stockwerkes befindet.

Nebenan, in dem Zimmer der kleinen Suzanne, schlafen jetzt Octavie und Angèle. Ich höre sie noch leise flüstern; die Tür muß auf meinen Wunsch offen bleiben, denn ich bin ein bißchen feige.

Ich war gerade so im friedlichen Hinüberdämmern, da schreckte ich zusammen. Ein Donnerschlag. Wieder einer. Und durch die Vorhänge sehe ich's aufflammen. Es ist wie ein Wetterleuchten. In der Ferne hat wohl wieder der Artilleriekampf eingesetzt. Ich lausche. Herzklopfend. Es klingt wie das Knurren eines wütenden, gereizten Tieres. Ohne Unterbrechung grollt es in den Lüften. Die Fenster klirren schwach.

Da steht er nun, der Riese, der Krieg, und rührt seine Trommel, und sein Ruf bringt Tod, Verderben und Not.

Und ich liege in einem weichen Bett und muß hören, wie nicht weit ab von mir die Geschütze ihre grausame Arbeit tun. Und jeder Schuß zeigt mir Bilder, die mich erbeben lassen.

In das allmählich schwächer werdende Geschützgrollen mischt sich das Rasseln, Knattern und Poltern vorbeirasender Kraftwagenkolonnen. Schwere Wagen, schwer beladen. Ich wage aber nicht, Tante Eugènes „Dodo" zu verlassen, um durch die Scheiben einen Blick hinunterzuwerfen.

Sind es Munitionskolonnen, die zur Front fahren? Bringen sie neue Nahrung für die Höllenschlünde, die sich da draußen alltäglich, allnächtlich auftun, um Feuer und Eisen zu speien und zu vernichten? Man muß fern von zu Hause sein, um das Wort „Krieg" in seiner ganzen Furchtbarkeit zu erkennen.

Auf der Straße wandert ein einsamer Posten auf und ab. Die Schritte klingen deutlich zu mir herauf. Auch der da unten hat seine Heimwehgedanken und seine Sehnsucht . . .

Octavie und Angèle waren erwacht. Wieder hörte ich sie flüstern. Ob ich wohl Angst habe, fragen sie mich dann. Wenn man, wie sie, das Bombardement mitgemacht hat, so stört einen der ferne Kanonendonner nicht mehr. Bald drehen sie sich in ihren Betten um und schlafen wieder ein. Aber ich kann keine Ruhe finden, ich schicke meine Gedanken und Wünsche zu denen, die da draußen für das Vaterland kämpfen. — — —

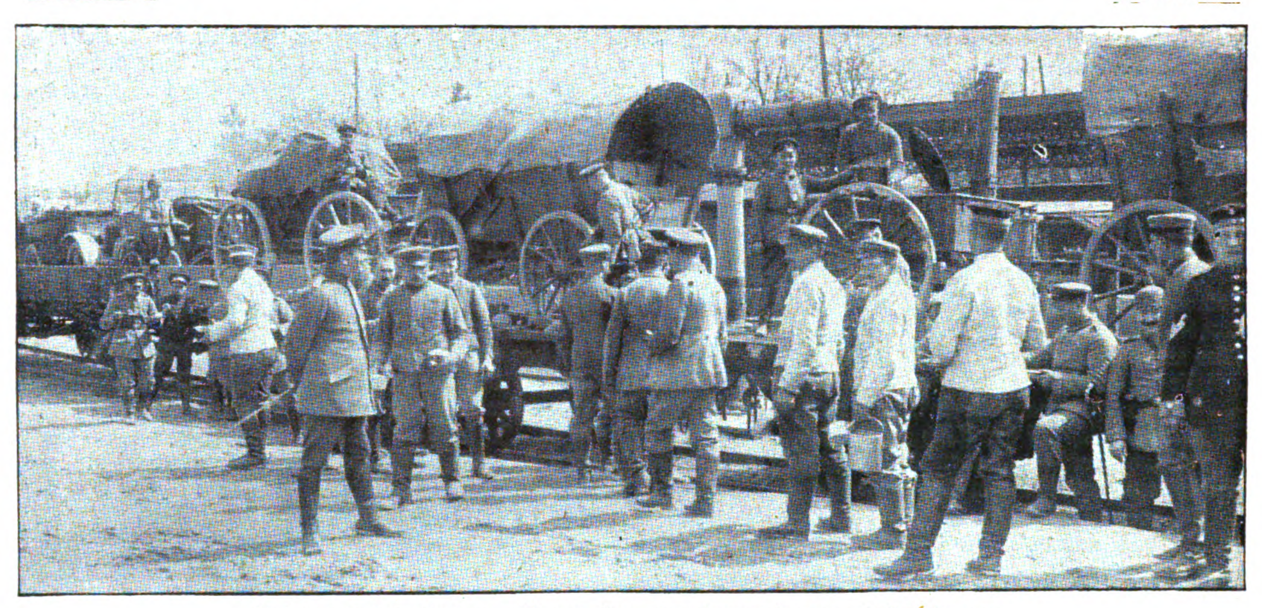
* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Das Selbstvertrauen innerhalb der unerschütterlichen Mauern, die unsere Armeen rings um das bedrohte Vaterland bilden, wird von innen gestützt durch die bewährten Leistungen unserer Volkswirtschaft. Wir wissen, daß der Anschlag unseres Erzfeindes, Deutschland auszuhungern, nicht gelingen wird. Dank der deutschen Landwirtschaft können wir der Zukunft ruhig entgegensehen, unsere Vorräte reichen vollauf, und das deutsche Land hat in sich genügende Quellen der Volksernährung. Von dieser Seite droht keine Gefahr, Heer und Flotte können ihre Arbeit weiter verrichten bis zum ehrenvollen und, wir hoffen zu Gott, bis zum erfolgreichen Abschluß.

Nachdem der Stoß gegen den rechten Flügel der russischen Stellung am Dunajec gelungen ist, macht die rastlose Verfolgung des unaufhaltsamen russischen Rückzuges Fortschritte, die der Entscheidung entgegengehen. Mit dem Aufrollen der russischen Karpathenfront wurde die Verwirrung in den rückwärtigen Linien und Stützpunkten unserer Gegner diesen zum Verhängnis. Durch die Erstürmung des Brückenkopfes von Jaroslau und der Stadt kam die Sanlinie, die alte Trennungslinie der russischen und österreichischen Fronten früherer Monate, in unseren Besitz. Bereits am 10. hatte allein die Armee Mackensen über 80,000 Gefangene zu melden. Das Vernichtungswerk der verbündeten deutschen und österreichi-





Auf der Fahrt ostwärts: Essenempfang von der verladenen Feldküche aus.

schen Truppen, in dessen Opfer die gesamte dritte russische Armee (9., 10., 12., 24. und das 3. kaukasische Korps) einbegriffen ist, vollzieht sich mit unabwendbarer Sicherheit dank der Tüchtigkeit unserer verbündeten Truppen.

Gleichzeitig machte der Vorstoß unserer Truppen in Kurland schnelle Fortschritte. Das Vorrücken eines Teiles gegen Mitau und Kowno veranlaßte den Gegner, dorthin stärkere Massen zusammenzuziehen, zunächst mit Vermeidung eines Austrages mit der Waffe. Ein anderer Teil setzte sich in Besitz von Libau. Nordöstlich Kowno konnte der Feind trotz aufopfernder Gegenwehr die Zerstörung der Bahnlinie Wilna—Szawle und weitere Operationen nicht hindern. Die Einnahme des Stützpunktes Libau geschah unter Mitwirkung unserer Marine.



Die Waffenbrüderschaft: Oesterreichisch-ungarischer Husar und deutsche Infanteristen.



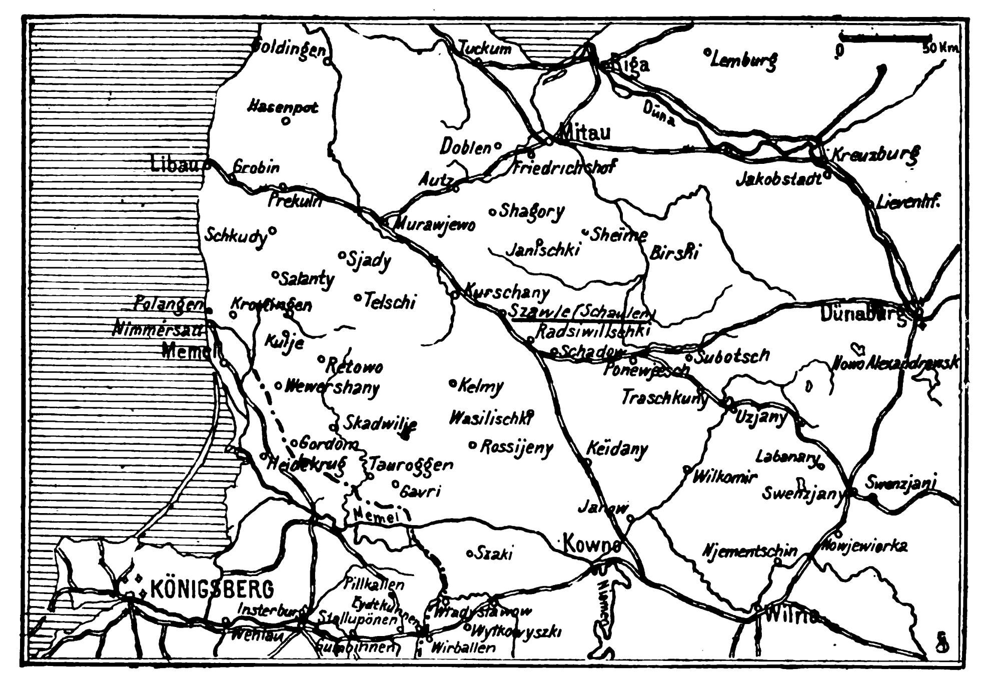
Durchzug eines österreichisch-ungarischen Bagagetrains durch Neu-Sandec.



Deutsche Artillerie beim Ueberschreiten einer neuerrichteten Brücke über den Dunajec (Neu-Sandec).

Vom Kriegschauplatz in Galizien. Phot. Sennecke.





Zu dem deutschen Vorstoß in die russischen Ostseeprovinzen.

Im Westen sind schwere Verluste und gänzliche Mißerfolge der Engländer bei Ypern zu verzeichnen. Im Verfolg unserer Angriffe wurden stark befestigte Stellungen genommen, es fielen beherrschende Höhenzüge in unsere Hände.

Die Verluste der englischen Flotte, die in letzter Zeit durch ihr eigenes Ungeschick bei der verhängnisvollen Vernichtung größerer Einheiten durch sich selbst in nächtlicher Fahrt vor Norwegen vergrößert wurden, werden immer empfindlicher. Der vernichtende, vorher angesagte Schlag, mit dem die deutschen Unterseeboote durch die Versenkung des britischen Hilfskreuzers „Lusitania" den Überseeverkehr zwischen England und Amerika verriegelte, dieser Beweis, daß unsere Flotte gewillt und imstande ist, den Großschiffahrtsverkehr des Inselreiches lahmzulegen, hat den Kernpunkt englischen Wesens getroffen.

Die Wirkung dieses Schlages äußerte sich in empörender Form. Als unmittelbare Folge kam aus England und allen Teilen des Auslandes, die englischem Einfluß unterliegen, der allgemeine Notschrei deutscher Landsleute friedlichen Berufes, die ausgeplündert und verfolgt werden. Schutzlos sind sie dem englischen Pöbel ausgeliefert, und kein anderes Mittel, diese unerhörten Ausschreitungen zu beenden, fand die englische Regierung als den Vorschlag, alle männlichen deutschen Staatsangehörigen zwischen 15 und 55 Jahren festzusetzen und die übrigen nebst Frauen und Kindern Landes zu verweisen. Nach den Erfahrungen von Anbeginn des Krieges mit dem System unserer Feinde, durch Entstellung der Wahrheit uns zu schädigen, überrascht es nicht, daß die Vernichtung der „Lusitania" zu unsern Ungunsten von England falsch dargestellt wird. Keine der gegenteiligen Behauptungen hält stand vor den Tatsachen dieses Ereignisses. Die „Lusitania", zu Friedenszeiten einer der größten Passagierdampfer der Cunardlinie, war Hilfskreuzer der englischen Marine. Auf diese ihre Verwendung zu Kriegzwecken war schon bei ihrem Bau auf Veranlassung der britischen Admiralität Rücksicht genommen. Sie war mit Geschützen armiert. Sie holte Munition in großem Umfange sowie Kriegsgerät und Gold nach England. Sie war des Flaggenmißbrauchs auf Geheiß der englischen Marinebehörde bei einer früheren Gelegenheit (Februar vor Liverpool) schuldig, war also dem Vergeltungsrecht ihres Gegners, d. h. der rücksichtslosen Vernichtung, besonders ausgesetzt. Trotzdem nahm sie Passagiere an Bord. Unsere Botschaft in Washington hatte öffentlich die drohende Gefahr für Passagiere, die sich einem Kriegschiff zur Fahrt nach dem Kriegschauplatz anvertrauen wollten, besonders angekündigt. Die britische Admiralität und ihre Leute haben alles getan, um die Passagiere in Sicherheit zu wiegen; sie haben damit den Dolus auf sich geladen, das Leben der Passagiere zu dem Zweck aufs Spiel zu setzen, um durch deren Teilnahme am Munitionstransport die Gefährdung ihrer Kriegsfracht und ihres Kriegsschiffes zu parieren. Die britische Admiralität und die in ihrem Dienste stehende Gesellschaft der Cunardlinie trifft die volle Verantwortung für das Schicksal von annähernd zweitausend friedlichen Menschen, darunter Frauen und Kindern. An der irischen Küste wurde die „Lusitania" von dem Torpedo eines deutschen Unterseebootes getroffen (und zwar von einem einzigen). Die Nähe einer Telefunkenstation an dieser von uns gewählten Stelle bot Aussicht für die Rettung der Passagiere. Die Rettung konnte nur unvollkommen stattfinden, weil die Munitionsfracht an Bord explodierte und infolgedessen die „Lusitania" schon in 20 Minuten in die Tiefe ging. X.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Blühender Kirschbaum auf der Höhe der Côte Lorraine. Dahinter das zerschossene Hattonville.

Frühling in Feindesland.



Phot. N. Perscheid.

Generaloberst von Woyrsch.



General von Lauenstein.



General von Emmich.



Erzherzog Josef Ferdinand.



Phot. Gebr. Siebe.

General von Linsingen.

Zu den siegreichen Kämpfen der Verbündeten in Galizien und Polen.



N. el. Central.

Kommerzienrat Heinrich Stollwerck †
Köln a. Rhein.

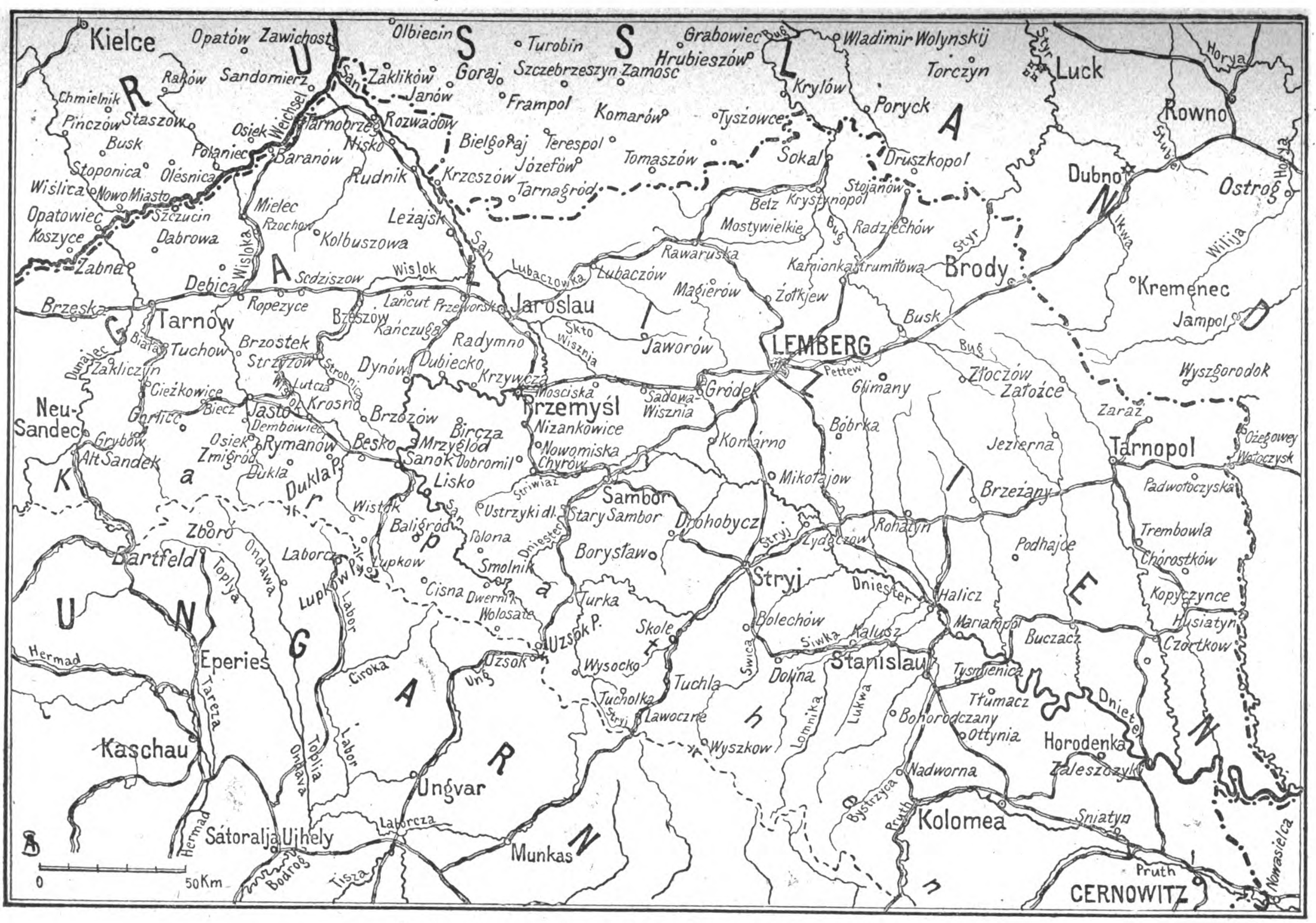


Phot. Elvira.

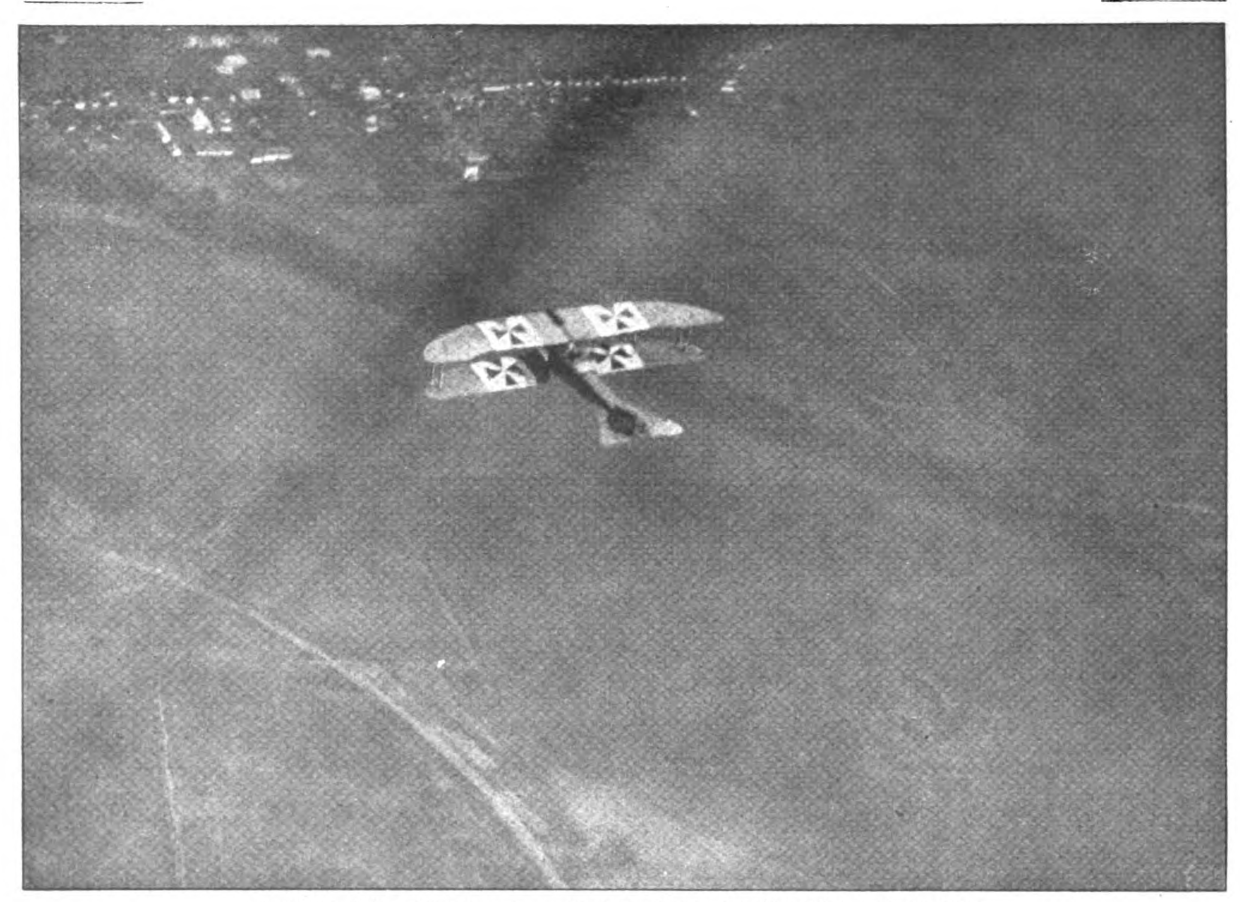
Prof. Jocza Savits, München †
früher Oberregisseur, bekannter Bühnenfachmann.



Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Lamprecht, Leipzig †
berühmter Geschichtsschreiber.



Karte zu den siegreichen Kämpfen in Galizien.



Deutscher Flugapparat, aus einem höherfliegenden Aeroplan aufgenommen.



Unsere Landwehr am Lagerfeuer.

Phot. Prof. Stoewer.

Konzert einer Matrosenkapelle auf dem Großen Platz in Brügge.
Im besetzten Westflandern.

Eine Kraftwagenkolonne beim Passieren einer Kriegsbrücke.

Die Brücke ist 450 Meter lang und wurde von unsern Pionieren in 5 Tagen im Granatfeuer gebaut.

Vom französischen Kriegschauplatz.

Major Tietze.

Hofphot. Stüting & Sohn.

Hauptmann Schrader.

Leutnant Walter Kurth.

Oberstleutnant Dr. Kloß.

Hofphot. Krieger.

Leutnant Hermann Kraft.

Lt. d. L. Adolf Bartels.

Hauptmann Gustav Mitzlaff.

Phot. Niclon.

Hauptmann Bernhard Hille.

Major Ferdinand Stolz.

Phot. Witte.

Hauptmann Weber.

Hofphot. Urbahns.

Oberleutnant v. Below.

Phot. A. Wertheim.

Hauptmann Fintelmann.

Phot. Weier & Pasroth.

Lt. v. Prittwitz u. Gaffron.

Leutnant Hoffmann.

Vizefeldwebel Zietz.

Hofphot. Noack.

Lt. d. R. Egon Moser.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Kgl. Sängerin Lilli Hafgren-Waag mit ihrem Gatten Dr. Hans Waag,
dem Intendanten des Stadttheaters in Metz.



Kriegsinvaliden als Kleinsiedler.

Von Hans Ostwald.

Viele Hände regen sich, um das Schicksal der in diesem Kriege Beschädigten zu mildern — ein Zeichen, daß nicht nur um Geld und Gut so viel edles Blut geflossen ist. Wir wollen nicht Reichtum aus diesem Kriege ernten. Wir wollen nicht egoistisch an den Folgen des Krieges vorbeigehen.

Hat eine übermächtige Liebe zur Heimat die Krieger das Unglaublichste leisten und ertragen lassen, so deutet diese Liebe uns wohl den Weg, wie wir die Schuld ihnen gegenüber abtragen. Haben doch gar zu wenige von ihnen eine wirkliche Heimat, einen Ort, an dem ihr Herz hängt. Schaffen wir es ihnen! Nur wo der deutsche Mensch Land sein eigen nennt, wo seine Kräfte in Berührung mit dem Lande sich stählen und erneuern — nur dort kann er auf die Dauer gedeihen. Nur dort, wo blauer Himmel sich über ihm weitet, wo die Lerche jubelnd zur Höhe steigt, wo die Bäume rauschen und Saat im Boden keimt, wo die Ernte reift, nur dort wachsen die Kräfte des deutschen Menschen.

Wir werden nun unter den Kriegsbeschädigten viele haben, die den erlittenen Schaden nicht vergessen können. Alle werden ihn nicht überwinden können. Und zwar besonders solche nicht, die vor ihrem Verlust in besserer Lage sich befanden, als man sie ihnen nachher gewähren kann. Denen kann nun aber ein anderer Ersatz gewährt werden. Siedeln wir sie auf dem urbar gemachten Boden an! Geben wir ihnen ein heiteres, ein gesundes Heim! Und dann wäre daran zu denken, ihnen mit Hilfe des Rentengutverfahrens ein Häuschen mit einem Garten und einem Stall für Kleinvieh zu bieten. Das Reich oder der Staat müßten die notwendige Anzahlung leisten. Diese beträgt mindestens ein Zehntel der Kaufsumme. Für das Restkaufgeld müßten Rentenbriefe ausgegeben werden, die mit 4 vom Hundert zu verzinsen und mit ½ vom Hundert zu tilgen wären. Der Garten muß so groß sein, daß die Familie den Bedarf an Obst, Gemüse und Kartoffeln herauszieht, Ziegen für die Kinder halten kann, einen Stamm Hühner und Kaninchen füttert und einige Schweine fett macht. Ja, Frau und Kinder müßten aus dem Garten und dem Stall, aus der Kleinviehzucht noch jährlich einen Barerlös erzielen, der ungefähr die Rente für das Grundstück deckt. Wenn das Häuschen drei bis vier bewohnbare Räume, Keller, Boden usw., enthält, wenn Stall, Brunnen, Zaun, Garten, Bepflanzung, Straßenanlage usw. gerechnet werden, muß das Grundstück für 6000 bis 7000 Mark zu liefern sein. Das würde eine jährliche Rente von 250—300 Mark bedeuten, die sich die Familie aus dem Stall und aus dem Garten verdienen muß. Für das, was die Familie außerdem braucht, muß dem Manne Gelegenheit gegeben werden, es herbeizuschaffen. Die Grundstücke müßten in Form von kleinen Gartenstädten den bestehenden Kleinstädten angeschlossen werden, so daß besondere Ausgaben für die Gründung von Kirchen und Schulen gespart werden. Die Kleinstädte, die augenblicklich eher an Bevölkerungzahl abnehmen, sind gewöhnlich über jeden Zuwachs froh und verzichten auf Zuschüsse zur Regelung der öffentlich rechtlichen Verhältnisse. Diese Zuschüsse könnten nun in anderer Form an die neugegründeten Invalidensiedelungen gegeben werden: Werkstätten wären zu gründen, die durch ständige Erteilung von Staatsaufträgen aus der Militär- und Zivilverwaltung sichergestellt werden müßten. In solchen Werkstätten wären zu arbeiten: Bürsten- und Lederwaren, Tisch-, Bett- und Leibwäsche, Wollwaren, Stiefel, Militärmützen, Handschuhe und noch viele tausend andere Dinge, die im großen Bereich der Reichs- und Staatsbehörden zum Verbrauch kommen.

Neues und Unausgeprobtes würde damit nicht geschaffen werden. Der Verein für Unfallverletzte hat seit vielen Jahren die verschiedensten Verletzten mit gutem Erfolg in einer Bürstenwerkstatt beschäftigt. Solche, die nur ganz wenig leisten konnten, verdienten trotzdem wöchentlich 8—11 Mark; solche, die schon geübter waren, kamen auf 14—17 Mark, und die Eingeübten erzielten einen Wochenverdienst von 18—21 Mark.

Das sind Summen, die sich wohl sehen lassen können, und die ein sicheres wirtschaftliches Fortkommen gewährleisten, wenn dem Invaliden und seiner Familie die feste Grundlage einer gesunden Existenz, das Siedlungsgrundstück, gegeben wird. Bei der Leitung der Werkstatt könnten auch Invaliden gebildeter Berufe oder ehemalige Offiziere ihr Brot und ihren Beruf finden. In den Buchhaltereien und Schreibstuben wären Invaliden aus kaufmännischem Herkommen zu beschäftigen. Für solche, die einen Lungen-, Nerven- oder Herzschaden erlitten haben, wäre das Leben in den Gärten jedenfalls der beste Weg zur Heilung. Daß eine Siedlung die beste Grundlage für eine Existenz bietet, hat die jahrzehntelange Erfahrung vieler Ansiedlungsgesellschaften bewiesen.

Alle diese Siedlungsgesellschaften, die hauptsächlich im Osten und Norden unseres Reiches mit Erfolg arbeiten, alle die gemeinnützigen Baugesellschaften und Bauvereine, die besonders im Westen und Süden tätig sind, müßten ihre wohl ausgeprobten Organisationen zur Verfügung stellen. Die Königliche Generalkommission und ähnliche Behörden, die seit langem die sehr umständlichen Geschäfte als Besiedlungsbehörden durchführen, sollten auch weiter die Aufsicht führen. Neue Behörden sollten nicht gegründet werden. Zum Ansiedeln gehört so viel Sachkenntnis und Erfahrung, daß wir froh sein wollen, wenigstens diese eingearbeiteten Stellen zu besitzen. Nur keine neuen Organisationen! Sollten die erst gegründet werden, würde die ganze Sache verschleppt — und schließlich verhindert. Also keine neuen Organisationen, sondern nur ein schleuniges Handeln. Und zwar ein Handeln auf dem wichtigsten Teile: der Geldbeschaffung.

Die wenigsten Kriegsbeschädigten werden in der Lage sein, nennenswerte Mittel für die Anzahlung aufzubringen. Wenn wir ihnen nun die Möglichkeit geben würden, einen beschränkten Teil ihrer Invalidenrente zu kapitalisieren, könnten sie mit Hilfe des Rentengutsverfahrens wohl zu einem kleinen Eigentum kommen. Natürlich darf nur so viel kapitalisiert werden, daß der Invalide, wenn er vielleicht auf seinem Gütchen nicht bestehen kann und herunter muß, nicht etwa der Armenpflege zur Last fällt. Die folgenden Beispiele mögen zeigen, wie eine solche Kapitalisierung wirken würde:

1. **Franz Brummer, verheiratet, 5 Kinder**

verlor eine Hand, ein Bein, 80 % Rente =		410 M.
Verstümmelungszulage		288 „
Kriegszulage		180 „
		878 M.
War Stubenmaler, verdiente 1700 M., hilft seiner Frau, die als Heimarbeiterin jährlich verdient		400 „
Gesamteinnahme		1278 M.
zahlt Miete		450 „
Bleiben für Lebensunterhalt		828 M.
Siedelt sich an, läßt		100 M.
Rente kapitalisieren zu 4%	2500 M.	
Erwirbt Rentengut (2 Morgen) für	7000 M.	
Zahlt an	2000 M.	
Hat zu verzinsen 5000 M. mit 4 % jährlich		200 „
Bleiben ihm von seiner Rente		578 M.
Er treibt Hühnerzucht und verdient dabei jährlich		300 „
Bleiben für Lebensunterhalt		878 M.

Aus dem Garten kommen die hauptsächlichsten Lebensmittel für die Familie und das Kleinvieh.

2. **Paul Maschke, verheiratet, 4 Kinder**

40 % erwerbsunfähig, erhält Rente		216 M.
Kriegszulage		180 „
		396 M.
War Maurer, verdiente 1500 M., kann nicht mehr im Freien arbeiten, geht in Fabrik. Hier verdient er jährlich		900 „
Gesamteinkommen		1296 M.
zahlt Miete		400 „
Bleiben für Lebensunterhalt		896 M.
Siedelt sich an, erwirbt Rentengut für	6000 M.	
Zahlt an aus Reichsdarlehen	1500 M.	
Hat zu verzinsen 4500 M. mit 4 %, jährlich		180 M.
„ „ „ 1500 „ „ 2 %, „		30 „
Bleiben ihm von seiner Rente		186 M.
Er geht in benachbarte Fabrik und verdient		800 „
Bleiben für Lebensunterhalt		98 M.

Frau und Kinder erwirtschaften das, was die Familie an Obst, Gemüse und Kartoffeln braucht, und füttern Schweine, Ziegen, Hühner.

3. **Frau Krüger, Witwe mit 2 Kindern**

Witwengeld		400 M.
Waisengeld		336 „
		736 M.
Wohnt in Stube und Küche, zahlt Miete		330 „
Bleiben		406 M.
Verdient durch Heimarbeit		300 „
Bleiben für Lebensunterhalt		706 M.
Erwirbt Rentengut für	6000 M.	
Zahlt an aus Spargeld	600 M.	
Hat zu verzinsen jährlich 5400 M. zu 4 %		216 M
Bleiben von ihrer Rente		520 M
Verdient durch Schweinezucht		400 „
Bleiben für Lebensunterhalt		920 M.

und die Früchte des Gartens. Wohnt in 2 Zimmern, Kammer, Küche und kann ihre Kinder in frischer Luft, anstatt in enger, durch Heimarbeit verdorbener Stubenluft aufziehen.

Wie sehen, daß die Invaliden, die sich ansiedeln, manche wirtschaftlichen Vorteile haben werden. Trotzdem sollen sie sich nicht etwa als Staatspensionäre fühlen. Sie sollen ihren gärtnerischen Betrieb auf eigene Verantwortung führen und Hilfe nur bei besonderen, unverschuldeten Notständen erwarten. Dazu ist eine Vorbedingung, daß sie, zum mindesten aber ihre Frauen vom Lande stammen. Sonst werden sie nicht so leicht einwurzeln. Zur Verfügung müßten stehen: 1. Kleine Stellen von 12½ a = ½ Morgen für kleine Beamte, Pensionäre und Industriearbeiter; 2. Gärtnereien im Umfange von 1—4 Morgen in der Nähe von Städten; 3. Stellen im Umfange von 1—4 Hektar für Handwerker und ländliche Arbeiter mit so viel Land und Wiese, wie zur Durchwinterung einer Kuh erforderlich ist; 4. bäuerliche Stellen in der Größe von 4—15 Hektar, auf denen eine Familie ohne Nebenarbeit sich ernähren kann. In einzelnen Fällen wären auch kleine Pachtstellen für solche bereitzuhalten, die sich nicht so sehr binden wollen. Aber: Die Siedler wollen ja alle ein E i g e n t u m erwerben!

Soweit es sich um Kleinsiedlungen handelt, werden kaum besondere Schwierigkeiten entstehen. Die kleinen Städte würden selten besondere Ansprüche bei Neusiedlungen stellen, sondern über den Zuwachs, über die Belebung von Handel und Wandel und besonders über die notwendige Bautätigkeit erfreut sein.

Ist so durch Anzahlung mit Hilfe einer Kapitalisierung der Invalidenrente, die hoffentlich durch eine baldige Aenderung des Mannschaftsversorgungs-Gesetzes ermöglicht wird, gesorgt und sind auch sonst die Ziele der Invalidensiedlung festgesetzt und die Nebenumstände geregelt, so muß noch eine wichtige Angelegenheit geregelt werden: Der ungünstige Kursstand der Rentenbriefe. Bis zu 75 Prozent des Taxwertes werden die kleinen Siedlungen beliehen. Bei einem Kurse von 80 Prozent für die vierprozentigen Rentenbriefe entstehen so große Verluste, daß sie weder der Siedler noch der Verkäufer, also die Siedlungsgesellschaften, tragen können. Entweder müßte also das Reich einen Ausgleichsfonds stiften, der aber bedenklich wäre, weil dann eine Art Almosen gezahlt würde. Oder der Zinsfuß der Rentenbriefe müßte auf 5 Prozent erhöht werden. Vielleicht läßt sich auch das Institut der Rentenbriefe ganz umgehen, wenn eine bestimmte Summe den Ansiedlern oder den beauftragten Gesellschaften vorschußweise ausbezahlt werden könnte, aus der die gesamten Kosten — Landankauf, Errichtung der Gebäude und Beschaffung des Inventars — bestritten werden könnten. Der beste Kenner des Siedlungsverfahrens, Präsident Metz vom Oberlandeskulturgericht, tritt für diese Regelung ein. Er empfiehlt eine vierprozentige Verzinsung und eine halbprozentige Tilgung. Die Tilgung nötigt den Siedler zum Sparen und bringt ihn vorwärts.

Aber ebenso, wie er wirtschaftlich gedeihen soll, soll er vor allem seelisch gedeihen und einen Aufschwung nehmen. Vor unseren kleinen Städten könnten noch überall Häuschen stehen, in denen das Glück heimisch ist, alle mit einem Garten herum. Dort kann jeder für sich arbeiten, auch wenn er den ganzen Tag eintönig in einer Fabrik tätig gewesen. In seinem Garten füllt sich sein Gemüt mit tausend kleinen Freuden. In Zeiten der Arbeitslosigkeit ist er auch vor Not geschützt. Kartoffel, Obst und Gemüse hat er im Keller, ja verkauft er noch. Milch für die Kleinen gibt ihm die Ziege. Federvieh, Kaninchen und Schweine geben Eier, Fett und Fleisch. Das alles hilft über schmale Zeiten fort.

Ein wichtiges Nebenproblem wird mitgelöst: Die Mitarbeit der Frau. Während sie beim Leben in der Stadt meist der Familie entzogen wird, bleibt die Frau des Siedlers oder auch die angesiedelte Kriegerwitwe der Familie erhalten. Sie kann im Garten und Stall viel mehr erwerben als anderswo und behält doch die Kinder unter ihrem Einfluß.

So könnten wir unserem Volke neue Lebensmöglichkeiten, neue Wege zur Scholle auch im Interesse zu einer gesunden Volksernährung und eines kräftigen militärischen Nachwuchses bieten. Wenn wir den Invaliden schon jetzt die Aussicht auf ein Eigenheim eröffnen, werden viele aus ihrer Niedergeschlagenheit aufwachen. Eine neue Zukunft liegt ja vor ihnen! Ein neues Glück! Eine neue Heimat! Wir sind sie ihnen schuldig.

Flandern.

Von Joseph von Lauff.

Ueber all die braven Streiter,
Hin durch Flandern durch die Nacht,
Einsam bläst ein schwerer Reiter
Feierlich die Fahnenwacht.
Vor ihm ausgetobte Schlachten,
Brände, die schon flügelmatt;
Neben ihm verträumte Grachten,
Hinter ihm die tote Stadt.

O du Flandern, o du Flandern,
O du Land, so vielgerühmt,
Keines noch von allen andern
Hat so purpurn sich geblümt!
O du Land geweihter Kerzen,
Todesbanger Traurigkeit,
Keines hat dem deutschen Herzen
Noch gebracht so tiefes Leid!

Ueber all die braven Streiter,
Hin durch Flandern durch die Nacht,
Einsam bläst ein schwerer Reiter
Feierlich die Fahnenwacht.
Bläst die heilge deutsche Weise,
Zweimal, dreimal bläst er sie.
Ob den Gräbern rings im Kreise
Talwärts schwebt die Melodie.

Senkt sich nieder aus den Lüften,
Hält das Totenfeld im Bann,
Und bei den geweihten Grüften
Pocht sie zweimal, dreimal an.
Da sie anpocht lauten Schalles,
Hat ein Chor sich ihr gesellt:
„Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt . . .!"

Auferstanden, auferstanden! —
Also aus der Erde Schoß,
So aus starren Todesbanden
Ringt sich Deutschlands Seele los.
Erst gehaucht, dann aufwärts brau-
Unterm fahlen Mondenstrahl, [send
Dann wie Adlerflügel sausend
Tönt der herrliche Choral.

Wie sie singend einst im Leben
Ausmarschiert in Schritt und Tritt,
So die Stimmen sie erheben . . .
Alle Toten singen mit.
O du Deutschland! – Heilge Streiter
Feiern so in stiller Nacht,
Und noch einmal bläst der Reiter
Zukunftsfroh die Fahnenwacht.



Unser neuer Roman „Blockade".

Ein Geleitwort der Verfasserin.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Sie wollen wissen, wie ich dazu kam, die „Blockade", diese Geschichte der ersten deutschen Flotte, zu schreiben, weil Sie es etwas außergewöhnlich finden, daß eine Frau für die Sehnsucht der deutschen Nation nach Seemacht im Sturmjahr 1848 Interesse und Verständnis hat. Sie vermuten bei mir eine ausgesprochene Vorliebe für die Marine, gute Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten und ausgiebiges Quellenstudium, und es ist mir ein Vergnügen, Erinnerungen zu Papier zu bringen, die Ihre Fragen beantworten. Denn sicher gilt Ihre Neugierde mehr der Bewältigung technischer Schwierigkeiten, die sich meinem Werk entgegenstellten, als der geistigen Schöpfung. Ich sagte Ihnen auch schon, daß der Wunsch, über Deutschlands erste Flotte zu schreiben, bereits in mir lebte, als ich noch an meinem Helgoländer Roman „Skeep uhn Strunn" arbeitete. Es war für mich romanhaft, als ich damals beim Studium der Kontinentalsperre in der „List of the royal navy" unter den europäischen Flotten im März 1806 den Kirchenstaat mit 5 Fregatten, Etrurien mit 2 Linienschiffen und 4 Fregatten, Dänemark mit 23 Linienschiffen und 23 Fregatten vertreten fand, während kein einziges deutsches Kriegsschiff vorhanden war! Und vielleicht erinnern Sie sich, daß der Held des Romans, Jab Andrésen Siemens — übrigens ein Verwandter des großen Werner — seine Pläne zur Anlage eines Kriegshafens im Jadebusen dem preußischen Kronprinzen unterbreiten ließ. Es war der genialste Gedanke des genialen Helgoländers, daß er schon damals auf Kiel hinwies, trotzdem es unter dänischer Herrschaft stand; daß er die Bildung einer Fotte, die aus Oldenburgs Eichen gebaut werden sollte, für das einzige Mittel hielt, das deutsche Volk aus seiner binnenländischen Beschränktheit zu erlösen. Ist es nicht eigentlich selbstverständlich, daß ich beim Lesen seiner Denkschrift die Umrisse meiner „Blockade" bereits vor mir sah?

Daß ich das in Frankfurt am Main und Hamburg, in Berlin, Kiel, Cuxhaven, Brake, Bremen und Bremerhaven, Rendsburg und Kopenhagen verstreute Material sammeln durfte, habe ich teilweise dem liebenswürdigen Entgegenkommen der zuständigen Behörden zu danken. Ebenso wichtig aber war es, die Geschichte des tollen Jahres zu kennen, der deutschen Nation Hoffnungen und Stimmungen, der Fürsten lebhafte Abneigung gegen die Flotte, Schleswig-Holsteins Erhebung — und der stolzen Dänen grenzenlose Verachtung dieses eben gegründeten Deutschen Reiches, das von den fremden Nationen als eine merkwürdige Mischung von 38 Einzelstaaten bewundert — und verspottet wurde. Vor allem galt es, Lord Palmerstons ränkevolle Politik zu studieren, die in seinem Ausspruch gipfelte: „Erst dann kann ich Albions Zukunft ruhig entgegensehen, wenn Deutschlands Handelsflotte vernichtet ist", und der drohend darauf bestand, daß Kiel dänisch blieb. „Denn wenn Deutschland den schönsten Hafen der Ostsee hat — dann will es auch eine Flotte haben!" Das aber durfte nicht sein. Und da haben wir die engste Verbindung zwischen Palmerston und der Flotte von 1848 und dem heutigen Weltkrieg.

Viel wichtiger als die Literatur, die ja jedem Interessenten zur Verfügung steht, dünken Sie meine Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen, und erst bei dieser Behauptung ist mir eingefallen, was für wirklich glänzende Beziehungen ich zur Flotte hatte! Lernte ich nicht in Cuxhaven die alte Lotsenfrau kennen, die Kleinmädchen war bei Admiral Brommy? Erzählte mir nicht ein Schiffer mit eisgrauem Haar und dem schönsten Fransenbart, daß er noch heute stolz sei auf die schallendste Ohrfeige seines Lebens, die ihm an Bord des „Barbarossa"



von seinem vergötterten Admiral verabreicht wurde, und war da nicht ein anderer, der sich erinnerte, wie man den ersten Matrosen der deutschen Flotte zu Grabe trug? Amtmann Strackerjan in Brake wollte durchaus die Erlaubnis zur Beerdigung nicht geben. Seine Vorschriften lauteten auf Bürger, Landstreicher und Angehörige der Handels- und Fischerflotte. Aber ein Matrose der deutschen Kriegsmarine war nicht vorgesehen. Wie kam großherzogliche Gnaden von Oldenburg dazu, einen deutschen Kriegsmatrosen auf seinem Grund begraben zu lassen? Mag man doch die National-Versammlung in Frankfurt a. M. fragen, wo das Deutsche Reich ist, in dem so was begraben werden kann! Denn — das war ja die Merkwürdigkeit: das Deutsche Reich verfügte nicht über das ärmlichste Zipfelchen Erde! — Und da ist Schuster Bruhns, der Philosoph! Nie spricht er, wenn er gefragt wird, sondern nur, wenn er will. Aber wie spricht er dann! Von Brakes schönsten Tagen erzählte er, da die Kriegsschiffe an den Dückdalben lagen — bis die Engländer sie sich holten; von den lustigen Tänzen der flotten Offiziere im „Telegrafen"; von dem Wunder, als großherzogliche Gnaden von Oldenburg die Hunte herabkam, um die Schiffe zu sehen. Es war wirklich ein Wunder. Denn er kam auf einem Dampfschiff, und da die Hunte manchmal kein Wasser hat, mußte das Schiff von seinen Passagieren durch Taue vorwärts gezogen werden, bis tieferes Fahrwasser kam. Ach, wie wertvoll wurden mir meine Beziehungen! Hätte ich ohne sie gewußt, wie jammervoll die Glocken von Hammelwardein wimmerten, als man Deutschlands ersten Admiral in die Erde bettete? Und hätte ich gewußt, daß die Männer ihre Augen bedeckten, daß die Frauen mit ihren Kindern schluchzend in ihre Häuser eilten, damit sie nicht Zeuge waren der Schmach, als die Flagge auf deutschen Kriegsschiffen sank, die Engländer wegführten? Ein blinder Tranbrenner erzählte mir's; sein Vater hätte sich damals ein Geschütz in sein Haus „geborgen", weil das Reich ihn für seine Lieferungen nicht bezahlen wollte. Und Hannibal Fischer führte Klage gegen ihn! — —

Merkwürdig, wie leicht es war, alle diese Leute gesprächig zu machen. Wie die köstlichste Erinnerung ihres Lebens bewahrten sie den Admiral und die Flotte in ihrem Herzen. Ich versichere Sie, Herr Redakteur, daß diese treuen Herzen schuld waren an meiner Liebe für Brommy und sein Werk. Sie waren dankbar, wenn ich zuhörte, und belehrten mich, wenn ich wieder und wieder fragte. Nun aber mangelte mir jedes technische Wissen — und da konnten sie mir auch nicht helfen. Weder der Tranbrenner noch Schuster Bruhns waren schiffskundig. Und doch mußte ich durchaus etwas von der Segelschiffahrt verstehen, wenn ich die Blockade von 1848 schreiben wollte. Ich mußte durchaus einen Segelkaptain haben.

Mit Leichtigkeit, Herr Redakteur, können Sie in Ihren Büchern einen König schildern oder einen Präsidenten oder einen Minister. Die meisten Sterblichen haben nie einen gesehen und sind zufrieden, wenn diese illustren Personen edel, leutselig und gerecht gezeichnet sind. In jeder Leihbibliothek finden Sie Berge von Büchern, denen Sie das Rezept für Ihren Helden in hoher Stellung entnehmen können, wobei ich noch gar nicht an Regierungsräte, Amtsrichter oder Assessoren denke, denen im Leben zu begegnen ja selbst ein Autor manchmal das Glück hat. Aber ein Segelkaptain? Hallo, das ist ein ander Ding! Ich wette, daß es in Großberlin nicht ein Dutzend Menschen gibt, die einen richtigen Segelkaptain auch nur gesehen haben. Ein Kleinod ist der, eine Rarität aus dem Glasspindchen der Merkwürdigkeiten! Ein Mensch ist das, der vor nichts Achtung hat als vor einem anderen Segelkaptain; der so ganz nebenbei Dinge erlebt, an die gewöhnliche Leute nicht einmal denken, der Sie ansieht, als wolle er Sie fressen — — und dem im Herzen eine brennende Sehnsucht lebt: noch einmal die Brandung von Kap Horn zu sehen! — Da geht einer vor mir her am Hamburger Hafen: gewaltig, befehlshaberisch; die Mütze sitzt schief auf dem Kopf, der Gang ist schiebend, der Buckel breit; wie Bindfäden liegen die Adern auf den haarigen Fäusten. Was muß der Mann erlebt haben! An der Verachtung, mit der er alles, aber auch alles ansieht, ermesse ich's. Den kennen zu lernen! Dessen Seele kennen zu lernen! Aber ich versichere Sie, Sie ergründen die Sphinx eher als diesen Seebären. Gesetzt, er nimmt Ihre Einladung zu Grog an, tut ganz zutraulich, hört sogar auf das, was Sie ihm erzählen — — und doch dröhnt die Gaststube von dem Gelächter, das er und seine Freunde über Sie anstimmen, wenn Sie ihn verlassen. Warum — fragen Sie mich? Ja — erzählten Sie nicht, daß Sie auch segelten? Und zweimal den Kanal durchquerten bei haushohen Wellen? Und Sie und der Kapitän waren die einzigen an Bord, denen das Diner schmeckte — und Sie blieben ganz ernst dabei!

Ich suchte einen Fürsprecher, der mir Wohnung bei solch einem Seehelden verschaffen sollte. In einem mächtigen Raum, wo Mannschaften angemustert wurden, fand ich mich ein und wurde einem pockennarbigen Bootsmann präsentiert, der mich mit allen Zeichen des Mißtrauens ansah. In leuchtenden Farben wurde ich ihm geschildert, während hundert Männeraugen an meiner Musterung teilnahmen. Aber ich fand keine Gnade. Der Mann wurde immer bösartiger, seine Stimme immer knurrender. Zuletzt schlug er mit der Faust auf den Tisch. — „Und die Ohlsch?" schrie er. — „Den Satan hab ich im Haus, wenn ich die Dam nehme!" und stampfte schimpfend und fluchend davon unter dem einstimmigen Beifallsgemurmel der gesamten Anwesenden.

Einige Tage später unterhandelte ich mit einem Kaptain und seiner Frau in dessen Wohnung. Ich mußte doch die Segelschiffahrt kennen lernen! Ich sagte es ihm auch ehrlich, während ich die „Henriette" in Aquarell und Schnitzwerk über dem Schapp, die tiefe Kuhle im Sofa, die vier Spucknäpfe an den denkbar geeignetsten Plätzen im Zimmer, die Anker auf des Kaptains Brust und die Herzen und Taue auf seinen Armen mit heiliger Andacht betrachtete. Er blieb argwöhnisch, hielt mein Vorhaben offenbar für sehr zweifelhaft. — „Mit solchen Sachen will ich nichts zu tun haben", sagte er und spuckte in den nächsten Napf.

Da kam mir die Frau zu Hilfe. Wie dank ich ihr dafür! Und Sie werden es mir nicht glauben, Herr Redakteur — wir sind sogar Freunde geworden, der Kaptain und ich! Was habe ich alles bei ihm gelernt! Wie man Labskaus kocht und chilenische Bohnen, wie Kakelatschen aussehen, und wie aromatisch das Teewasser wird, wenn ein paar dieser Tierchen mitgekocht werden — Junge, Junge! — was ein Taifun bedeutet, und vor allem, was Kap Horn bedeutet. Wenn wir abends bei Kap Horn ankamen, wurde die Frau ärgerlich, denn sie kannte das Thema wörtlich. Der Mann aber riß sich das Hemd auf der Brust auf, sein Gesicht wurde feucht, trotzdem es Winter





Phot. Ernst Schneider.

Meta Schoepp, die Verfasserin unseres neuen Romans „Blockade".

war und manchmal das Feuer im Ofen ausging. Und je toller die See raste, desto wütender stürmte er durch das Zimmer; und je dröhnender die Sturzseen auf dem Deck sich brachen, desto leidenschaftlicher bediente er sich der vier Spucknäpfe. Wir kamen manchmal in acht Tagen keinen Strich vorwärts, und ich sah recht besorgt, wie vereist die Segel an den Rahen starrten, ach, wie das Deck eine Eisfläche war, wie die Brandung kochte, und wie mein tapferer Kaptain mit gesträubtem Haar an der Pinne stand — — ach, was für Erlebnisse! Sie werden lachen, Herr Redakteur, und mich nicht begreifen — aber ich versichere Sie: keine dieser Kap-Horn-Fahrten gebe ich für die anregendste, geistreichste Abendgesellschaft! Ich kann es nicht ausdrücken, was mir durch die Seele fuhr, wenn der Mann plötzlich verstummte, sich über die Augen fuhr und heiser sagte — „Gott verdamm mich, gute Nacht, Frau Doktorin."

Auch gesellschaftlich habe ich manches durch diesen meinen Bekannten erfahren. Durch ihn habe ich Seeleute kennen gelernt und Hafenkneipen und Kaptainsecken in Grogkellern, von denen man sich in Berlin keine Vorstellung machen kann. Die Frau war manchmal besorgt, ihr Mann könne in meiner Gesellschaft die guten Formen vergessen. Er aber beruhigte sie. „Ich spuck links, Mudding." Und wie wußte er mir kleine Festlichkeiten und Zusammenkünfte zu schildern, die zu besuchen ich mich durchaus nicht entschließen konnte! „Wenn wir um 12 Uhr hingehen, Frau Doktorin, sind wir bis um 2 ins feinste Delirium!" Es war ein Jammer, daß ich nur vier Wochen bei ihnen aushielt. Aber es war

permanente Schlaflosigkeit bei mir eingetreten, und ich war nicht länger aufnahmefähig — selbst bei Kap Horn nicht. Denn unter mir war eine Matrosenkneipe, die nachts geöffnet blieb, mit Musik. Über mir eine Art Seemannsheim, auch mit Musik. Gegenüber eine Chinesen- und Niggerkneipe mit Musik, und jenseit der Wand, an der mein Bett stand, lag eine Großmutter, die entsetzlich schnarchte. Der Kaptain wollte mir eine nette, kleine Koje im Korridor bauen — aber selbst das mußte ich ablehnen. Die Segelschiffahrt zu erlernen ist wirklich nicht so leicht, Herr Redakteur!

Aber nun schütteln Sie den Kopf und können nicht begreifen, was zum Beispiel Kap Horn mit der Gründung der deutschen Flotte zu tun hat oder gar mit der „Blokkade"! Ja, verstehen Sie denn nicht, daß ich mich nur mit der Sehnsucht nach Kap Horn, nach seinen Kaptauben und Albatrossen, mit der Sehnsucht nach der Unendlichkeit des Ozeans an die Flotte wagen konnte? Ich habe in mir ja dasselbe erlebt, was das deutsche Volk im Jahre 1848 erlebte: aus der Sehnsucht nach der Freiheit des Meeres — „das Meer macht frei" sang Herwegh — entstand die Sehnsucht nach Seemacht! Sie sehen also, ich war auf dem richtigen Wege!

Und was wollen Sie? Da bin ich ja an den St. Pauli-Landungsbrücken; neben mir steht ein Hanseat und lüftet ein klein wenig den schwarzen, steifen Hut, so daß das dichte, weiße Haar einen Augenblick sichtbar wird. Denn er sagt gerade zu mir — „ein größeres Verdienst kennen wir Hamburger nicht, als zu wissen, wir haben helfen dürfen, den Glanz und die Herrlichkeit unserer schönen Stadt zu vergrößern. Es war mir vergönnt, fast 25 Jahre lang an meinem Posten zu wirken — —" er ist der Marinedirektor Fokkes. Er weist auf sein Lebenswerk. Er, der ein Menschenalter König am Hafen war als bescheidener Diener des Staates Hamburg, half den Hafen zu jener gewaltigen Größe zu gestalten, die er heute erreicht, und auf die jeder Deutsche stolz ist. Kein Fürst Europas, der Hamburg besuchte, der ihm nicht die Hand gedrückt, den er nicht an Bord seiner „Hamburg" hatte. Aber davon erzählt er mir natürlich nichts. Das sind ja ganz selbstverständliche Dinge, die eben der Dienst mit sich bringt. Er erzählt mir von der Hamburger Flotte, zu deren Komitee auch sein Vater gehörte. Von Deutschlands erstem Kriegschiff erzählt er mir, dem Hamburger Dreimaster „Deutschland", auf dem er als Knabe herumkletterte mit andern Hamburger Jungen. Drüben lag er am Grasbrook, wo jetzt die Auswandererhallen sind. So grün waren die Ufer, und die Hamburger lagen im Gras oder promenierten am Stintfang und waren stolz auf ihre Flotte. Und weiter draußen, am Pinnasberg, lagen auch die Altonaer im Gras oder promenierten um den „Phönix" herum, jenes alte Segelschiff, das man auf Strand gezogen, um einen Pavillon daraus zu machen. In hellen Haufen standen sie da, die reichen Kaptaine von Altona, und ließen sich auf dem großen Luban auch ein Kriegschiff bauen. War man weniger wie die Hamburger? Ein lüttes, nütliches Kanonenboot baute Herr Marbs für 10,000 Mark lübisch!

Ach, was höre ich alles! Da spricht ja Geschichte neben mir! Noch sind die Schrecken des großen Brandes nicht vergessen. Da pochte die Revolution dreist auch an Hammonias Mauern! Stumm und tot liegt Hamburgs Flotte; aber draußen vor der Elbe kreuzen „Gefion" und „Bellona". Die Lotsengaleote mit Lotsenkaptain Fokkes an Bord (Fokkes Onkel) ist von dem dänischen „Geyser" in der Elbe aufgebracht und nach Kopenhagen geschleppt worden! Fokkes Vater aber fährt mit seinem russischen Kaptainspatent unter russischer Flagge stolz an den Dänen vorbei! Nun, Herr Redakteur, wundern Sie sich noch, daß ich Interesse und Verständnis für die deutsche Flotte habe? Ich höre von den Schrecken der blockierten Stadt, sehe die historischen Plätze, sehe alle Pläne; lese im Archiv nach, in den alten Zeitungen — es wäre doch ein Wunder, wenn ich die Stimmungen des Blockadejahres nicht voll erfaßt hätte! Denn der Marinedirektor krankte ja auch an der großen Sehnsucht! Auch er ist 25 Jahre lang Segelkaptain gewesen! Auch er war plötzlich im Taifun; oder verschleppte mich nach Sydney; zeigte mir das blühende Meer; beschrieb mir, wie unbeweglich, wie märchenhaft unbeweglich der Albatros hoch über dem tiefblauen Meer schwebt — — und wurde still. Bis er plötzlich wieder von Alt-Hamburg sprach, von der eisernen Energie seiner Bürger. Ich glaube, es geschah aus ernster Sorge, daß seine stolze Vaterstadt und ihre stolzen Bürger auch gut abschnitten in meinem Werk, daß er so geduldig, so unermüdlich die sicher oft törichten Fragen der preußischen Autorin beantwortete.

Und ich glaube, allen, die von meiner Arbeit hörten, lag dieselbe Sorge am Herzen. Auch auf preußischem Gebiet. Es galt nur, den Schreiber oder den Bureauvorsteher zu überzeugen, daß ich weder Bleistifte verkaufen, noch ein Konzert geben, noch dem Präsidenten oder dem Landrat gar ein Almosenbittgesuch persönlich überreichen wollte, um überall freundliches Entgegenkommen zu finden. Nur zweimal während der drei Jahre meines Suchens und Forschens kam ich in recht klägliche Lage: einmal, als ich von Wilhelmshaven bei 22 Grad Kälte Reißaus nahm, weil ich durch mein Interesse am alten Hafen spionageverdächtig war. Und einmal — das war noch schlimmer— als ich einen Mann der Wissenschaft in seiner Bibliothek aufsuchte, um dort vorhandene alte Hafenpläne, Flugschriften und Manuskripte einzusehen. Nie werde ich sein wachsendes Mißtrauen vergessen, als ich versuchte, ihn von dem Ernst meiner Studien zu überzeugen, als ich schüchterne Versuche machte, mich durch einige armselige Kenntnisse in günstiges Licht zu setzen. Ich glaube, seine funkelnden Brillengläser waren schuld, daß ich beklommen dachte — fragt er dich nun nach den salischen Kaisern in Reihenfolge, bist du verloren. Glücklicherweise hat er nicht gefragt und ersparte mir dadurch die greulichste Blamage.

Wenn ich an die Jahre der Arbeit zurückdenke, weiß ich, daß der Gedanke, die Geschichte der „Blockade" zu schreiben, zu den glücklichsten gehört, die ich je gehabt. Wie ist mir die Arbeit lieb geworden! Wie habe ich mich vor dem Schluß des Romans wie vor einem schrecklichen Abschied gefürchtet! Denn die Menschen, die ich geschaffen, waren alle lebendig geworden, so daß ich oft meinte, ich hielt ihre Hände und könnte nicht von ihnen lassen. Ich sagte ihnen — lebt wohl, Ihr Lieben, lebt wohl! Ihr seid mir so viel gewesen, daß es ganz öde und leer in mir ist, weil ich nicht mehr mit Euch hoffe und liebe und leide. Lebt wohl, meine Freunde, die Ihr mich verstandet, wie ich Euch verstand. Wie liebten wir die Sonne und das Meer! Wie jauchzten wir der Freiheit zu! Wie fürchteten wir uns vor den Schatten! Wann werde ich Ersatz haben für Euch, da Ihr nun scheidet! Lebt wohl, meine Freunde! Lebt wohl!

Meta Schoepp.



Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

Die junge Baronin Löwengaard steckte ihren reizenden Kopf zum Wagenfenster hinaus, um zu sehen, warum der Verkehr plötzlich stockte. Rechts und links sah sie Wagen und Pferde und Menschen; ja, ein Meer von Menschen. Sie standen wie eine ungeheure Mauer; sie standen wie ein Ungeheuer, das Tausende von Köpfen hat; sie drängten sich zwischen Wagen und Pferde; sie kletterten an Laternenpfählen empor, hockten auf Wagendächern, saßen auf den Bäumen, die ihr erstes Grün eben angelegt — und reckten die Hälse. Fragten, riefen, lachten — die junge Baronin hätte gern gewußt, um was es sich handelte — aber sie verstand kein Dänisch. Es war der große Fehler ihrer Erziehung, sagte ihr Mann, daß sie nicht Dänisch gelernt hatte. Gerade neben ihrem Wagen stand ein langer Sergeant von der Garde. Sein roter Rock leuchtete in der Sonne wie roter Mohn, seine munteren Blicke glitten über Menschen, Pferde und Wagen, hafteten fröhlich auf Schloß Christiansborg, ruhten lächelnd auf dem reizenden Gesicht der jungen Baronin Löwengaard, das ihm zugewandt war. Ihre rehbraunen Augen, in denen die Lichter sich spiegelten, die das lockige Blondhaar aufflammen machten, sahen unter dem großen Trauerhut bittend zu ihm auf; der rote, kleine Mund lächelte, die feinbehandschuhte Hand winkte ihm —

„Warum kann ich nicht weiterfahren?" fragte sie französisch, denn ihr Mann hatte ihr streng verboten, Deutsch zu sprechen.

Der Sergeant sah sie zärtlich an, zuckte die Achseln — er verstand sie nicht. Aber aus der Menge, die sich um ihren Wagen drängte, rief ihr ein Student die Antwort zu: „König Frederik kommt!"

Sie hätte gern den König gesehen. Aber sie hatte keine Zeit. Ihre Schwiegermutter, die alte Baronin, erwartete sie in ihrem Palais in der Bredgade. Wieviel Mühe es ihrem Manne gekostet hatte, diese Begegnung endlich herbeizuführen! Zwei Stunden hatte sie zu ihrer Toilette gebraucht, um ja mit ihrem ganzen Liebreiz auf die alte Dame wirken zu können. Sie durfte nicht unpünktlich sein!

„Das ist ja schrecklich", sagte sie zu dem Sergeanten, der doch kein Französisch verstand. „Wie soll ich denn hier fortkommen? Die Baronin af Löwengaard wartet doch auf mich!"

Den Namen kannte der Sergeant. Jeder Bürger in Kopenhagen kannte die Löwengaards. Fast mit Ehrfurcht ließ er den Namen in sich nachklingen. Er fragte den Kutscher, der in seiner schwefelgelben Livree hochmütig auf dem Bock thronte und verächtlich auf die sich stauende Menschenmenge herabsah. Ja, die Baronin war auf dem Weg zur Bredgade. Um zwölf Uhr sollte sie im Palais sein. Wie sollte er denn das ermöglichen? Seit zehn Minuten fuhr er im Schritt. Er hatte Mühe, die Pferde zu halten. Wann wird der König kommen? In einer Stunde? Oder in zwei? So lange muß man nun warten!

Der Sergeant drehte den kecken Schnurrbart, sah noch einmal nach dem Schloß hin und schielte auf die junge Dame, deren Augen so bittend auf ihm ruhten. Sie schien die Überzeugung zu haben, daß dieser große, stattliche Mensch wohl die Macht hätte, ihr zu helfen. Das schmeichelte seiner Eitelkeit. Er rief dem Kutscher etwas zu, beugte sich höflich zu dem angstvollen Gesichtchen herab, lächelte ermutigend, legte die Hand an die Mütze und schob sich langsam zu den Pferden hin, während er mit dem rechten Ellbogen die Leute von sich abdrängte. Die junge Baronin aber war beruhigt. Setzte sich wieder bequem im Polster zurecht und sah vergnügt, wie die Leute plötzlich schreiend und schimpfend zurückwichen. Wie ein Knäuel drückten sie sich zusammen, hatten so große Angst vor den Pferdehufen, nahmen sich so in acht, daß die hohen Räder sie nicht streiften. Frauen sahen zornig durch das herabgelassene Fenster, schrien ihr Worte zu, die sie nicht verstand. Männer wandten sich wütend gegen den Sergeanten, der die Pferde langsam vorwärts führte, drohten dem Kutscher, der wie ein Sonnengott hoch über der Menge in seinem gelben Rock thronte, sahen empört in den Wagen — und lächelten, als sie plötzlich in der reizenden Baronin lächelndes Gesicht blickten. Auf einmal waren sie selber dem Sergeanten behilflich, für den großen Wagen Platz zu schaffen. Was sie doch für Kavaliere sind, die Dänen!

Von den Türmen schlug es zwölf. „Maman" wird gewiß am Frühstückstisch sitzen und mit der Lorgnette vor den Augen nach der Tür sehen. „Maman" ist die erste Dame der alten Königin gewesen und ist ihre Freundin geblieben nach König Christians Tod. „Maman" gehört zu den stolzesten Aristokratinnen Kopenhagens und hat es als einen ungeheuren Schimpf angesehen, als ihr Sohn sich mit einer Preußin verheiratete. „Maman" wird Axel diesen Schritt niemals verzeihen; nur soll die Welt von einem Bruch zwischen Mutter und Sohn nichts wissen. „Maman" wird tun, als sei ihre arme Schwiegertochter schuld an der Erhebung in Schleswig-Holstein, wie das Axel ja auch schon anzunehmen schien, und wird ihr eine lange Rede halten. „Stolz und gerecht sind die Dänen — aber am stolzesten und gerechtesten die Löwengaards" — wenn Axel seiner Mutter wirklich so ähnlich war, wie es hieß, wird er wohl auch in seinen Reden ihr ähnlich sein.

Sie seufzte — und lächelte dem Sergeanten freund-

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

sich zu, der mit der Hand an der Mütze sich leicht gegen sie verbeugte.

„Mange Tak", sagte sie und errötete vor Vergnügen über sich selbst.

Die Pferde griffen aus — donnernd ratterte die schwankende Kutsche über das holperige Pflaster dahin. In wenigen Minuten mußte sie im Palais Löwengaard sein.

Und da erschrak sie. Das schöne Gesicht war ganz weiß geworden. So große Angst hatte sie vor ihres Mannes Mutter. Was sollte sie ihr sagen? Sollte sie überhaupt etwas sagen? Sie wollte einen Hofknicks machen, wie Tante ihn mit ihr eingeübt, falls sie bei Hofe vorgestellt würde. Sie wollte an ihren Oheim denken, den klugen Baron Wendemuth, der, das Glas vor den Augen, den Übungen interessiert zugesehen. „So vieles hängt von Äußerlichkeiten ab," sagte der Oheim, „das andere überlasse ruhig Gott — —" aber sie wußte, daß sie vor der alten Dame kalten Augen alle guten Ratschläge vergessen würde. Ja, die kalten Augen verfolgten sie geradezu, denn es gab kein Zimmer in der Villa am Strandvejen, das nicht ein Bild von „Maman" schmückte. Deutlich sah sie den langen, hageren Kopf, der in seiner Form an einen Pferdekopf erinnerte, sah den Hals, um den sich die berühmten Löwengaardschen Perlenschnüre schlangen; sah die Pracht ihres Hofkleides — ach, sie verstand wohl, wie die stolze Dänin darunter litt, daß ihr einziger Sohn ein armes, preußisches Edelfräulein heimgeführt!

Aber leide ich vielleicht nicht? dachte sie seufzend. Da fuhr der Wagen in das weit geöffnete Tor ein.

Ein Bedienter in gelbem Frack hob sie heraus und ging ihr mit langen, würdevollen Schritten voran. Sie folgte trippelnd. Mit den kleinen Füßen konnte sie gar nicht anders gehen. Aber die schwarze Seide ihres Trauerkleides rauschte, und der lange Schleier umhüllte sie wie eine Wolke; seitdem sie in Kopenhagen war, mußte sie um König Christian trauern.

Sie zitterte vor Erregung. Vor ihren Augen senkten sich Nebel. Sie sah nichts von dem stolzen Vestibül, nichts von Marmor und Säulen, und als ein mächtiger Wandspiegel ihr Bild zurückwarf, erkannte sie sich nicht in dem entzückenden Geschöpf, dessen Lippen so rot waren. Ihr wild hämmerndes Herz nahm ihr fast den Atem. Mechanisch fast folgte sie dem Mann die steinerne Treppe hinauf, deren rote Läufer die Schritte unhörbar machten. Sie wandte den Blick nicht von seinen kräftigen Waden und den schwarzen Samthosen. Nur, als er eine Tür vor ihr öffnete, sah sie auf und wunderte sich, daß er noch einen Haarbeutel trug. In deutscher Sprache bat er sie zu warten. Alle Diener der Löwengaards waren Holsteiner.

Da stand sie nun allein in dem riesigen Prunksaal, dessen Wände kostbare Gobelins zierten, von denen Dänemarks stolze Staatsmänner stolz und verächtlich auf sie herabsahen, als empfänden sie, daß die kleine Baroneß Wendemuth ein Fremdling hier war und ein Eindringling; daß sie ihre begehrlichen Hände nach einem Gut ausgestreckt, das ihr nimmermehr zukam. Sie hatte davon geträumt, in einem Schloß zu leben, dessen weite Hallen mit allem Schönen gefüllt waren, um sie zu erfreuen; dessen Diener nur lebten, um ihre Wünsche zu erfüllen. Aber jetzt hätte sie nicht gewagt, sich auch nur auf einen der kostbaren Sessel zu setzen, deren gelbe Seide, deren geschnitztes Ebenholz so gar nicht zu der Dame in tiefer Trauer zu passen schienen. Sie hätte sich so gern in einem Spiegel gesehen; sie war auf einmal überzeugt, daß sie abscheulich aussah; vielleicht saß der Hut schief. „Ma tante" sagte, ein schiefer Hut genüge manchmal, um eine Frau lächerlich zu machen. Aber vor lauter Büsten und kostbaren Vasen, vor Palmen und Ziermöbeln konnte sie keinen Spiegel sehen. Auf dem Marmorkamin stand eine hohe Pendüle, auf der ein goldener Schäfer seine goldene Schäferin schaukelt. Ediths Augen folgten dem zierlichen Ding, konnten sich gar nicht davon trennen, aber den Pendelschlag hörte sie nicht vor ihres Herzens Hämmern. Und dabei waren ihre Finger eiskalt, und nur einen Gedanken hatte sie . . . ich will doch keinen Hofknicks machen, das andere überlasse ich Gott.

„Bitte", sagte der Diener.

Sie unterdrückte einen Schrei, so erschrak sie. Wie ein Riese stand er an der Tür, die hinter seidenen Stoffen fast verborgen war. Aber nun besann sie sich auf sich selbst; sie selbst war ja nun eine Löwengaard, und eines Tages würde sie hier die Herrin sein. Sie machte einen schwachen Versuch, stolz und majestätisch aufzutreten, und stand doch in größter Verwirrung in einem hohen Raum, der mit dunklem Samt ausgeschlagen war. Sie sah nichts darin als die schimmernde Marmorbüste der Königin. Gedämpft klangen erregte Worte herüber. Einmal zorniges Lachen. Und als die Tür sich öffnete, ertönte allgemeines Stimmengewirr.

„Wie spät Sie kommen", sagte ihre Schwiegermutter. Sie sprach Französisch. Ihre Stimme war tief und ruhig, verriet keinen Tadel, kein Bedauern, nur äußerste Gleichgültigkeit. Ein einziger Blick zeigte Edith, daß die Bilder in der Villa nicht gelogen hatten; unter den kalten, musternden Augen verlor sie den letzten Rest ihres Selbstbewußtseins.

Sie machte ihren tiefsten Knicks; sie küßte die dargebotene Hand, sie sagte verwirrt, „der König — und die Menschen — der Umweg nach Christiansborg" — aber ihr kecker Mut, der in ihrer Familie fast berüchtigt war, war dahin. Mit ihren siebzehn Jahren hatte sie noch nicht gelernt, Haltung zu bewahren. Sie kämpfte mit Tränen.

Die Staatsrätin aber dachte — für dieses Kind also habe ich meinen Sohn zum Mann erzogen. Die ersten Familien des Königreichs hätten es als eine Gunst angesehen, zu den Löwengaards in Beziehung zu treten. Er aber muß sich von einem Mädchen fangen lassen, das nichts hat, dessen Preußentum man kaum noch verheimlichen kann! In einer Zeit, die schroffer wie jemals die skandinavischen Bestrebungen im Gegensatz zum Germanismus betonte, heiratet ein Löwengaard diese Ausländerin um ihrer schönen Augen willen, ohne die mütterliche Einwilligung! Ohne jeden Familienrat! Ein Fräulein Habenichts machte er zur Trägerin einer der stolzesten Namen Dänemarks — aber laut sagte sie:

„Mein Sohn wünscht, daß ich Sie vor meiner Abreise nach Fünen empfinge — —"

Wenigstens küßt sie mich nicht, dachte Edith, und fühlte sich fast erleichtert. Sie zitterte, wenn ihr Mann sie küßte. Aber wenn seine Mutter sie geküßt hätte, wäre es ihr wohl noch schrecklicher gewesen.

„Es scheint ihm von Wichtigkeit, daß Sie mit der Geschichte unserer Familie vertraut werden. Ich reise morgen; Ihren Besuchen im Palais steht nichts im Wege."

Das ist deutlich, dachte Edith. Und hätte am liebsten versichert, daß ihr die Familiengeschichte der Löwengaards ganz und gar gleichgültig sei. Aber zehn Jahre war sie im Hause ihres Oheims geduldet gewesen. Da hatte sie gelernt, ihre Gedanken für sich zu behalten. Sie knickste zum zweitenmal. Es sah aus, als breche sie in der Mitte plötzlich zusammen. Ihr seidenes Kleid bauschte sich rings um sie wie eine Woge.

„Es dürfte von Interesse für Sie sein, einige Freunde unseres Hauses kennen zu lernen", sagte die Staatsrätin, und Edith hörte deutlich das Widerstreben, mit dem sie diese Worte aussprach. „Ich darf wohl von Ihrem Taktgefühl annehmen, daß Sie jedes Thema vermeiden, das Bezug auf die gespannte politische Lage hat. Mein Sohn erwähnte die nahen Beziehungen, die Baron Wendemuth zum preußischen Hof unterhält. Es liegt nicht im Interresse Ihrer jetzigen Familie, daß man in Kopenhagen davon unterrichtet ist."

Das sollte „ma tante" wissen, dachte Edith empört, und das Blut stieg flammend in ihre Schläfen. Sie ballte heimlich die kleinen Fäuste. Aber was hätte sie sagen sollen, Axel war neulich sehr unliebenswürdig geworden, als sie den König von Preußen verteidigte. Man betrachtete ihn eben hier von einem andern Standpunkt als in Berlin.

„Bitte," sagte die Staatsrätin, und öffnete die Tür zum kleinen Speisesaal, hinter der zorniges Lachen laut aus dem allgemeinen Stimmengewirr sich abhob.

Edith fühlte, daß die Herren und Damen nur aus Höflichkeit gegen die Wirtin ein Gespräch unterbrachen, das sie wichtiger deuchte, als die Bekanntschaft der kleinen Baronin Löwengaard. Und doch lächelte sie ihr verbindlichstes Lächeln und entfaltete bei ihrer Verbeugung ihren ganzen Liebreiz: es galt ja Gnade zu finden vor Dänemarks stolzestem Adel; es galt, Axels unüberlegte Heirat in den Augen der Freunde und Verwandten zu rechtfertigen, wenigstens hatte Axel das so gesagt, und Edith glaubte es. Die Freunde der Löwengaards gehörten zu den vornehmsten Familien der Aristokratie, die sich empört vom Hofleben zurückgezogen, als der König die Putzmacherin und Tänzerin Rasmussen zur Gräfin Danner erhoben und sich mit ihr zur linken Hand hatte trauen lassen. Übrigens schienen ihr die Damen in wallenden Trauergewändern — man trauerte um den verstorbenen König — und die ordenschillernden Herren nicht fremd. Sie verhielten sich genau so wie die Damen und Herren, die sie bei „ma tante" zu sehen gewohnt war. Sie hatten dasselbe Lächeln, dieselben Bewegungen, dieselben liebenswürdigen Worte — „ma tante" sagte, die französische Sprache ist die Zauberin, die aus Vertretern aller Nationen eine Familie macht.

Die Staatsrätin schien wirklich beruhigt, daß Ediths Erscheinen die lebhafte Unterhaltung nur flüchtig unterbrach. Die Erregung über die neuesten Ereignisse in Kiel und Berlin siegte selbst über eine gesellschaftliche Sensation, wie sie die Löwengaardsche Liebesheirat nun einmal war. Die Herren schienen Eile zu haben, Edith vorgestellt zu werden, um nur schnell ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnehmen zu können, die Damen beglückwünschten die Staatsrätin, küßten Edith und plauderten in der nächsten Minute schon wieder über die Gerüchte, die die Stadt durchschwirrten. Sie nippten dabei von süßem Wein, den die Diener servierten, knabberten süße Kuchen und verbreiteten einen Duft von Wohlgerüchen um sich. Edith vergaß ihre Angst. Sie unterhielt sich mit einer jungen Dame vor einem der mächtigen Bogenfenster und freute sich, daß sie etwas von Thorwaldsen wußte und von Holger Danske, und die junge Dame freute sich auch.

Die Wogen der Erregung um sie her schlugen höher und höher. Kein Haus, keine Familie gab es in Kopenhagen, wo man sich nicht in Verwünschungen, in Hohn und Spott über die Kartoffeldänen auf dem deutschen Festland erging und immer heftiger die Ausführung des Programms der Jungdänen verlangte, den Unabhängigkeitsbestrebungen der Kieler Professoren durch Inkorporierung der Herzogtümer endlich ein Ende zu machen.. Diesen leidenschaftlichen Forderungen war der mißlungene Staatsstreich des verstorbenen Königs vorausgegangen.

Denn durch die kinderlose Ehe des Kronprinzen von Dänemark erlosch der oldenburgische Mannesstamm in den Herzogtümern und machte den Augustenburger Herzog allein erbberechtigt. Christian hielt es daher für seine landesväterliche Pflicht, durch alte Akten und Dokumente in einem offenen Brief seinen geliebten Untertanen in Schleswig klarzumachen, daß das dänische Königsgesetz auch in Schleswig in voller Kraft und Gültigkeit bestehe. Die gleiche Sicherheit ließ sich für Holstein nicht feststellen, doch gab er die allergnädigste Versicherung, daß er unablässig darauf sinnen werde, die vorhandenen Hindernisse zu beseitigen, um auch dies Herzogtum ungeteilt von Schleswig mit anderen Landesteilen unter seinem Zepter zu vereinigen.

Aber die Holsteiner waren anderer Meinung. Beriefen sich auf ihre vierhundertjährige Gerechtsame, beriefen sich auf Christians I. Schwur vor der schleswigholsteinischen Ritterschaft zu Ripen, 6. März 1460. „Wy lauen, dat Sleswigk un Holsten blieven ewich tosamende ungedelt", und zwar galt er nicht als König von Dänemark, sondern nur als ein Herr dieser Lande. Keine gnädigen Versicherungen wollten die Holsteiner, sondern ihr Recht.

Am 20. Januar 1848 starb Christian. Es war ihm nicht gelungen, den beabsichtigten Staatsstreich auszuführen. Sein Nachfolger Frederik, der die Gräfin Danner, geborene Rasmussen, zu seiner morganatischen Gemahlin machte und dadurch alle Hoffnung auf legitime Erbfolge zerstörte, sah sich genötigt, wenn er seinen Thron behalten wollte, dem leidenschaftlichen Drängen der jungdänischen Partei, Schleswig-Holstein zu inkorpo-



rieren, nachzugeben. Diese königliche Proklamation wurde am 23. März bekannt. Als Antwort darauf wurde am 24. in Kiel unter Glockengeläut vom Balkon des Rathauses herab durch Beseler die Thronentsetzung des dänischen Königherzogs und die Bildung einer provisorischen Regierung mitgeteilt, die so lange die Rechte des Landesherrn vertreten sollte, bis er seine augenblicklichen Ratgeber entlassen habe, durch die er zu der feindlichen Haltung gegen die Herzogtümer gezwungen war. Die Nordmarken sollten kein Raub der Dänen werden. Die deutschen Herzogtümer, deren Prätendent der Augustenburger war, wußten und fühlten sich als Bundesstaaten eins mit dem deutschen Vaterland.

Und wie im ganzen Deutschen Reich die schwarzrotgoldenen Farben verkündeten, daß endlich ein einiges Deutschland geschaffen war, daß der Traum der Patrioten in Erfüllung gegangen war, daß in Kraft und Herrlichkeit Germania sich erhoben, so war es nun auch in Kiel. Von allen Häusern wehten schwarzrotgoldene Fahnen, jeder Bürger, jeder Student trug die deutsche Kokarde. Die Soldaten, die Jäger und die Turner trugen sie, die schon in den nächsten Tagen Rendsburg, Schleswig und Glückstadt im Auftrag der provisorischen Regierung besetzten. Im ganzen Lande herrschte flammende Begeisterung bei der Kunde von der Erhebung. Überall sah man flinke Boten auf schnellen Pferden, die die Nachricht weiter trugen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Freikorps bildeten sich, wohin man hörte, sang man das Holstenlied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen". In der Nationalversammlung zu Frankfurt aber schien man über den Elbherzogtümern die Wirrnisse des deutschen Staates, der nun ein Bundesstaat geworden, zu vergessen. Preußen wurde beauftragt, mit eigenen und den Bundestruppen für die Unabhängikeit der Nordmarken einzutreten. Die schleswig-holsteinische Frage war eine deutsche geworden.

Die beiden jungen Damen vor dem riesigen Bogenfenster sprachen nicht mehr von Thorwaldsen und Holger Danske. Eifrig lauschten sie der allgemeinen Unterhaltung, und Edith wurde weiß vor Schreck, als sie immer wieder leidenschaftliche Zornrufe gegen den König von Preußen ausstoßen hörte. Sie begriff nicht, warum er eines Ventils für die Wut seiner Garden bedurfte. Warum durch den blutigen 18. März die Garde Ruhm und Blut brauchte, um wieder stolz auf ihre Adler zu sein. Sie begriff auch nicht, warum ein alter Kammerherr die englische Freundschaft so außerordentlich hervorhob. Axel hatte ihr doch erzählt, wie die Engländer vor vierzig Jahren die starke dänische Flotte mit englischen Kanonen im Hafen von Kopenhagen in Brand schossen, weil Lord Palmerston, der damals Lord der Admiralität war, sagte, es sei kein Segen und kein Vorteil für England, wenn Dänemark eine starke Marine besäße. Wie konnte derselbe Lord Palmerston nun plötzlich innige Freundschaft für Dänemark empfinden?

„Fürchten Sie sich doch nicht", sagte die junge Dame lachend zu Edith, als sie ihre Angst bemerkte. Aber wie sollte sie sich denn nicht fürchten? Kalt und feindlich ruhten die Augen der alten Baronin Löwengaard auf ihr. Dicht vor ihr aber besprachen zwei Hauptleute von der Garde den Kriegsplan: sobald Preußen seine Truppen marschieren läßt, verlassen dänische Korvetten den Hafen. Dänische Kriegsschiffe werden ganz Deutschland blockieren von Pillau bis zum Jadebusen! Kein deutsches Schiff in deutsche Häfen! Keins heraus! Der Sund wird gesperrt! Sie sollen Dänemark kennen lernen! Zwei Millionen gegen vierzig!

Die Staatsrätin sah, daß Edith mit Tränen kämpfte; daß es die höchste Zeit war, sie zu entfernen, um einer Szene vorzubeugen. Sie neigte sich leicht zu ihr hin, reichte ihr die Fingerspitzen und versuchte zu lächeln — „gehen Sie nur, mein Kind! Wenn der Gatte wartet, dürfen wir nicht empfindlich sein."

Edith nahm Abschied, als brenne der Boden, auf dem sie stand. Sie machte den tiefen Knicks, den „ma tante" ihr einstudiert, und der das Entzücken der Gesellschaft hervorrief. Alle waren bezaubert von ihrer Anmut und lächelten über die Verliebtheit der kleinen Frau, die so dringend zu ihrem Gatten wollte. „Ich hätte nie gedacht, daß man solche Eile haben könnte, in Axel Löwengaards Arme zu kommen!" sagte die boshafte Rosenkrantz leise zu dem schönen Ahlefeldt.

Zitternd saß Edith in der großen Kutsche, die zu Kongs Nytorf hindonnerte; ihr Herz war voll Angst und Schrecken über das, was sie gehört, voll Groll und Haß gegen Dänemarks stolzeste und gerechteste Barone, deren Namen sie auch trug, vor allem aber gegen diese stolze Frau, die ihr gezeigt, mit welchem Widerwillen, mit welcher Verachtung man sie in der Familie aufnahm. Und das mußte sie sich alles ruhig gefallen lassen! Mußte schweigend mitanhören, was man über den Preußenkönig sagte! Sie hatte gestern ihren Mann gefragt, wie Dänemark die holsteinische Frage wohl lösen würde; und er hatte den langen, schmalen Kopf mit den dünnen, blonden Haaren an den Schläfen so heftig von dem Buch, in dem er eifrig las, erhoben. „Die Holstengrafen haben seit Jahrhunderten versucht, sich von der dänischen Krone zu lösen, und immer haben sie sich vor dem Dänenschwert beugen müssen. Sie können sicher sein: auch diesmal wird der Dänenfuß auf trotzige Holstennacken sich stemmen; werden königliche Dänen den Deutschen den Weg weisen — —"

Lieber Gott, wenn das Axel sagte, was werden dann erst die andern tun! Sie seufzte und faltete die Hände und sah auf die kolossale bleierne Reiterstatue Christians des Fünften, die so mächtig und wuchtig auf dem königlichen Platz sich erhob. Der war auch ein Däne, vor dem man zittern mußte! Da blieb der Wagen wieder stehen; Soldaten kamen vorbei, lachend und singend; einige sahen neugierig in den Wagen, warfen Kußhände hinein; andere winkten ihr mit der Hand zu. Größere und kleinere Gruppen lachender, fröhlicher Burschen folgten — folgten dem Danebrog, den ein kräftiger, blonder Däne jubelnd vor ihnen hertrug. Und plötzlich war sie wieder mitten in einem Volkshaufen.

Denn auf einmal schob und drängte alles nach Charlottenborg zu. Ungeheures Geschrei erschütterte die Luft, Hüte wurden geschwenkt, Tücher wehten! Edith sah hoch über den Leuten die roten Rücken der Hoflakaien leuch-



ten, die bewegungslos auf dem hinteren Brett der königlichen Staatskutsche standen. Sie sah Spitzenreiter und den majestätischen Kutscher — sie sah Menschen, Tausende von Menschen, die Kong Frederik begeistert zujubelten. Menschen sah sie, die gleichzeitig lachten und weinten, und tausendstimmig brauste der Ruf durch die Lüfte: „Hurrä, gammel Danmark! Länge leve gammel Danmark!"

Nur schrittweise konnte die Staatskutsche vorwärts kommen. Deswegen konnten die Nächststehenden des Königs verlebtes, schwammiges Gesicht deutlich erkennen; konnten die Freude auf seinem Gesicht lesen, mit der er nach allen Seiten grüßte und winkte. Er hatte vergessen, daß dieser begeisterte Haufe anderthalb Wochen früher, um seinen Willen zu erzwingen, sein Palais stürmen wollte. Die Menge aber stimmte plötzlich die Hymne an, die stark und gewaltig, ein Erbe aus Dänemarks größter Zeit, Dänenstolz und Dänenkraft verherrlicht. Wie ein Choral brauste sie zum Himmel:

Kong Christian stod ved hojen Mast
In rog og damp.

Der König entblößte sein Haupt. Barhäuptig fuhr durch die schluchzende, leidenschaftlich erregte, von der Gewalt des Liedes zur Ekstase aufgepeitschte Menge, die wie eine ungeheure Woge dem Wagen nachdrängte. Bewegungslos und majestätisch aber sahen die Lakaien von ihren hohen Plätzen auf den Pöbel herab.

Edith erreichte ihr Haus am Strandveyen blaß und erregt. Und blaß und zitternd stieg sie die wenigen Stufen hinauf, die zu den großen Räumen führten, in denen sie seit drei Monaten als Herrin waltete. Ihr Herz war so voll von allem, was sie erlebt und gesehen, daß sie nicht die Zeit erwarten konnte, mit Axel darüber zu sprechen. Natürlich würde er alles anders ansehen und beurteilen wie sie; und sicherlich war ihm die kriegerische Bewegung in der Stadt auch sympathischer als ihr, der Ausländerin. Aber er sollte sagen, was er wollte, er war doch ein Mensch, der Anteil an ihren Gefühlen nehmen mußte! Ihr Mann war er, dem sie ihre Herzensangst anvertrauen konnte! Mit einem trockenen Schluchzen in der Kehle ließ sie sich Hut und Mantel abnehmen, ließ sich gar nicht die Zeit, die Locken aus der Stirn zu streichen, wollte nur schnell hinüber in die Bibliothek — aber der Baron war ausgefahren, meldete der Diener, der ihr auf silbernem Teller eine Karte präsentierte: Dietrich Wendemuth, las sie. Und fast hätte sie, wie früher, einen Jubelruf ausgestoßen. Aber da sah sie die schwefelgelbe Livree der Löwengaardschen Diener und kam zur Besinnung; sie wollte fragen — wo ist er? Aber sie zitterte und brach plötzlich in Tränen aus.

Auf einmal meinte sie, alles sei ein böser Traum: Axel und die Löwengaards, Kong Frederik und „Maman". Auf einmal war sie ganz sicher, daß Wahnbilder sie geschreckt und genarrt hatten, und daß nun alles wieder werden müsse wie früher. Daß sie jetzt nur unter einem Bann stand, der schuld war, daß sie Dietz artig und steif gegenüber saß und nur verstohlen sein schmales, gebräuntes Gesicht betrachtete, das sie aus dem Gedächtnis so oft gezeichnet, wenn die Sehnsucht sie übermannt hatte. Sie war neugierig, ob er dieselbe Empfindung hegte. Und es wunderte sie, daß auch er so gerade und korrekt vor ihr saß. Der graue Zylinder stand auf dem Tisch, der tadellos gearbeitete schwarze Frack mit dem hohen Kragen und den breiten Klappen, helle Beinkleider und weinrote Weste sahen feierlich und zeremoniell aus, und als er sich so höflich nach ihrem Befinden erkundigte, hätte sie gelacht — wenn ihr nicht Tränen in die Augen gestiegen wären.

Er erzählte, daß er in geheimer Mission nach Kopenhagen gekommen sei, verschwieg aber, wieviel Bitten und Fürsprachen es gekostet, bis der Legationsrat von Wildenbruch ihm gestattet hatte, ihn auf der Reise nach Sonderburg zu begleiten, verschwieg vor allem, daß er von dort ohne Erlaubnis nach Kopenhagen weitergereist sei. Wildenbruch war in außerordentlicher Mission des Königs von Preußen den Truppen vorausgeschickt worden, um den Dänenkönig und die dänische Regierung aufzuklären, daß Preußen sich der Aufforderung seitens des Deutschen Bundes, wegen der Herzogtümer zu intervenieren, unmöglich entziehen konnte, daß ihm aber alles daran gelegen war, die freundschaftlichen Beziehungen zum Kopenhagener Hof aufrechtzuerhalten. Diese Note, die wohl durch Lord Palmerston den Weg in die Öffentlichkeit gefunden, bewies, daß auch der Preußenkönig von dem rein revolutionären Charakter der schleswig-holsteinischen Bewegung überzeugt war. Die Dänen aber sorgten dafür, daß die neutralen Kabinette ihre höhnische Ablehnung aller Vermittlungsversuche erfuhren.

„In geheimer Mission sind Sie hier?" sagte Edith entzückt. „An den König?"

Dietrich wurde verlegen und suchte nach einem Ausweg.

„Nicht gerade an den König — Sie wissen ja, über geheime Missionen darf man nicht sprechen."

Natürlich wußte sie das und fragte vergnügt: „Und doch kommen Sie zuerst zu mir?"

Er wurde noch verlegener. „Das ist doch selbstverständlich!"

Ja, das war eigentlich selbstverständlich. Sie legte die Handflächen aneinander. Wie sie sich zusammennehmen mußte, um so fremd und gleichgültig dazusitzen! Was er wohl dachte? Er dachte gewiß, wie glücklich sie hier war! Der Oheim würde es ihm wohl erzählt haben. Und „ma tante" hatte sicherlich gesagt — Gottes Wege sind unerforschlich.

„Erzählen Sie mir vom Rosenschlößchen!" bat sie. Die großen Augen starrten ihn fast angstvoll an; die roten Lippen bebten.

Er griff nach dem Zylinder und stellte ihn wieder hin.

„Ich war im Rosenschlößchen," sagte er, „als ich von Paris kam. Sie waren eben abgereist. Alles lag im Schnee. Schrecklich still war alles. Ich dachte, ein Leichentuch ist der Schnee. Ich ritt unter den Buchen, wo wir so oft ritten. Alles war still und tot. Um den See bin ich geritten, an dem Sie so gern saßen — es war ein schrecklicher Tag."

Sie bewegte sich nicht. Da schwieg auch er, sah stumm zu Boden, verfolgte mit den Augen die feinen



Linien des dunklen Teppichs. Von den Wänden grüßte tote Weisheit aus alten Folianten, und aus schwarzem Rahmen über dem aus Backsteinen gebauten Kamin sah das kluge Gesicht des Ministers Löwengaard hinab, der des großen Christian Freund gewesen. Die beiden jungen Menschen aber dachten an die köstliche Zeit, da die Buchen grün waren und auf dem See weiße Wasserlilien traumhaft ihre Kelche im Mondlicht badeten.

„Nun kommt der Frühling," sagte Edith und preßte die Handflächen so fest gegeneinander, daß die Ringe sich streiften. Wollte wohl damit sagen, daß die Buchen nicht immer unter einem Leichentuch schlummern.

„Aber Sie sind fort, Edith!"

Und nun sahen sie sich an — und jedes sah in ein weißes, angstvolles Gesicht, in ein geliebtes, zuckendes, junges Gesicht, das von dem in Leder geschnitzten Löwengaardschen Wappen der alten Stühle scharf sich abhob. Zwischen ihnen stand der breite, auf Löwenfüßen ruhende Eichentisch, auf dem alte Kupferstiche ausgebreitet lagen.

„Niemand hatte mir etwas davon gesagt", meinte Dietz und sah an ihr vorbei. „Onkel Wendemuth war mit „ma tante" und Marianne zu Besuch bei Mama, als ich kam. Es war Weihnachtsabend. Der Onkel war so froh. Er sagte — sie hat ein märchenhaftes Glück gefunden. Und „ma tante" weinte vor Freude. Sie wollten mich nicht fortlassen. Marianne hatte ein Geschenk für mich. Sie sagte: ‚Wissen Sie, daß Edith vor acht Tagen Hochzeit hatte?'".

Edith preßte die Lippen aufeinander. Nun ist der Weg frei für Marianne, dachte sie.

„Ich konnte nicht sprechen", fuhr Dietz fort. „Ich weiß auch nicht, wie der Abend vergangen ist. Der Onkel hielt Abendandacht. Er las die Geburt Christi vor. Und nach dem Choral betete er. Er sagte — wir wollen ihm auch danken, daß er unserer lieben Edith ein so unermeßliches Glück beschert. Sie war nackt und bloß wie das Christuskind. Aber nun ist sie eine Fürstin in dieser Welt. Du darfst ihr nicht böse sein, sagte er zu mir. Sie hat zugegriffen, als sich das Glück ihr bot."

Edith sah ihn starr an. Totenblaß war sie.

„Zwei Monate war ich krank vor Schmerz und Zorn. Ich haßte Sie, Edith. Da erzählte mir der Gärtner von einem schrecklichen Auftritt zwischen Ihnen und dem Onkel und daß er — daß er —" er stockte; die heisere Stimme versagte — „daß er nachts schleunigst nach dem Wundarzt geschickt wurde, der Ihnen den Puls verbinden mußte. Mein Gott, Edith, und ich konnte Ihnen nicht helfen!"

Nein. Niemand hatte helfen können.

„Seitdem habe ich keine Ruhe gehabt. Ich mußte einen Weg finden, um Sie zu sprechen. Deshalb bin ich hier. Ich mußte Sie um Verzeihung bitten, Edith, daß ich glauben konnte — und ich möchte wissen —" und nun beugte er sich vor, und die dunklen Augen verrieten seiner Seele Qual— „ich möchte wissen — nur den einen Gedanken habe ich seit Wochen — ob Sie glücklich sind, muß ich wissen!" —

Totenstille herrschte. Eine ewig lange Minute, in der sie sich ansahen, als wollte eins des andern Leben trinken. Wie im Fieber zitterte Edith. Ob sie glücklich war, wollte er wissen! Deshalb war er gekommen!

Draußen fuhr ein Wagen vor. Axel kam. Seine Schritte wurden auf dem Sand hörbar. Seine hohe, schrille Stimme fragte nach ihr. — Mein Gott, ob sie glücklich war? Morgens und abends hatte „ma tante" gesagt, müßte sie Gott für ihr großes Glück danken! Und in ihren Briefen an „ma tante" erzählte sie auch nur von ihrem Glück: von Ausfahrten und Empfängen, von Kleidern und einem Zobelpelz, von den Dienern in schwefelgelber Livree und von einer Kammerjungfer, die nur für sie da war, für die arme, kleine Edith, der man nicht oft genug hatte sagen können, daß dienen und sich bescheiden Tugenden sind, die einem armen Edelfräulein mit in die Wiege gelegt worden sind. Sie sollte nicht glücklich sein? Wußte er denn das nicht alles? Und kam doch in geheimer Mission, um sie zu fragen, ob sie glücklich sei? In der Erregung preßte sie ihre beiden Zeigefinger in die Augenwinkel, eine Bewegung, die Dietz so gut an ihr kannte; immer ging sie einem Tränenausbruch voraus; war immer das Zeichen ihrer Verzweiflung gewesen.

Schluchzend sprang sie auf und lief ihrem Mann entgegen; warf sich an seine Brust und preßte ihr tränenüberströmtes Gesicht an seine Schulter. „Ach, Axel, Axel" — schluchzte sie, am ganzen Körper zitternd — „er ist in geheimer Mission hier".

Blaß und verwirrt erhob sich Dietz und sah in das von vielen Fältchen durchzogene, bartlose, nervöse Gesicht des Baron Löwengaard.

„So, so —" sagte der Baron und schob Edith zurück, um den Gast zu begrüßen. Sie reichten sich höflich die Hände und empfanden eine gegenseitige, lebhafte Abneigung. „Also in geheimer Mission." Und er lächelte. Dietz sah, daß ein Vorderzahn fehlte, wodurch seine hohe Stimme etwas Lispelndes bekam. Er war 38 Jahre alt. Aber er sah mit seiner langen, nach vorn gebeugten Gestalt wie ein Fünfziger aus. Sein Haar war blond und dünn, und blaue, blasse Augen schweiften unruhig umher, ohne irgendwo haften zu bleiben.

„Das ist eine schwere Zeit, eine sehr schwere Zeit", sagte er und wandte sich erregt an Edith. „Hast du die Mama gesehen? Ja? Und wie lange bleiben Sie, Baron?" Und ließ sich seufzend auf den Divan fallen. — „Es herrscht eine große Begeisterung für den Krieg! Wenn der König von Preußen seine Truppen schickt, werden wir den Krieg haben."

„Es ist schrecklich!" sagte Edith, noch immer schluchzend.

„Es ist gerecht!" sagte ihr Mann stirnrunzelnd. „Gammel Danmark kann keine Bedingungen entgegennehmen, wenn es sich um Bestrafung der Insurgenten handelt. In Kiel ist Aufruhr, und man wird ihn unterdrücken, und wenn zehn Könige von Preußen da wären." In seiner Stimme lag eine unsägliche Verachtung. „Schleswig-Holsteinern hat man die Häuser demoliert. Sie gehen nach Berlin zurück, Baron?"

Dietz Wendemuth verneigte sich frostig. „Wenn Dänemark Preußens Vermittlung annimmt."

„Und wenn es das nicht tut?" fragte Edith zitternd.



„Aber das bedarf doch keiner Frage“, sagte Dietz und küßte ihre Hand zum Abschied.

* * *

Acht Tage später war Edith in das alte Palais gefahren, um die berühmte Bildergalerie der Löwengaards in der Bredgade zu sehen. Sie tat es, um der schrecklichen Stille des Hauses, in dem sie sich wie eine Gefangene vorkam, zu entfliehen. Ihr Mann hatte ihr streng verboten, das Haus zu verlassen. Die Erregung in der Stadt hatte ihren Höhepunkt erreicht, seitdem vereinzelte Berichte über Gefechte in Schleswig-Holstein nach Kopenhagen drangen; deutsche Matrosen am Hafen wurden halb tot geschlagen; schleswig-holsteinische Beamte mußten heimlich die Stadt verlassen, um ihr Leben zu retten; preußische Kauffahrer verließen fluchtartig den Hafen. Jede Siegesnachricht über die Insurgenten steigerte die Erregung und die Wut; und die Begeisterung für den König wuchs von Tag zu Tag. Seine Fahrt an den Hafen, von wo er sich nach Flensburg einschiffte, glich einem Triumphzug; man erzählte sich wie in einem Freudenrausch, daß er Männern aus dem Volk die Hände gedrückt und noch vom Schiff aus lachend gewinkt und gegrüßt hätte. Kopenhagen war in einem Taumel — aber Edith mußte zuhören, wie Axel langsam und gleichtönig aus einer französischen Übersetzung dänische Geschichte vorlas. Sie mußte zum hundertsten Male das Löwengaardsche Wappen zeichnen und mit Farben ausmalen, und wenn sie nach Neuigkeiten aus den Herzogtümern fragte, sah Axel ihr mit feinem Spott in die Augen — „aber das bedarf doch keiner Frage!“

Jede ihrer Bemerkungen brachte er mit ihrem Vetter Wendemuth in Zusammenhang. Es machte ihm augenscheinlich Vergnügen, etwas gefunden zu haben, womit er sie quälen konnte. Es war eine Laune, die der Eifersucht entsprang. Der Oheim hatte ihm einmal lächelnd gesagt, daß Edith sich als verlobt betrachte und deshalb unglücklich sei, der faszinierenden Persönlichkeit eines Löwengaard nicht widerstehen zu können. Er war damals sehr verliebt gewesen, der Vetter war in Paris — und er hatte den Sieg davongetragen.

„Ich möchte die alten Bilder sehen“, sagte Edith, um nicht fortwährend das blasse, ausdruckslose Gesicht zu sehen, um nicht noch mehr Wappen malen zu müssen. Und war glücklich, daß er sie nicht begleitete.

Das Palais lag tot und ausgestorben da. Die Dienerschaft war mit der Staatsrätin nach Fünen gegangen. Nur die Beschließerin war mit einer kleinen Magd zurückgeblieben. Nicht zum Schutz des Palais, sondern weil Karin Jensen zu dick war zum Reisen. Sie saß von morgens bis abends in einem gewaltigen Lehnstuhl, den ihre ungeheuren Formen ausfüllten, rauchte eine dicke Zigarre, trank Tee und las „Faedrelander“. Sie ließ sich ungern stören, und es dauerte geraume Zeit, bis sie sich erhob, um die junge Baronin Löwengaard zu begrüßen, die noch im Vestibül stand. Ganz leise klirrte der Löffel im Teeglas, als sie durch ihre hübsche Wohnung ging, und wie Schnaufen war ihr Atem. Sie beeilte sich nicht. Vor der jungen Baronin hatte sie durchaus keine Achtung. Sie wußte, daß sie eine Deutsche war; und „Faedrelander“ erzählte täglich, daß es viel schlimme Nationen gäbe, aber keine sei so schlimm wie die deutsche. Und seitdem man wußte, welche Angst in Deutschland vor der dänischen Blockade herrschte, brach auch die Löwengaardsche Dienerschaft in Gelächter aus, wenn man von den Deutschen sprach. Immerhin aber gehörte die junge Baronin jetzt zur Familie und war zu respektieren. Die arme Karin hatte Befehl von der Staatsrätin, ihr die großen Gemälde zu zeigen, und trotzdem Edith bat, sie allein gehen zu lassen, denn Karin flößte ihr Schrecken ein, wackelte sie stöhnend der Treppe zu.

Die kleine Magd stürzte nach einem mächtigen Schlüsselbund, schloß sämtliche Türen auf, zog in der Galerie die schweren Vorhänge von den Fenstern und freute sich, daß sie etwas zu tun hatte. Edith aber suchte sich selbst einen Weg.

Durch Gänge kam sie und lauschige Zimmer; durch eine große Halle zu marmorner Treppe. Stieg die Stufen hinauf, sah zu riesigen Kandelabern auf, berührte geschnitzte Türen. — —

Es kam ihr nach und nach traumhaft vor. Überall herrschte Dämmerung und lautlose Stille. Wie ein verzaubertes Schloß war es. Über spiegelglattes Parkett ging sie, sah in mächtigen Spiegeln ihr eigenes liebreizendes Bild, sah französische Möbel, kostbare Gobelins, Marmorstatuen und in vergoldeten Servanten venezianische Gläser und Sevresporzellane. Von den Wänden aber sahen aus schmalen, vergoldeten Rahmen vornehme Männer und Frauen; Männer in Purpurmänteln mit Allongeperücken, Frauen in wallenden Gewändern mit Perlen in den Haaren; einige hatten Knaben neben sich mit hellen, blonden Locken; sie trugen Brabanter Spitzen über Samtanzügen und hielten ihre schmalen Hände an Degenknäufen.

In der Galerie stand Karin und erwartete sie vor dem Bilde Christians IV.

Axel hatte gesagt: jedes Bild, das du sehen wirst, ist mit Danmarks Geschichte verknüpft. Die Beschließerin aber fing mit gammel Danmarks Ruhm an. Manchmal sprach sie Dänisch, als sei es unmöglich, von des gewaltigen Christian Taten in deutscher Sprache zu erzählen, diesem großen Monarchen, der für Dänemark mehr getan als jeder andere König! Wie war er groß und breit! Er trug einen Zopf und hatte nur ein Auge. In der Schlacht hatte er das andere verloren. Aber alles sah er mit dem einen Auge! Dänemarks großer König war er — die Frau faltete die Hände; der tiefe Ernst, die Ehrfurcht in ihren Zügen hatte etwas Ergreifendes. „Und ein Löwengaard war sein bester Freund!“

Vor dem Riesenbilde standen sie, das den einst so mächtigen Struensee auf dem Wege zum Schafott zeigt. Ein Deutscher war er, sagte Karin, der den dänischen Adel beleidigt hatte, und er war stolzer und mächtiger als der König selbst. Und wie schleppten sie ihn nun daher! Mit Ketten an den Füßen und an den Händen! Kriegsvolk vor und hinter ihm; und vor und hinter ihm die Großen des Reiches, natürlich auch die Löwengaards. Aus allen Fenstern sahen die Leute; ganz kleine Kinder sahen zu, wie man den mächtigen Minister in Ketten



zum Schafott führte. „Zuerst schlugen sie ihm die rechte Hand ab", sagte die Dänin, „und dann erst den Kopf. Sein Körper wurde gevierteilt und aufs Rad gelegt. Aber seinen Kopf steckten sie auf einen Pfahl. Furchtbar sind die Dänen in ihrem Zorn. Und doch war die Königin des englischen Königs Schwester! Aber kümmern sich Dänen darum? Auf Kronborg hielten sie sie gefangen, schimpflich wurde sie des Landes verwiesen. In Celle starb sie. Und war so jung und schön!"

„Hat sie ihn denn liebgehabt?" fragte Edith, und schneller schlug ihr Herz.

„Vielleicht. Denn der König war schwachsinnig und wollte von seiner Gemahlin nichts wissen. Und schön und feurig und klug war Struensee. Aber darauf kommt es nicht an. Eine dänische Königin darf nur einen dänischen König lieben!"

Da sah Edith voll Angst auf den armen Struensee; sie hatte Tränen in den Augen, als sie an die arme, junge Königin dachte, die hinter vergitterten Fenstern in trostlosem Jammer erkannte, daß ihre Liebe dem Geliebten den Tod gebracht.

Rings an den Wänden standen der Löwengaards fein ziselierte Rüstungen. Man hätte denken können, noch steckten die Ritter darin, so hoch und gerade standen sie. Man hätte denken können, Eisenmänner mit Helmzier, mit Schwert und Schild hielten Wacht, und gleich müßte ein dröhnendes Klirren und Rasseln beginnen, wenn sie sich in Bewegung setzten. Und Porträte der Barone von Löwengaard hingen an den Wänden. Edith meinte, ihre Augen folgten ihr mißbilligend; manche sahen aus, als zögen sie vor Verwunderung die Brauen hoch. Als rümpften die Damen die Nase. Als machten die Windspiele, die gelangweilt und hochbeinig neben den stolzen Damen standen, ganz empörte Augen. Nur ein Ritter im schwarzen Samtmantel und mit einem riesigen Schwert, der an einem Fenster stand, durch das man den Hafen mit seinen Schiffen sah, schmunzelte. Er sah auf sie herab, hatte die Hand am Spitzbart, schien in Gedanken versunken — und schmunzelte. Edith aber sah angstvoll zu den stolzen Baronen auf. Mit so gewaltigen Männern wollten die Deutschen den Kampf aufnehmen! Gegen so gefährliche Männer wollte nun auch Dietz kämpfen! Der hatte ja keine Ahnung, wie fürchterlich sie sind!

„Groß und gerecht sind die Dänen", sagte Karin Jensen und versuchte einen Knicks zu machen, denn ihre Aufgabe war hier erledigt, „aber am größten und gerechtesten sind die Barone von Löwengaard". Und da Edith keine weiteren Fragen stellte, bat sie um Erlaubnis, gehen zu dürfen.

Edith blieb allein. Leise rauschte ihr Taftkleid, als sie wieder vor Struensees Richtgang trat. Die goldbraunen Locken drängten unter dem großen Hut hervor, und vor Angst hämmerte ihr Herz.

So furchtbar straften die Dänen!

(Fortsetzung folgt.)

Tegernsee.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Eine der schönsten Perlen in dem Kranz von Edelsteinen, den die oberbayrische Seen- und Gebirgslandschaft besitzt, ist Tegernsee. Vor ihm rauscht der See, und hinter ihm ragen, von grünen Wäldern bedeckt, die Berge empor, während die schneebestreute Alpenlandschaft den Horizont begrenzt. Den Mittelpunkt des Ortes bildet das langgestreckte Schloß mit den Doppeltürmen, das der bekannte Augenarzt Herzog Karl Theodor in Bayern bis zu seinem 1909 erfolgten Tode bewohnte. Seit König Maximilian war es in eine Sommerresidenz umgewandelt worden. Ursprünglich aber war es ein dem heiligen Quirinus geweihtes Kloster, das auf eine lange Geschichte zurückblicken konnte. Schon Walter von der Vogelweide hat einst im alten Kloster gastliche Aufnahme gefunden, die der Sänger in einem Liedlein der Nachwelt überlieferte. Er klagt, daß man ihm dort Wasser vorgesetzt habe. So schied er freudlos von dannen. Die Zeiten ändern sich. Wer heute nach Tegernsee kommt, denkt für immer mit Sehnsucht zurück an diesen lieblichen Ort, der Tausenden zum dauernden Sommeraufenthalt dient, unzähligen Wanderern aber vorübergehend seine Reize enthüllt. Fürsten, Künstler und Schriftsteller haben sich in großer Zahl in und bei Tegernsee angesiedelt, verbringen dort die Zeit der Ruhe und Erholung und finden Anregung im freien Verkehr mit der Schönheit der Natur, die im Verein mit der reinen Bergluft stets wieder aufgefrischt und belebt von einer Brise des Sees, Herz und Seele ebenso erquickt wie den Körper des abgearbeiteten, der Ruhe bedürftigen Großstädters. Hier stören die harmlosen ländlichen Vergnügungen niemand. Sie dienen nur dazu, gemeinsam mit dem Wandern in den Wäldern und auf den Bergen, mit dem Ruder- und Segelsport, mit den Bädern in dem klaren Kristallwasser des Sees die Nerven zu stärken und Erholungsbedürftige zu kräftigen. Dazu kommt als Schönstes das landschaftliche Bild dieser herrlich schönen Gegend, die das Ihrige dazu beiträgt, auf Stimmung und Gemüt des dort Weilenden günstig zu wirken. Für ernsthaft Leidende hat sich dazu noch eine Heilquelle erschlossen, die den Namen des regierenden Königs von Bayern trägt. Ihr Reichtum an Jod und Schwefel hat sie schnell zu einer der besuchtesten Deutschlands gemacht. Wir können darauf hinweisen, daß Offizieren und allen Feldzugsteilnehmern eine der Zeit angepaßte Ermäßigung und Kurtaxfreiheit in Tegernsee zugebilligt wird, über die der „Verkehrsverband für Tegernsee und Umgegend" gern Auskunft erteilt. So wird auch die Schönheit und die heilende Kraft dieses Ortes dem Vaterland dienstbar gemacht, und so will Tegernsee das Seine dazu beitragen, unsern Kriegern zu helfen. Die Lage des Ortes am Rand des Gebirges ermöglicht auch weitere Ausflüge in dem an Schönheit so reichen oberbayrischen Gebiet, für das Tegernsee so recht der Mittelpunkt ist. Von hier aus wandert es sich bequem hinauf in die Berge, während anderseits dem Müden Beförderungsmittel aller Art zur Verfügung stehen.




Hofphot. J. Reitmayer.

Blick auf Tegernsee gegen den Wallberg.


Hofphot. J. Reitmayer.

Tegernsee mit dem historischen Schloß.



Frühling.

Es drängt mit feuchtem Würzgeruche
Das Grün aus jedem Erdenspalt,
Und schimmernd steht die Frühlingsbuche
Im tannendunkeln Winterwald.

An jedem Zweige tausend Blättchen,
Bewegt vom frischen Sonnenwind,
Und jedes Blatt ein Strahlenbettchen
Und jeder Strahl ein Jesuskind.

Ernst Roomer.

♣

Roter Mohn.

Roter Mohn entblättert sinkt
Sacht herab auf deine Hände —
Rotes Glück, das leuchtend stand
Und vor Abend ging zu Ende.

Rotes Glück, das wohl zu heiß
Wollt die junge Sonne grüßen,
Liegt im still gewordnen Feld
Nun verblutet dir zu Füßen.

Helene Brauer.

♣

Abendandacht.

Wenn dunkle Abendschatten langsam sich entfalten,
Der Berge Gipfel letzte Sonnengluten trinken,
Geschöpf und Schöpfer stille Andacht halten . . .
Läßt auch der Mensch die müden Hände sinken.

Und seine Seele trägt ihn über alle Welten
Und wird ein ewges Sein in der Vergänglichkeit.
Und ob es nur Sekunden . . . sie vergelten
Des langen Tages Bitterkeit und Leid.

Otto Saure.

♣

Frühtau.

Ich schreite still durch Tag und Tau,
Der Kiebitz schüttelt sein Gefieder —
Was mir bislang getrübt die Schau,
Des Himmels unverhülltes Blau
Scheucht alle Schatten wieder.

So geh ich durch die Vorjahrswelt —
Der Boden ist noch regenfeucht —
Hoch über mir am Himmelszelt
Die ewig junge Sonne hält
Ihr segenspendendes Geleucht.

Paul Friedrich.

So wandeln wir . . .

So wandeln wir beglückt auf weißer Straße,
umsäumt von silberhellem Birkenband.
Wie eine buntbemalte Japanvase
nehm ich die Landschaft zärtlich in die Hand

Und zeige deinen hellen Kinderblicken:
Hier Weiß, hier Blau, dort Purpur und dies Grün,
den scharlachroten Mohn, die bunten Wicken,
der Bauerngärten farbenstrotzend Blühn.

Ach, wie dein Wort mich und dein Lachen freuen.
Ich bin der Schöpfer dieser Wunderwelt,
ein Herrgott, der den funkelnagelneuen
Weltball in seinen selgen Händen hält.

Charles Etienne.

♣

Abendsegen.

Wir Reiter umstehn den Trompeter
In stiller Sternennacht
Und lauschen voll Andacht dem Segen,
Den ein frommes Gemüt erdacht!

Und heran zum Buchenwalde
Drängen die Nebel vom Moor,
Und aus dem blauen Himmel
Tritt der silberne Mond hervor.

Da war mir's, als ob sich neige
Der Wald und das Aehrenfeld,
Als ob es rings bete und singe
Auf der weiten, weiten Welt.

Fritz von Conring.

♣

Begegnung.

Wie konnte dies so wunderbar geschehen —
es war in ferner Stadt, in fremdem Land,
als ich auf meinem stummen Weg dich fand
und doch erkannte, die ich nie gesehen.

In spätem Sonnenlicht sah ich dich gehen,
und da verrann vor mir der Stunde Sand,
die meine leisen Träume oft genannt —
es war wie goldner Blätter Niederwehen.

Ich wußte nicht, kamst du zu früh, zu spät?
Ich sah nur strahlend deinen Weg sich breiten
und ging, wie einer abends heimwärts geht
und sinnend sieht, wie in den dunkeln Weiten,
aus einer in die andre Nacht verweht,
die Wünsche fern und leuchtend niedergleiten . . .

Wolf Heinrich von der Mülbe



Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

17. Fortsetzung.

Als Frau Doktor Graebner Hut und Mantel abgelegt hatte, sagte sie zu dem Jungen: „Mein Sohn soll zu mir reinkommen."

Und als er nicht gleich erschien, ging sie zu ihm hinüber. Aber wieder war sein Zimmer leer. Und sie wiederholte mit zitternder Wut in der Stimme: „So wie er kommt . . . gleich soll er zu mir rein . . . augenblicklich!"

Und dann kam er. Anders als sonst — schlapp, mit zerbissenen Lippen und rotgesäumten Augen. „Ja . . ."

Sie wollte ihm wohl sein Wochengeld geben, die Mama? Mächtig erhöht hatte sie es, seit er in Sekunda war, um ganze zwei Mark monatlich, und jedesmal sagte sie: „Sei nur recht sparsam — es ist eine Menge Geld!"

Sie machte aber diesmal nicht die Schreibtischlade auf. Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und faltete die Hände ineinander. Sie sah ihn nicht an.

„Wo warst du gestern?"

Er blinzelte sie verständnislos an. Was war denn das Neues? Wo er war?! In der Schule war er und dann zum Essen zu Hause und dann spazieren . . .

„Wer war die Dame gestern?"

„Welche?" entfuhr es ihm.

Erst hatte er sich mit Tante Susel im Café getroffen, und dann hatte er Frau Percy Well bei ihren letzten Besorgungen begleitet.

Frau Elise sah nur eine freche Ausflucht in der Frage. Sie schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ich werde dich lehren . . . welche? Du weißt genau welche . . .mit der du zusammen warst, geraucht hast im Café?!"

„Tante Susel raucht ja nicht . . ."

Also Susanne war es. Wieder die . . . Immer wieder stellte sie sich ihr in den Weg.

„Was sitzt du mit der herum . . . wozu? . . ."

„Darf ich denn nicht?"

Er sah die Mutter herausfordernd an. Hatte Tante Susel nicht dicht gehalten? Die verlor ja immer den Kopf — wenn's schief ging. Vorige Woche hatte ihm Percys Frau gutmütig ein paar blaue Lappen zugesteckt: „damit du weiter kommst, Hänseken, und weil dir Percy den Ratcliff versalzen hat damals."

Da hatte er getreulich mit Tante Susel geteilt.

„Aber nicht setzen, Tante Susel, hörste?"

Die Kaufleute sollte sie bezahlen, bei denen sie Schulden hatte, den Gerichtsvollzieher, der die Kredenz gepfändet hatte und Otto Graebners Schreibtisch.

Aber dann hatte sie doch gesetzt und auch etwas gewonnen, später verloren, dann wieder gewonnen — zuletzt alles verloren. Gestern hatte er ihr seinen letzten Fünfziger gegeben.

„Denn is alle . . . Tante Susel . . . denn kann ick nich mehr helfen."

Und weil ihm so flau im Magen geworden, wie er so seinen letzten Lappen in ihrer kleinen Hand verschwinden sah, da hatte er beim Kellner eine Zigarette bestellt, wie Percy Well sie rauchte — und wie er sie selbst dort draußen oft zwischen den Zähnen gehabt hatte.

Er war noch eine Weile sitzengeblieben — nicht lange — gerade nur, um ihr unauffällig nachblicken zu können — Und da richtig — sie war zu Kallin hinübergegangen.

Am liebsten wäre er ihr ja nachgelaufen, hätte sie vom Tisch des Zigarrenhändlers zurückgerissen, aber da hatte Frau Percy Well plötzlich vor ihm gestanden: „Auf wen wartest du denn, Mister Krähhahn — komm mit, Koffer aussuchen."

Da war er mitgegangen.

Die schroffe, unwirsche Art der Mutter machte ihn bockig. Was war denn plötzlich in sie gefahren?

„Willst du mir mal sagen, wo du dich überall herumtreibst? In die Schule gehst du wohl nur noch, wenn du sonst nichts vorhast?"

Das beste war, er sagte gar nichts, bis er wußte, woher der Wind blies.

„Antworte, rede", schrie sie ihn an.

„Was soll ick denn reden, wenn du alles weißt!"

Sie schlug wieder auf den Tisch, zwei-, dreimal, unbesonnen, unbeherrscht.

„Wenn ich es wüßte, würde ich dich nicht fragen. Nun antworte — Hände aus den Hosentaschen — augenblicklich antwortest du, verflixter Junge!"

Dann war's ja gut, wenn sie nichts wußte. Dann war's ja gut! Er guckte gegen die Decke. Sie griff nach einem Lineal, das ihr zur Hand lag, schlug mit aller Kraft auf seinen Arm.

„Wirst du gehorchen — Hände aus den Taschen . . .!"

Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Jetzt wirste hauen, vielleicht!"

Etwas in seinem Ton erinnerte sie an alles, was aufreizend, demütigend, vernichtend auf sie eingestürmt war.

Sie sprang, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, auf, schlug mit dem Lineal auf ihn los, auf die Arme, die Schultern, den Rücken.

„Du infamer, frecher Junge, du, du infamer, frecher Junge . . ."

Er hielt nur den Arm schützend vor die Augen und ließ sie hauen. Er verspürte es kaum. Die Jungen in der Schule konnten das viel besser. Das tat anders weh, wenn sie es darauf anlegten. Mochte sie darauf losklopfen, wenn es sie beruhigte. Verstehen konnte er es. Wenn man sich keinen Rat mehr wußte, dann gab's eben nur die Fäuste. Da blieb einem nur das Losdreschen, so wie er selbst auf den Juck losgedroschen hätte, wenn er ihm zwischen die Finger gekommen wäre.

„Rede, wo hast du dich herumgetrieben, rede!"

Dazu konnte sie ihn nicht zwingen. Das war das einzige. Über seine Worte blieb er doch Herr. Sagen tat er nur, was ihm paßte. Und nun paßte es ihm auch nicht mehr, daß sie immer so weiter auf ihn einschlug. Ruhig und kräftig entwand er ihr das Lineal, brach es über das Knie in zwei Hälften, warf es auf die Erde.

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

„Nu laß man, nu is jenuch!"

Es klang nicht feindlich, es klang nicht traurig, es klang nur so fremd und so kalt.

Sie keuchte noch ganz atemlos, ganz bleich von der Erregung: „Das ist nun der Dank dafür, daß ich hier sitze, tagein, tagaus, daß ich schufte, ohne mir Ruhe zu gönnen, daß ich mir Sorgen auflade — das ist der Dank!"

Das begriff er nicht! Für das, was sie hier in ihrem Zimmer tat, dafür wußte er ihr auch keinen Dank! Das war wohl ihr freier Wille, daß sie es tat. Finster, mit aufgeworfener Lippe murmelte er: „Was hab ich denn davon, daß du hier sitzt?"

Davon hatte er weiß Gott nie was gehabt. Andere Mütter saßen nicht den ganzen Tag an den Büchern, rechneten, schrieben — und gaben den Kindern doch auch Taschengeld, gute Kleider, Räder, Tennisschläger und was so üblich war in den Kreisen. Niemals hatte sie mit ihm gespielt, niemals den Vater dazugerufen, wenn ein Fest war in der Schule, wenn er die Ehren des Primus genoß. Seine Unarten hatte sie dem Vater verheimlicht, aber auch alles, was ihn hätte freuen können.

An den Sonntagen, wenn die Eltern zusammen waren bei Tisch, da hatte er der Besuche wegen allein sitzen müssen, der Besuche wegen, die Geld brachten, mit dem die Mutter knauserte. Zu Hause hatte er sich hier nie gefühlt, reden hatte er hier nie können, wie ihm der Schnabel gewachsen war, einen Kummer von ihm hatte sie nie erraten, ihn nie getröstet, wie die Frau aus Karlshorst es getan hatte. Nur wenn er mit seinem Wochengeld nicht gereicht — dann hatte sie ihn abgekanzelt oder hatte ihm die Wange hingehalten, wenn die Zensur mal besonders gut ausgefallen war. Zeit hatte sie nie für ihn gehabt oder nur, wie er einmal krank war, aber auch da hatte sie ihn vom Anstaltsarzt behandeln lassen, vielleicht, weil sie nicht haben wollte, daß der Vater Zeit an ihm verschwendete — die Geld für sie war, immer nur Geld.

„Was hab ich denn davon, daß du hier sitzt?"

Anderes wußte er nicht zu sagen.

Sie aber preßte die Lippen zusammen und hielt sich an der Lehne eines Stuhles fest, damit sie die Empörung nicht noch einmal übermannte wie vorhin.

„Dein Erbteil, hörst du, dein Geld halte ich dir zusammen. Damit du wenigstens das hast. . ."

Aber mehr brachte sie nicht über die Lippen, als sie den starren Blick des Knaben sah. Sie erschrak vor diesem Blick.

„Geh in dein Zimmer! Augenblicklich gehst du in dein Zimmer. Und rührst dich nicht heraus ohne Erlaubnis, verstehst du? Nicht einen Schritt vor die Tür machst du ohne Erlaubnis mehr — nicht einen Schritt."

Vom Telephon her klingelte es.

Elise Graebner griff zum Hörer.

„Ja. . ."

„Sie werden aus Magdeburg verlangt — Glidien!"

Sie verfärbte sich, wiederholte: „Aus Magdeburg — Glidien?"

Hans blieb wie angewurzelt stehen.

Glidien — Stall Glidien — Martyr — Colonne — Juck — Jimmy — O'Brien — all die Namen tanzten einen wilden Reigen in seinem Hirn. Feuerrot wurden seine Ohren, seine Augen weiteten sich. Es fiel ihm gar nicht auf, wie erregt die Stimme der Mutter war, fiel ihm gar nicht auf, daß sie plötzlich die Hand nach ihm ausstreckte.

„Frag mal, wer da ist, Hans — hörst du — frag mal!" Aber dann schob sie ihn wieder zurück.

„Nein, laß — ich weiß selbst — wer ist da — wer ist da?"

Sie murmelte: „Ich kann nicht verstehen — wie? Wer?"

Hart, messerscharf sagte sie: „Ja — Frau von Glidien? Ich bin's, Frau Doktor Graebner — man hat Sie mit dem Sanatorium verbunden. . . So — ja — das macht nichts. Einen Pfleger wollen Sie? . . . Das kann ich ja — wie? Mein Mann? Meinen Mann wollen Sie sprechen — was wünschen Sie von meinem Mann?!"

Ihre Stimme hatte etwas Drohendes — stahlhart leuchteten ihre Augen. Sie vergaß völlig, daß der Junge neben ihr stand.

Sie fragte noch einmal: „Ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, was Sie von meinem Mann wünschen? Wollen Sie mir das bitte sagen, ja?" Nur mit äußerster Mühe hielt sie die Höflichkeit in der Stimme fest. Und dann löste es sich brutal, bäuerisch, wegwerfend von ihren Lippen: „Da hätten Sie schreiben sollen — Sie schreiben ja genug Briefe. . ."

Ehe sie sich's versah, hatte Hans ihr das Hörrohr aus der Hand gerissen.

„Einen Augenblick — ich rufe meinen Vater — einen Augenblick, bleiben Sie am Apparat. . . Sagen Sie mir bitte — kennen Sie einen Mister Juck? Ja — bei Ihnen? So — na, denn bleiben Sie am Apparat!"

Er warf das Hörrohr auf den Tisch, mit funkelnden Augen. Ganz straff, jeder Muskel angespannt, stand er vor der Mutter.

„Ich hole jetzt Papa. . . Daß du nicht abhängst — daß du nicht abhängst — hörst du?"

Und abermals war etwas in seinem Blick, etwas, wovor sie zusammenschrak.

„Lauf," sagte sie hart, „lauf — hol ihn!"

Rücklings entfernte sie sich vom Schreibtisch, die Augen immer auf das Schallrohr gerichtet, auf die schwarze Öffnung, aus der heraus eine verhaßte Stimme, eine glühend gehaßte Frau zu ihr gesprochen.

Das war das Neueste! Jetzt telephonierte sie ihm. Jetzt war sie in täglicher Verbindung mit ihm — in stündlicher. Nur ein Zufall hatte es ihr aufgedeckt — darum prallten all ihre Klagen ab an dem Mann, all ihre Vorstellungen. . . Was war sie ihm denn noch — sie, die seinen Namen trug, sie, die alles getan hatte, um ihn weiterzubringen. Was wäre er denn geblieben ohne sie, ohne ihre Treibkraft, ihre Energie? Ein Landdoktor, ein Kreisarzt vielleicht!

Sie drückte die Hand gegen die Brust.

Und vielleicht wäre das besser gewesen — besser als alles, was jetzt gekommen war, was jetzt kommen mußte...

Ein kurzes Klopfen an der Tür, und ohne ein „Herein" abzuwarten, trat Doktor Ertzky über die Schwelle, Bleistift und einige Papiere in der Hand.

„Schon — jetzt schon?" stammelte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Je früher, je besser, das pflegt Ihr Mann auch zu sagen — und er hat recht. Warten, bis der Brand eintritt? Das wollen wir doch nicht — nicht wahr?"

Er zog einen Stuhl an den Schreibtisch, vollkommen Herr in diesem kleinen Zimmer, in dem jeder bisher nur ein flüchtiger Gast gewesen oder Untergebener. . .

„Nanu — wo liegt denn das Hörrohr?"

Er nahm es in die Hand, um es in die Gabel zurückzulegen.



„Lassen Sie — dort wartet jemand — eine Frau wartet — auf meinen Mann — wartet sie — aus Glidien. . .“

„Aus Glidien?“

Sehr interessiert legte Ertzky das Ohr an.

„Dort Frau von Glidien? — Ja? — Hier Doktor Ertzky — Kollege Graebner wird wohl sofort erscheinen. Ich freue mich, meine gnädige Frau, daß ich mit Ihnen die Pause ausfüllen darf. . . Wie geht es Ihrem Gemahl? So — ja, ja — sehr traurig — und Ihnen selbst? Wir sprechen oft von Ihnen, Kollege Graebner und ich! Sehr oft! . . .“

Ein ungemein weltmännisches, liebenswürdiges Lächeln spielte um Ertzkys Lippen — gleich darauf verschwand es, machte einem strengen, leicht betrübten Ausdruck Platz.

„Ja — scheußlich — nicht wahr? Schaden...? Meine teure, gnädige Frau — schaden kann alles. Es steht ja in dem Fall Großes bei ihm auf dem Spiel. Sie wissen doch, na also! . . . Tja — da läßt sich schwer was sagen. Hundert Freunde können nicht so viel nützen, wie zwei Feinde schaden können. . . Wie? . . . Den Orden?“

Er lachte selbstbewußt und geschmeichelt in den Apparat.

„Aber bitte Sie, meine gnädige Frau, das ist ja längst nicht mehr wahr!“ . . .

Die Tür wurde aufgerissen, ein erhitztes Knabengesicht kam auf einen Augenblick zum Vorschein.

„Umstellen — nach Vaters Zimmer — Vater kommt.“

„Also empfehle mich, meine gnädige Frau, Kollege Graebner ist gleich am Apparat. . . Wie macht sich denn der neue Pfleger? . . . Ausgerissen — wie? . . . Oh — 'pfehl mich! . . .“

Elise Graebner lehnte am Geldschrank, hielt sich mit der Hand an dem großen gerippten Knauf fest.

„Sie kennen — sie gut, diese — Dame?“

Ertzky breitete mit sachlichem, ernstem Gesicht die Papiere aus, tippte mit dem Bleistift auf die Blätter. Dann hob er die Augen.

„Wen meinen Sie? Ach so — Frau von Glidien? Ja — ob ich sie gut kenne? Das kann ich nicht behaupten. Aber was ich von ihr kenne, ist — gut. Eine Frau, die vielleicht kein Eigenleben hat wie unsere modernen Frauen — eine Frau aber, die das Leben des Mannes, den sie liebt oder dem sie angehört — zu ihrem eigenen macht und in diesem Leben aufgeht, sich in ihm auflöst. So eine Frau ist heutzutage vielleicht keine Helferin im Lebenskampf, aber sie ist die schönste, die edelste Beute, die sich ein Mann erringen kann — der ein ganzer Mann ist, und der von seiner Frau nicht die Verdoppelung seines Wesens, sondern eine Ergänzung verlangt. . . Meine verstorbene Frau hatte etwas davon —“

Er war nachdenklich geworden, holte ein Etui heraus, klopfte eine Zigarette auf den Deckel auf, rauchte sie an.

„So, Frau Doktor, darf ich bitten.“

„Ja —“ sagte Frau Elise Graebner matt und schleppte sich schwer zu ihrem Platz.

„Also hier ist der Entwurf der Notiz, und da — so dürften die neuen Geschäftsbriefe und -papiere aussehen.“

Die Notiz lautete: „Wie wir erfahren, hat Doktor Ertzky, der bis vor kurzem Assistent im Städtischen Krankenhaus am Urban gewesen, kürzlich die Leitung des ehedem Graebnerschen Sanatoriums übernommen, das jetzt den Namen ‚Bismarck-Sanatorium‘ führen wird.“

Auf einem Probebriefbogen stand oben in der Ecke: Bismarck-Sanatorium, und darunter: Leitender Arzt Doktor Hermann Ertzky.

„Weiß mein Mann schon . . .?“ Ganz erstickt klang es.

Ertzky nickte.

„Das ist doch selbstverständlich.“

„Dann ist es — gut.“

Sie legte ein paar Bleistifte von rechts nach links und dann wieder von links nach rechts. Ertzky sagte noch ein paar gleichgültige Worte, dann: „Ach ja, Frau Doktor, ich möchte Sie noch sehr bitten, ein Schreibmaschinenfräulein zu engagieren. Ich habe da manches zu diktieren, und ich kann Ihnen doch nicht zumuten — nicht wahr? Außerdem wird heute jeder Geschäftsbrief mit Maschine geschrieben. Ferner möchte ich Ihnen vorschlagen, dieses kleine Zimmerchen hier der Sekretärin zu überlassen und den angrenzenden Raum zu Ihrem Kontor umzuwandeln. Es ist — wenn ich nicht irre — ein kleiner Salon, den Sie nur bei ganz großen Gesellschaften mitbenutzt haben. Also kein unbedingt erforderlicher Raum. In Ihrem eigenen Interesse möchte ich Sie bitten, Ihr Bureau dahin zu verlegen. Sie haben mehr Luft, mehr Licht. . . Sie haben sogar ein Stückchen Garten vor dem Fenster. . .“

Was machte sie sich aus dem Garten?

Die Aussicht auf den Hof, auf die Klinik war ihr lieber. Da sah sie doch wenigstens, wenn ihr Mann kam, wenn er ging.

Aber Ertzkys Stimme hatte etwas, woran jeder Einwand zerschellte. Ganz anders war sie als die ihres Mannes — so merkwürdig hart und kalt. Es lag vielleicht auch am Dialekt, der seinem Sprechen noch anhaftete — es lag daran, daß nichts zwischen ihnen bestand — als das Band gemeinsamer Geschäftlichkeit. So selbstherrlich ihr Mann war, so eigenwillig — ein Unterton von Milde und Nachsicht war doch immer in seiner Stimme gewesen für das Weib in ihr.

Dem Ertzky war sie nicht mehr und nicht weniger als bestenfalls ein Prokurist . . . der zufällig Weiberröcke trug — — —

Hans hatte den Vater gerufen mit den Worten: „Papa, du wirst am Telephon verlangt, aus Glidien!“

„Aus Glidien? Drüben? Nanu! — Laß umstellen — sofort — in mein Zimmer.“

Er schloß die Tür des Laboratoriums ab, riß den weißen Kittel herunter. „Los, Junge, los... Wer war denn am Apparat?“

„So . . . Mama. . .?“

Irgend jemand stellte sich ihm noch in den Weg im letzten Augenblick. Seine stark ausgeprägte Sachlichkeit ließ nicht zu, daß er vorbeiraste, ohne Rede zu stehen.

Und dann kam er in sein Zimmer. Hans hielt das Hörrohr in der Hand.

„Einen Augenblick — Papa kommt.“

Graebner saß an seinem Schreibtisch, trommelte mit der Linken auf die Platte.

„Zigarre, Junge — schnell.“

Und in den Apparat: „Ja, liebste Frau? . . . Da bin ich.“ Die Anrede war ihm zur Gewohnheit geworden. Aber auch in der Gewohnheit hatte sich die Zärtlichkeit nicht verwischt, die er in sie hineinlegte.

Hans horchte auf. Eine tiefe Röte schoß ihm in die Wangen.



„Wo sind denn die Zigarren?“ fragte er unsicher.

Der Vater winkte ab. Galt es den Zigarren, war es für ihn ein Befehl, das Zimmer zu verlassen? Unentschlossen sah er sich um. Der Vater sprach weiter: „Was . . .? Schröpfköpfe? . . . So ist's richtig! Wie — wohin? Nach Sirmione? Ist ja heller Wahnsinn — bleibt Ihnen ja unterwegs liegen, der Mann! Jagen Sie die Kerls doch zum Teufel — ach so — große Herren! . . . Tja — was soll ich denn da? . . . Bin doch augenblicklich — schwarzes Schaf, liebste Frau! Bei Ihnen nicht . . .? Werfen Sie die Schröpfköpfe zum Fenster hinaus, und warten Sie mit dem Kofferpacken, bis ich komme. Einen neuen Pfleger schicke ich Ihnen morgen, oder müssen es schon zwei sein? . . . Ich küsse Ihre Hand, liebste Frau — Ihre gute, weiche Hand . . .“

Er horchte noch eine Weile in den Apparat, dann legte er das Hörrohr in die Gabel zurück, vorsichtig, behutsam.

Hans klopfte das Herz bis in den Hals hinauf.

„Junge . . . du?... “

Ganz ruhig war die Stimme des Vaters, und auf seinem Gesicht, als er es ihm zuwendete, lag ein Glanz, den er nie auf ihm gesehen.

„Wenn du dorthin fährst, Papa — nach Glidien — dann nimm mich mit — bitte — bitte, tu es!“

Graebner nahm ihm die Zigarre aus der Hand, zog seinen Kopf herunter, sah ihm in die Augen.

Und er fragte leise: „Soll ich — soll ich dich wirklich mitnehmen, Junge?“

Die Lippen des Knaben zuckten.

„Bitte — tu das — bitte, lieber Papa!“

Graebner lächelte.

„Na schön, mein Junge — werde sehen, was sich machen läßt. Über den Sonntag, was?“

Die Tür ging auf. Frau Elise sah wohl, wie die beiden sich die Hand reichten, lächelten, sah, wie ein Schatten über ihre Züge flog, als sie sie erblickten.

„Du solltest doch in dein Zimmer, Hans — ich hab's dir doch befohlen — wird's bald?“

Sie sprach, ohne ihren Mann anzusehen, die glasblauen Augen ins Leere gerichtet.

Erst als die Tür sich hinter dem Knaben geschlossen hatte, trat sie näher, legte ihre schwere, feste Bauernhand auf die Schulter ihres Mannes und stieß die Worte hervor: „Wie lange soll denn das noch gehen — mit der — wie lange noch? . . .“

Wie lange es noch gehen sollte?! . . . Das hatte nie angefangen und würde nie aufhören.

„Ich laufe dir nicht davon, Elise“, sagte er, und eine bittere Ironie legte sich um seine Mundwinkel.

Ihre Hand fiel glatt an ihrem Kleid herunter.

Er lief ihr nicht davon!

Stumm ging sie aus dem Zimmer. Stumm setzte sie sich an ihren großen Arbeitstisch und schrieb die Notiz des Doktors Erzky ab, die morgen an die Blätter abging, und mit der sie den Namen ihres Mannes endgültig von dem Haus trennte, das unter fremdem Namen ihrer nimmer rastenden Erwerbsgier neue Möglichkeiten erschließen sollte. (Fortsetzung folgt.)

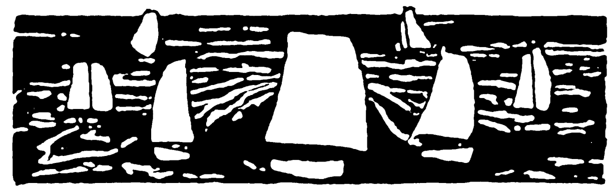
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 22. | Berlin, den 29. Mai 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.



Die sieben Tage der Woche.

18. Mai.

Im Reichstag gibt der Reichskanzler die Konzessionen territorialer Art bekannt, die Oesterreich-Ungarn Italien zu bewilligen geneigt ist.

Nördlich Przemysl erkämpfen die verbündeten Truppen sich den Uebergang über den San. Oestlich Przemysl sowie in der Gegend von Stryj sind größere Kämpfe im Gange.

19. Mai.

Die auf das östliche San-Ufer vorgedrungenen verbündeten Truppen werfen starke russische Kräfte, die sich nordöstlich Jaroslau gestellt hatten, bis über die Lubaczowka zurück. Sieniawa wird erobert, der Uebergang über den San auch dort erzwungen.

20. Mai.

Die italienische Kammer nimmt mit 407 Stimmen gegen 74, bei einer Stimmenthaltung, den Gesetzentwurf an, welcher der Regierung für den Fall eines Krieges außerordentliche Befugnisse überträgt.

21. Mai.

Die Kämpfe an der Front in Mittelgalizien dauern fort. Die Gesamtsumme der Gefangenen beträgt seit 2. Mai hundertvierundneunzigtausend Mann.

Der italienische Senat nimmt folgende Tagesordnung in namentlicher Abstimmung mit 281 sämtlichen Stimmen der anwesenden Senatoren an: „Der Senat hat die Erklärungen der Regierung gehört, welche so deutlich den Willen der Nation aussprechen, und geht zur Abstimmung über den Gesetzentwurf über."

Die österreichisch-ungarische Regierung hat die Mitteilung Italiens, daß es den Dreibundvertrag als aufgehoben betrachtet, mit einer Note beantwortet, die vom K. und K. Minister des Aeußern Baron Burian dem Königlich Italienischen Botschafter Herzog Avarna übergeben wurde.

22. Mai.

Der König von Italien unterzeichnet das Gesetz für die Uebertragung der vollen Staatsgewalt an die Regierung im Kriegsfall und während der Dauer des Krieges. Der Ministerrat setzt die Formel der Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn fest.

23. Mai.

Kaiser Franz Josef erläßt ein Manifest an seine Völker. Im Eingang heißt es wie folgt: „Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt. Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden. Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, während dessen es seinen territorialen Besitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen."

24. Mai.

Die österreichisch-ungarische Flotte hat in der auf die Kriegserklärung folgenden Nacht vom 23. auf den 24. Mai eine Aktion gegen die italienische Ostküste zwischen Venedig und Barletta unternommen und hierbei an zahlreichen Stellen militärisch wichtige Objekte mit Erfolg beschossen. Gleichzeitig belegten Seeflugzeuge die Ballonhalle in Chiaravalle sowie militärische Anlagen in Ancona und das Arsenal in Venedig mit Bomben.

Nach Eintritt des Kriegszustandes haben an einzelnen Stellen der Tiroler Grenze kleinere Kämpfe begonnen. — Im küstenländischen Grenzgebiet hat sich italienische Kavallerie beim Grenzort Grassoldo gezeigt.

Italiens Treubruch.

Von Dr. C. Mühling.

Wer sich auf Grund des Grünbuchs, das Sonnino der italienischen Kammer vorgelegt hat, um vor ihr, dem italienichen Volk und der Welt den Krieg gegen seine Verbündeten zu rechtfertigen, ein Bild von der Vorgeschichte dieses Krieges machen wollte, der würde zwar, wenn anders er ein kritischer Geist wäre, auch schon zu einer klaren Anschauung von der gewaltigen Treulosigkeit gelangen, deren sich das Ministerium Salandra schuldig gemacht hat, aber er würde doch die ganze Größe des begangenen Verrates nicht ermessen können. Es scheint mir aber nötig, daß die Welt erfahre, auf welche Weise das italienische Volk durch Männer, die mit ungeheurer Verblendung ihre Augen immer nur starr auf eine Seite des verwickelten Problems richteten, das sie zu lösen hatten, in diesen Krieg gestürzt worden ist, den es nicht wollte, den es auch heute noch nicht will, und in den seine große Mehrheit, so laut auch Regierung, Kammer und Presse durch große Worte und patriotische Phrasen die Stimme der Wahrheit zu übertönen suchen, ohne jede Begeisterung zieht.

Darum will ich ein wenig von dem erzählen, was nicht im Grünbuch steht. Am 26. Juli 1914, drei Tage, nachdem Österreich sein Ultimatum an Serbien gerichtet hatte, beschloß bereits das italienische Ministerium für den Fall, daß infolge dieses diplomatischen Schrittes ein Krieg ausbrechen würde, neutral zu bleiben. Dieser Beschluß war natürlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, und es war die selbstverständliche Pflicht aller Mitglieder des Ministeriums, ihn geheim zu halten. Aber schon an demselben Tage wurde er der französischen Regierung bekannt. Es ist mir von einwandfreier Seite versichert worden, längst, bevor es mir durch ein Interview

bestätigt wurde, das der russische Botschafter bei der damals nach Bordeaux geflüchteten Regierung der französischen Republik, Herr Iswolski, einem Vertreter des Giornale d'Italia gewährte. Nur ein Mitglied der Regierung konnte das Geheimnis verraten haben, und es besteht in wissenden Kreisen kein Zweifel darüber, wer dieser Minister gewesen ist. Er hat eine furchtbare Verantwortung auf sich geladen. Denn er hat durch diese Verletzung der Schweigepflicht, noch ehe irgendeine Kriegserklärung erfolgt war, zu einer Zeit, als der Deutsche Kaiser, wie aus dem deutschen Weißbuch hervorgeht, alles aufbot, um den Weltkonflikt noch zu vermeiden, den Gegnern der Verbündeten seines Vaterlandes die Gewißheit verschafft, daß sie einen Feind weniger zu fürchten hätten, als sie vermuten mußten, und sie dadurch für alle Bemühungen, die auf die Erhaltung des Friedens gerichtet waren, unzugänglich gemacht.

Wenn ich auch nicht so weit gehe, daß ich, wie mein Gewährsmann, dem vorzeitigen Verrat dieses Geheimnisses die Schuld an der Entstehung des Weltkrieges beimesse, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieser Verrat sehr wesentlich zu seiner Entfesselung beigetragen hat, und daß er es Frankreich ermöglichte, zum Schaden der Verbündeten Italiens, seine Südwestgrenze von allen Truppen zu entblößen und schon vor der Kriegserklärung alle Maßnahmen zu treffen, um seine Millionenheere gegen Deutschland zu konzentrieren. Gewiß kann man das Ministerium Salandra in seiner Gesamtheit nicht für diesen Verrat verantwortlich machen, aber auf die Gesinnung, mit der es von vornherein seinen Verbündeten in diesem Weltkrieg gegenüberstand, wirft es doch ein helles Licht, daß es bis heute einen Mann in seiner Mitte geduldet hat, der einer solchen Handlung fähig war.

Salandra hat in der Begründung, mit der er am 20. Mai das den Krieg entscheidende Gesetz im Parlament einbrachte, gesagt, daß Österreich auch dadurch das zwischen ihm und Italien geschlossene Bündnis verletzte, daß es unterlassen habe, seinem Verbündeten im voraus auch nur eine einfache Mitteilung über die Absichten, die es gegen Serbien im Schilde führte, zu machen.

Und in verschiedenen Aktenstücken des Grünbuches wird dieser Vorwurf wiederholt. Wie eine nachträgliche Rechtfertigung dieser angeblichen Rücksichtslosigkeit wirkt jener Verrat, der übrigens zwei weniger verhängnisvolle Präzedenzfälle hat.

Einer Regierung, die nicht einmal imstande ist, ihre eigenen Geheimnisse zu bewahren, konnte man nicht von der Absicht diplomatischer Schritte Mitteilung machen, die geheim bleiben mußten, bis sie zur Ausführung gelangten. So hat ein Mitglied der italienischen Regierung schon an dem Tag die Neutralität gebrochen, an dem es sie mitbeschloß. Und diesem ersten folgenschweren Schritt, der hinter dem Rücken des Kabinetts und gewiß gegen den Willen mancher seiner Mitglieder getan wurde, folgten andere, für die das Gesamtministerium die volle Verantwortung zu tragen hat, und die bekunden, daß in dem Verhalten Italiens von jener „wohlwollenden" Neutralität gegen seine Bundesgenossen, zu welcher der Dreibundvertrag jeden seiner Teilnehmer im Fall eines Krieges seiner Verbündeten verpflichtete, keine Spur zu finden war. In den ersten Tagen des Krieges schon hätte man, wenn man es nicht schon durch die Tatsache jenes Verrates gewußt hätte, in Paris, London und Petersburg erfahren, daß Italien entschlossen war, sich um jene Bestimmung seines Vertrages mit den Zentralmächten nicht zu kümmern. Denn alle seine militärischen Vorbereitungen nahmen ganz offen den Charakter einer sich ständig steigernden Bedrohung seiner Bundesgenossen an und wurden dadurch zu einer unschätzbaren Hilfe für ihre Feinde. Das vom Dreibundvertrag vorgesehene Wohlwollen hätte verlangt, daß Italien seine Truppen an den Seealpen aufstellte, aber es tat genau das Gegenteil und verhinderte durch den Aufmarsch seines langsam in den Mobilisierungszustand übergehenden Heeres seinen östlichen Nachbar, sich mit seiner ganzen Macht auf seine Feinde zu werfen. Und wie die Mobilisation seines Heeres gegen seine Bundesgenossen gerichtet war, so war seine ganze Presse von Haß und Wut gegen sie erfüllt und verwandelte durch ihre maßlose Sprache und durch die Bereitwilligkeit, mit der sie alle Lügen gegen den Deutschen Kaiser, gegen das deutsche Heer und das deutsche Volk verbreitete, in Frankreich, England und Rußland das Gefühl der Sicherheit vor einem Angriff allmählich in das Gefühl der Hoffnung auf einen neuen Waffengefährten. So hat Italien seit Beginn des Krieges alle Vorteile seiner Neutralität in die Wagschale unserer Gegner geworfen. Es hat von vornherein offen bekundet, daß es von ihnen nichts fordern würde, und daß die Erfüllung seiner nationalen Wünsche ganz allein seine Bundesgenossen schädigen werde. Mit erhobenem Schwert hat es an Österreichs Grenze gestanden und Land gefordert, und durch diese seine feindselige Haltung, die den Erfolg unserer Waffen in gar nicht hoch genug einzuschätzender Weise beeinträchtigt hat, hat es sich jeden Rechtes auf eine freundschaftliche Berücksichtigung seiner Forderungen begeben. Wer mit dem Dolch im Gewand verhandelt, darf nicht erwarten, daß die Verhandlungen, die er wünscht, von freundschaftlichem Geist beseelt sind, und kann nur auf unwillig im Zustand der Not gebrachte Opfer rechnen.

Darum hat es sich Italien ganz allein zuzuschreiben, daß die aufrichtigen Bemühungen Deutschlands, eine Verständigung zwischen seinen Bundesgenossen herbeizuführen, in Wien zuerst auf großen Widerstand stießen und dann nur zögerndes Entgegenkommen fanden.

Wenn Sonnino in seinem Telegramm an den Herzog von Avarna vom 9. Dezember, das die Reihe der Dokumente des Grünbuchs eröffnet, sagt: „Die von mir gewünschte Verständigung zwischen den beiden Regierungen auf dieser Grundlage würde den Erfolg haben, für die Zukunft jede Gelegenheit zu bedauerlichen Zwischenfällen und Reibungen, die leider bisher so häufig waren, und jedes Mißtrauen aus der Welt zu schaffen, und würde jene Beziehungen herzlicher und dauernder Freundschaft, die beide wünschen, und ohne die jede Vereinbarung nur unfruchtbares Stückwerk bleibt, möglich und natürlich machen", so muß man nach allen den feindseligen, gegen Österreich und Deutschland gerichteten Maßregeln und Preßangriffen zu der Überzeugung kommen, daß sich unter der anscheinenden Versöhnlichkeit dieser Worte nur sehr kümmerlich die Unaufrichtigkeit verbirgt, mit der die Verhandlungen von seiten Italiens eingeleitet wurden.

Sonnino scheint den Vorwurf, daß Italien schon seit den ersten Tagen des Krieges die Verpflichtung zur wohlwollenden Neutralität, die der Dreibundvertrag ihm auferlegte, verletzte, erwartet zu haben, denn wie eine Zurückweisung dieses Vorwurfes klingt es, wenn er im letzten Aktenstück des Grünbuches, jener drohenden Note vom 4. Mai, zwischen deren Zeilen die Absicht der Kriegserklärung schon deutlich hervorleuchtet, sagt: „Ja, das Ab-



kommen über die wohlwollende Neutralität, die der Vertrag vorsieht, war durch diese Vertragsverletzung (Bedrohung des Statusquo auf dem Balkan) in Frage gestellt; denn Vernunft und Gefühl schließen doch aus, daß die wohlwollende Neutralität aufrechterhalten werden kann, wenn einer der Verbündeten zur Verwirklichung eines Programms die Waffen ergreift, das den Lebensinteressen des anderen diametral entgegengesetzt ist, Interessen, deren Schutz der Hauptzweck des Vertrages war."

So zieht das letzte der veröffentlichten Dokumente, das den Abbruch der fünf Monate dauernden Verhandlungen bedeutet, die brutale Konsequenz aus den Forderungen, mit denen sie am 9. Dezember eingeleitet wurden.

Die Verletzung des Artikels 7 des italienisch-österreichischen Vertrages ist der juristische Kriegsgrund. Aber er wird schon dadurch seiner Beweiskraft beraubt, daß er dem Begriff „Kompensationen" eine Auslegung gibt, die der Sprache Gewalt antut. Wer Anspruch auf Entschädigung erhebt, muß nachweisen, daß er einen Schaden erlitten hat. Ist Italien in der Lage, diesen Nachweis zu führen? Es kann ja gar nicht wissen, ob dieser Krieg mit einer Änderung des Statusquo auf dem Balkan endet, die seine Interessen verletzt, und Sonnino vermag keine Aeußerung der österreichischen Regierung anzuführen, aus der hervorgeht, daß Österreich sich mit der Absicht trug, irgend etwas zu unternehmen, was einen Eingriff in Italiens Rechte auf dem Balkan gleich gesehen hätte. Dagegen muß er selbst zugestehen (siehe das Telegramm vom 9. Dezember), daß Österreich Versicherungen abgegeben hat, aus denen das Gegenteil zu schließen ist. Und wenn die Aktenstücke des Grünbuchs, das geradezu nach Ergänzungen schreit, durch den Depeschenwechsel vervollständigt würden, der zwischen dem Marchese di San Giuliano und dem österreichischen Kabinett stattgefunden hat, dann würde es der Welt vielleicht noch klarer werden, wie vollkommen Italien im Unrecht ist, wenn es die Verletzung des Artikels 7 des italienisch-österreichischen Vertrages zum Ausgangspunkt der Forderungen macht, deren teilweise Nichterfüllung es zur Kriegserklärung veranlaßt.

Das juristische Mäntelchen ist zu fadenscheinig, um die traurige Wahrheit verhüllen zu können. Wenn der Artikel 7 gar nicht vorhanden gewesen wäre, so würde dieser Krieg doch entstanden sein. Er ist nur deshalb zum Ausbruch gekommen, weil das Ministerium Salandra die hoffentlich recht bald widerlegte Überzeugung hat, daß die nun schon seit zehn Monaten mit sieben Gegnern im Kampf liegenden Zentralmächte so schwach geworden sind, daß sie eine seit langer Zeit gewünschte Erweiterung der italienischen Grenzen nicht mehr verhindern können. Nur um einen Eroberungskrieg, nicht um den Schutz verletzter Interessen handelt es sich. Was italienische Blätter und in den letzten Tagen vornehmlich die französische und englische Presse von einem Krieg für die Freiheit und die Selbständigkeit des vergewaltigten Belgiens und des zerstörten Serbiens fabeln, das wird durch jenes Aktenstück vom 8. April widerlegt, in dem sich Sonnino gegen sofortige territoriale Abtretungen und, ohne irgendwelche mit Freiheits- und Humanitätsgedanken zusammenhängende Forderungen zu stellen, zur Neutralität bis zum Ende des Krieges bereiterklärte. Jedes Aktenstück des Grünbuches widerlegt nicht nur nicht, sondern beweist geradezu, daß dieser Krieg ein Eroberungskrieg im eigentlichsten Sinne des Wortes ist. Und wenn es durch die Dokumente über die Verhandlungen, die noch vor der Kündigung des Dreibundes mit den Mächten des Dreiverbandes geführt und zum Abschluß gebracht wurden, ergänzt würde, dann würde erst recht aller Welt offenbar werden, daß dieses Kabinett eine skrupellose Eroberungspolitik treibt.

Vor dem eignen Gewissen und vor dem Lande versucht das Ministerium Salandra diesen Krieg durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Gebiete, um die er geführt wird, Italien von Rechts wegen gehören, aber diese Behauptung wird durch eine tausendjährige Geschichte widerlegt. Darum bleibt dieser Krieg wie jeder Eroberungskrieg mit einem Odium belastet, aber es ist von ihm auch der Makel des Verrates nicht zu tilgen, weil das, was Salandra schönfärbend den „heiligen Egoismus" genannt hat, jede Empfindung für eine sieben Lustra durchwaltende Freundschaft auslöschte, die es Italien ermöglicht hat, so reich und so stark zu werden, um wenigstens mit drei mächtigen und vier schwachen Staaten im Bunde über seine Verbündeten herfallen zu können.

Aber verzehnfacht wird die Schuld, welche diese Regierung auf sich lädt, weil sie weiß, daß dieser Krieg auch gegen jenes Deutschland geführt werden muß, ohne dessen Siege der aus dem Exil zurückgekehrte Barde dieses beispiellosen Treubruchs niemals in der Lage gewesen wäre, auf dem römischen Kapitol den reinen Ehrenschild des deutschen Volkes zu besudeln.

Die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen.

Von Adolf v. Harnack, Wirklichem Geheimem Rat.

Ein Teil baltischen Landes, die Hafenstadt Kurlands, Libau, ist in deutschen Händen; das war eine Freudenbotschaft besonderer Art in diesem schweren Krieg, wenn sie vielleicht auch nicht alle deutschen Herzen, wie sich's gebührt, bewegt hat. Eine Freudenbotschaft besonderer Art — denn hier haben unsere Truppen ein Land betreten und teilweise besetzt, das jahrhundertelang zum Deutschen Reich gehörte, und dessen Bevölkerung in der maßgebenden Oberschicht deutsche Kultur bis zur Gegenwart zäh festgehalten hat. Man lese Hippels „Lebensläufe in aufsteigender Linie", um zu wissen, wie es in einem kurländischen evangelischen Pfarrhaus aussieht, und welcher Geist von ihm ausströmt. Man vertiefe sich in die ausgezeichneten Romane von Pantenius aus dem kurländischen Leben, um die kerndeutsche Art dieses Stammes kennen zu lernen. Man werfe einen Blick auf die Jahresberichte des Goldinger Gymnasiums, um die Kraft der deutschen Schule auf baltischem Boden zu würdigen! Nun weht über einem Teil dieses Landes die deutsche Reichsfahne, und der kurländische grünblauweiße Wimpel ist ihr beigesellt.

Ist es ein „vergessener" deutscher Bruderstamm, der uns, Gott sei Dank, wieder nahegerückt ist? Das kann man in bezug auf die baltischen Deutschen nicht sagen; vergessen hat sie Deutschland nicht. Aber die Empfindungen ihnen gegenüber sind doch bei uns nicht warm, sondern in weiten Kreisen zurückhaltend und kühl. Daß sie so lebendig und heiß sein sollten wie gegenüber Elsaß-

Lothringen im Jahr 1870, und daß daher eine herrliche Flamme nationaler Begeisterung auflodern müsse bei dem Gedanken, das Baltenland wiederzugewinnen, das kann man freilich nicht verlangen; denn das Elsaß ist uraltes deutsches Land und hat in der deutschen Geschichte eine hervorragende Stelle, die baltischen Provinzen dagegen sind ein deutsches Kolonialland. Aber die Kühle in weiten Kreisen ist doch auffallend und für ein baltisches Herz schmerzlich. Gewiß, sie herrscht nicht überall — es gibt in deutschen Landen gute Kenner und treue Freunde der baltischen Provinzen — aber die starke Welle nationalen Empfindens müssen sie zurzeit noch entbehren.

Wie erklärt sich diese Erscheinung? Nach einer vierzigjährigen aufmerksamen Beobachtung bin ich wohl in der Lage, eine Erklärung zu geben. Sieht man von allen denen ab, die sich nie die Mühe gemacht haben, sich um den baltischen Bruderstamm zu kümmern, und daher nichts oder nur Falsches über ihn wissen, so erklärt sich die Kühle der Empfindung gegenüber den baltischen Provinzen in Deutschland nicht etwa schon aus der langen Zeit der politischen Entfremdung dieser Provinzen; es sind hier vielmehr tiefere Momente wirksam. Es wird erstlich die statistische Erwägung ins Feld geführt, es seien ja kaum 200 000 Deutsche dort (8 Prozent der Gesamtbevölkerung). Es wird sodann auf die konservativ-soziologische Rückständigkeit der baltischen Deutschen hingewiesen, sie stellten einen Anachronismus im modernen Leben dar, etwa wie die mecklenburgische Adelsherrschaft. Es wird endlich auf die Kluft hingewiesen, die die baltischen Deutschen zwischen sich und der eingeborenen Bevölkerung haben bestehen lassen (den Letten und Esten), aus der nunmehr offene Feindschaft sich entwickelt habe.

Diese Bedenken, aus denen sich die Zurückhaltung gegenüber den baltischen Deutschen erklärt, lassen sich im Grunde in einem Vorwurf zusammenfassen: die Deutschen in den baltischen Provinzen, so sagt man, haben die ihnen gestellte Aufgabe nicht gelöst. Sie hätten sich durch Germanisierung der Eingeborenen verstärken und ihr politisches Gemeinwesen auf eine breite bürgerlich bäuerliche Grundlage stellen sollen; statt dessen haben es die adeligen Herren aus egoistischen Gründen vorgezogen, ein kleines, mächtiges Herrenvolk zu bleiben, bis ihnen nunmehr in der modernen Zeit die Macht zu entgleiten droht oder schon entglitten ist. Sie ernten also nur die Früchte ihrer engen, ständischen Politik, und Deutschland kann mit dieser Handvoll anspruchsvoller Aristokraten wenig anfangen. Schade!

So oder ähnlich habe ich immer wieder gehört; so lautet auch das Urteil seitens nicht unfreundlich gesinnter Kreise. Dieses Urteil ist unrichtig. Ich kann es hier nicht unternehmen, es ausführlich zu widerlegen; aber ich darf hoffen, daß es die Leser interessieren wird, einige Gegenbeweise kennen zu lernen. Handelt es sich doch um die Eigenart und das politische Lebenswerk eines deutschen Bruderstammes, dessen Schicksalstunde nahegerückt scheint.

Zunächst die mangelnde kolonisatorische und germanisierende Kraft. Hier ist sofort darauf aufmerksam zu machen, daß neben den Gutshöfen der baltischen deutschen Ritter bedeutende deutsche Städte mit einer nicht geringen deutschen bürgerlichen Bevölkerung und deutscher Selbstverwaltung entstanden sind: Riga, Reval, Mitau, Dorpat, Pernau, Libau, um nur die größeren zu nennen. Nicht selten werden diese Schöpfungen übersehen, und man spricht so, als handle es sich in den Ostseeprovinzen lediglich um deutsche Großgrundbesitzer. Allein diese Städte stellen selbständige Mittelpunkte deutschen Lebens dar, stehen kraft eigenen Rechts neben der baltischen Ritterschaft und haben trotz der politischen Russifizierung einen wichtigen Teil ihres Deutschtums noch immer festgehalten. Namentlich Riga hat es zu allen Zeiten verstanden, sich in kraftvoller Eigenart neben den Rittern zu erhalten, und das Selbstbewußtsein des Rigaschen Bürgers bleibt in keinem Stück hinter dem Selbstbewußtsein des deutschen baltischen Großgrundbesitzers zurück. Aber das gesamte Landvolk ist undeutsch geblieben! Das ist zwar richtig; aber der Vorwurf, daß es sich dabei um eine eigensüchtige und sträfliche Unterlassung handle, ist unberechtigt. Noch vor einem Menschenalter konnte man ihm allerdings schwer widersprechen; denn die soziologischen Studien und Erkenntnisse waren damals noch nicht hinreichend vorgeschritten. Jetzt aber wissen wir, daß eine vollkommene Kolonisierung mit Aufsaugung der eingeborenen Bevölkerung nur gelingen kann, wenn Großgrundbesitzer, Bürger und Bauern zusammen in das fremde Land einströmen. Geschieht das nicht, und unternimmt man dennoch den Versuch, das eingeborene Volk einzuschmelzen, so tritt das Gegenteil von dem ein, was man erstrebte; die Einwanderer werden ihrerseits von den Eingeborenen aufgesogen. Das wäre das Schicksal der Deutschen in den Ostseeprovinzen geworden, wenn sie nicht eine scharfe Grenzlinie zwischen sich und den Letten und Esten gezogen hätten. Denn die Zahl der eingewanderten Deutschen war für eine wirkliche Germanisierung zu klein: es fehlte der Bauer ganz, und auch die deutschen Kaufleute und Handwerker kamen so spärlich, daß sie nur einzelne Plätze besetzen konnten; auch war in dem vorherrschend agrarischen Betrieb für sie nur langsam Spielraum zu gewinnen. Was aber geschehen konnte, das ist im wesentlichen geschehen. Die Letten und Esten sind in den westeuropäischen Kulturkreis hereingezogen worden. Man ließ ihnen ihre Sprache, mußte sie ihnen lassen und vermischte sich nicht mit ihnen; aber man brachte ihnen die christliche Religion in ihrer abendländischen Ausprägung und sodann — bereits seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts — die volle bürgerliche Freiheit und endlich in rasch fortschreitender, zielbewußter Arbeit die deutsche Schule und Kultur im Gewand ihrer eigenen Sprache. Seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts steht der baltische Lette und Este dem Bauer in den östlichen preußischen Provinzen an Bildung keineswegs nach. Nicht nur ist die Zahl der Analphabeten verschwindend, sondern auch die Zahl derer, die zu einer mittleren und höheren Bildung gelangen, ist verhältnismäßig sehr groß. „Man findet heute Letten (und Esten)“, schreibt ein Kenner, „wohl in allen Berufen, nicht allein in Livland und Kurland, sondern auch als Kulturträger über das weite Zarenreich verstreut. Die Zahl der lettischen (und estnischen) Geistlichen, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Künstler und sonstigen Gebildeten ist schon eine recht bedeutende; viele von diesen Leuten, die natürlich alle die deutsche Sprache vollkommen beherrschen, können allerdings als völlig germanisiert gelten, wie ja selbst unter den Mitgliedern der deutschen Vereine in Riga und Kurland sich viele lettische Namen finden.“ Freilich, auch der umgekehrte Fall tritt auf dem Land und in den Vorstädten vereinzelt noch immer ein, daß kleinbürgerliche deutsche Familien von den Letten und Esten aufgesogen werden — ein warnender Beweis für die oben festgestellte Tatsache, daß einer Übermacht gegenüber die höher kultivierte Einwanderung der eingeborenen Bevölkerung verfällt, wenn nicht scharfe Grenzlinien gezogen werden.

Die abendländisch deutsche Kultur hat das ganze Gebiet bis zur Narva, dem Peipussee und Dünaburg nicht nur besetzt, sondern auch wirklich durchdrungen: das ist das geschichtliche Hauptwerk der baltischen Deutschen

Aber, wendet man ein, was hilft das? Die Letten und Esten sind trotz dieser Kultur in steigendem Maß Deutschfeinde geworden und halten heute lieber zu den Russen als zu den Deutschen! Nun, zunächst ist diese Behauptung in dem vollen Umfang nicht richtig. Von den Esten gilt sie überhaupt nur in starker Beschränkung — es gibt noch immer ein freundliches Zusammenarbeiten mit nicht wenigen unter ihnen — und auch von den Letten gilt sie nicht in dem Sinn, daß jeder deutschfeindliche Lette damit ein Russenfreund ist. Hier schieben sich vielmehr die nationalen Selbständigkeitsbestrebungen dieser kleinen Völkerstämme ein. Auch sie sind vom Nationalismus des 19. Jahrhunderts ergriffen worden und suchen nun nationale Gemeinwesen zu begründen. Daß dies auf breitester demokratischer, ja womöglich republikanischer Grundlage erstrebt und zugleich eine „eigene" lettische Kultur erträumt wird, gehört zu den freilich nicht unbedenklichen Krankheiten nationaler Pubertätsentwicklung. Daß sie dabei zunächst die deutschen Widerstände stärker empfinden als die russischen und ihren einstigen Erziehern samt den vielleicht noch bestehenden Resten patriarchalischer Bevormundung besonders grollen, das ist der Lauf der Geschichte, und man kann sich darüber nicht wundern. Aber wenn sie zu ruhiger Betrachtung gekommen und zugleich den Druck der russischen „Kultur", den bisher hauptsächlich die Deutschen erfahren haben, stärker empfinden werden, werden sie das hohe Gut ihrer abendländischen Bildung und vor allem ihres Protestantismus höher schätzen lernen. Vor die Frage gestellt, ob sie einfach in die byzantinisch russische Form sich einschmelzen lassen sollen oder mit den Deutschen die abendländische Kultur behaupten wollen — und diese Schicksalsfrage rückt auch an sie heran — werden sie entweder ihre Stellung zu den baltischen Deutschen revidieren oder sich selbst dem Untergang weihen müssen. Zu prophezeien vermag hier niemand, aber die Hoffnung ist nicht aufzugeben, daß sie das Kleinod, das sie besitzen, nicht einfach preisgeben werden.

Das Kleinod, das ist der Geist und die Kraft der deutschen Kultur! An der Universität Dorpat, die jetzt zerstört ist, aber noch bis vor wenigen Jahren neben dem deutschen Adel und dem Bürgertum der Städte der dritte Pfeiler des Deutschtums in den baltischen Landen war, fand jener Geist die Stätte seines lebendigen Wirkens und hat nicht nur die baltischen Lande zu fruchtbaren Gefilden edler Gesittung und echter Wissenschaft gemacht, sondern auch seinen Samen weithin über das ganze große russische Reich gestreut.

> Du Niltal edler Bildung, Kunst und Sitte,
> Gleichsam am Rande Libyens, daß in Mitte,
> Von Ost und West, es ostwärts Segen schütte!

So hat ein reichsdeutscher Dichter vor fünfzig Jahren das Land mit seiner Universität Dorpat besungen. Dorpat ist dahin, das Haus ist zerfallen; aber noch haben jene Provinzen bis zum Krieg in ihren deutschen Vereinen bewiesen, daß sie auch ohne Universität ihren Geist zu bewahren vermögen. Gewiß — nicht mehr als acht Prozent Deutsche sind im Lande; aber noch kennt dieses Land, trotz allem, was geschehen ist, die russische „Kultur" nicht, und auch die eingeborene Bevölkerung steht noch immer, ob sie's wahr haben mag oder nicht, im deutschen Kulturkreis, wie sie in der evangelischen Kirche steht. Unter solchen Verhältnissen darf man nicht von fehlgeschlagener Kolonisation sprechen und darf auch nicht vor dem Ergebnis einer rohen Statistik den Mut sinken lassen.

Aber die „Adelsherrschaft" und die konservative Rückständigkeit! Nun, auch hier haben wir aus den modernen soziologischen Arbeiten viel gelernt. Wir wissen jetzt, daß sich eine kolonisierende Minorität schlechterdings nur als Herrenvolk zu halten vermag, ferner, daß mit der Verfassung als Herrenvolk notwendig der Komplex von Charakterzügen, Eigenschaften und Methoden gegeben ist, den man den aristokratisch patriarchalischen nennt, und daß es dem einzelnen gar nicht möglich ist, sich diesem geistig sozialen Gefüge zu entziehen; endlich, daß dieser Typus sein geschichtliches Recht so gut hat wie jeder andere. In den baltischen Verhältnissen aber hat dieser aristokratische Typus, der hier, wie gezeigt, eine Notwendigkeit war, seit langer Zeit ein Gepräge erhalten, das ihn von allen ihm verwandten Typen in der deutschen Geschichte zu seinem Vorteil unterscheidet. Leider ist diese wichtige Tatsache in Deutschland längst nicht hinreichend bekannt: In den baltischen Landen gehörte und gehört jeder zum deutschen Herrenvolk, zur Aristokratie, der sich die volle deutsche Bildung angeeignet hat und mit den anderen zum Wohl des Landes zusammenarbeitet. Ich will nicht sagen, daß jeder baltische Geburtsaristokrat so empfindet und urteilt. Auch hier gibt es die bekannten aristokratischen Unarten und Sünden; aber sie sind für den Gesamtcharakter der baltischen Aristokratie nicht entscheidend. Für diese ist die deutsche Bildungsfrage die letzte, entscheidende, und der bürgerliche Arzt, Jurist, Lehrer, Geistliche, Schriftsteller usw. steht mit dem Großgrundbesitzer auf einer sozialen Stufe, wie es denn auch anderseits nicht wenige adelige Lehrer, Lehrerinnen, Ärzte, Geistliche usw. in den baltischen Landen gibt. Selbstverständlich erhält nun auch der Bürgerliche dadurch den Typus, zu einem Herrenvolk zu gehören, und schließt sich an die soziologische Art dieser Schicht an. Nur ein verbohrter enger Liberalismus aber kann verkennen, daß diese Art auch große Vorzüge hat, den einzelnen stärkt und hebt und vor allem unter gewissen geschichtlichen Verhältnissen einfach — eine Notwendigkeit ist.

Unter gewissen Verhältnissen — aus ihnen im richtigen Moment, wenn die geschichtlichen Zustände andere geworden sind, herauszukommen und die gesellschaftlichen Ordnungen anders zu gruppieren, das ist bekanntlich die große Schwierigkeit, vor die bald früher, bald später jede aristokratische Herrschaft gestellt wird. Das baltische Herrenvolk steht etwa seit einem knappen Menschenalter vor dieser Schwierigkeit, die dadurch ungeheuer gesteigert ist, daß nicht Deutsche, sondern gebildete Letten und Esten die Aufnahme verlangen. Daß die Herren die Zeichen der Zeit nicht früh genug erkannt und der Schwierigkeiten nicht in befriedigender Weise Herr geworden sind, wird man einräumen müssen. Aber bei billiger Berücksichtigung der Größe der Aufgaben und der geradezu sich kreuzenden Erwägungen, die hier eintreten mußten, wird man doch sagen dürfen, daß vieles Fördernde geschehen ist, und daß man sich nicht einfach auf ein hoffnungsloses „Non possumus" zurückgezogen hat, bei dem vielmehr nur einzelne in Verblendung verharren wollten. Daß man deutscherseits an der Bedingung festhielt, nur deutscher Bildung könne volle soziale Gleichberechtigung gewährt werden, nachdem die volle bürgerlich und materielle gewährleistet war, ist zu verstehen, und doch läßt sich fragen, ob man in kühnem Vertrauen auf die deutsche Kultur auch im fremdsprachigen Gewand nicht den großen Versuch hätte wagen sollen, die volle soziale und gesellschaftliche Gleichberechtigung der Letten und Esten anzustreben und danach zu handeln. Die großen Gefahren, die bei solchem Ziel dem Deutschtum drohen würden, sind unverkennbar — man braucht nur auf Finn-

land zu blicken und auf die heutige Lage der Schweden dort neben den Finnen — aber man hat in den baltischen Provinzen zwei sich ganz fremd gegenüberstehende Völker neben sich, das ist ein Vorteil, und vielleicht dürfte man der deutschen Kraft doch diese Probe zutrauen.

Es kam die lettische „Revolution“; es ist der Weltkrieg gekommen. Bei seinem Beginn hat Rußland erklärt, es kämpfe nicht nur gegen die Deutschen, es kämpfe gegen das Deutschtum überhaupt. Daß es dem Panslawismus mit dieser Drohung ernst ist, wissen wir; ob aber auch jeder zukünftigen russischen Regierung, ist nicht ganz so sicher, und ob die Regierung die Kraft haben wird, die Drohung wirklich durchzuführen, müssen wir abwarten. In Gesetzen ist bekanntlich diese Regierung stark; in der Durchführung werden die Dinge dort oft sehr anders. Aber unzweifelhaft ziehen nicht nur schwere Tage, sondern Schicksalstage für die baltischen Deutschen herauf. Der Krieg selbst hat sie in eine furchtbare Lage gebracht, um so furchtbarer für sie, solange der Ausgang des Krieges und das Maß des deutschen Sieges noch im dunkeln liegt. Sie mußten in die Reihen der russischen Armee eintreten und gegen uns kämpfen. Das haben sie schon im Siebenjährigen Krieg tun müssen und werden es als eine Schickung ansehen, die sie in deutscher Treue für den Landesherrn auf sich nehmen, den der Gang der Geschichte ihnen zuletzt zugewiesen hat. Ist ihnen die große erhebende Aufgabe seit sieben Jahrhunderten geworden, Bildung und Gesittung in den Osten zu tragen, so sind sie allzeit darauf gefaßt gewesen, die schweren Konsequenzen ziehen zu müssen, die diese Aufgabe ihnen auferlegt. In einem Aufsatz von Rudolph Stratz in dieser Zeitschrift (15. Mai), der sich sonst durch manche scharfe und treffende Beobachtung auszeichnet, wird deutlich genug gegen die baltischen Deutschen der Vorwurf erhoben, daß sie nicht unter Zurücklassung ihres Besitzes zu uns nach Deutschland zurückgewandert sind, seitdem ihre Lage hoffnungslos geworden sei, dann brauchten sie jetzt nicht gegen uns zu kämpfen. Dazu wird auch noch von solchen baltischen Deutschen gesprochen, die bei Ausbruch des Krieges blindlings die Sache des Zaren zu der eigenen gemacht und in der Not der Stunde „ihre Seelengemeinschaft mit Dschingiskhan entdeckt haben“. Das ist ein böses Wort, da es so verstanden werden wird, als habe es eine weite Geltung.

Gewiß gibt es verrußte Deutsche, und wahrscheinlich ist es, daß in der Not der Stunde mancher innerlich und äußerlich nicht bestanden hat. Aber so weit kenne ich die Balten, um sagen zu dürfen, daß jenes Urteil nur vereinzelte treffen kann, daß aber die große Mehrzahl den schmalen und harten Weg, den sie nun gehen muß, gefunden hat und wandelt. Sie wird dem russischen Kaiser geben, was sie ihm in dieser Stunde geben muß, und dabei darauf vertrauen, daß sie entweder ihre große Aufgabe für das russische Reich behalten oder unter ganz neue Verhältnisse kommen, also nicht untergehen wird. Eben deshalb ist auch der Rat, auszuwandern, übel angebracht. Er war es sicher bis gestern noch; er kommt heute nicht in Betracht, und er wird, so hoffe ich zu Gott, auch in Zukunft falsch sein. Er war es bis gestern noch; denn hat nicht das Wirken der deutschen Vereine bis unmittelbar vor dem Krieg, hat nicht der langsame Wiederaufbau der deutschen Schulen und so manches andere gezeigt, daß die Lage des Deutschtums in den baltischen Provinzen keineswegs schon hoffnungslos war? Wäre es da nicht Fahnenflucht gewesen, das Land zu verlassen und die deutsche Kultur preiszugeben? Und selbst wenn die Hoffnungen noch geringer waren, als sie erschienen — ist es deutsche Art, die Arbeit an einer großen Aufgabe abzubrechen? Muß nicht vielmehr auch noch der letzte Versuch gemacht werden, ohne schützende Institution den Geist doch lebendig zu erhalten? Diese Notwendigkeit gilt auch in der Zukunft; sie gilt auch nach dem Krieg. Wenn aber auch die Hoffnung vieler sich nicht erfüllen sollte und das Deutsche Reich die baltischen Provinzen nicht erobert oder nicht behält, so darf doch mindestens heute noch nicht der Gedanke aufkommen, die Aufgabe der Deutschen in Rußland sei nunmehr erfüllt, und die deutschen Provinzen Rußlands seien für die deutsche Kultur verloren. In einem Weltreich, das Polen, Kleinrussen, Tataren, Armenier, Georgier usw. umfaßt, müssen und werden die Deutschen an ihrem Grund und Boden, an ihrer Eigenart und ihrer Aufgabe bis zum letzten Blutstropfen festhalten. Fallen sie dennoch, so sollten sie auf ihrem eigenen Boden sterben mit dem edlen Schweiß der Arbeit und dem Blut des Kampfes auf ihren Stirnen.

Martern, verjagen oder töten kann man sie; aber niemand soll und wird sie russifizieren oder zu freiwilliger Auswanderung bewegen können.



Treubruch.

Von Joseph von Lauff.

Von Welschland kommt's; es braust und zieht,
Gleichwie vom Sturm gehetzt..
Ich war bislang ein Sensenschmied,
Ein Schwertschmied bin ich jetzt.
Das Schurzfell her, verrußt, verstaubt,
Den Vorschlaghammer her!
Um mich, vom Blasebalg umschnaubt,
Sei rings ein Flammenmeer.

Und auf den Amboß, breit und stark,
Den besten Stahl gestreckt,
Der je sich durch Westfalens Mark
Seit Anbeginn gereckt.
Gebt Raum! — denn wo mein Hammer trifft,
Ist loderndes Gestieb;
Und werden soll's zu Drachengift
Bei jedem scharfen Hieb.

Denn meinen ganzen Grimm und Groll
Und meine ganze Wut
Und was des heilgen Zornes voll,
Soll wirbeln durch die Glut;
Soll springen in den heißen Stahl,
Tief bis ins Mark hinein,
Und soll, ein unvergänglich Mal,
Des Schwertes Seele sein.

Gestreckt, geschweißt im Feuerschoß —
Solch Werkzeug gab es nie!
Gilt doch die Klinge, nackt und bloß,
Der größten Felonie.
Ein Volk, verknüpft dem Deutschen Reich,
Holt heimlich aus — und sticht...
Bei Gott! — ein solcher Schurkenstreich
Hat seinesgleichen nicht.



Für diesen Streich — hier dieses Schwert,
Dies Eisen, blank und nackt ...
Jetzt, deutscher Michel, links umkehrt
Und ehern zugepackt.
Du stehst in erzgeschienter Ruh,
Doch in den Augen flammt's;
Drum, deutscher Michel, greife zu
Und walte deines Amts.

Schon fügt sich kl.ngend Niet an Niet,
Die Schneide ist gewetzt ..
Ich war bislang ein Sensenschmied,
Ein Schwertschmied bin ich jetzt.
Und was ich lichterloh umbraust
Und meisterlich gefegt,
Sei nunmehr deiner Rächerfaust
Als Richtschwert zugelegt.

Laß Panther sein dein deutsches Erz,
Die Faust laß Henker sein!
Und mitten ins Brigantenherz
Den wilden Stahl hinein!
Der Herr des Himmels und des Lichts,
Der niemals von dir wich,
Er hält die Schale des Gerichts —
Und grüßt und segnet dich.

o o o

Italien und die neue Kriegslage.

Es hat wahrlich eine beträchtliche Weile gedauert, bis die Völker Deutschlands und Österreich-Ungarns den Gedanken in sich verarbeiteten und zur klaren Erkenntnis gelangten, daß der alle Werte umwandelnde Weltkrieg auch jenen Bau morsch zusammenstürzen ließ, der drei Jahrzehnte ein Friedenstempel gewesen war, nämlich den Dreibund! Man wollte nicht daran glauben, daß die regierenden Männer Italiens die Axt an den Baum legten, unter dessen Schatten das Land wuchs und zu Wohlstand und Ansehen gelangte.

Nun ist es geschehen! Empört und traurig gleichzeitig, haben wir auf der blutigen Bahn, die wir durch zehn Monate von Erfolg zu Erfolg geschritten sind, einen Augenblick haltgemacht, haben dem wilden Chorus gelauscht, der von jenseit der Alpen ungewohnt und schrill an unser Ohr drang, und faßten, das Haupt trotzig emporwerfend, unser gutes Schwert, das schärfer denn je in letzter Zeit auf die Feinde niedersauste, um so kräftiger am Griff! Ein neuer Feind? Nun gut, wir werden auch ihn zu bestehen wissen!

Nicht einen Augenblick haben die Heeresleitungen der beiden verbündeten Zentralstaaten ängstlich gezaudert. Ihre ruhige Zuversicht ging so weit, daß in den vergangenen ereignisschweren Tagen das gewaltige Räderwerk der allgemeinen Offensive unbehelligt weiterlief und ohne das unheilvolle Durcheinander in Italien der militärische Laie überhaupt nicht gespürt hätte, daß die sechste Großmacht im Begriff ist, eine Million Soldaten gegen uns in Bewegung zu setzen. Gut Ding will seine Weile haben, und zwischen dem Ausbruch eines Krieges und dem wirksamen Erscheinen des neuen Gegners auf dem Schauplatz der Kämpfe liegt ein weiter und oft sehr mühsamer Weg.

Nachdem Italien aus der Liste der „Bundesgenossen" gestrichen wurde, gilt es für uns, zu erwägen, was seine Mithilfe unseren Feinden nützen kann. Solche an sich sehr interessante Voraussagen verdienen nur dann Beachtung, wenn sie sich auf kühle Erwägungen stützen, die sich fernhalten von jedem Extrem nach der günstigen oder ungünstigen Seite hin! Wie wir vorhin schon erwähnten, dürfte Italien rund eine Million Soldaten in der ersten Kriegzeit vorzuschicken imstande sein. Diese Armee würde sein wertvollstes Menschenmaterial darstellen. Was später zum Auffüllen der Verluste da ist, kann nicht Anspruch darauf erheben, noch erstklassig genannt zu werden. Die Einschätzung des Wertes der italienischen Feldarmee ist aus mancherlei Gründen sehr schwer. Nach den Reformen der letzten Jahre, die in jüngster Zeit mit fieberhaftem Fleiß fortgeführt wurden, hat sich manches verbessert, was früher recht mangelhaft war. Artillerie und Train sind vermehrt und Lücken im Führerkorps aufgefüllt worden. Die Hauptsache aber ist immer der Geist, und in dieser Hinsicht hat die umstürzlerische Propaganda die Bande der Disziplin hier und da bedenklich gelockert. In einem siegreichen Feldzuge kann dieser Mangel ausgeglichen werden, zu sehr schwer wiegenden Folgeerscheinungen aber muß er führen, wenn Rückschläge eintreten und der Wille zum zähen Durchhalten auf eine harte Probe gestellt wird.

Das junge Italien hat in den Kämpfen des letzten Jahrhunderts wenig Glück gehabt. Wo die Enkel des alten Rom allein kämpften, wurden sie geschlagen, und die politischen Erfolge, die die Einigung herbeiführten, verdankten sie fast ausschließlich fremder Hilfe!

Auch die Kolonialkriege waren nicht dazu angetan, den Italienern ein besonders gutes militärisches Zeugnis auszustellen. Der Schreckenstag von Adua, wo die Blüte der italienischen Jugend durch den Negus Negesti dahingerafft wurde, ist noch in frischer Erinnerung! Und Tripolis? Dieses Trauerspiel ist noch mitten im Gange. Außer einem schmalen Küstenstrich ruht das Neuland noch unbezwungen in der Hand der Araber, trotzdem ungezählte Tausende der Eroberer ins Gras beißen mußten. Wie soll es nun erst werden, wenn der „Heilige Krieg", der durch türkisches Machtgebot bisher aus Tripolis fernblieb, auch dort mit unerhörter Erbitterung entbrennen wird.

Aber zu den mancherlei Sorgen des italienischen Volkes kommt auch noch die pekuniäre! Nun ist zwar anzunehmen, daß Frankreich und England ihr möglichstes tun werden, den neuen Freund zu stützen, wenn man aber bedenkt, wie oberfaul die Finanzen in Paris sind und London ohnedies unter der Last verkrachter Bundesgenossen — Belgien, Serbien, Rußland — die alle mit offenen Händen herumlungern, seufzt, der wird die „Hilfe" Italiens nicht gar zu hoch einschätzen.

Auf jeden Fall wird Italien, beengt in seinen Entschlüssen, ins Feld gehen, und das ist keine angenehme Aufgabe, denn die edlen Dreiverbändler sorgen sich mehr darum, daß sie selbst aus dem Schlamassel herausgehauen werden, als daß Italien auf seine Kosten kommt.

Und damit gelangen wir zu der Frage, wo und wie Italien seine Million in die Wagschale werfen wird!

Wir haben uns in diesem beispiellosen Weltkrieg daran gewöhnt, mit so gewaltigen Zahlen zu operieren, daß selbst Hunderttausende zuweilen zu geringer Bedeutung herabsinken. Schlachten wurden im Westen und Osten geschlagen, die dem Ringen auf den Katalaunischen Gefilden um nichts nachstanden, und doch bezeichneten sie die Fachleute als „Teilerfolge", denen nur lokaler Charakter zuzusprechen sei!

Wenn es also Italien nicht gelingt, mit ganz gewaltigen Kräften an irgendeiner Stelle entscheidend einzugreifen, dann verpufft seine Stoßkraft im Sande, und der deprimierende Rückschlag wird sich zeitig genug einstellen! Will man sich nach Frankreich werfen und dort die geschwächten gallischen Legionen vor der Überrennung bewahren? Man mag es tun, wir stehen dort fester denn je, und einige hunderttausend Mann genügen nicht, den eisernen Riegel zurückzuschieben und Belgien zu „befreien". Und wie steht es um Trient? Bisher lehrte die Geschichte, daß die Deutschen über die Alpen ins lombardische Tal hinabstiegen und den Feinden die Schärfe ihres Schwertes zu kosten gaben. Mag nun Italien einmal den umgekehrten Weg gehen, es wird sich blutige Köpfe holen.

Nach dem ganzen Aufmarschgebiet zu schließen, besteht auch wohl die Absicht, Triest und Istrien zu besetzen, aber auch hier häufen sich die Schwierigkeiten eines wirklich erfolgreichen Vorstoßes in ungeahnter Weise. Vielleicht versteht sich auch Italien dazu, seinem Geldborger die Dardanellen zu erzwingen. Es gibt wohl kaum eine Stelle, wo den kriegslustigen Herren die Undankbarkeit ihrer Aufgabe, sich für andere zu opfern, so rasch und so deutlich zu Gemüte geführt würde, wie gerade dort. Vielleicht aber versucht man es auch, durch den Balkan an Österreich heranzukommen, jedoch auch dieser Pfad ist dornenvoll und beschwerlich. Zu derselben Zeit, da in Galizien drei russische Heere im furchtbaren Ansturm der Zentralmächte zusammenbrechen, schickt sich Italien zum Waffengange gegen die einstigen Verbündeten an. Während ihm moralisch so ziemlich alles fehlt, was zu einem schweren verantwortungsreichen Feldzug nötig ist, sind auch angesichts der zahlreichen Kriegschauplätze und der gewiß recht weitgehenden „Wünsche" der Verbündeten die physischen Kräfte nicht übermäßig hoch einzuschätzen.

Wir sind viel zu sachlich und nüchtern, um nicht zu erkennen, daß es neuer großer Anstrengungen bedürfen wird, die verstärkte Gefahr zu beschwören, daran aber zweifelt niemand, daß auch Italien über kurz und lang zu der Erkenntnis kommen wird, daß es den Sieg Deutschlands und Österreichs nicht aufzuhalten vermochte und alle Opfer umsonst waren. Es wird dann Sache der jetzigen Machthaber sein, Rechenschaft darüber abzulegen, warum man nicht das ehrlich Gebotene nahm, sondern das Blut Ungezählter vergoß! Diese Abrechnung dürfte dann recht stürmisch verlaufen. Heute können wir nur Heer und Volk bedauern, daß sie wegen nichts und wieder nichts in den schrecklichen Strudel hineingejagt werden! Eine Niederlage Italiens wird nicht nur seinen politischen, sondern auch militärischen Ruin nach sich ziehen.

* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Unsere Front schließt sich. Italien hat es vorgezogen, nach fast zehn Monaten neutralen Verhaltens sich von uns loszusagen und das Völkergemisch unserer Gegner zu verstärken. Im deutschen Text der Formel, die sie für ihre Kriegserklärung an Oesterreich gefunden hat, drückt die italienische Regierung aus, sie könne sich ihrer Pflicht nicht entziehen, gegen jede gegenwärtige und zukünftige Bedrohung zum Zwecke der Erfüllung der nationalen Aspirationen jene Maßnahmen zu ergreifen, die ihr die Ereignisse auferlegen. Nicht recht verständlich. Gut deutsch aber wird der Empfang sein. Was wir unter Pflicht verstehen, ist in diesem Fall, der unsere Heeresleitung ja nicht unvorbereitet findet, klar. Unser Stamm hört eben auf, den Winkelzügen der Gedankengänge aller fremden Rassen, auch dieser, zu folgen. Wir sehen den Ereignissen entgegen.

Am Stilfser Joch berühren sich die Grenzen Oesterreichs und der Schweiz mit Italien. Von dort läuft die Grenze, die Kärnten und Tirol gegen Italien abschließt, bis zur Adria. Die Täler der Etsch und der parallel in die italienische Ebene laufenden Flüsse sind die Linien, auf denen Angreifer und Angegriffene sich bewegen können, die Gebirgzüge neben diesen Tälern die Gelände, von denen die Sperrung oder Erschließung der Zugänge abhängt.

Im Osten sind die Russen am San wie am Dnjestr zum Stehen gekommen. Zwar sind Verstärkungen, die sie aus dem Innern herangezogen haben, nicht immer ganz sachlich ausgerüstet, Infanterie ist dabei, die nur Holzknüppel führt, aber in der alten opferbereiten Weise treibt man die Massen unsern vordringenden Truppen entgegen. Von Warschau, Iwangorod, Lublin her wälzen sich auf unsere verbündeten Truppen starke neue Scharen zu. Es ist nach solchen Meldungen anzunehmen, daß unser wohlgeordnetes Vorgehen neue Entscheidungen durch eine neue Schlacht suchen werde. Heftige Kämpfe sind um die Höhen bei Stryj entbrannt.

Przemysl wird weniger durch seinen Fortgürtel als vielmehr durch die Unbrauchbarkeit der Zuganglinien verteidigt, die das Heranbringen schweren österreichischen Geschützes erschwert.

Im Gouvernement Kowno ist eine entscheidende Begebenheit nach den einlaufenden Nachrichten noch nicht abzusehen. Das Voraustasten unserer Vorhut auf Mitau zu hat uns der Gegend Szawle westlich der Eisenbahnlinie Libau—Szawle zugewendet. Seitdem sind Entwickelungen auf keiner Seite zu verzeichnen, obwohl bei Shagory stärkere russische Truppenkörper gemeldet sind. Nur kleinere Gefechte bei Szawle finden statt. Russische Angriffe gegen unsere Stellungen an der Dubissa blieben erfolglos, Anstrengungen, die sie sich als Eindämmung unseres Vorwärtstriebes hätten gutschreiben dürfen, können praktisch nicht anerkannt werden; dagegen dürfen wir den Unsrigen verschiedene Erfolge anrechnen, die zwar keineswegs bestimmend sind, immerhin aber eine unverkennbare Schwäche des Gegners dartun, der doch eigentlich der Angreifer sein sollte.

Im Westen halten wir stand im Besitz aller zäh von uns errungenen Vorteile. Aus den Berichten unserer obersten Heeresleitung und dem Vergleich dieser von überflüssigen Mitteilungen freien, aber zuverlässigen Notizen mit den Nachrichtensammlungen der neutralen Zuschauer und den durchaus nicht zurückhaltenden Angaben der Gegner geht hervor, daß die Angriffskraft der weißen und farbigen Engländer und Franzosen unserem nach außen gerichteten Widerstand nichts anhaben kann. Weder auf dem blutgetränkten, granatendurchpflügten Boden Flanderns noch im Maas—Mosel-Gebiet noch in den Vogesen haben sich andringende oder auch nur einschränkende gegnerische Absichten fühlbar machen können.

Unsere türkischen Freunde in den Dardanellen sind durchaus Herren der Lage.

Der Arbeit unserer Marine und unserer Luftflotte dürfen wir getrost weiter vertrauen. X.



Hofphot. Berger.

Der Kaiser bei dem Armeeoberkommandanten Erzherzog Friedrich (×).

Der Kaiser auf dem südöstlichen Kriegschauplatz.



Wirkung eines Volltreffers (österr.-ungar. 42-cm-Geschoß) an der Tarnower Eisenbahnstation.



Das Schlachtfeld bei Tarnow, wo der Durchbruch stattfand.



Verwundete der deutschen und österr.-ungarischen Truppen nach der Schlacht bei Gorlice-Tarnow.

Von der großen Schlacht bei Gorlice-Tarnow in Galizien.





Eine Feldbatterie bei Gorlice.



Einzug der siegreichen Truppen in Tarnow.

Von der großen Schlacht bei Gorlice-Tarnow in Galizien.



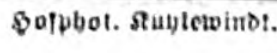


Deutsche Kavalleriepatrouille durchreitet die brennende Stadt, um die Ordnung unter den kopflosen und verzweifelten Einwohnern aufrechtzuerhalten.



Straßenbild aus der brennenden Stadt.




Hofphot. Kuhlewindt.

Deutsches Militär leistet Hilfe, um den Stadtbrand zu lokalisieren.

Der Brand von Szawle.



Hofphot. Kuhlewindt.

Der Hafenplatz in Libau nach Einrücken der deutschen Sieger.

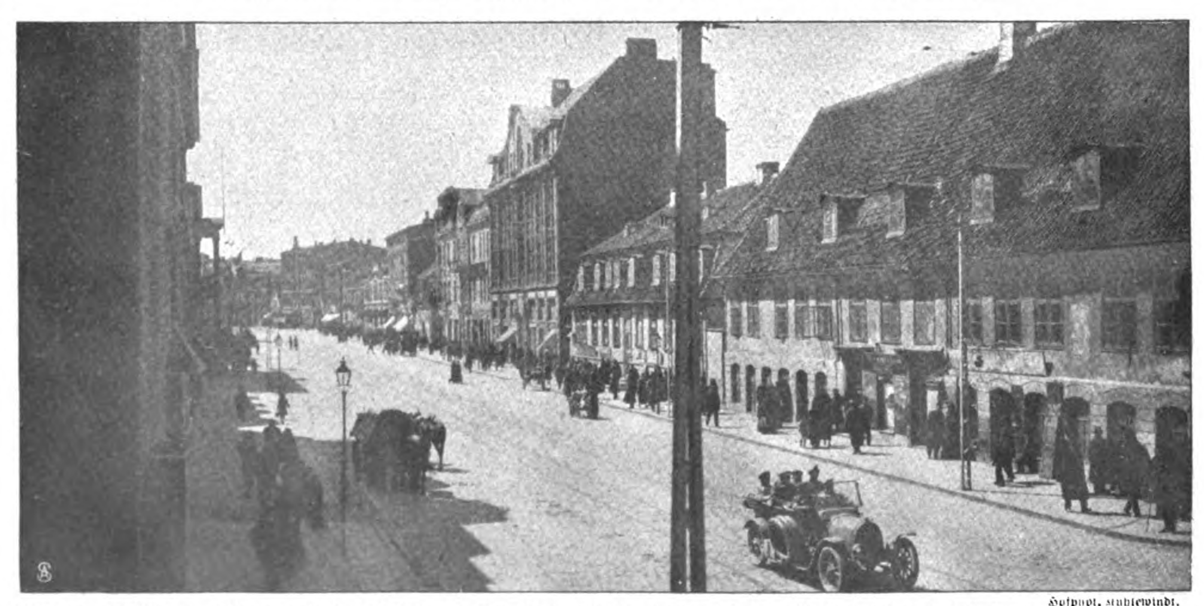
Die Besetzung Libaus durch deutsche Truppen.



Mittagsrast der Truppen der Abteilung von Luck am Strande bei Skatre.



Von den Russen vor der Uebergabe gesprengte bombensichere Werke an der Ostfront von Libau.



Hofphot. Kuhlewindt.

Stimmungsbild aus Libau nach der Besetzung: Im Auto Major von Luck, der Eroberer des Südforts, mit seinem Stabe.

Die Besetzung Libaus durch deutsche Truppen.





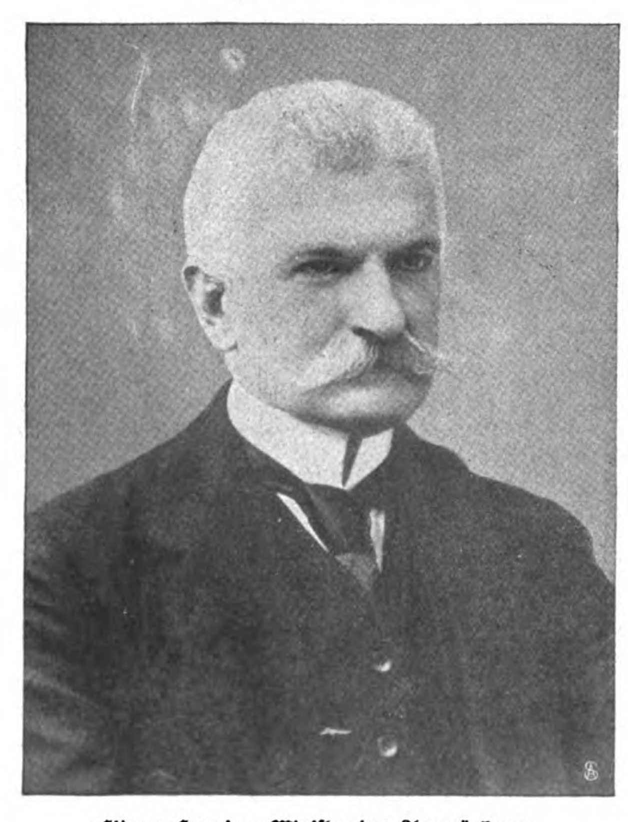
Karte des oberitalischen Kriegschauplatzes.



König Viktor Emanuel III.



Antonio Salandra, Ministerpräsident.



Sidney Sonnino, Minister des Auswärtigen.



General Luigi Cadorna, Chef des Generalstabs.

Der achte Feind: König Viktor Emanuel und die leitenden Männer Italiens.



In Feindesland.

Federzeichnungen einer Frau. Von Friedel Merzenich.

„Mache Se doch kei Geschichte! . . . So deier derfe Se mer die Butter nit verkaafe wolle — ‚c'est trop cher. Déduisez un franc.'"

Den Schluß des Satzes hat mein Landsmann, ein unverkennbares Nassauer Kind, mit Stolz aus dem „Tornister-Wörterbuch" abgelesen. Er spricht natürlich bei trop das „p" aus, aber das hübsche Marktweibchen hat ihn doch verstanden.

Ein temperamentvoller Wortschwall, der sich wie eine Beschwörungsformel anhört, verfehlt seine Wirkung nicht, außerdem unterstützen die blitzenden Augen der Verkäuferin die Forderung höchst anmutig.

„No, also dann gewe Se her, ihr arme Schlucker wollt ja ach lewe." Gutmütig lächelnd packt er die zehn Paketchen in seinen Korb und geht an einen andern Stand.

Die Markthalle, in der ich dies Gespräch belauscht habe, ist ein ziemlich großes Gewölbe, das durch das Bombardement nicht allzusehr gelitten hat. Die kleinen Scheiben sind zwar fast alle gesprungen, aber die dadurch entstandenen Luftlöcher sind nur vorteilhaft für die Atmungsorgane der Besucher.

Der „Magen von Lille" liegt unter der Hauptwache an der „Grande Place". Mich erinnert dieser Platz mit der Wache und dem bunten Verkehr unserer Feldgrauen und der immer geschäftigen Bevölkerung an die erste Szene in „Carmen": „Diese Menge im Gedränge, wie das wogt, geht und treibt."

Der blondbärtige Landsturmmann von der Waterkant, der neben der von unsern Bayern beim Einzug eroberten französischen Mitrailleuse Wache steht, hat allerdings nichts Spanisches.

Im Obergeschoß der Hauptwache hat am 13. Oktober eine Granate ein architektonisches Meisterwerk geschaffen. Die kreisrunde Oeffnung, die die Granate geschlagen und durch die der Himmel uns anlacht, wirkt geradezu malerisch.

Und der Kundige weiß, daß wenige Meter davon, in dem benachbarten Palast der ehemaligen Liller Hauptzeitung „Echo du Nord", der Schreibtisch des Leiters der „Liller Kriegzeitung" steht.

In der Markthalle lasse ich meine Blicke über die ausgebreiteten Tafelfreuden spazieren. Es wird Frühling, kein Zweifel, die stolzen Spargelgrenadiere verkünden es laut und ihres Wertes voll bewußt. Auf den Tischen liegt mancherlei Gemüse, Salate aller Art, vor allem der beliebte Chicorée, ganze Körbe voll, dann Radieschen, Obst, merkwürdige Fische, ganze Kaninchenregimenter, Eier, Butter, Käse, Kaffee, Bohnen, Suppengrün und Zucker. Und Blumen — ja, die gibt es auch! Bescheidene Bauernblumen aus den Gärtnereien von Lomme, Lambersart, Fives und anderen Vororten, aber vereinzelt auch duftende Blüten aus Treibhäusern, deren Glasdächer beim Bombardement nicht gelitten haben.

Nur nach unserer Volksnahrung, der Kartoffel, habe ich mich vergeblich umgeschaut, die brave Knolle gehört hier entschieden zur Delikatesse. Auf der Straße wird sie allerdings feilgeboten, etwa so, wie man bei uns geröstete Kastanien kauft. Die Vorübergehenden stecken die Pommes frites einfach, trotz der Ölfleckengefahr, in die Tasche und verzehren sie im Weitergehen. Hygienisch und appetitlich finde ich diese Methode ja gerade nicht.

Und ich beobachte die französischen Hausfrauen. Sie feilschen, tadeln, vergleichen, gehen weg, kommen wieder und — kaufen, genau wie bei uns. Nur machen die lebhaften Französinnen aus jedem zu erstehenden Gemüse oder sonstigen Nahrungsgegenstand eine kleine Staatsaktion. Der Rat der Umstehenden wird erbeten, ihre Kritik herausgefordert, es bilden sich Parteien. Zeit haben diese Liller alle, beneidenswert viel Zeit!

Keine Zeit hat hingegen der sächsische Vizewachtmeister, der so geschäftig, sachlich und flink seine Auswahl trifft. Er geht, gefolgt von einem Unteroffizier, einem Gefreiten und einem Kanonier, durch die Markthalle und kauft in großen Massen ein. Es ist erfreulich, ihm zuzuhören, wie er in knappen Worten seine Wünsche — nein, es sind Befehle — äußert. Er spricht ein tadelloses Französisch, wenn auch der sächsische Einschlag nicht abzuleugnen ist.

In Zeltbahnen werden die Vorräte eingeschlagen. Vor allem Gemüse, Salatköpfe, Spargel, Apfelsinen, ein ganzer Korb mit lebenden Hühnern, alles kunterbunt durcheinander.

Frische Fische, ach ja, das ist eine erwünschte Abwechselung. Konserven sind zur Genüge vorhanden, aber frische Fische! Ich sehe ein paar Netze mit Schellfischen, Karpfen und Frischlingen, Seezunge, das Pfund sieben Frank, ist allerdings nicht dabei. Der Fischtag ist für sein Bataillon stets gleichbedeutend mit einem Festtag. Dem gewandten Aufkäufer ist eine begeisterte Anerkennung sicher.

Nun raus mit den Schätzen auf den Jagd-

Vaterland.

Es ist kein Lied, das mir zu singen bliebe,
es ist kein Wort, das ich im Herzen fand —
es ist nur eine weite, schwere Liebe
zu diesem heimgesuchten Vaterland!

Nicht eine Träne trat in meinen Kummer,
die nur den Altar eitler Götzen näßt,
Und nicht ein Traum durchwühlte meinen Schlummer,
der mich das Vaterland vergessen läßt . . .

Nicht eine Lust durchwärme mir die Glieder,
die nicht die Leiden dieser Erde ahnt,
nicht eine Hoffnung steige lockend nieder,
die nicht ans Vaterland gebietrisch mahnt.

In stille Heiligtümer will ich treten,
für jede Scholle Boden will ich beten,
für jeden Halm, der in der Heimat steht.

Bis daß das Vaterland aus Sturm geboren,
bis daß das Vaterland zu Sieg erkoren —
Ein junger Riese, in die Zukunft geht.

Willi Lichtenberg.



wagen, vor den zwei Kommißgäule gespannt sind. Rasch werden die Ballen und Körbe auf dem Wagen verstaut, und die Feldgrauen versuchen, so gut es eben gehen will, sich dazwischenzuzwängen. Ganz abenteuerlich sieht diese Ladung aus. Als die Pferde anziehen und das Gefährt rasselnd und polternd über die Pflastersteine des Platzes dahinrollt, da folgt ihm manch heiterer Blick und lustiger Zuruf.

Wie ich mich nun wieder durch die hastenden, immer in Bewegung sich befindlichen Menschen schlängle, sehe ich auf einmal meinen feldgrauen Freund, den Nassauer, wieder. Er schaut auch dem davonrollenden Wagen nach. Es liegt ehrliche Bewunderung in seiner Miene. Der Vizewachtmeister mit dem forschen Wesen hat ihm mächtig imponiert. Dann gibt er sich einen Ruck. Gemessen und ruhig geht er von Stand zu Stand. Seine Blicke sind kritisch, sie spähen nach Dingen, die gut bekömmlich und preiswert sind. Er quält sich redlich mit der Verständigung, und wo das Tornister-Wörterbuch versagt, da wird durch eine vortreffliche Mienen- und Gebärdensprache der Handel unterstützt. Er kommt mir vor wie eine emsige Biene, so viel hat er schon für seine Kompagnie eingeheimst.

Da plötzlich, stutzt mein Landstürmer. Da hängt an langen Schnüren eine besondere Sorte Frühlingsboten: Froschschenkel. Sie sind wie eine Girlande malerisch aufgereiht.

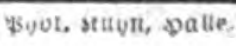
Sinnend betrachtet sie der „Barbar", und dann leiht er seinen finsteren Gedanken Worte: „Pfui Deiwel, pfui Deiwel, was is denn des eigentlich? Kann mer denn so Zeug ach esse? Madamche, sage Se mol keskesekesa?!" Und Madame erklärt, das seien Froschschenkel: „Oh, serr gut! Très digestive!" Aber der Landstürmer schüttelt mißmutig sein Haupt: „Geht mer weg mit eurer Sprach, die kann mer ja nit versteh . . . gewe Se mer Eier." Wieder wird das Wörterbuch herausgezogen, denn von Eiern steht etwas drin, dessen kann er sich erinnern. Aber wo steht's? Er blättert hastig. Bei den Gesprächen „Auf Requisition" ein befriedigtes: „Aha, alleweil ham mer's! Also: „Fournissez — moi deux cents oeufs! Emballez soigneusement les oeufs dans un panier!"

Das klingt wirklich außerordentlich perfekt, und ich bemerke, wie der brave Nassauer ordentlich stolz nach der Marktfrau hinschielt, so, als ob er sagen wollte: „No, was sage Se dazu?"

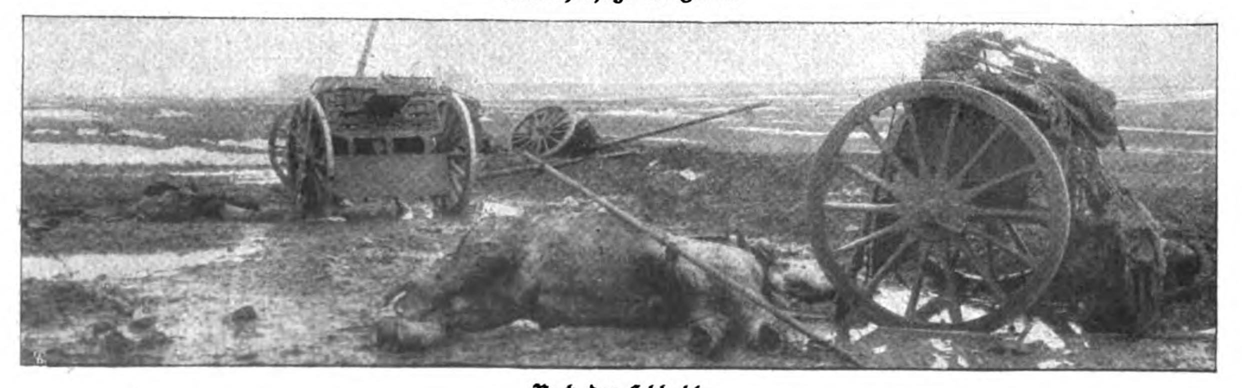
Und nur ganz im geheimen kann ich mich des Verdachts nicht erwehren, daß mein biederer Landsmann den Kauf von zweihundert Eiern nur deshalb abgeschlossen hat, weil das Tornister-Wörterbuch ihm sonst keine Wahl ließ.



Kaninchenjagd im Felde.



Phot. Kuhn, Halle.

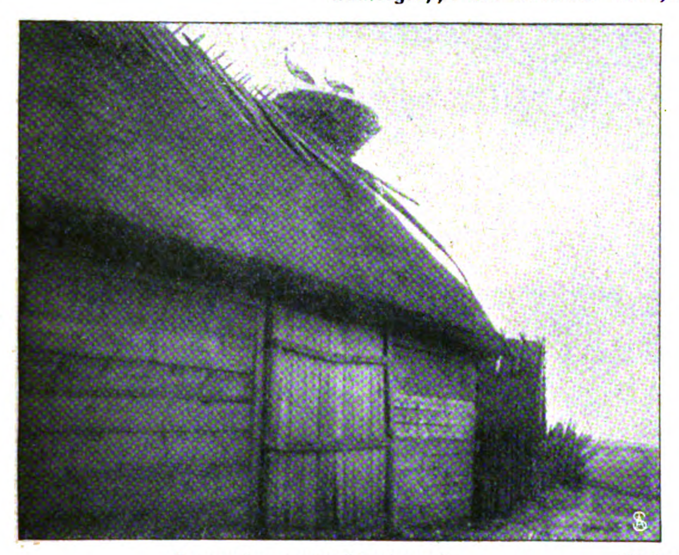


Nach der Schlacht.



Häusergruppe mit Ackerland und halb zerfallenen Scheunen.

Jll. Photo-Verlag.



Bauernhaus mit Storchennest.



Birke mit fließendem Saft und darunter hängendem Auffanggefäß.



Bienenstöcke eines polnischen Bauern, in alten ausgehöhlten Baumstämmen.

Polnische Landwirtschaft.





Deutsche Soldaten holen Holz aus dem Walde.



Junge Bäuerinnen in ihrem Sonntagstaat vor der zerschossenen Kirche in Andrejew.

Phot. Gennecke.

Bilder aus dem Osten.



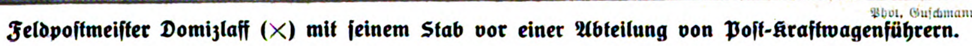


Eine Feldpost in Frankreich im Abmarsch begriffen.





Phot. Gusdmann



Feldpostmeister Domizlaff (×) mit seinem Stab vor einer Abteilung von Post-Kraftwagenführern.



Phot. Sennecke.

Feldpostamt in einem ehemals französischen Postamt. Abholen der Regimentspost von einem Feldpostamt.

Unsere Feldpost.





Linderung der Kohlennot in Lodz: Ausgabe von Kohlen gegen Schein vom Kommando.



Illustrations-Photo.

Essen und Lebensmittelausgabe an jüdische Arme in Lodz.

Bilder von Lodz.



Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

1. Fortsetzung.

Auf dem Bilde, das die kleine Baronin betrachtete, ging gerade hinter Struensee ein Löwengaard. Sie forschte ängstlich, ob sie auf seinem Antlitz Axels Züge entdeckte. Aber es hatte keine Ähnlichkeit mit ihm. Die ruhige Kraft und die finstere Entschlossenheit dieses Vorfahren fehlte ihm glücklicherweise Der Oheim sagte, er wäre vergeistigt. Aber feurig und klug und schön war Dietz — —

Ach, Dietz!

Sie seufzte, sah sich erschrocken um, lief auch in den angrenzenden Spiegelsaal und blieb überrascht stehen, als von allen Seiten eine liebreizende, zierliche Gestalt mit goldbraunen Locken unter einem großen Hut auf sie zukam. Es sah so entzückend aus, daß sie lächelnd die Hände erhob. Und als die Spiegelbilder die reizende Gestalt zurückwarfen, bekam sie Geschmack an dem lustigen Spiel. Sie machte eine der tiefen Verbeugungen, die „ma tante" sie gelehrt, und lachte, als sie von allen Seiten erwidert wurde. Sie machte den Hofknicks, sie lächelte und warf Kußhändchen; sie sah selbst mit hellem Vergnügen, wie graziös es aussah, wenn sie ihr Kleid an beiden Seiten leicht raffte, tief und ehrfürchtig in sich zusammensank, langsam den süßen Kopf hob, zärtlich lächelte und auf den Zehenspitzen zwei Schritte vorwärts trippelte. Und zum erstenmal, seitdem sie in Kopenhagen war, erwachte der Übermut wieder in ihr; erwachte im Ahnensaal der Löwengaards, wo man sie — davon war sie schon jetzt fest überzeugt — niemals als Ahnfrau aufhängen würde. Aber wie war es schön, daß sie lebte, und daß die doch alle tot waren! Wie war es lustig, daß sie in einem Raume, in dem Dänemarks stolzeste und gerechteste Barone hingen, herumtanzen konnte nach Herzenslust! Und sie lachte hell auf und begann mit trippelnden Schrittchen in die Galerie hineinzutanzen. Um Sessel und Stühle herum, um Säulen und Rüstungen herum. Und wenn sie einem der gewaltigen Barone gegenüber war, verbeugte sie sich tief und anmutig. Und wenn sie vor den hoheitsvollen Damen mit den hochmütigen Windspielen knickste, führte sie graziös den hübschen Daumen an das kleine Näschen. Als sie aber vor dem schmunzelnden Ritter mit dem Spitzbart sich drehte, warf sie ihm Kußhändchen zu.

So tanzte die preußische Edeldame im Prunksaal derer von Löwengaard, entzückt, daß ihre flinken Füße noch nicht steif geworden in diesen drei Monaten, entzückt über das reizende Figürchen, das die Spiegel immer wieder zurückwarfen. Ihr Gesichtchen glühte, die Augen strahlten; alles an ihr war Lebensfreude, war Jugendlust. Manchmal lachte sie hell auf, so daß es den ganzen dämmernden Raum erfüllte; dann hatte sie einer besonders stolzen Baronin eine besonders lange Nase gemacht. Manchmal hüpfte sie lächelnd und wiegend hinter Paravents und Vorhänge und kam lächelnd und sich wiegend wieder zum Vorschein; und hatte immerfort das angenehme Bewußtsein, daß die Herrschaften da oben sich ärgerten. Meinte, die Augen, die ihr so empört folgten, wären keine toten Augen. Sah es nicht aus, als würden die Stirnen immer finsterer? Selbst der schmunzelnde Ritter schien auf einmal Bedenken zu haben, schien auf einmal die Brauen hochzuziehen.

Da wurde ihr die Sache selbst unheimlich; mit einem leisen Lachen tanzte sie zur Tür hinaus, atmete tief auf und stieg langsam und gravitätisch die Marmortreppe hinab.

Noch war der Wagen nicht da. Axel hatte ihn bei der Gräfin Reventlow warten lassen, wollte seine Frau selbst abholen und ihr bei der Gelegenheit noch einiges aus der Familienchronik mitteilen. Edith überlegte, ob sie es trotz seines Verbotes wagen könne, ein Stückchen die Bredgade hinunterzugehen. Ihr Herz klopfte vor Erregung. Bedingungslos hatte sie ihm bis jetzt gehorcht. Schon damit er nicht so schrill herausschrie oder mit den Füßen herumstampfte, wie er es machte, wenn er sich über die Dienerschaft ärgerte. Aber er konnte ja nicht böse sein, wenn sie ein klein wenig Luft schöpfte! Und — dachte sie auf einmal trotzig — ich bin doch keine Dienerin! Ich kann doch tun, was ich will!

Und doch meinte sie auf verbotenen Wegen zu wandeln, als sie selbst das schwere Tor öffnete und auf die Straße schlüpfte.

Die kalte, frostige Frühlingsluft tat ihr wohl. Sie umwehte ihr erhitztes Gesichtchen, färbte die Wangen noch dunkler, ließ die bernsteinfarbigen Augen noch glänzender erscheinen. Die Mittagsonne badete die ganze Stadt in ihren goldenen Strahlen, der blaue, kalte Himmel wölbte sich in unendlicher Höhe über Palästen und Türmen, über Kirchen und Schlössern; und trunken ruhten Ediths Augen auf der Patina der schlanken Türme, der stolzen Dächer. Das „Paris des Nordens" hatte „ma tante" die schöne Stadt genannt. Und hatte wohl mehr noch an die Eleganz seiner Bewohner gedacht als an die Schönheit seiner Paläste. Aber die stolze Bredgade lag wie ausgestorben; hinter den Fenstern der alten Paläste brütete Schweigen; der alte Adel, der dem König wegen seiner Mesalliance grollte, lebte auf den Schlössern in Fünen und Seeland, um einer Begegnung mit der verhaßten Danner vorzubeugen, der Parvenüadel aber fand keinen Eingang in diese Straße, in der jeder Stein von Dänemarks Ruhm und Glanz hätte erzählen können. So kam es, daß Edith eine Empfindung nicht unterdrücken konnte, als wandle sie in einer toten Stadt an lauter Geheimnissen vorüber; als winke aber am Aus-

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



gang dieser Prachtstraße Leben und Freude. Und unter keinen Umständen wäre sie umgekehrt, ohne wenigstens dem Leben in die Augen gesehen zu haben. Es wäre ihr schrecklich gewesen, wenn sie jetzt das Donnern der Löwengaardschen Karosse hinter sich gehört hätte.

Munter ging sie vorwärts; die kleinen Hände in dem ungeheuren Muff vergraben; fast war es zu warm im langen Zobelpelz. Wie eine Abenteurerin kam sie sich vor; wie jemand, der auf Entdeckungen ausgeht. Und das Gefühl war so neu und eigenartig, so voll prickelnden Reizes, daß sie fest entschlossen war, es auszukosten. Etwas vom Frühling wollte sie auch haben. Und schneller lief sie, immer schneller dem Frühling entgegen. Dachte ganz plötzlich an den deutschen Frühling; dachte daran, wie sie Hand in Hand mit Dietz durch den Park gegangen, wie sie die ersten Veilchen gesucht, wie sie die Finken belauscht. Dietz sagte: „Die ganze Luft ist voll Stimmen; alles singt und jubelt, weil ich neben Ihnen gehe.“ Sie standen zusammen am See und sahen lachend hinein. Sahen in seinem klaren, ruhigen Spiegel zwei glückliche, junge Menschen. „O Edith,“ sagte Dietz, „wie ist es möglich, daß so viel Glück in einem Herzen wohnen kann!“ Ach, Frühling! Frühling!

Die Baronin Löwengaard träumte vom deutschen Frühling und von gestorbenen Hoffnungen. Und ihre Augen waren feucht.

Aber um sie her war plötzlich Leben. Als sie in der Nähe von Nyboden war, schien es, als hätten die langgestreckten Kasernen sämtliche Bewohner ausgespien, die sie so überreich bevölkerten. Sie hatten sich mit Volkshaufen vermengt, die aus der Stadt drängten und mit Schreien und Johlen sich wie eine Woge vorwärts wälzten. Sobald aus einer Gasse neue Haufen drängten, staute sich die Menge, ebbte zurück und drang mit doppelter Gewalt vorwärts.

Edith begriff erst, daß sie diesem heulenden Haufen ausweichen mußte, als sie von ihm bereits vorwärts gerissen wurde. Jeder Versuch, umzukehren oder einen Ausweg zu suchen, war umsonst. Der einzelne war willenlos in dieser Menge, er war ein Teilchen eines Ganzen, dem er angehörte, sobald er von ihm erfaßt war. Dieses furchtbare Ganze, dieses Ungeheuer mit tausend Köpfen, das Edith vor Christiansborg zum erstenmal kennen gelernt, wälzte sich vorwärts, ballte sich zusammen, drängte sich zurück und riß immer neue Massen mit sich fort, schreiende, tobende Massen, die nur alle ein Ziel hatten, die, von einem gemeinsamen Gedanken gepackt, diesem Ziel entgegengierten. Und auf einmal fühlte Edith, daß sie selbst vorwärts drängte, daß sie mit klopfendem Herzen das Ziel erwartete. Sie lief, wenn alle liefen; und als Soldaten mit klingendem Spiel vorüberkamen und die Pferde der Offiziere, scheu von den gellenden Rufen, gegen die Menschen drängten, stemmte sie genau wie andere Frauen ihre Ellbogen nach rechts und links, stemmte sich mit dem Rücken gegen einen lachenden Seemann, der über sie hinweg die Soldaten grüßte. Sie fürchtete, sie könnte zerquetscht werden, fallen, und die Menge stampfte über sie hin. Sie sah die Offiziere, die den Pferden die Hälse klopften, um sie zu beruhigen. Einer wandte sich an den Haufen, rief ihm einige muntere Worte zu, und ein tausendstimmiges Hurrä folgte! Und Trommeln wirbelten, und die Soldaten zogen vorüber. Und von neuem wälzte sich der Haufen vorwärts, dem Hafen zu.

Ediths Angst stieg. Manchmal wurde sie von der Menge hochgehoben; ihre Füße berührten den Erdboden nicht mehr. Dann sah sie ein Meer von Köpfen, die auf und nieder wogten, hörte um sich her ein Brausen, das laut wurde, abflaute und bis zum Geheul wieder anschwoll. Ihr Muff wurde ihr abgerissen; im Augenblick war er verschwunden. Sie konnte sich gar nicht danach bücken! Sie bekam Püffe in die Seite, gegen die Brust, längst war ihr der Hut vom Kopf gerutscht, saß im Nacken, nur von den Bändern gehalten, die unter dem Kinn die breite Schleife bildeten. Während eines kurzen Augenblicks dachte sie, wenn Axel mich so sähe! Aber sie erschrak nicht einmal. In diesem furchtbaren Haufen war Axel ausgemerzt. Es gab nur einen bis aufs äußerste angespannten Willen — sich nicht zertreten zu lassen.

Und so wälzte, stieß, drängte die Menge sich vorwärts zur alten Toldboden, wo „Holger Danske“ vor Anker lag, der mit zweihundert Gefangenen an Bord eben von Flensburg angekommen war. So stürmte und hastete der Kopenhagener Pöbel zur Ankerstelle, um den verhaßten Insurgenten gebührenden Empfang zu bereiten. Flammende Begeisterung, das Dänenjoch abzuschütteln, ihr Deutschtum aufrecht zu halten, hatte die Schleswig-Holsteiner den heiligen Kampf aufnehmen lassen. Und fanatische Wut trieb Kopenhagens Pöbel vorwärts, den Besiegten ihren Haß, ihre Verachtung in die bleichen Gesichter zu schreien. Achthundert Gefangene machten die tapfren Dänen bei Ban und Crusan; die Blüte von Schleswig-Holsteins Jugend, die Kieler Studenten und Turner unter ihnen, waren trotz verzweifelter Gegenwehr von dem weit überlegenen Gegner geschlagen worden — länge leve gammel Danmark!

Zweihundert Gefangene an Bord.

Viele waren verwundet, mußten getragen werden; viele taumelten rechts und links, als sie an Land kamen, wo Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten zur Eskorte bereit waren. Bleich und niedergeschlagen sahen diese armen Jungen aus, die geglaubt hatten, zum Kriegführen genüge das Bewußtsein des Rechts und die heilige Flamme der Vaterlandsliebe. Viele von ihnen hatten im untersten Schiffsraum im Wasser gelegen, viele mußten auf Deck bleiben, ohne Mantel, ohne Rock; denn sie waren ihnen vom Flensburger Pöbel abgerissen worden, weil Insurgenten nicht den ehrlichen Soldatenrock verdienten! Und so bitterkalt war die Nacht! Seen spülten über Bord; aber Bitten um Decken wurden mit Fußtritten und Kolbenstößen erwidert. Die Besatzung von „Holger Danske“ war viel zu königlich gesinnt, um auch nur Bitten für die ächzenden Verwundeten anzuhören.

Wie die Weiber plötzlich schrien! Die Weiber waren das furchtbarste! Sie krallten den armen Burschen die Nägel ins Gesicht, sie spien sie an! Sie überschütteten sie mit Schimpfworten! Schrecklich tönte das dumpfe Wutgeheul der Megären, die umsonst trachteten, die vorderen Reihen zu durchbrechen. Hunderte schlugen und



schoben und stießen aufeinander; es war ein krankhafter Wutausbruch, über dem hysterische Schreie gellten. Und die Männer ahmten ihnen nach; mit offenen Mündern gierten sie zu den armen Burschen hin, die es gewagt hatten, gegen Gammel Danmark sich aufzulehnen. Auf den Schiffen aber, die verankert lagen, lehnten Matrosen und sahen gleichmütig hinüber. Einige lachten. Ihre weißen Zähne leuchteten in den braunen Gesichtern.

Und auf einmal sah die kleine Baronin die Unglücklichen. Auf einmal schien ihr Herz still zu stehen bei dem Gedanken, daß Dietz vielleicht unter ihnen war. Seine Abschiedsworte klangen in ihren Ohren — — wenn er verwundet wäre — — —

Vor Angst und Entsetzen schrie Edith; ja, wie ein gehetztes Tier schrie sie. Denn sie sah ja, wie die Wütenden trotz der Soldaten mit Stöcken und Fäusten auf die Gefangenen einschlugen! Die Kleider riß man ihnen ja vom Leibe, vom Gesicht, über Schultern und Brust lief Blut.

Mit einer Kraft, die sie sich selbst nicht zugetraut hätte, stieß Edith den Soldaten zur Seite, halte die Kette durchbrochen und lief auf die Unglücklichen zu, als wenn sie sie schützen könnte vor Kopenhagens wütendem Pöbel. Sie hing sich an den Arm einer Megäre und schrie ihr ihr Entsetzen ins Gesicht — — „O lassen Sie es doch! O bitte!" Sie wandte den Gefangenen ihr tränenüberströmtes Gesicht zu — „O ihr Armen — ihr Armen" — — und fühlte gar nicht, wie sie unsanft zurückgeschleudert wurde, sah gar nicht, wie die Wut sich plötzlich auch gegen sie richtete — eine Deutsche war sie? Eine Deutsche wollte stolze Dänen an ihrer Rache hindern?

„O ihr Armen, ihr Armen —" schluchzte die Baronin Löwengaard.

Einige Megären von der Springgade, denen selbst tapfere Dänen aus dem Wege gingen, um sie nicht zu reizen, ließen vor Erstaunen die Arme sinken, als sie eine Dame im Pelz unter sich sahen, die ihnen ihr Vergnügen streitig machen wollte. Die Soldaten sahen zornig auf Edith, die Gefangenen sahen müde auf.

„O bitte — bitte —" schluchzte die Baronin Löwengaard.

Und wurde zur Seite gerissen. Zwanzig Hände griffen nach ihr. Eine rauhe Faust packte sie am Arm — sie wollte sich wehren — schrie gellend auf vor Schrecken —jemand hatte sie bei den Haaren ergriffen — die goldene Pracht löste sich über dem Zobelpelz — da lag sie auf den Knien — und der Haufe stürzte auf sie zu, ohne zu wissen, um was es sich handelte — —

Ein Kommando erscholl, laut und durchdringend. Die Soldaten richteten plötzlich die Bajonette gegen die Anstürmenden. Ein Kapitän von der Garde, derselbe, der vorhin den Haufen durch ein lustiges Wort entzückte, hatte den Vorgang, der in Sekunden sich abspielte, beobachtet, wandte sein Pferd gegen die Sinnlosen, ließ es steigen, und während die Vordersten kreischend zurückdrängten, rief er noch immer muntere Worte ihnen zu, die die Männer mit Lachen beantworteten, und die entschieden auch viel Schmeichelhaftes für die Damen aus der Springgade hatten. Vor den Bajonetten wich die Menge zurück; Schritt für Schritt gingen die Soldaten vor. Aus ihren Augen leuchtete dieselbe Wut, derselbe Haß, der auf den roten, feuchten Gesichtern der erbitterten Männer und Frauen lag. Höhnische Zurufe schallten herüber und mischten sich mit dem Gelächter über die kecken Worte des Kapitäns. Mit beiden Fäusten drohten die Weiber; aber das schnaufende Pferd, die Bajonette redeten eine deutliche Sprache; mehr aber noch bannten die blauen, lachenden Augen des schönen Kapitäns im roten Rock seine freundlichen Worte. Ich kann ja nicht anders, Kinder, schien er zu sagen, ich denke wie ihr! Ich gehöre zu euch! Aber was soll man tun? Und schrie lachend den Erregten seine Meinung zu: „Alle Tage wie heute! Länge leve gammel Danmark!"

Und der Ruf pflanzte sich fort bis zu den letzten Reihen, erbrauste immer wieder; der Zauber dieses Rufes brach die rohe Wut des wüsten Haufens. Der Zauber des Rufes aber erstreckte sich auch auf den Kapitän, der vielen wohl bekannt war — — „Hurrä, Baron Ravn", schrien sie und grüßten und winkten mit Mützen und Tüchern. Er grüßte mit dem Degen. Unter dem blonden Schnurrbart blitzten die weißen Zähne. Als eine Männerhand sich ihm entgegenstreckte, schüttelte er sie kräftig.

Der Gefangenenzug aber setzte sich in Bewegung nach Gammelholm, diesem finsteren Gefängnis, das Christiansborg gegenüberlag, um von dort auf die Dronnieg Maria geführt zu werden. Der Haufe folgte, jetzt voll Verachtung gegen diese blassen, wankenden Gestalten, die sich

kaum auf den Beinen halten konnten. „Diese armen Knaben wollen Dänemark besiegen“, hatte der Baron lachend gesagt, und die Weiber jauchzten darüber und wiederholten es immer wieder. Schrien es den Bürgern zu, die aus den Fenstern auf den Zug herabsahen, schrien es den Neugierigen zu, die auf Bäumen und Laternenpfählen hockten, schrien es Herren und Damen zu, die aus großen Kutschen neugierig dem Zug entgegensahen, lachten und jauchzten, spotteten und höhnten: „Diese armen Knaben wollen Dänemark besiegen!“

Die kleine Edith Löwengaard aber lag, wimmernd vor Schmerzen, auf der grünen Böschung. Der Leutnant von „Holger Danske“ hatte sie dorthin getragen: sie konnte doch nicht auf den Steinen liegenbleiben. Sie hatte wütende Schmerzen in der Seite; jede Bewegung machte sie aufschreien; und dazu kam die Angst vor Axel; die Verzweiflung über das, was sie gesehen; die Ungewißheit über Dietrich Wendemuths Schicksal. Ob er unter den Unglücklichen war? „Das bedarf doch keiner Frage“, hatte er gesagt. Sie hatte dem Leutnant ihren Namen und ihre Adresse genannt, ohne sein Erstaunen zu beachten. Als wenn es etwas ganz Natürliches wäre, daß eine Baronin Löwengaard unter den Pöbel sich mischt, um schleswig-holsteinische Gefangene zu befreien. Er hatte sofort einen Matrosen in das Palais geschickt mit der Meldung, wo die junge, unternehmungslustige Dame zu finden sei. Und bis die stolze Karosse ankam, konnte Edith zusehen, wie emsig man beschäftigt war, die Kriegschiffe instand zu setzen, die jenseit des Hafens verankert lagen; die Matrosen hockten auf Masten und Rahen, um die Takelage auszubessern; sie scheuerten und klopften und hämmerten, sie richteten die Geschütze in den Stückpforten. Die Soldaten an Bord aber sangen muntere Lieder — — „Und sind die Deutschen alle tot, dann kommt die gute Zeit“, sangen sie.

Kalt und scharf wehte der Seewind. An der Landungsbrücke stand der Korrespondent von „Faedrelandet“ und schrieb eifrig in sein Buch, was ihm der Leutnant diktierte.

Eine Woche später, am 17. April, überschritt Wrangel an der Spitze seiner Truppen die dänische Grenze.

* * *

Peter Stürkens war zu spät gekommen. Die Firma Veit in Berlin hatte, durch den Fall von Abraham Schaafhausen in Köln mitfortgerissen, ihre Zahlungen eingestellt. Die Wechsel, die auf die Hamburger Firma Stürkens gezogen waren, konnten nicht eingelöst werden. Durch einen Haufen verzweifelter Menschen schritt er, die sich schreiend, lärmend vor den geschlossenen Türen des Bankhauses drängten. Lähmende Angst bemächtigte sich unzähliger. Der Sturz der alten, angesehenen Firmen war der Ruin Tausender von Existenzen.

Peter Stürkens hatte den Rockkragen aufgeschlagen, den hohen Hut tief in die Stirn gedrückt. Ihn fröstelte an diesem wunderschönen sonnigen Maientag. Das scharfgeschnittene, bartlose Gesicht mit den tiefliegenden Augen verriet den tiefen Ernst, der ihn bewegte, und die feierliche Haltung seiner hohen, starken Gestalt machte, daß auch an dem Unglück Unbeteiligte ihm betroffen nachsehen. Wo gab es dann noch Sicherheit, wenn die Hamburger, wenn die reichen Kaufherren nun auch wankten? In tiefem Ernst verfolgte er seinen Weg. Und trotz der großen Verluste, deren Bestätigung er eben erfahren, dünkte ihn die Aufgabe, die er nun noch zu erfüllen hatte, als die schwierigste seines Berliner Aufenthaltes. Schon der Gedanke an die Wendemuths war ihm unangenehm. Der Ton seines Billetts an die Baronin, das seinen Besuch anmeldete, konnte nicht frostiger sein, und es hatte ihn durchaus nicht freundlicher gestimmt, daß sie ihn herzlich eingeladen und ihn sogar „lieber Vetter“ angeredet hatte. Hamburger fragen nicht viel nach preußischen Vetternschaften, die so umständlich herbeigeführt sind. Seines Vaters Stiefschwester war eine Baronin Wendemuth geworden, war die Mutter der kleinen Edith gewesen, deren geringes Vermögen nun durch den allgemeinen Schiffbruch auch gefährdet war. Es hatte gute Zinsen gebracht, denn die überseeischen Geschäfte der Firma brachten hohen Gewinn. Jetzt aber häuften sich die Verluste. Zahlungstockungen waren die natürlichen Folgen des Krieges. Die Schiffahrt ruhte seit dem Herbst und durch die dänische Blockade drohten Verluste, die noch unübersehbar waren. Und gerade jetzt hatte Baron Wendemuth, Ediths Vormund, um Auszahlung ihres Kapitals ersucht.

Die Firma aber konnte jetzt nicht zahlen. Es war ganz unmöglich, jetzt Geld aufzunehmen. Man wußte ja nicht, was der nächste Tag brachte! Es waren bisher nur Gerüchte, die von einer Elbblockade wissen wollten. Noch kaperten die Dänen nur in der Ostsee, und die Reeder und die Kaufmannschaft Stettins hatten eine Deputation an den König von Preußen gesandt, mit der dringenden Bitte, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen, da der Ruin der Stadt unter den obwaltenden Verhältnissen bevorstand. In vierzehn Tagen waren 74 preußische Schiffe aufgebracht! Wrangels siegreiches Vordringen in Jütland mußten preußische Reeder teuer bezahlen. Aber was war bis jetzt geschehen? Preußen hatte ein englisches Dampfboot gemietet, das im Kanal kreuzte, um deutsche Schiffe zu warnen; denn alles, was sich am Sund zeigte, war sichere Beute der Dänen! Und in Frankfurt hatte der Fünfziger Ausschuß am 19. April den Beschluß gefaßt, Bundesversammlung und Regierung aufzufordern, durch Bewaffnung von Kauffahrteischiffen, Ausrüstung von Kanonenbooten und Aufführung von Batterien sowie auf jede sonst geeignete Weise die zum Schutz Deutschlands gegen feindliche Angriffe in der Ost- und Nordsee dringend erforderlichen Maßregeln unverzüglich zu treffen. Als wenn es so einfach wäre, die offenen Küsten gegen dänische Fregatten zu schützen!

Peter Stürkens blieb stehen, um eine Schar Knaben, die mit einem Trommler und einem Pfeifer an der Spitze dahermarschierten, vorüberzulassen. Einige trugen schwarzrotgoldene Fähnchen, die lustig im Sonnenschein flatterten. Sie sangen mit lauten, hellen Stimmen „Schleswig-Holstein meerumschlungen“. Viele waren barfüßig, hatten zerrissene Jacken und zerfetzte Hosen. Aber die Mützen saßen keck auf den Köpfen, und die Augen blitzten so hell und fröhlich.

„Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!“



fangen die Knirpse und sahen vergnügt zu dem finsteren Mann auf, dessen graue Augen so spöttisch auf den deutschen Farben ruhten. Stürkens empfand keine Sympathie für ein Zeichen deutscher Einigkeit. Seitdem es ein geeintes Vaterland gab, hatte man Krieg, Verluste, hatte man Schimpf und Schande!

Stürkens kniff die Lippen ein. Rascher setzte er seinen Weg nach der Wilhelmstraße fort, als wenn er den finsteren Gedanken entfliehen wollte, die ihn gepackt hielten. Aber wie schwarze, gespenstische Vögel begleiteten sie ihn, hockten vor ihm, kreisten über ihm, folgten ihm in dichten Schwärmen; denn es waren ja seine Sorgen, die ihn begleiteten.

Baronin Klothilde erwartete ihn. Er meinte, sie sei noch häßlicher geworden. Ihre kleine Gestalt war noch schmächtiger, das gelbliche Gesicht noch schmaler wie früher. Ihre Oberlippe, die ein feiner Flaum dunkel färbte, war über die etwas hervorstehenden Zähne herabgezogen, so daß der Mund die scharfe Linie annahm, die ihrem Gesicht so viel Kälte gab, und die dunklen, lebhaften Augen waren glänzend und unruhig. Aber das üppige, blauschwarze Haar hatte nichts von seiner Schönheit verloren, und die Anmut ihrer Bewegungen fiel dem steifen Norddeutschen auch jetzt wieder auf. Sie verleugnete nicht das südländische Blut, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte, und das sie in Berliner Kreisen so interessant machte.

Er hätte gern in wenigen dürren Worten gesagt, warum er hier war. Aber es widerstrebte ihm, einer Frau Geschäftliches mitzuteilen. Es paßte auch nicht zu diesen blauen Empiremöbeln, zu Watteaubildern und seidenen Tapeten, von Zinsen und Wertpapieren, von Sorgen und Verlusten zu sprechen. Steif und gerade saß er in dem tiefen Sessel ihr gegenüber, antwortete, wenn sie fragte, hörte auf ihr lebhaftes Sprechen, das ihm unangenehm war, und dachte an die Firma und das alte Haus in Hamburg. An seinen Vater dachte er, der mit der Firma verwachsen war, und der sein Leben geben würde, um die Firma zu retten. Und der weiße Kopf des alten Mannes tauchte vor ihm auf, das feine, glatte Gesicht mit den klugen, grauen Augen; ja, sein Herz klopfte schneller, als er daran dachte, was er dem alten Mann sagen mußte. Baronin Klothilde aber sprach klagend über die Not der Zeit, über Sorgen und Ängste.

Es schien keinen Eindruck auf Stürkens zu machen. Steif saß er auf dem himmelblauen Empiresessel, die Hände auf den Knien. Er hegte einen lebhaften Widerwillen gegen den König, der den Hamburgern die Dänen auf den Hals gehetzt. Was kümmerten den König die Herzogtümer! Warum mußte er intervenieren? Erst durch ihn war die Lage so drohend geworden. Man mußte nur englische Zeitungen lesen! Mußte das englische Mißtrauen kennen, mit dem jede Bewegung der preußischen Truppen verfolgt wurde. Plötzlich vermutete Lord Palmerston preußische Gelüste auf den Kieler Hafen. So weit haben es ja die deutschen Flottenschwärmer glücklich gebracht, daß man den Regierungen Pläne andichtet, an die sie nie gedacht. Wenn Kiel deutsch wird, schrieben die „Times", werden die Deutschen auch eine Flotte haben. Alles wird England tun, um eine solche Möglichkeit zu verhindern. Es war noch gar nicht zu übersehen, welche Folgen des Königs Intervention nach sich ziehen würde! Wenn Englands Eifersucht erst geweckt war, konnte der deutsche Handel aufs äußerste gefährdet werden. Schon jetzt genoß es die Vorteile seiner Neutralität. Lord Palmerston hatte durchgesetzt, daß die neutrale Schiffahrt unbehindert in deutschen Häfen verkehrte, so daß deutsche Frachten jetzt von fremden Schiffen zu unerhörten Preisen übernommen wurden. Englische Lotsen fuhren deutschen Schiffen, die in den Kanal kamen, entgegen, pilotierten sie für fünf Pfund in englische Häfen, wo sie liegen bleiben konnten, bis der Friede geschlossen war, und schon versuchte Dänemark einen neuen Handelsweg über Aarhus zu leiten. Für einen Hamburger gab es keinen Grund, den König von Preußen zu bewundern.

Die Baronin aber erzählte weiter von ihren Sorgen: „Begreifen Sie unsern großen Kummer, wie wir erfuhren, daß unser Neffe sich in das v. d. Tannsche Freikorps aufnehmen ließ! Er hat sich dadurch bei Hof unmöglich gemacht! Wie durfte er in ein Korps eintreten, das aus Freischärlern und Barrikadenkämpfern zusammengesetzt ist! Das von einem Mann geführt wird, der bis jetzt gegen Räuber und Beduinen kämpfte! Hätte er nicht an unseren Namen denken müssen? Es wäre meinem Mann doch ein leichtes gewesen, ihn Wrangel oder Sir Halket zu empfehlen! Was hätte er für Karriere machen können! Ach, ich darf gar nicht daran denken!"

Diesmal zitterte in ihrer Stimme etwas, das Stürkens aufmerken ließ. Seine grauen Augen streiften ihr leicht gerötetes Gesicht. Ihre feinen Finger zupften nervös an dem Spitzentuch. Die graue Seide ihres Kleides knisterte leise. Ihre Oberlippe zog sich zurück, so daß das Zahnfleisch sichtbar wurde.

„Ist er verwundet?" fragte er.

Erregt schüttelte sie den Kopf.

„Nein — nein — — aber Sie wissen, daß unsere Tochter —" sie brach ab, seufzte tief und berührte die Augen mit dem Spitzentuch.

„Aber es ist ja noch nicht alles! Das Schlimmste erleben wir mit unserer Nichte Edith. Sie wissen, wie sorgfältig wir sie erzogen haben, wie wir bestrebt waren, ihr einen Platz in der Gesellschaft zu verschaffen, der des Namens, den sie trägt, würdig ist, wie viele persönliche Opfer wir gebracht haben, um die Ehe mit dem Baron af Löwengaard zu ermöglichen. Wie habe ich Gott gedankt, als ich die Verantwortung, die ich nach dem Tode ihrer armen Eltern übernommen, einem edlen Mann übertragen konnte! Und was für ein unverdientes Glück war es, daß ein Mann aus den ersten Kreisen Kopenhagens sie zur Gemahlin wünschte! Auf den Knien habe ich Gott gedankt für seine Gnade. Und wie habe ich Edith gebeten, allzeit dankbar und demütig zu sein — — —" ihre Finger krampften sich ineinander; ihre Stimme bebte — — „und nun machen Sie sich einen Begriff von dem Entsetzen, das mich faßte, als ich einen Brief von Löwengaard erhalte, der mich von dem unerhört taktlosen Benehmen meiner Nichte unterrichtet. Sie hat — es ist gar nicht zu verstehen— sie hat öffent-

liches Ärgernis erregt, der Pöbel hat sie insultiert, handgreiflich insultiert! Sie hat in einem Handgemenge verschiedene Rippenbrüche davongetragen — begreifen Sie das? — man hat sie auf der Straße aufgelesen, im böseſten Viertel Kopenhagens — mein Gott, wenn man hier etwas davon erfährt! — Man hat sie in Fieberphantasien nach Strandvejen gebracht, und sie soll noch jetzt nicht außer Lebensgefahr sein. Aber das schlimmste ist, daß ‚Faedrelander', dieses abscheuliche Hetzblatt, einen genauen Bericht gebracht hat, und daß infolgedessen der Pöbel auf die Preußin aufmerksam gemacht geworden ist. Man hat versucht, das Palais zu stürmen. Sie und der Baron sind in der Gesellschaft unmöglich geworden. Man boykottiert sie. Die gesamte Dienerschaft hat schwarze Livreen bekommen, damit sie nicht als Löwengaardsches Personal verprügelt werden. Der Baron läßt deutlich durchblicken, wie angenehm es ihm wäre, wenn wir unsere Nichte zurücknehmen würden. Begreifen Sie die Unannehmlichkeit, die wir durch ihren Leichtsinn haben?"

Peter Stürkens graue Augen ruhten finster auf der erregten Frau. Seine Worte kamen schwer, wie widerwillig über seine Lippen: „Also das ist der Grund — —"

„Ja", sagte die Baronin zitternd. „Wenn sie wirklich kommt, können wir sie nicht bei uns aufnehmen. Nach diesem Affront können wir es nicht. Mag sie dann sehen, wie sie mit ihrem Geld sich einrichtet."

Stürkens antwortete nicht. Seine Lippen waren fest geschlossen, das scharf geschnittene Gesicht gerötet.

Und sein Herz war voll Groll gegen die arme, kleine Edith.

Baron Wendemuth kam, der lange, elegante Preuße, der mit Radowitz und Canitz, mit den Gerlachs und dem ernsten Gröben zu dem intimen Kreis des Königs gehörte. Der feine, schmale Kopf erhob sich stolz auf den breiten Schultern, so stolz, daß es ihm schwer wurde, ihn vor dem Hamburger zu neigen. Der tadellos sitzende Frack zeigte mit Rücksicht auf den Verwandten auch nicht das kleinste Ordensbändchen. Das verbindliche Lächeln war kalt, der Ausdruck der blauen Augen stolz und selbstbewußt. Er hieß bei den Damen „der schöne Wendemuth", und es war eine der wichtigsten Lebensaufgaben der Baronin, ihn vor den Versuchen und Fallstricken zu bewahren, denen er täglich ausgesetzt war. Sie liebte ihn noch jetzt zärtlich und leidenschaftlich, und seine Freunde sagten, daß ihre Eifersucht die Ursache seiner ersten grauen Haare war.

Die Herren reichten sich kühl die Hände.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie unsere kleine Angelegenheit persönlich erledigen wollen," sagte der Baron — „wir haben dadurch das Vergnügen, Sie einmal wieder zu sehen. Und was sagt man in Hamburg zu unseren Erfolgen auf dem Kriegschauplatz?"

Ei, man sprach durchaus nicht sehr freundlich vom Feldmarschall. Und da in Stürkens die bittere Sorge um die Hamburger Firma mit dem Stolz des Hanseaten rangen, der seine Zahlungsunfähigkeit dem Preußen gegenüber nicht einzugestehen vermochte, gab er sich keine Mühe, Dinge, die man in Hamburg offen besprach, zu verheimlichen.

„Man ist bei uns geneigt, an Preußens Aufrichtigkeit zu zweifeln", sagte er. — „Man hat es der Heeresleitung nicht vergeben, daß nicht schon bei Schleswig am 23. April die gesamte dänische Kriegsmacht vernichtet wurde, was bei dem guten Willen des Marschalls durchaus möglich war. Man erzählt sich sonderbare Geschichten von Wrangels plötzlichem Verlangen nach einer Mittagsmahlzeit mitten im siegreichen Vordringen der Truppen. Es heißt, daß er dadurch den Dänen den geordneten Rückzug nach Flensburg ermöglichte. Verwundete, die man von Rendsburg nach Hamburg schickte, berichteten, daß die begeisterten Truppen nur mit Mühe an der Verfolgung des Feindes verhindert werden konnten — —"

„Ach" — sagte Klothilde ängstlich — „lassen wir doch diese unleidliche Politik — —" sie sah, wie ihr Mann erregt den kurz geschnittenen Schnurrbart strich. Diesmal schien er recht zu behalten. Wenig Angenehmes hatte er sich von dem Hamburger Besuch versprochen.

Aber er blieb ganz ruhig. Stolz und zärtlich ruhten ihre Blicke auf ihm, wie er am Kamin lehnte, die Arme über der Brust gekreuzt, mit Stolz und Überlegenheit auf den „Vetter" blickend.

„Was wollen Sie?" sagte er. „Was soll man unter den obwaltenden Umständen tun? Der König und die Heeresleitung sind von dem revolutionären Charakter der Bewegung in den Nordmarken überzeugt. Sollen wir deshalb Preußens Sicherheit gefährden? Weder Rußland noch England ist daran gelegen, daß die Herzogtümer deutsche Bundesstaaten werden! 100,000 Russen stehen in freundschaftlicher Besorgnis für Seiner Majestät Frieden an der Grenze, und in dem Augenblick, da wir unsere neutrale Haltung aufgeben, die wir dank der diplomatischen Beziehungen bis heute auch Dänemark gegenüber nicht verletzten, wird die russische Flotte in der Ostsee erscheinen. Daran kann natürlich Lord Palmerston nichts liegen, denn es würde eine Verschiebung der englischen Machtsphäre sein, wenn der Zar die Ostsee wirklich für einen russischen See erklären würde. Andererseits aber drängt England darauf — und mit allem Recht — daß die Herzogtümer dänisch bleiben. Man wittert eben wegen des Kieler Hafens Gefahr. In dem Augenblick, heißt es, daß die Nordmarken deutsch werden, tritt auch die viel bedeutsamere Frage in Aktion — soll Deutschland eine Seemacht werden? Was wir über diese eigentümliche Frage denken, ist hier nebensächlich. Für die Seemächte aber und vor allem für England ist sie meines Erachtens der springende Punkt. Glauben Sie, daß so wichtige diplomatische Bedenken ohne Einfluß auf dem Schlachtfelde bleiben? Und wollen Sie daran des Marschalls Appetit am 23. April ermessen?"

Stürkens hatte aufmerksam zugehört. Und wieder rötete sich sein Gesicht.

„Es ist nur zu bedauern," sagte er, „daß diese diplomatischen Bedenken Ströme von Blut kosten werden."

Wendemuth zuckte die Achseln.

„Daran ist nichts zu ändern. Viel bedenklicher erscheint mir die Blockade und der damit verknüpfte Wunsch des Volkes, eine Flotte zu gründen, der leider in dem Prinzen Adalbert einen lebhaften Fürsprecher gefunden



hat. Hoffentlich besinnen sich die Regierungen, einen Schritt zu tun, der die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen kann. Die ruhmbedeckte Landarmee verträgt nun einmal keine koordinierte Macht. Die preußischen Offizierkorps wollen von einer Wehrkraft nichts wissen, die höchstens ein Institut ist, das für Kaufleute und Schiffseigner ins Leben gerufen wird. Der Geist, der im Offizierkorps herrscht, kann nimmermehr zugeben, daß eine demokratische Schöpfung Platz greift, die sich frech neben ein Werk drängt, das durch die Tradition der Jahrhunderte geheiligt ist. In der Paulskirche fordern Schwärmer die Gründung einer Kriegsmarine; das sichtbare Zeichen deutscher Einigkeit soll eine deutsche Flotte sein. Achtunddreißig Regierungen sollen sich an ihr beteiligen. Das klingt sehr gut. Aber man sieht, daß man es eben nur mit Schwärmern zu tun hat. Was kann Württemberg an der Flotte liegen! Was kann es Anhalt-Köthen oder Hessen-Homburg kümmern, ob Schiffe da sind! Preußen hat die im Jahre 1814 bei Antwerpen erbeuteten französischen Schiffe England geschenkt. Ich meine, das sollte unsern Flottenpolitikern zu denken geben."

„Aber der deutsche Name — —" sagte Stürkens zornig und dachte an die Sorge in Hamburg, daß dänische Kaper vor der Elbe erscheinen würden; dachte an die Not im Hafen, an Schiffsvolk, das umsonst auf Beschäftigung wartete, dachte an die Schiffe, die abgetakelt im Johannishafen lagen.

Der Baron überhörte es.

„Es wäre lächerlich, sich zu einer Handlung von so weittragenden Folgen zu entschließen", sagte er heftig. „Mit Einstellung der Feindseligkeiten hört auch die Blockade auf. Eine deutsche Kriegsmarine aber ist nur für den Kampf gegen Dänemark denkbar. Was aber ist denn dänische Seemacht? Ich kenne die Verhältnisse genau, denn ich habe lange genug in Kopenhagen gelebt. Die Linienschiffe sind teilweise morsch, die Takelage auf einigen unbrauchbar; es fehlt an genügender Besatzung —"

Stürkens zuckte spöttisch die Achseln.

„Und doch genügen diese morschen Korvetten, sämtliche preußische Häfen zu sperren."

Klothilde sah ihn ärgerlich an — und atmete auf. Ein Diener meldete, daß serviert war.

In dem großen, nüchtern gehaltenen Speisesaal erwartete sie Marianne. Sie errötete, als sie den Gast begrüßte, und die leichte Verlegenheit, die sich ihrer stets in Gegenwart Fremder bemächtigte, stand ihr gut. Sie trug ein weißes Kleid, das griechische Bordüre in Goldstickerei zierte, und unter der Last der üppigen, schwarzen Haare schien sich der feine, schlanke Hals zu beugen. Die Ähnlichkeit mit der Mutter war überraschend, und doch war sie durch die Anmut und den Liebreiz ihrer Jugend eine auffallende Erscheinung.

„Unsere Tochter Marianne", sagte die Baronin und wandte sich lächelnd an das Mädchen — „nun siehst du, was für einen großen Vetter die kleine Edith hat."

Neugierig und verlegen sah Marianne zu dem großen, ernsten Mann auf. Der langschädlige Friesenkopf mit dem dichten, blonden Haar, den grauen, tiefliegenden Augen gefiel ihr. Sie wurde plötzlich glühend rot. Denn sie dachte — aber Dietz ist viel hübscher.

„Als ich Sie zuletzt sah, waren Sie ein kleines Mädchen", sagte er artig, „Sie erinnern sich natürlich nicht —"

„O doch —" sie lächelte — „ich spielte mit Edith im Park — —" sie sah verwirrt auf ihre Mutter.

Auch die Baronin erinnerte sich. Und hatte durchaus nicht die Absicht, Edith zu schonen, wie sie es wohl von Marianne annahm.

„Zauste dich Edith nicht gerade bei den Haaren? Was war sie für ein unverträgliches Kind! Mit allen fing sie Streit an — —"

„Ich glaube," sagte Stürkens wider Willen lachend, „es handelte sich um einen schwarzen Favoriten. Ihre Cousine hatte ihn für ihren Mann erklärt, und Sie machten ihn ihr streitig. Es sah aus, als hielte die Kleine fest, was ihr gehörte."

Geschickt und lautlos servierte der Diener. Marianne hätte so gern gefragt, ob man in Hamburg etwas über die Freikorps wußte. Ob der Major von der Tann wirklich so schrecklich war. Sie begriff gar nicht, warum man ihn, der doch Flügeladjutant des Königs von Bayern war, einen Freischärler nannte. Heimlich nur hatte sie einmal in der Berlinischen Zeitung von seinen wilden Kämpfen gegen griechische und türkische Räuberscharen gelesen, von seinen tollkühnen Ausfällen in Algier gegen die Beduinen, von der Tapferkeit und Tollkühnheit, die seinen Namen zum Schrecken der Feinde gemacht hatten. Papa aber sagte, er ist ein Abenteurer! Schrecklich war es ihr, daß Dietz unter einem Abenteurer kämpfte.

Stürkens sah, daß Marianne ihn verstohlen beobachtete. Fühlte auch das Entgegenkommen der „Verwandten". Er wußte, daß es allein auf den Reichtum und das Ansehen der Firma zurückzuführen war. Und es beschämte ihn; er wehrte sich umsonst gegen ein Empfinden, als hätte er sich eingeschlichen, als treibe er unehrliches Spiel. Er sah auf die lachende, liebenswürdige Frau. Ob sie wohl so liebenswürdig wäre, wenn sie wüßte, daß der Vetter Stürkens fast dem Bankrott gegenüberstand? Ob sie ihn nicht mit Vorwürfen überhäufen würde, wenn sie hörte, daß auch Wendemuthsches Geld in den allgemeinen Strudel hineingerissen war? Man ist ja nur so lange nachsichtig, wie es sich um anderer Leute Portemonnaie handelt. Und auf einmal dachte er auch an Edith; voll Ärger und Unbehagen — und auch voll Mitleid. In ihr war ja Stürkensches Blut. Er erinnerte sich so deutlich des zierlichen, lebhaften Kindes mit den goldblonden Locken, das staunend zu ihm auffah und seine Größe zu messen schien. Es war in dem blauen Empiresalon, und sie waren in einem Tete-a-tete, denn „ma tante" war von einer Ausfahrt noch nicht zurück. Wie das Kind staunte! Wie es in Sorgen da stand! „Willst du bei uns bleiben?" fragte es. „Ja", antwortete er lächelnd. „Und bei uns schlafen?" „Ja." „Hast du auch dein Nachtkittelchen mitgebracht?" fragte Edith. Und da hatte er sie lachend hoch aufgehoben und ihr einen Kuß auf den süßen, roten Mund gegeben. Und als er daran dachte, wuchs das Mitleid mit ihr. Was würde sie denn tun, wenn



die Familie wirklich nichts mehr von ihr wissen wollte und der Baron Löwengaard sie nach Haus schickte?

Wendemuth erhob das Glas gegen ihn.

„Auf eine glückliche Zukunft!"

Stürkens verbeugte sich.

Wir müssen das Geld flüssig machen, dachte er und überlegte, wen er um Kredit bitten könnte.

Erst beim Kaffee, der im Empiresalon serviert war, sprach Stürkens über das Geschäftliche. Ruhig und bestimmt, ohne der großen Verluste auch nur Erwähnung zu tun. Es wäre bei den großen Kursstürzen mit zu großem Schaden verknüpft, die Papiere jetzt zu verkaufen. Aber wenn die Cousine wirklich Kopenhagen verließ, sollte das Kapital zur Verfügung stehen. Vielleicht besserte sich bis dahin die politische Lage.

Der Baron hörte artig zu; er hatte ein Bein über das andere geschlagen, spielte mit dem goldenen Lorgnon und hatte nichts gegen des Vetters Vorschlag einzuwenden, obgleich er die Auszahlung des Kapitals ohne Verlust sicher erwartet hatte. Wie waren sie kleinlich, die großen Hamburger Kaufherren! Berechneten sogar den Verwandten ihre Prozente! In dieser Stunde empfand er es doch wieder bitter, daß der Bruder die Hamburgerin geheiratet, um aus finanziellen Nöten zu kommen. Edith verleugnete nicht ihr Blut. Niemals würde sich eine echte Wendemuth Entgleisungen zuschulden kommen lassen, wie man sie der Nichte nachsagte. Im Handgemenge mit dem Pöbel! Wie eine Dirne von der Straße aufgelesen! Er war der Letzte, der Löwengaard Vorwürfe gemacht hätte, wenn er sie wirklich nach Haus geschickt hätte.

Sie sprachen noch von den Beziehungen zwischen Hamburg und Preußen, von den Wünschen des souveränen Volkes und der Reaktion, die überall sich schon bemerkbar machte. Die Baronin hörte aufmerksam zu. Marianne saß am Fenster, über ihren Stickrahmen gebeugt. Sie stichelte an einer Schäferin in Stramin. Ihr Gesicht war sanft gerötet, und ihre großen, dunklen Augen sahen zärtlich auf die Schäferin. Sie dachte an Dietz. Sie hatte einen Vergleich gezogen zwischen ihm und Peter Stürkens — und der Hamburger hatte schlecht abgeschnitten. Seine grauen, tiefliegenden Augen blickten so kalt und hart.

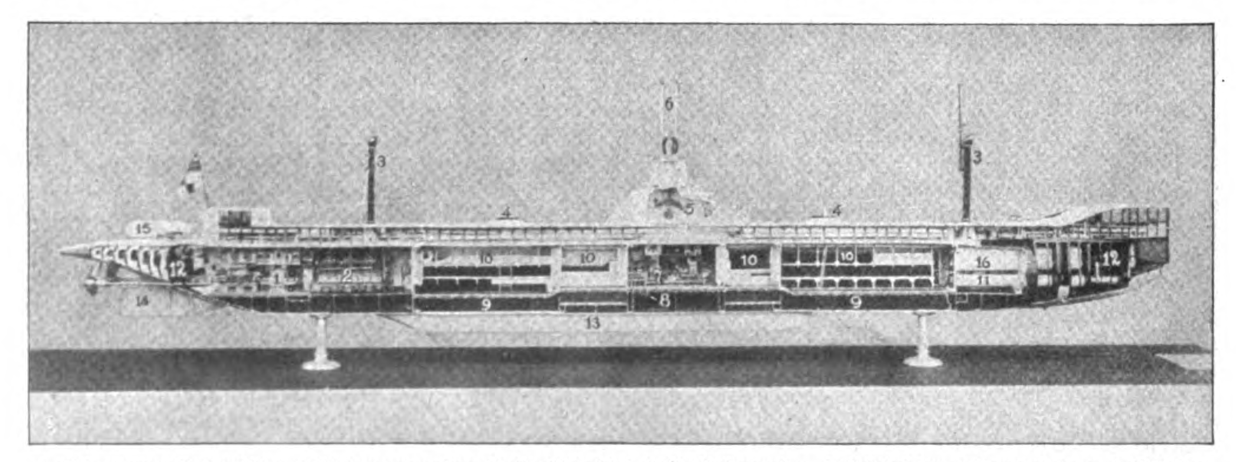
(Fortsetzung folgt.)

Das moderne Unterseeboot.

Hierzu 2 Abbildungen.

Wie in den leider unwiederbringlich dahingeschwundenen „Sauregurkenzeiten" das Auftauchen der Seeschlange eine ständige Rubrik in den Spalten der Zeitungen bildete, so vergeht auch gegenwärtig kein Tag mehr, da man nichts über das Erscheinen der modernen Seeschlange, des Tauchbootes, zu lesen bekäme. Daß es nun immer und immer wieder nur deutsche U-Boote sind, von deren kühnen und waghalsigen Fahrten und Taten berichtet wird, mag für unsere Feinde recht schmerzlich sein. Wir hingegen haben allen Grund, mit unseren U-Bootskonstrukteuren zufrieden zu sein. Sie schufen uns nicht nur eine neue Spezialwaffe, sondern verliehen ihr zugleich auch eine solche technische Vollkommenheit und Überlegenheit, daß sich unsere Gegner noch nicht einmal aus ihren eigenen Häfen herauswagen, geschweige denn unsere Küste zu blockieren versuchen.

Ja, das Unterseeboot hat im Verlauf des gegenwärtigen Völkerringens eine Bedeutung erlangt, wie sie vor Jahresfrist wohl auch von den Fachleuten kaum für möglich gehalten wurde. Ursprünglich nur für Verteidigungszwecke gedacht, begnügte man sich allenthalben mit kleinen Booten von geringem Aktionsradius. Im Lauf der Jahre konnten dann die Stabilität, die Seetüchtigkeit und der Aktionsradius so gesteigert werden, daß aus dem kleinen Küstenboot ein Hochsee-Tauchboot wurde. Freilich war dies nicht möglich ohne eine ganz beträchtliche Vergrößerung der Abmessung. Das moderne U-Boot stellt gegenwärtig den kompliziertesten Mechanis-



1. Elektromotoren für Tauchfahrt. 2. Verbrennungsmotoren für Oberflächenfahrt. 3. Ventilationsmasten. 4. Einsteigeluken. 5. Kommandoturm. 6. Sehrohre. 7. Kommandozentrale. 8. Akkumulatorenräume. 9. Innenballasttanks. 10. Wohnungseinrichtungen. 11. Torpedorohre. 12. Außenballaste. 13. Sicherheitskiel. 14. Unteres Vertikalruder. 15. Oberes Vertikalruder. 16. Torpedomagazin.

Schnittmodell eines Unterseebootes der Germaniawerft.



Das norwegische Tauchboot „Kobben“: Blick in den Motorenraum.

mus dar, den man sich überhaupt vorstellen kann. Ist ein gewöhnliches Kriegschiff an sich schon eine Anhäufung von Maschinen, Apparaten und Geräten auf beschränktestem Raum, wieviel mehr das Tauchboot, zu dessen sonstiger Ausrüstung auch noch die kompliziertesten Mechanismen für die Unterwasserfahrt kommen. So erfordert denn auch die Bedienung dieser Fahrzeuge ein sehr intelligentes, ausgewähltes Menschenmaterial. Und nicht nur intelligent muß das Bedienungspersonal sein, sondern auch kühn, unerschrocken und wagemutig, denn der Gefahren, von denen die U-Bootsmänner umgeben sind, sind gar viele.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

18. Fortsetzung.

Der Herbst war eingezogen. Und mit ihm alles Kleinliche, Beengende, Beängstigende von ehedem. — Nur schlimmer noch.

Bei jedem Klingelzug schreckte Susanne zusammen.

Bald kam der Kohlenmann, der Wäscher, bald der Kaufmann aus der einen, bald der aus der andern Straße. Zweimal hatte der Gerichtsvollzieher gesiegelt. Dreimal hatte sie seidene Wäsche weggeschleppt, Spitzenhemden, ein silbernes Handtäschchen — ganz heimlich, in Packpapier gewickelt. Zweimal war sie mit leeren Händen zurückgekommen, das drittemal — brachte sie das große Paket wieder mit.

Niemand hatte die unechten Spitzen, die Jabots, Strümpfe, Handschuhe haben wollen. Ja, für fünfzig Pfennig! Eine Mark allenfalls.

Sie weinte, sie bettelte. Man legte noch fünfzig Pfennig dazu. Sie holte die paar echten Silberlöffel von ihrer Mutter aus der Kredenz, ein paar Salzfäßer und eine Teekanne. Aber auch für Silber gab es kaum noch was. Zwei Tage Wirtschaftsgeld schlug sie heraus — aber nichts, um die Schulden abzuzahlen.

Hans ließ sich nicht sehen.

Als sie einmal anklingelte, antwortete ihre Schwägerin: „Hans hat Zimmerarrest, damit ihm das Rumtreiben vergeht. Es war Zeit, daß ich ihn mal rannahm!"

Draußen regnete es ohne Unterlaß. Sie verdarb sich beim Herumrennen in den Straßen die feinen Schuhe, die hübschen Sachen. Sie hatte bei ihren Einkäufen überhaupt nicht an den Herbst gedacht. Noch weniger an den Winter.

Das Päckchen mit den letzten sechs silbernen Obstmessern baumelte an ihrem zusammengekrümmten kleinen Finger, zog ihr den regenschweren Schirm immer tiefer auf den hohen Federstutz ihres Hutes. Mit der freien Hand hielt sie die flatternden Enden einer schwarzen Tüllboa zusammen.

Ein Auto fuhr an ihr vorbei, blieb plötzlich stehen. Ein Herr sprang heraus: „Herrjö . . . Sind Sie aber schlecht ausgerüstet für das Wetter. Steigen Sie doch ein. Wohin wollen Sie? Ich bringe Sie hin!"

Sie sträubte sich. Wohin Sie wollte — konnte sie ihm doch nicht gut sagen. Sie kannte jetzt schon seinen Namen und hatte seine entsetzliche Narbe gesehen. Manchmal waren sie zusammen den Kurfürstendamm hinaufgegangen, plaudernd und lachend. Aber da war das Wetter noch schön gewesen, und sie hatte, wie er sagte, „allerliebst ausgesehen".

„Steigen Sie ein, steigen Sie nur ruhig ein", drängte er und rief dem Chauffeur zu: „Langsam!"

Er befühlte das Päckchen.

„Nicht . . ." Heiße Flammen schlugen ihr in die Wangen.

Er lachte kurz auf. „Wohl was zu versetzen . . . wie?"

Er nahm ihr das Päckchen aus der Hand, wickelte es auf, wog die Messerchen in der Hand.

„Was kriegen Sie denn für die Dinger?"

Sie fing an zu schluchzen. Er sah sie von der Seite an, schüttelte den Kopf, wickelte die Messer wieder ein.

„Was brauchen Sie?" fragte er trocken.

Sie sah ihn an, mit großen, verweinten Augen, die Wimpern ganz naß, um ihre Lippen zuckte es. Er hätte sie am liebsten mitten auf ihre schwellenden, roten Kinderlippen geküßt. Aber es lag ihm nichts daran, sie zu überrumpeln. Er fand sie hübsch, wenn sie weinte, noch hübscher, wenn sie lachte. Sie hatte weder einen gemeinen noch einen frechen Zug um den Mund. Sie war eine kleine Frau, ein bißchen lebenslustig und neugierig, wie sie zu Tausenden in Berlin herumliefen. Sie waren gutartig, solange man sie streichelte, und fügten sich im großen gern, wenn man ihre kleinen Wünsche und Liebhabereien erfüllte.

Jetzt wünschte sie offenbar respektvoll behandelt zu werden. Gerade weil sie in Notlage war — gerade weil sie heldenmütig ihr Silber versetzte. Er lächelte. „Also gut . . . ich frage nicht. Aber wenn Sie ein paar Hunderter brauchen können — ich verlange keinen Schuldschein und keinen Dank dafür. Nee . . . nee . . . wirklich nicht. Das ist auch gar keine Falle. Ich habe in den letzten Jahren so vielen Lumpen ausgeholfen — warum soll ich da nicht auch mal einer kleinen Frau aushelfen, die sich den Kopf zerbricht — wie sie ihrem Mann die paar Schulden eingestehen soll . . . Na . . .?"

Er nahm ihr ohne viel zu fragen das Täschchen aus der Hand, steckte ihr zwei Hundertmarkscheine hinein.

„Ja, aber . . ."

„Machen Sie keine Geschichten, kleine Frau, und legen Sie ihre Obstmesser hübsch zurück in die Lade!"

Sie war ganz kalt geworden, bis in die Fingerspitzen. Sie brachte kein Wort des Dankes über ihre Lippen. Sie sagte: „Wenn Sie mir einen guten Tip geben wollen — Graf Saliani, dann will ich . . ."

Nun lachte er aber.

„Was wollen Sie? Einen Tip soll ich Ihnen geben? Damit Sie nach ein paar Tagen oder ein paar Wochen wieder in dieselbe Lage kommen? Wer hilft Ihnen denn dann? Ich bin auf Reisen!"

Sie erschrak. „Wohin fahren Sie?"

Er rauchte eine Zigarette an, lächelte wieder.

„Weiß ich noch nicht! Wenn Sie vernünftig wären, kämen Sie mit."

Sie seufzte ein bißchen neidvoll und ein bißchen wehmütig. „Wenn man Kinder hat . . ."

„So . . . Kinder haben Sie! . . . Na ja . . ."

Der Mann wäre also kein Hindernis, sagte er sich. Er sah sie von der Seite an. Ihre Augen blickten groß und sehnsuchtsvoll durch die bespritzte Glasscheibe, ein verlorenes Lächeln spielte um ihren Mund, und dabei standen Tränen in ihren Augen.

Wie gut es doch manche Leute hatten! Sie schmiegte sich in die weichen, duftenden Lederkissen des Wagens, schloß die Augen.

Er sah auf die Uhr. Es war halb zwölf.

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



„Wollen wir 'n bißchen was frühstücken, kleine Frau?"

Er wartete ihre Antwort gar nicht ab, rief dem Chauffeur durch das Sprachrohr eine Adresse zu.

Sie atmete bang und schwer. Nun kam es. Es war Angst und auch prickelnde Neugier in ihr, ein unbezwingbares Verlangen, sich den Gefahren auszusetzen, um dann dazustehen — unerreichbar, rein — groß — ihm schlimmstenfalls die zweihundert Mark wieder vor die Füße zu werfen. „Ah — so war es gemeint — kaufen wollen Sie mich — kaufen!?" Nein, zu kaufen war sie nicht. Da beichtete sie lieber ihrem Mann — alles — alles — mit Ausnahme des Gerichtsvollziehers natürlich. Das mußte sie irgendwie anders ordnen, irgendwie vertuschen. Da mußte Hans helfen oder — Saliani. . . Ja, der war ja dann für sie —

Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, als sie aus dem Auto stieg.

„Ich habe nicht viel Zeit mehr", sagte sie zur Vorsicht.

Und dann stieg sie langsam und etwas verwundert die steile Treppe hinauf, die zu dem Restaurant führte, sah sich ernüchtert um, als sie die ungedeckten Tische erblickte, die zwei mäßig großen, einfach gehaltenen Räume.

An einem kleinen runden Tisch nahmen sie Platz.

„Wollen der Herr Graf vielleicht . . ."

Saliani war bekannt hier. Er tauschte einige Grüße mit Herren, die rasch einen Imbiß nahmen oder miteinander sprachen — ernst, geschäftsmäßig. Auch ein Ehepaar saß da — sie mit großen Brillanten in den Ohren zu der einfachen Flanellbluse — er offenbar ein Gutsherr auf der Durchreise — die Wangen gerötet von den zwei Flaschen Rheinwein, die im Kühler lehnten.

„Ich denke ein bißchen Kaviar . . . eine Scheibe Roastbeaf und etwas Sherry," sagte Saliani zum Kellner, „aber schnell, bitte."

„Verzeihung", wendete er sich gleich darauf zu ihr. „Ich habe mit jemand da drüben ein paar Worte zu reden . . ." Er ließ sie allein, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Erst als der Kellner ihn aufmerksam machte, daß längst aufgetragen war, kam er zurück.

„Na — kleine Frau — warum haben Sie denn nicht angefangen — zu langen Gastmahlen haben wir beide nicht Zeit."

Er strich nun selbst die kleinen Toaste mit Butter, belegte sie fingerdick mit Kaviar, lächelte, als er sah, wie genußfroh ihre kleinen Zähne hineinbissen.

Der Wein trieb ihr das Blut wieder in die Wangen — sie wurde unbefangener — allerlei schöne Möglichkeiten gaukelten vor ihrer spielerischen Phantasie, stahlen sich in ihre Worte.

Und dabei fand sie es nett von ihm, daß er sie durch nichts in Verlegenheit setzte, daß er keine großen Phrasen machte — wie einst Felix Frank.

Sie lächelte jetzt ein bißchen geringschätzig, wenn sie an ihn dachte. Ihr Freund! Ja wohl — Blumen hatte er ihr gebracht und ihr tausend hübsche Worte zugeflüstert.

Dann war er ausgeblieben, weil er Angst gehabt hatte, sie würde ihn beim Wort nehmen, etwas Großes von ihm verlangen, etwa ihr Haus zu verlassen oder weiß Gott was. Und endlich war ein eingeschriebener Brief gekommen an ihren Mann. Schickte das Geld, das er noch für die Stunden schuldig geblieben war, und ließ die „liebenswürdige Frau Gemahlin" herzlichst grüßen, „auch von seiner Frau".

Da hatte sie ein getrocknetes Blumensträußchen, das sie noch aufbewahrt hatte von einem gemeinsamen Ausflug, in den Ofen geworfen.

Zu dumm — zu peinlich war ihr die ganze Erinnerung an ihn geworden. — —

„So, kleine Frau, wie heißen Sie eigentlich? Susanne . . . niedlicher Name — paßt zu Ihnen — also Frau Susanne, nu wird's Zeit für Sie nach Hause."

Saliani zahlte, rauchte eine echte Importe an, stützte sie beim Hinabsteigen leicht unter dem Ellbogen, schob sie in ein Mietauto.

„Ich wohne Meinekestraße sechs. Wenn Sie was brauchen, dann wissen Sie, wo Sie mich finden. Und noch einmal — wenn Sie sich mit mir ein Stückchen Welt ansehen wollen — ich nehme Sie mit."

Sie lachte.

Er sagte ganz ernsthaft: „Doch — doch wirklich!"

Dann stieg er plötzlich zu ihr ein, weil der Regen wieder zu schütten anfing. „Warten Sie", rief er dem Chauffeur hinauf und zog den Wagenschlag hinter sich zu.

„In meinem Wagen wollte ich es nicht sagen, und da oben gucken uns zu viel Leute auf den Mund. Hier sind Sie bei sich zu Hause und können mir die Tür zeigen, wenn Ihnen das, was ich Ihnen sage, nicht paßt."

Sie sah ihn halb erschrocken, halb erwartungsvoll an.

„Ich will Sie nicht verleiten mit Versprechungen, kleine Frau. Ich gestehe Ihnen nur, daß Sie mir gefallen — ausnehmend gut gefallen. Dafür können Sie nicht mal was. Das liegt mehr an mir als an Ihnen. Aber das macht ja auch nichts. Daß Sie verheiratet sind, ist Ihr Pech, daß Sie nicht glücklich sind, mein Dusel. Sonst hätten Sie mich ja auch abfallen lassen das erstemal, wie ich mich Ihnen genähert habe. Aber schon damals wußte ich: da ist was zu machen."

Susanne zuckte zusammen. Diese ganze brutale Wahrhaftigkeit war ihr wie ein Schlag ins Gesicht. Unwillkürlich rückte sie ab, biß sich auf die Lippe.

Er lächelte. „Ja, kleine Frau, so heißt es bei uns, wenn eine Dame auch nur eine Sekunde vergißt, daß sie — Dame ist."

Er klopfte ihr begütigend auf die Hand: „Ich habe es Ihnen nicht übelgenommen, da es mir zugute kam. Und ich habe es auch nicht ausgenützt. Aber es wird ein anderer kommen, und der wird es ausnützen. Und darum — Frau Susanne, sehen Sie sich vor. Den Hintertreppenliebhaber spielen — das liegt mir nicht. Geld in die Wirtschaft eines Mannes stecken, der sich abrackert, wie ein anständiger Mensch ohne Vermögen es heutzutage tun muß, wenn er ein guter Bürger ist, der die Gesetze seines Landes respektiert — das hieße, ihm sein bißchen persönliche Ehre hinterrücks stehlen. Das liegt mir auch nicht. Wenn Sie aber aus Ihrer Ehe raus wollen — und wenn Sie dann jemand brauchen, der Ihnen hilft, jemand, der Ihnen die Welt zeigt, Sie ein bißchen auf der Sonnenseite des Lebens spazierenführt — Ihnen allenfalls auch die Möglichkeit gibt, sich selbständig zu machen, sich irgendwie zu betätigen — was Ihnen vielleicht mal wünschenswert ist — dann kommen Sie zu mir. Aber nur dann. Ich spreche jetzt nicht viel von meinen Empfindungen für Sie — ich weiß selbst noch nicht, wie weit sie gehen. Aber daß ich die Verantwortung für Sie übernehmen will — das ist schon sehr viel. Das ist mehr, als jeder andere für Sie täte. Und wenn Ihnen etwas den Schritt, den Sie früher oder später ja doch tun werden, erleichtern kann, so ist es, wenn Sie in neue Umgebung kommen, in neue Verhältnisse. Darum schlage ich Ihnen die Reise vor. So, nun geben Sie mir Ihr Händchen, verlieren Sie Ihre Obstmesser nicht — der Bindfaden geht gleich auf — und

setzen Sie vor allem jetzt nicht mehr auf Pferde. Die Rennen in Südfrankreich sind unsicher — aber das sage ich nur Ihnen. Sonst verderbe ich mir mein Geschäft."

Er zog flüchtig ihre Hand an seine Lippen, sprang aus dem Wagen. Sie war ganz blaß. Sie beugte sich aus dem Fenster.

„Bitte nur bis zur Ecke Passauer — nur bis zur Ecke . . ."

Er nickte mit leisem, gutmütigem Spott. „Selbstverständlich nur bis zur Ecke!"

Die letzten hundert Schritte mußten solche kleine Frauen immer zu Fuß gehen und beschmutzten den Saum ihres Rockes mehr, als wenn sie Elektrische gefahren wären. — — —

Was waren die zweihundert Mark bei den Schulden, die sie hatte. Kaum zur Beschwichtigung der allerdringendsten Forderungen reichte es. Salianis Worte, wie Gift waren die. Wenn sie an sie dachte, kreiste ihr das Blut wie toll in den Adern. Nahe — greifbar nahe — waren ihr alle Freuden der Welt. Aber die Tage, die sich jetzt kümmerlich und sorgenbeschwert abrollten, mußten ertragen werden. Wenn sie nur über den Gerichtsvollzieher hinwegkam, wenn ihr Mann nur davon nichts merkte — mit einiger Sparsamkeit jetzt — da sie nicht setzte, half sie sich vielleicht über das Äußerste hinweg.

Sie kam zu spät nach Hause. Und Otto Graebner hatte die Duldsamkeit nicht mehr von früher. Die Kinder saßen mit verschüchterten Augen am Tisch, und er las in einem Prospekt.

Er blickte kaum auf, als sie kam.

In ihr zitterten die Worte Salianis nach, sie hatte noch den feinen Geschmack des Sherry auf der Zunge. Sie schob den Teller zurück mit der ungenügend aufgewärmten Suppe, hob den Kopf, um nicht den Dampf des überdünsteten Fleisches einzuatmen.

„Seit einiger Zeit ist wieder alles recht ungenießbar", sagte Otto Graebner. „Für etwas Abwechslung könntest du auch wieder sorgen. Es ist ja doch eine Weile gegangen — als du dir Mühe gabst!"

Sie griff zur erstbesten Entschuldigung.

„Man weiß gar nicht mehr, was man machen soll — es ist alles so teuer."

Er stocherte in seinem Teller herum.

„Das scheint mir auch! Alles wird teurer, nur die Einnahmen werden nicht größer. Ich habe Lust, hier Schluß zu machen."

Er rückte den Stuhl ab, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

„Wie meinst du Schluß?"

„Aus Berlin rausgehen, meine ich!"

„Aus Berlin? . . ."

Sie würgte an dem Bissen, den sie im Munde hatte.

Er stand auf, schlug die Hände rückwärts unter dem Rock zusammen. Er war ganz froh, daß er mal darauf mit ihr zu sprechen kam.

Schon seit acht Tagen stand er mit einer Musikschule in einer kleinen Garnisonstadt in Verbindung. Die Schule hatte einen guten Namen, bestand seit zwanzig Jahren in Ehren, warf dem Begründer ein ganz nettes Stück Geld ab. Aber nun wollte der sich ins Privatleben zurückziehen, wollte die Schule jemand übergeben. Einem, bei dem er's mit gutem Gewissen tun konnte. Das war nicht leicht, denn jeder, der was konnte oder noch mit vollen Segeln hinausstürmte, jagte nach Berlin. Für die Provinz blieb kaum jemand übrig.

„Siehst du, Susel, wir sind nicht jung genug mehr, um hier zu hoffen, immer nur zu hoffen — und wir sind nicht alt genug, um nicht außerhalb Berlins ein neues, stilles, friedliches Leben beginnen zu können."

Sie stand auf, schickte die Kinder aus dem Zimmer.

„Du willst in die Provinz gehen?!"

Er klopfte gereizt eine Zigarette auf. Was machte denn Susel für eine Tragödie daraus? Was sollte denn das heißen — sie wollten doch nicht nach Ostafrika oder nach Australien! Er kannte die Garnisonstadt, war als junger Mann oft dort gewesen, auch als Kind. Eine ganz allerliebste Stadt, die sich gewiß auch noch verschönt hatte seitdem. Sogar konzertiert hatte er einmal im Offizierkasino. Sehr nette Gesellschaft und gar nicht unempfänglich für einen künstlerischen Genuß. Fast alle Offizierdamen ließen ihre Kinder in der Musikschule unterrichten. Und die nahmen es ernst, zahlten pünktlich, blieben nur aus, wenn der Kursus beendet war oder sie selbst versetzt wurden. Nicht so wie hier, wo alles von der Straße heraufkam und wieder wegblieb, wenn der Vater kein Geld mehr hatte, oder die Tante oder der Onkel von einer anderen, besseren Schule gehört hatte, oder wo ein Kinobesitzer ein paar Geiger hinter seinen Wandschirm oder ein Kaffeehausbesitzer einen Klavierpauker brauchte. Die Schule war ein kleines Haus für sich, und selbst wohnte man in einer netten, bescheidenen Wohnung, die nicht den dritten Teil von dem kostete, was sie hier bezahlten, die Lebensmittel waren billiger, die Schulverhältnisse ausgezeichnet. Dort konnte man was zurücklegen, wenn's gut ging — man mußte doch daran denken, wenn Liesel einmal heiratete oder Kurt studierte.

„Und ich?" Wie ein wilder Aufschrei war es.

„Ja aber, Susel, wie meinst du denn — wieso denn du?"

Sie hielt beide kleinen Hände zu Fäusten geballt gegen ihre Brust.

„Nie . . . nie . . . gehe ich in ein so abscheuliches, kleines Provinznest . . . nie bringst du mich dahin . . ."

Sie wartete seine Antwort gar nicht ab, lief aus dem Zimmer und schlug dröhnend die Tür hinter sich zu. Er wollte ihr nacheilen. „Susel . . . Susel . . ."

Aber es läutete. Die Nachmittagschüler kamen zur Stunde.

* * *

Frau Elise saß in ihrem neuen Bureau, das so viel größer, heller und eleganter war als das alte — aber es sah aus, als ob sie fröre.

Vor ihr stand ihr Mann. Fahler als sonst war sein Gesicht, seine Gestalt aber gestreckt, sein Kopf hoch aufgerichtet wie immer.

„Du mußt vernünftig sein, Elise! Das kann jedem von uns passieren — jedem. Eine Anklage ist noch keine Verurteilung."

Sie drückte ihre Stirne in die Handflächen.

„Wie durftest du so weit gehen! Wie durftest du vergessen, was du deiner Frau schuldig bist."

Die Empörung schnürte ihr den Hals zusammen. Er lächelte nachsichtig, mit leisem, fast wehmütigem Spott.

„Glaubst du, ein Flieger denkt hoch oben in den Lüften daran, was er seiner Frau schuldig ist? Sogar, ob er runterfliegt und sich das Genick bricht, ist ihm gleich — muß ihm gleich sein. Sonst erreicht er nichts.

Ihr war, als drehte sich das ganze Zimmer mit ihr im Kreise. „Es ist alles so schrecklich", murmelte sie.

(Fortsetzung folgt.)



Ein deutsches Kriegsheim in St. Quentin.



An den Ufern der Somme erhebt sich hoch überragend die wuchtige Basilika des Heiligen Quentin, zu deren Füßen sich die Stadt St. Quentin lagert. Am 29. August im Jahre 1914 umtobte der Donner der Geschütze wiederum diese alte Kirche, seitdem ist St. Quentin in deutschen Händen. Deutsche Truppen und Formationen durchfluten seitdem die Stadt, die immer mehr und mehr einen deutschen Charakter annimmt. Entsprechend der deutschen Eigenart ist nun auch dafür gesorgt worden, daß da den Kämpfern nicht nur eine rein äußere Fürsorge geschieht, sondern daß auch das innerliche Leben tunlichst gepflegt wird. Zu diesen Einrichtungen gehört auch das Kriegs-



heim. Ein großes leerstehendes Haus mit einem hübschen Garten wurde dazu hergerichtet, und bald entstand eine echt deutsche Heimstätte, in der in dienstfreien Zeiten sich die Mannschaften mit den von der Front durchkommenden Kameraden zusammenfinden. Man sieht da Offiziere, Beamte von allen den Zweigen, die im Felde sind, Unteroffiziere, Sanitätspersonal und Mannschaften in traulicher Unterhaltung. Im Erdgeschoß sind die Versammlungsräume, in denen auch eine einfache Kost zum Selbstkostenpreise verabfolgt wird. Im ersten Stock befinden sich Lese-, Bibliothek- und Schreibzimmer.



Oben: Das Kriegsheim. Mitte: Im Lesezimmer. Unten: Anfuhr von Lebensmitteln. Im Hintergrunde die Basilika.

Eine Denkmünze als Preis für das Sammeln von ausländischen Münzen und Postwertzeichen.





Denkmünze von Prof. Gaul, als Sammelpreis ausgesetzt für fleißiges Sammeln von umlauffähigen ausländischen Münzen und Postwertzeichen. Hergestellt aus Eisen unter Verwendung von Geschoßmaterial. Die Inschrift lautet auf der Vorderseite: „1914—1915 Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Auf der Rückseite: „Zusammen haltet Euren Wert — und Euch ist niemand gleich Goethe." Die Denkmünze erhält, wer Gegenstände im Wert von 25 Mark an das Preußische Zentralkomitee vom Roten Kreuz, Abteilung VI, SW 11, Abgeordnetenhaus Tribünengeschoß Zimmer Nr. 38, einliefert.



Phot. Junkermann.

August Junkermann, beliebter Reuterdarsteller †

Schluß des redaktionellen Teils.

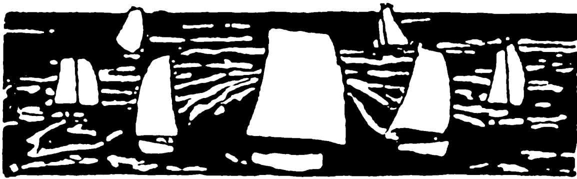


DIE·WOCHE

Nummer 23. | Berlin, den 5. Juni 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

25. Mai.

Das englische Schlachtschiff „Triumph" ist im Golf von Saros torpediert worden und gesunken.

26. Mai.

Oestlich Radymno wird, nachdem österreichische Truppen den Brückenkopf westlich des San erstürmt haben, der Uebergang über den San erzwungen.

In England wird ein neues Kabinett unter Premierminister Asquith gebildet. Mitglieder sind u. a.: Ministerium des Aeußern: Grey, Kolonien: Bonar Law, Krieg: Kitchener, Ministerium für Kriegsmaterial: Lloyd-George, Admiralität: Balfour.

27. Mai.

Im Raume um Przemysl dringen die verbündeten Armeen in erbitterten Kämpfen weiter vor. Oestlich Radymno werden der Ort Nienowice und die Höhe Horodysko im Sturm erobert. Südöstlich Przemysl gelingt es den verbündeten Truppen, in der Gegend bei Hussakow in die feindliche Hauptverteidigungsstellung einzudringen. Gleichzeitig haben die Truppen der Armee Linsingen südöstlich Drohobycz und bei Stryj nach schweren Kämpfen die befestigte feindliche Frontlinie durchbrochen und die Russen zum Rückzug gezwungen.

Das englische Linienschiff „Majestic" wird vor den Dardanellen torpediert.

Kaiser Franz Joseph hat dem Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Balkanarmee Erzherzog Eugen den Oberbefehl der gegen Italien im Felde stehenden Truppen übertragen.

Italien verhängt die Blockade über die ganze Küste Oesterreichs und Albaniens im Adriatischen Meer.

In Mailand finden Verwüstungen von Wohnungen und Läden der Deutschen statt.

28. Mai.

Der Reichskanzler erörtert im Reichstag die Kriegslage und das Verhalten Italiens.

Vom Norden herangeführte russische Verstärkungen versuchen östlich des San durch heftige Gegenangriffe das weitere Vordringen der verbündeten Truppen zum Stehen zu bringen. Die Angriffe des Feindes scheitern.

Die Kämpfe bei Drohobycz und Stryj dauern erfolgreich fort.

Die Zerstörung deutschen Eigentums in Mailand dauert fort. Gegen 700 Personen werden verhaftet.

Amtlich wird von englischer Seite gemeldet, daß der englische Hilfskreuzer „Prinzeß Irene" infolge eines Unfalls bei Sheerneß in die Luft geflogen ist.

29. Mai.

Mehrere österreichisch-ungarische Marineflieger unternehmen in der Nacht eine neue Aktion gegen Venedig. Sie werfen eine große Zahl Bomben, zumeist auf das Arsenal, die mehrere ausgedehnte Brände und im Fort Nicolo auch eine Explosion hervorrufen.

Vor den Dardanellen wird ein englisches Schlachtschiff der „Agamemnon-Klasse" torpediert.

30. Mai.

Ein Angriff der Franzosen gegen den Yserkanal wird abgeschlagen.

Bei russischen Angriffen auf deutsche Truppen am Unterlauf der Lubaczowka (nordöstlich Jaroslau) sowie in der Gegend von Stryj erleidet der Feind schwere Verluste.

Die Einschließungslinie um Przemysl wird von den verbündeten Truppen im Norden und Süden der Festung weiter vorgeschoben.

31. Mai.

Die Franzosen versuchten sowohl nördlich Arras wie im Priesterwalde mit starken Kräften die deutsche Front zu durchbrechen. Bei Arras erfolgte der Angriff nach stundenlanger Artillerie-Vorbereitung und führte durch die Tapferkeit rheinischer und bayerischer Regimenter zu einer gänzlichen Niederlage des Gegners. Seine Verluste sind außergewönlich hoch. Im Priesterwalde gelang es den Franzosen nur in einige vorgeschobene, schwach besetzte Gräben einzudringen; im übrigen ist auch hier der feindliche Angriff gescheitert.

Vom italienischen Kriegschauplatz wird gemeldet: Der Angriff eines Alpini-Regiments auf einen Abschnitt der Befestigungen auf dem Plateau von Lavorna wurde blutig abgewiesen.

Die Adria als Kriegsgebiet.

Von Kapitän z. See z. D. v. Kühlwetter.

In der Adria war es bisher von Kriegslärm ziemlich still. Nach dem Grund müssen wir eigentlich unsere oder richtiger Österreich-Ungarns, unseres Bundesgenossen, Feinde fragen, denn nach der Sachlage schien die Adria wohl zum Kriegschauplatz bestimmt, auch schon ehe alle ihre Anlieger wirklich den Kriegspfad betreten hatten. Mit dem Eintritt Italiens ist das jetzt der Fall, es sei denn, daß man Albanien ernstlich noch als selbständiges, lebensfähiges und mitsprechendes Staatengebilde ansehen will. Italien hat sich darüber jedenfalls bereits ausdrücklich hinweggesetzt. Doch davon später.

Die Adria ist ein eigentümliches Meeresgebilde, einem langen Schlauch oder Sack vergleichbar, an der breitesten Stelle nur 100 Seemeilen, d. h. 182.5 Kilometer breit, 450 Seemeilen lang und am Eingang in der Straße von Otranto ist dieser Sack auf 40 Seemeilen eingeschnürt. Vom Absatz des Stiefels Italien an bis herauf zum nördlichsten Punkt ist Italiens gradlinige ungegliederte Ostküste die Westbegrenzung. Oben im Norden, hart bei der österreichisch-italienischen Grenze, springt wie eine Zotte die etwa 40 Seemeilen lange, an der Basis ihres Dreiecks 30 Seemeilen breite österreichische Halbinsel Istrien vor, und überhaupt von dieser Grenze an beginnt die reich gegliederte Ostküste



der Adria mit ihren bei der Südspitze Istriens beginnenden zahllosen Inseln und Inselchen, Häfen, Kanälen, Fahrstraßen, Untiefen und Felsen nach Art der schwedischen Schären, soweit Österreichs Grenzpfähle gesteckt sind, bis nach Montenegro hin. Montenegro und Albanien schließen sich dann mit weniger reich gegliederter Küste an, die in dem von Italien besetzten Valona die Straße von Otranto wieder erreicht. Die Ungunst der natürlichen Küstengestaltung hat Italien an seiner Adria-Küste bis zur Po-Mündung hinauf natürliche Häfen von irgendwelcher Bedeutung versagt. Damit konnte sich auch keine Schiffahrt von Bedeutung entwickeln, und schließlich stand ja auch Italien der Weg zum freien Weltmeer von seinen anderen Küsten und natürlichen Häfen offen, so daß ihm die Adria nicht nötig ist, um an den Weltverkehr zu kommen. Nur Venedig oberhalb der Po-Mündung bildet als natürlicher Hafen eine Ausnahme, auch alles nördlichere, wo die Küste schon reicher gegliedert scheint, ist wenig wert, es sind nur Küsteneinbuchtungen mit ganz flachem Gewässer. Ganz anders Österreich. Nur der freie Austritt aus der Adria ermöglicht ihm das Erreichen des Weltmeers und Weltverkehrs von eigenem Hafen aus. Was der Zugang zum Meere für eine Großmacht bedeutet, das haben uns am deutlichsten die Bestrebungen Rußlands in den letzten Jahrzehnten gezeigt und zeigen es uns noch. Port Arthur, der Persische Golf, die Dardanellen, das Streben nach dem eisfreien Nordmeer Norwegens, wie es jetzt wieder auftaucht, ist alles von diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Sogar die Adria spielt auch in Rußlands Leben eine Rolle. In der Adria allein kann sich Österreichs Seegeltung entwickeln. Und so war und ist die Adria und die Freiheit ihres Ein- und Ausgangs ein Lebensnerv Österreichs und damit ein gegebener Angriffspunkt für seine Feinde. Die Adria und ihren Ein- und Ausgang, die Straße von Otranto, zu beherrschen, muß also ebensogut das Ziel jedes Gegners Österreichs sein, wie zu verhindern, daß Österreich selbst hier herrschte. Daher das eifersüchtige Hin- und Widerspiel zwischen Österreich und Italien wegen Montenegros, Serbiens und nicht zuletzt Albaniens während aller Balkanwirren. Keiner von beiden wollte einer Macht einen Hafen zugestehen, die als Vormacht oder Platzhalter Rußlands gelten konnte, jeder wollte selbst den Eingang zur Adria in die Gewalt bekommen. Tatsächlich hat nun Italien, wenn es auch andere Zuwege zum Weltverkehr hat, doch ein Interesse an der Adria und ihrer Beherrschung, weil die natürliche Gestaltung des Landes die Hauptentwicklung östlich vom Apennin fast noch mehr an die Küste gedrängt hat wie im Westen, weil diese Küste auf den leichten Wasserverkehr hinweist und schließlich auch sein bedeutender Handelsplatz Venedig von der Adria abhängt. In dieser Küstenentwicklung Italiens liegt an der Adria eine Schwäche. Der Mangel an natürlichen Häfen gab ihm hier keine Kriegshäfen, die seine langgestreckte Küste sicher schützen. Auch Venedig ist als Kriegshafen nur bedingt verwendbar und daher schon zu einem solchen zweiten Ranges herabgedrückt. Man begnügte sich, einige wenige Stützpunkte teils zu befestigen, teils ihnen Einrichtungen zu geben, die der Kriegführung leichter Streitkräfte, besonders Torpedobooten, nützlich werden können. So sind Brindisi und Ankona, allerdings nur unbedeutend, befestigt und Brindisi, Bari, Barletta, Manfredonia, Tremiti und Ankona für Torpedoboote von Wert, während die ganze Küste ein Netz von Signal- und Beobachtungstationen überzieht. Der große Kriegshafen Tarent liegt zwar schon außerhalb der Adria, aber doch nur 80 Seemeilen von der Straße von Otranto entfernt, zu deren Bewachung er jetzt Italien und seinen Verbündeten ein wertvoller Stützpunkt sein wird. Venedig ist wohl immer noch stark befestigt und hat ein Arsenal, seine Bedeutung ist aber vorwiegend die eines Unterseeboots-, Torpedoboots- und Luftflotten-Stützpunkts geworden, einer modernen Flotte kann es kaum ein vollwertiger Stützpunkt sein, und seine Ausgänge sind leicht durch Unterseeboote zu überwachen. Österreichs Küste weist, abgesehen von seinen blühenden Handelstädten Triest und Fiume mit ihren großen Schiffswerften, an der Südspitze Istriens nur 80 Seemeilen von Venedig seinen erstklassigen Hauptkriegshafen Pola auf, hat an seiner reich gegliederten kroatischen und dalmatinischen Küste noch in Lussinpiccolo, Sebenico und vor allen Dingen in Cattaro wertvollste Stützpunkte für seine Seekriegführung und in dem Gewirr der Inseln und Kanäle ein jedem Feind gefährliches, leicht zu verteidigendes, dem Freund unzählige Schlupfwinkel bietendes Gebiet, das sich gegenüber der italienischen Küste von Pola noch 250 Seemeilen an der Adria hinunterzieht. So liegen die natürlichen Verhältnisse für Österreich-Ungarn sehr viel günstiger. An seine gefährliche Küste wird sich der Feind kaum wagen, Pola ist jedem Angriff gewachsen, und jede Flotte, die überhaupt dort oben in der Adria Krieg führt, ist dem Heer der leichten Streitkräfte preisgegeben, die sich nicht in Pola einzuschließen lassen brauchen, sondern aus allen Schlupfwinkeln der dalmatinischen Küste hervorbrechen können. Bis jetzt hat sich die französisch-englische Flotte nicht weit in die Adria vorgewagt. Die Gegend von Cattaro hat einige erfolglose Kämpfe mit Befestigungen gesehen, und ein kleiner österreichischer Kreuzer wurde von ungeheurer Übermacht zu Beginn des Krieges abgefangen und vernichtet. Das Hinzutreten Italiens bringt außer der Schiffszahl schwerwiegend nur den Besitz Venedigs hinzu. Man darf wohl glauben, daß Österreich-Ungarn mit dem Hineinkommen der feindlichen Flotte in die Adria ganz einverstanden wäre. Ihm selbst bieten sich zum Angriff auf die italienische Küste ganz andere Gelegenheiten. Der wichtigste Verbindungsweg Italiens, die Küstenbahn hart am adriatischen Seeufer, liegt dem Angriff der Seestreitkräfte offen, und die ersten Kriegshandlungen Österreichs in der Adria sofort nach der Kriegserklärung Italiens hatten zum großen Teil diese Bahnstörung bezweckt. Und solches läßt sich, selbst wenn eine übermächtige Flotte in die Adria eindränge, von der dalmatinischen Küste aus immer wiederholen und wird schwere Verkehrstörung auch des Seeverkehrs und Beunruhigung im Gefolge haben. Italien hat die Furcht vor diesem Vorgehen gegen seine ungeschützten, langgestreckten Küsten, an denen sich sein Wohlstand häuft, so oft in seinem Doppelspiel zwischen Dreibund und Dreiverband als Grund ausgespielt, es nicht mit England zu verderben. Jetzt wird es hoffentlich erfahren, was Österreich hier vermag; wer von beiden Gegnern auf dem Luftwege mehr zu erreichen vermag, ist schwer vorauszusagen. Die österreichisch-ungarische Flotte wird namentlich mit ihren leichten Streitkräften in der Adria ziemlich viel Bewegungsfreiheit behalten. Die Straße von Otranto ist der gegebene Punkt, die ganze Adria von der Welt abzuschnüren. Auch bisher fand dort schon Überwachung durch die französisch-eng-

lische Flotte statt. Daß sie aber auch dort noch ihre Gefahren hat, hat der Untergang des „Léon Gambetta" und die Torpedierung des französischen Linienschiffs „Jean Bart" zu Anfang des Krieges gezeigt. Italien hat diese Abschnürung schon durch die Besetzung des albanischen Hafens von Valona, der gerade an der engsten Stelle der Straße ist, vorbereitet und sucht sie jetzt durch die Blockadeerklärung zu vollenden, die die Blockade fast über die ganze österreichisch-ungarische und albanische Küste verhängt. Hiermit setzt sich Italien, wie schon eingangs gesagt, über die Selbständigkeit Albaniens hinweg und schließt damit allen, auch den neutralen Schiffsverkehr nach österreichischen und albanischen Häfen vollständig aus. Ob diese Blockade effektiv und damit gültig sein wird, bleibt abzuwarten. Was aus dem Verkehr nach italienischen und montenegrinischen Häfen der Adria werden wird, wird wesentlich von der österreichischen Flotte abhängen. Italiens Absicht, sich zur Herrin der Adria zu machen, war in den Zugeständnissen, zu denen sich Österreich-Ungarn bereiterklärt hatte, schon in ganz außerordentlich weitgehender Weise Rechnung getragen. Valona an der Straße von Otranto, eine Reihe von Inseln und damit ein Schlüssel zu den Fahrwassern der dalmatinischen Küste waren ihm zugesagt. Jetzt wird Österreich-Ungarn vielleicht froh sein, dieses schmerzlichen Opfers enthoben zu sein, und die slawischen Mächte, namentlich Serbien, beginnen zu sehen, daß mit Italiens Absichten dort ihre Aussicht, an die Adria zu kommen, auch endgültig vorüber sein würde.

So wird die Adria vielleicht als Kriegsgebiet nicht viel mehr als Kleinkrieg sehen, denn die Neigung Englands und Frankreichs, ihre Hauptflotten zu schonen, ist offenkundig. Italien allein mit seiner annähernd gleichen Flotte wird man vielleicht gern gegen Österreich den Vortritt lassen; es fragt sich nur, ob es dazu gewillt ist, und noch viel mehr, wie der Erfolg sein wird. Heiß begehrt und darum heiß umstritten wird die Adria bleiben, und selbst wenn diesem rauhen Wintermeer in seinem sommerlichen Schönwetterglanz große Kriegsereignisse nicht gegeben werden sollten, zum Friedenschluß wird der Kampf um dieses Meer gewiß entbrennen, das Italien gern brauchen möchte, um Österreich-Ungarn niederzuhalten, und das doch unseren Bundesgenossen einfach zum Leben als Großmacht nötig ist.

Zum 100. Geburtstag der Burschenschaft.

Von Prof. Dr. Otto Oppermann.

Am 12. Juni 1815, wenige Tage vor der Schlacht von Waterloo, vollzogen im Gasthause „Zur Tanne" bei Jena die Jenaer Landsmannschaften ihre Auflösung und vereinigten sich zu einem gemeinsamen Bund, der Burschenschaft. Die hundertste Wiederkehr dieses Tages sollte in diesem Sommer von der deutschen Burschenschaft mit festlichem Glanze begangen werden. Es ist anders gekommen. Ihre Mitglieder stehen, soweit sie waffenfähig sind, im Felde, und im Herzen der Daheimgebliebenen ist alles ausgelöscht vor dem einen Gedanken, in dem sie sich eins wissen mit ihrem ganzen Volke, vor dem Gedanken an das bedrohte Vaterland.

Und doch muß uns diese Stimmung aufnahmefähig machen für eine Würdigung der burschenschaftlichen Bewegung. Denn die wunderbare innere Einheit unseres Volkes, die wir heute erleben, ist ja, so plötzlich sie mit dem Kriege in Erscheinung getreten ist, nichts Zufälliges; sie hat sich in hundert Jahren deutscher Geschichte langsam vorbereitet; von den Höhen der Nation ist sie, einem unaufhaltsamen Strome gleich, in immer breitere und tiefere Schichten des Volkes hinabgedrungen. Diesem Strome aber hat sein Bett durch das Gestrüpp deutscher Kleinstaaterei ein Geschlecht von Studenten gegeben, das mit unerhörter Hingebung sich in den Dienst des Vaterlandsgedankens stellte. Aus diesem Geschlecht ist die Burschenschaft hervorgegangen.

Zweierlei trifft in ihr in fruchtbarer, freilich bald auch verhängnisvoller Wechselwirkung zusammen. Einmal der Gedanke einer Erneuerung des deutschen Lebens von innen heraus, der im Zeitalter Goethes und Schillers, Herders und Kants sich langsam entfaltet und dann durch die führenden Patrioten der Freiheitskriege sein besonderes Gepräge erhalten hatte. Und zweitens die Aufgabe, die politische Einheit des deutschen Volkes herzustellen, die seit dem Untergang des alten Kaisertums (1806) zerbrochen war.

Hier wie dort ist die akademische Jugend nicht schöpferisch tätig gewesen, sondern sie hat nur empfänglich aufgenommen, was an geistigen Einflüssen auf sie eindrang. Man kann von den burschenschaftlichen Reformbestrebungen nicht sprechen, ohne Ernst Moritz Arndt und Jahn, Fichte und Schleiermacher, Fries und F. G. Welcker zu nennen, und man kann die burschenschaftliche Tätigkeit für die deutsche Einheit nicht schildern, ohne die gleichzeitige Staatengeschichte wenigstens in Umrissen anzudeuten. Und doch wird der idealistische Bau, den die akademische Jugend in dieser Umwelt aufrichtete, immer denkwürdig bleiben.

Eine Erneuerung des deutschen Lebens von innen heraus suchte die burschenschaftliche Jugend in ihrem Kreise anzubahnen, indem sie das studentische Gemeinschaftsleben im Sinne einer ernsten und durchgreifenden Reform umgestaltete und in allen seinen Äußerungen zum Vaterlande in Beziehung setzte. Man wollte keine Landsmannschaften mehr dulden, in denen man Sinnbilder der Zersplitterung des Volkes erblickte, und gewährte auch denen, die sich keiner Landsmannschaft angeschlossen und darum vielfache Unterdrükkung erfahren hatten, volle Gleichberechtigung. Auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller baute sich eine einheitliche Organisation der gesamten Studentenschaft auf und regierte sich nach selbstgegebenen Gesetzen. Aber der Standesunterschied zwischen Studenten und Bürgern wurde nicht verwischt; der Grundsatz wurde beibehalten, daß jeder Student einen Angriff auf seine Ehre mit der Waffe zurückweisen müsse. Kein Geringerer als Schleiermacher ist mit hinreißenden Worten für dies Vorrecht der akademischen Jugend eingetreten, und ganz im Geiste idealistischer Ethik wurde es von der Burschenschaft grundsätzlich festgelegt.

Als ein besonderer Stand sollte sich also die Studentenschaft ihrem Volke eingliedern, als ein Stand,



der in seiner einheitlichen, zweckmäßigen und gerechten Verfassung die künftige Herrlichkeit des Vaterlandes widerspiegeln sollte. Dieser Stand forderte bestimmte Vorrechte für sich, aber er gedachte sie durch Übernahme ernster Pflichten zu verdienen; alle Freiheit und alle Bildungsmittel, die das Leben auf der Hochschule darbot, gedachte er nutzbar zu machen für die Vorbereitung im Dienste des Vaterlandes.

Der geistigen Vorbereitung in diesem Sinne diente eine nationalpolitische Unterweisung durch Lektüre und Besprechung geeigneter Schriften in kleinen Gruppen, den sogenannten Kränzchen, in welche die Burschenschaft zu diesem Zweck eingeteilt war. Der körperlichen Ausbildung diente das Turnen, um dessen Einführung auf den deutschen Hochschulen sich Friedrich Ludwig Jahn unvergängliches Verdienst erworben hat. Mit dem Turnen aber wurde für die burschenschaftliche Jugend ein Lebensideal an puritanischer Sittenstrenge gewonnen, das alles Weichliche als undeutsch von sich wies. Diese harte und reine Lebensauffassung war getragen von der innigen Frömmigkeit, welche die Not der Freiheitskriege erzeugt hatte, und durchleuchtet von dem tiefsinnigen Gedanken der deutschen Idealphilosophie; alles überschattend aber stand der Gedanke an das Vaterland vor den jungen Seelen.

Ein rasches Hinwelken war freilich dieser blühenden idealistischen Welt beschieden. Die Neigung zu engem Zusammenschluß in kleineren Kreisen, die dem deutschen Wesen tief im Blut liegt, Meinungsverschiedenheiten über Duell und sittliche Lebensführung hatten schon den Keim zu zerstörender Zwietracht gelegt, ehe die politischen Verfolgungen über die Burschenschaft hereinbrachen. Und doch ist vieles von dem, was sie in das studentische Gemeinschaftsleben einzuführen suchte, in ihm noch heute wirksam.

Ähnlich verhält es sich mit den politischen Bestrebungen der Burschenschaft. Sie wurden von dem Verhängnis erfaßt, das ein halbes Jahrhundert auf der deutschen Einheitsbewegung lastete, aber sie waren doch stark und tief genug, um unter diesem Druck Keime einer zukunftsreichen Entwicklung zur Entfaltung zu bringen.

Die Burschenschaft war während des Feldzuges von 1815 unter ganz besonderen politischen Umständen ins Leben getreten. Durch den „Aufruf an die Deutschen“, der, eine Wiederherstellung Deutschlands auf Grund seiner alten Verfassung verheißend, am 25. März 1813 aus dem preußisch-russischen Hauptquartier in Kalisch ergangen war, und durch den folgenden siegreichen Feldzug waren die Hoffnungen namentlich auch der nichtpreußischen deutschen Patrioten auf Preußen gerichtet worden. Genährt wurden diese Hoffnungen dadurch, daß preußische Agenten im Frühjahr 1815, nachdem das neue Ringen gegen Napoleon begonnen hatte, mit Vorwissen des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg Verhandlungen wegen einer Volkserhebung in Westdeutschland anknüpften, die diese Gebiete auch gegen den Willen ihrer Fürsten in den Kampf für die deutsche Sache hineinreißen sollten. Diese Pläne sind über unverbindliche Vorbesprechungen nie hinausgekommen, aber sie ließen in der akademischen Jugend, unter der sich viele Freiwillige von 1813 befanden, den Gedanken einer germanischen Freischar reifen. Die Verfassung der Jenaischen Burschenschaft vom 12. Juni 1815 läßt durch ihre Einleitung deutlich erkennen, daß ein Funke dieser im verborgenen glimmenden deutschen Bewegung das Feuer entfacht hat, das die Jenaischen Landsmannschaften zur Einheit verschmolz. Aber die Hoffnungen, an denen dieser Funke sich entzündet hatte, blieben unerfüllt; Preußen schlug seine Schlachten, ohne eine Volkserhebung des nichtpreußischen Deutschland zu Hilfe zu rufen, verzichtete aber nach dem Siege und während der folgenden Friedensjahre auch darauf, die deutsche Einheit herzustellen. Denn der Deutsche Bund von 1815 konnte keinem urteilsfähigen Deutschen als eine Lösung dieser Aufgabe erscheinen. Mit dem ungestümen Verlangen, an ihr mitzuwirken, sah sich die akademische Jugend gewissermaßen in einen leeren Raum hinausgestoßen. Aber es ist ergreifend, zu beobachten, wie gleichwohl während der trüben Jahrzehnte zwischen 1819 und 1859 der Staat Friedrichs des Großen von ihr umworben wurde. Die einen erkannten die Aussichtslosigkeit aller politischen Betätigung in deutschem Sinne, aber sie hielten unerschütterlich fest an der Überzeugung, daß die deutsche Einheit und das Kaisertum einst wiederkehren würden. Die Hoffnung dieser burschenschaftlichen Kreise blieb Preußen. Das Buch des Schwaben Paul Pfizer „Briefwechsel zweier Deutschen“ ist aus ihnen hervorgegangen, in dem 1832 Preußens deutscher Beruf tiefsinnig erörtert wurde, und ihnen entstammen die meisten Führer der erbkaiserlichen Partei von 1848, die den preußischen König zum deutschen Kaiser wählte. Sie lösten damit nur das Gelübde ein, an Kaiser und Reich festzuhalten, das sie einst in Burschentagen getan hatten. Ein anderer Teil der Burschenschaft aber, und gewiß nicht ihr schlechtester, wollte sich durch den Widerstand, den die Einzelstaaten dem Einheitswerk entgegensetzten, nicht abhalten lassen, für dasselbe zu arbeiten. Mit dem Haß der verschmähten Liebe wandten sich diese Patrioten von dem preußischen Staate ab, den sie aufzulösen oder gar von dem neuen Deutschland ganz auszuschließen wünschten. Als die einzig mögliche Staatsform dieses neuen Deutschland erschien ihnen ganz folgerichtig die Republik; nur nach Beseitigung der einzelstaatlichen Regierungen konnte es aufgerichtet werden. Daß diese verwegene Propaganda der Tat mit dem mißglückten Anschlag auf die Frankfurter Hauptwache am 3. April 1833 ein klägliches Ende fand, ist bekannt; aber es verlohnt sich, darauf hinzuweisen, daß die politische Arbeit, die auf diesem linken Flügel der Burschenschaft geleistet wurde, auch nicht ohne Frucht für die deutsche Zukunft geblieben ist. Von ihm ist 1832 die von Lornsen geleitete Verfassungsbewegung in Schleswig-Holstein ausgegangen, die die Abschüttelung der dänischen Fremdherrschaft vorbereitete, und ihm hat der Westfale Friedrich Heinrich Brüggemann angehört, der auf dem Hambacher Fest von 1832 Elsaß-Lothringen für Deutschland zurückforderte. Gerade diesen Kreisen, die vor dem Bestehenden wenig oder gar keine Achtung hatten, war eben auch die richtige Erkenntnis aufgegangen, daß die deutsche Einheitsfrage nicht ohne starke politische Veränderungen gelöst werden könne. Und so ist es wohl kein Zufall, daß wir unter den Verschworenen von 1833 auch einen Patrioten finden, der als gereifter Mann der früheste Vorkämpfer preußisch-deutscher Machtpolitik geworden ist, den Braunschweiger L. A. von Rochau. Von der Wirkung seiner Schrift „Grundsätze der Realpolitik“ (1853) erzählt Heinrich von Treitschke, der damals als blutjunger Student das Band einer Bonner Burschenschaft trug: „daß sie wie ein Blitzstrahl in die besseren Köpfe der Jugend einschlug,



kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Die scharfen, knappen, klaren Sätze dieses Buches lehrten uns mit unwiderstehlicher Beredsamkeit, daß der Staat Macht ist. Weder ein Prinzip, noch eine Idee, noch ein Vertrag wird die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt!"

Man sieht, aus dem einen wie dem andern Lager der Burschenschaft führen Wege in das neue Deutschland hinüber. Die äußere Einheit dieses neuen Deutschland ist auf dem Schlachtfelde geschmiedet worden, und wie ein eiserner Ring umspannt sie die immer vollkommener zum deutschen Volksheere ausgestaltete Armee. Aber dieser stolze Bau wäre eine Form ohne Inhalt ohne die Ausbreitung des deutschen Gedankens, an der die Burschenschaft hoffnungslose Jahrzehnte hindurch gearbeitet hat.

Welche Aufgaben bleiben ihr für die Zukunft?

Es ist selbstverständlich, daß eine studentische Vereinigung, auch wenn sie wieder die Mehrzahl aller Studenten umfassen und wieder unmittelbare Fühlung mit führenden Patrioten gewinnen würde, heute nicht mehr die Rolle spielen kann, die einst der Burschenschaft zugefallen ist. Die Aufgabe, die Glut des Deutschtums wachzuhalten, die in der Enge und Dumpfheit des öffentlichen Lebens zu erlöschen droht, wird unseren Hochschulen so bald nicht wieder gestellt werden; denn von dieser Glut ist Deutschland heute bis in die entlegenste Hütte durchleuchtet. Die Burschenschaft steht heute in Reih und Glied mit zahllosen anderen, über alle Volksschichten verbreiteten Vereinigungen, die nach Wesen und Zweck nicht weniger deutsch sind als sie. Immerhin wird ihr das Ziel durch ihre Vergangenheit besonders deutlich vorgezeichnet. Nicht nur auf die Herstellung einer äußeren staatlichen Einheit war ja die burschenschaftliche Bewegung früherer Jahrzehnte gerichtet, sondern auf ein in Volkseinheit gesichertes Staatsleben, auf die Durchdringung des ganzen Staates mit dem deutschen Volksgedanken und des ganzen Volkes mit dem deutschen Staatsgedanken. Bismarcks Werk bedeutet nicht die Vollendung dieser Aufgabe, sondern nur ihren Anfang. Dieser Krieg wird uns in ihrer Bewältigung ein großes Stück vorwärts bringen, aber es wird wohlüberlegter und zäher Arbeit bedürfen, um seine inneren Errungenschaften festzuhalten und gedeihlich auszubauen.

Durch die Vergangenheit ihres Bundes darf sich die burschenschaftliche Jugend berufen achten, bei dieser Arbeit an ihrem Teile mitzuhelfen. An ihrem Teile, das heißt: nicht auf dem Gebiete der Politik, die eine schwere und verantwortungsvolle Kunst reifer Männer ist, sondern auf dem Gebiete des akademischen Gemeinschaftslebens.. Wir haben dargelegt, wie die alte Burschenschaft versuchte, es in deutschem Sinne umzugestalten; es bleibt zu erörtern, wie weit die neue Burschenschaft an diese Bestrebungen angeknüpft hat und weiterhin anknüpfen kann.

Das Jahrzehnt nach dem Kriege von 1870 ist der Burschenschaft nicht günstig gewesen. Durch Parteikämpfe zersplittert und allenthalben zu kleinen Gruppen zusammengeschmolzen, mußte sie zunächst lediglich darauf bedacht sein, ihren äußeren Bestand zu sichern. Das gelang 1881, indem sich alle Burschenschaften wieder zu einem Verband vereinigten. Es war nur erst eine ganz äußerliche Vereinigung; die ersten Satzungen des Verbandes enthielten von den Grundsätzen der alten Burschenschaft nur den der Wehrhaftigkeit. Die verschiedenartige, den individualistischen Wirrwarr der deutschen Einheitsbewegung treulich widerspiegelnde Vergangenheit der einzelnen Burschenschaften, die bunte Mannigfaltigkeit politischer, ethischer und studentischer Überlieferungen der verschiedensten Richtung, die sich in ihnen kreuzten und mit zäher Eifersucht festgehalten wurden, machten den inneren Ausbau der neuen Burschenschaft zu einer besonders schwierigen Aufgabe. Dazu kam, daß zu Anfang der achtziger Jahre neue Bewegungen aufkamen, die, unbelastet von der Vergangenheit, den deutschen Gedanken im studentischen Gemeinschaftsleben zu verwirklichen strebten. Unter dem Einfluß des Umschwungs von links nach rechts, den Bismarck 1879 in der inneren Politik vollzogen hatte, bildete sich der Verein deutscher Studenten, der sich vor allem durch die sorgfältige Unterweisung seiner Mitglieder in allen nationalpolitischen Fragen mit dem Arbeitskreis der Burschenschaft berührte, und das Erbe Friedrich Ludwig Jahns wurde dieser durch die akademischen Turnerschaften streitig gemacht, deren 1872 gegründeter Kartellverband sich rasch ausbreitete und 1885 den Grundsatz der Wehrhaftigkeit annahm. Die Burschenschaft als Ganzes blieb unterdessen in vorsichtiger Zurückhaltung mit dem inneren Ausbau ihrer Verfassung beschäftigt; daß sie dem Allgemeinen Deutschen Schulverein, dem Alldeutschen Verband, dem Ostmarkenverein ihre fortdauernde Unterstützung zuwendete, mag nur erwähnt werden zur Kennzeichnung ihres Bemühens, in die Aufgaben einer neuen Zeit hineinzuwachsen. Das Maß der burschenschaftlichen Arbeit, die in diesen Jahren geleistet worden ist, wird man nicht nach den amtlichen Äußerungen des Gesamtverbandes beurteilen dürfen, weil er immer ein vergleichsweise sehr loser blieb, sondern nach der stillen Wirksamkeit der Einzelburschenschaften. In ihnen lebte der burschenschaftliche Gedanke fort, wenn auch nicht überall in derselben Klarheit und Kraft; man hat die nationalpolitische Unterweisung der Mitglieder und das Turnen, wenn auch vielfach vernachlässigt, so doch nicht vergessen, man hat gegen Anmaßung und Absonderung einzelner studentischer Gruppen gekämpft und schließlich auch die alte burschenschaftliche Aufgabe einer Vereinigung der gesamten Studentenschaft auf der Grundlage der Gleichberechtigung aller wieder angefaßt. Nur konnte dabei nicht mehr wie einst die Zertrümmerung der einzelnen Korporationen das Ziel sein, sondern ihre Eingliederung in das Ganze neben einer angemessenen Vertretung der Nichtinkorporierten. Den ersten großen Erfolg dieser Bestrebungen bedeutete die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zu Bismarck am 1. April 1895, und der 10 Jahre später gegründete Verband Deutscher Hochschulen bewies trotz seiner kurzen Dauer, wie rasch der Gedanke des Zusammenschlusses und der gemeinsamen Beratung brennender Angelegenheiten in der Studentenschaft Wurzel geschlagen hatte.

Wir sind damit bei der jüngsten Vergangenheit angelangt, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, eine kräftige und zukunftsreiche Weiterentwicklung des burschenschaftlichen Lebens gebracht hat. Die Pflege der Leibesübungen ist so tatkräftig gefördert worden, daß nur noch wenige Burschenschaften sich in dieser Hinsicht ablehnend verhalten; der nationalpolitischen Unterweisung der Mitglieder dienen Veranstaltungen der verschiedensten Art, die über den Kreis der Einzelburschenschaft vielfach hinausgreifen; mit Erfolg ist man bemüht, die Auswüchse des Mensurwesens einzuschränken und das unwürdige

Verrufsverhältnis zu beseitigen, das vielfach infolge längst verjährter Streitigkeiten die wehrhaften Gruppen der Studentenschaft trennt; in wachsender Zahl sind Burschenschaften in den Arbeiterunterrichtskursen und in der Pfadfinderbewegung tätig; die lange vernachlässigte Aufgabe, die Vergangenheit der Burschenschaft mit wissenschaftlicher Grundlage aufzuhellen, ist einem fachmännischen Ausschuß anvertraut, dessen Arbeiten in raschem Fortschreiten begriffen sind.

Niemand wird behaupten wollen, daß damit schon alles getan sei, um das Erbe einer hundertjährigen Vergangenheit vor Verflachung und Veräußerlichung zu bewahren. Aber wir können es, denke ich, getrost dem aus dem Felde heimkehrenden Geschlecht überliefern, dem die Mahnung „Gedenke, daß du ein Deutscher bist", lebelang vor der Seele stehen wird. Einstweilen genügt es, daß jeder, dem der 12. Juni 1815 einen Gedenktag bedeutet, nach den Worten in Arndts herrlichem Bundeslied handelt: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.

Gebet.

Von Hermann Stehr.

Ich hab gezweifelt, Herr, vergib es mir!
Allein die Nächte waren schuld. Ich weiß,
du blühst aus deiner Ewigkeit uns an.
Ich weiß, mit deinen Blicken wappnest du
in Starkmut unsrer Krieger Herzen. Ja,
dein roter Flor hängt vor der Stirn der Stürmer,
daß sie den Tod nicht sehen, der sie knatternd
anbellt aus Schützengräben. Du verbirgst
die kühnen Schleichpatrouillen eigenhändig
im Mantel deiner Dunkelheit, daß sie
wie Stämme starr, wie Wolken scheinen und
ihr Schritt im Wasserrauschen oder Blätterlaut
verschwindet. Oh, ich weiß, es schlägt dein Herz,
dein ewiges in unsern Adern, weil
in keinem Winkel unsers Leibes mehr
noch etwas andres nistet als der Schauer
vor deiner Macht und jene Liebe, die
dem Vaterlande gilt und dich umfaßt.
Allein, ich hab dennoch gezweifelt, Herr;
denn sieh, die Feinde hetzten doch das Meer
auf meine Brüder. Tückisch rissen sie
den Damm zur Nacht entzwei, der Fluten fesselt,
und lautlos, wie des Eulenfluges Schwinge
schlich schnell der Ozean, der eingebändigte,
durch Wiesen über Feld und Dörfer, heimlich
vor Mordlust glucksend. Und wär in dir für uns
der Geist der Rettung stärker nicht als der
der Prüfung, lägen wohl, das Haar verschwemmt,
die Waffen rostig, gläsern ihre Augen,
schon meine Brüder totgeschaukelt auf
dem Grund. Allmächt'ger! Doch das hätte mich
zu Zweifeln nicht getrieben. Denn es schlägt
kein Uhrenpendel rechts und links, daß nicht
beim Hin- und Wiederschwung es jedesmal
aufstößt für einen Krieger meines Volkes
die Grabestür, die sich nur einwärts öffnet.

Wie Wachtelketten laufen übers Feld
die Kugeln, wie die Bienenschwärme füllt ihr
Gesumm die Luft, durch Wolken fährt der Tod
und fetzt, aus tiefen Minen springend, mit Stein
und Rasen ganze Reihen gegen Himmel.
O Herr, du hast die Prüfung uns beschlossen.
Wir beben wohl, doch wenn du winkst, so stirbt
der wilde Krieg, eh wir gestorben alle.
Das weiß ich alles! Doch — — —
— — — — — — — — die Nächte kamen,
wie finstre Wetter sich von Bergen schnellen.
Ach und kein Traum des Schlafes war imstande,
ihr stummes Graun zu fassen, daß ich gepeinigt
viel tiefer war von andrer Pein als jener,
die durch des Traums Gestalten mich bedrückt.
Und wenn dann wieder in die Silberweide
vor meinem Fenster endlich kam der Morgen,
gelang's dem Denken nicht mehr, sich zu sammeln
und aufzustehn zu einem Sinn der Welt.
Es gehn in Wassern Räder, die kein Mühlwerk
umtreiben; Schiffe fahren auf dem Meer
und kommen niemals heim; es stehen Häuser
in Wäldern, die kein Mensch bewohnt, Gespenster
nur und Schatten spuken noch darin:
So war, durch diese raumlos finstere Nächte,
mein Geist geworden und faßte sich nicht mehr.
Doch nun — wie töricht sind die Menschen nur,
nicht klüger als ein Teich, ein Baum, ein Berg —
nun flügelt nach dem dämmertiefen Winter
der Frühling durch das Land von Höhe zu Höhe,
flicht blaue Bänder durchs Gewölk, glüht auf
aus allen Wässern und läßt schrein die Berge
zur Nacht, ein Chor von Riesen, jubelnd in
den Sturm: Da, Gott, verließ mich mein Verzweifeln,
und wie in Friedenstagen sangen mir
Die Vögel selge Träume aus der Brust.

Nimm mir's nicht übel, Gott! Du hast indessen
durch unser unvergleichlich Kämpferpaar
zermalmt die Russen und der Krämermeute
der Engländer eingetreten Schiff und Knochen.
Ich lag im Gras und ließ durch grüne Flöre
von Birkenkronen mein Gemüt vergessen
hinauf sich schwingen in die blauen Himmel.
Allein ich senke drum mein Haupt nicht schamvoll.
Du gabst den Lenz, Du locktest mich hinweg
von meiner Not auf Augenblicke, mich und
viel tausend andere, wohl, weil du uns
den Glauben ganz befestgen wolltest, daß nur du
allein der Sieger bist und Ueberwinder.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Drum kommt und stürmt, verlogne Brut der Feinde!

In Eisen naht ihr und zerstäubt wie Wasser.
Kommt nur und stürmt, wir sind wie Felsenwälle.
Denn unsre Kraft ist Gott in unserm Herzen,
Der Gott der Wahrheit, Treue und der Pflicht.





Die Mannschaft unter Führung des Kapitänleutnants von Mücke auf dem Wege zum Empfang.



Das Volk jubelt den Helden der „Emden" zu.

Die „Emden"-Mannschaft in Konstantinopel.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Von dem Eindruck, den Italiens Verhalten auf uns macht, zeugen die Worte des Kanzlers im Reichstage. Welche Stürme der Zeit auch auf den deutschen Eichwald eindringen, sein Bestand verträgt eine gewaltsame Durchforstung. Die Reinigung von volksfremden Beimischungen schafft der bodenständigen Lebenskraft Luft. Auf die Erkenntnis der Notwendigkeit folgt unmittelbar die Anpassung an die Tatsachen. „Hände weg!" heißt es. Nicht haßerfüllt, sondern in gerechtem Zorn, nun Italien nach Deutsch-Tirol lüstern ist, nun es an Deutschland sich zu reiben den traurigen Mut findet.

Vom Stilfser Joch bis Görz sind unsere Verbündeten schnell mit den Italienern handgemein geworden. Von Bedeutung ist natürlich noch nichts zu melden, immerhin hat Österreich die ersten Schläge geführt. Sein Vorgehen gegen die italienische Küste von Venedig bis Barletta hinunter hat sich fühlbar gemacht.

Welche Hoffnungen auch England auf den neuen Zuwachs zu seinen Bundesgenossen gesetzt haben mag, denen es so gern bei dem Vorgehen gegen uns den Vortritt läßt, gegenwärtig hat es genug mit sich selbst zu tun. Es ist schließlich keine Kleinigkeit, zugeben zu müssen, daß bereits viermalhunderttausend Tonnen der britischen Streitkräfte zur See auf den Meeresboden versenkt sind. Der bisherige Gesamtverlust der englischen Flotte beträgt 9 Linienschiffe, 7 Panzerkreuzer, 5 geschützte Kreuzer, 10 Unterseeboote und 5 größere Hilfskreuzer. Nach den Beobachtungen der unparteiischen ausländischen Zuschauer sollen es noch mehr sein.

Fünf dieser Schiffe, „Ocean", „Irresistible", „Goliath", „Triumph", und „Majestic", wurden nacheinander im Mittelmeer in Grund gebohrt. Von deutschen U-Booten im Mittelmeer! Diese Leistung unserer Marine hat zur Folge, daß die Angriffsflotte sich von den Dardanellen nach abgelegenen Buchten zurückgezogen hat. Die Landungstruppen sind also ohne den Schutz der Schiffsgeschütze auf sich selbst angewiesen. Nach der gewaltigen Schwächung, die sie durch schwere Verluste bei Krithia, bei Ari Burnu und Seddul Bahr erlitten haben, ist die Lage der Angreifer auf Gallipoli nicht vielversprechend.

Auch bei sich zu Hause erlebt unser englischer Feind unliebsame Überraschungen. In Sheerneß flog der Hilfskreuzer „Prinzeß Irene" durch eine gewaltige Explosion in die Luft, deren Wirkungen von den Times als ganz außerordentlich geschildert werden, über deren Ursachen die englischen Behörden sich in Schweigen hüllen.

Wenn man die Meldungen von der Ostfront zusammenfaßt, so ist ein Erlahmen der treibenden Kräfte wie der Massen Rußlands unverkennbar. Der Russe wird mürbe. Es ist ja so ganz anders gekommen, als man ihm versprochen hat. Noch besteht die Menschenvergeudung unter der Knute der Führer, aber an dem unfreudigen Standhalten, an der Hingabe in die deutsche Gefangenschaft ist das Ermatten des Widerstandes zu erkennen. Przemysl liegt bereits unter dem Feuer des schweren österreichischen Geschützes, und begierig, die Scharte auszuwetzen, schieben sich von Norden her die Österreicher näher heran.

Die Armee Mackensen hatte in ihrem Vorwärtsdringen kurzen Aufenhalt genommen, um ihre rückwärtigen Kolonnen aufrücken zu lassen. Dann wurde der Angriff fortgesetzt. Acht starke Befestigungen wurden im Sturm genommen, vor allem aber wurde durch Erstürmung des Brückenkopfes von Radymno der Übergang über den San erzwungen. Hier war es unsere Artillerie, die die Russen vollständig aus ihren Verteidigungstellen herauswarf. Alle Widerstandsversuche russischer Massen, die von anderen Schauplätzen herangezogen waren, wurden zu Fehlschlägen. Seit dem Stoß der Armee Mackensen in die Mitte ihres rechten Flügels weist die Vernichtung der russischen Armee ungeheure Ziffern auf. So ist ein ganzes Regiment Infanterie (179) aufgerieben. Bereits am 26. wurden 21,000 Gefangene gezählt.

Dazu kommt ein Sieg der Armee Linsingen bei Stryj, durch welchen nach den Meldungen aus dem österreichischen Kriegspressequartier die Einnahme dieses Stützpunktes der russischen Dnjestrstellung in unmittelbare Nähe gerückt ist.

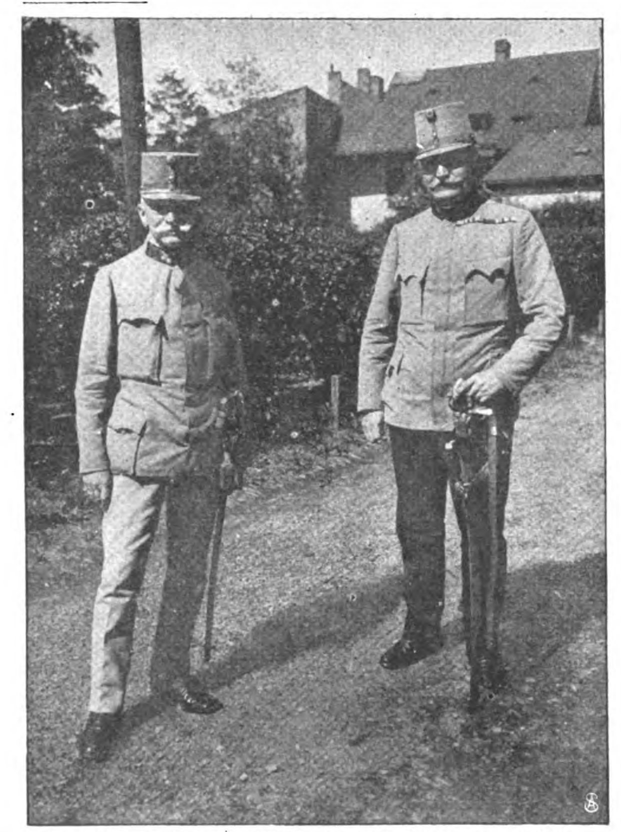
Aus dem Gouvernement Kowno wird berichtet, daß an der Dubissa im weiteren Verlauf der Kämpfe der Feind an vielen Stellen über den Fluß hinaus verfolgt wurde. Unsere Gegner wissen zu berichten, daß wir bei Libau, Rossieny und bei Szawle sehr stark vertreten sind.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz kämpfen in Flandern unsere wackeren Truppen mit der alten Beharrlichkeit um ein Gehöft, ein Schloß nach dem andern, wie das die Natur dieses Kriegschauplatzes mit sich bringt. Der feindliche Durchbruchsversuch nordöstlich der Lorettohöhe hat die Franzosen eine hohe Summe von Gefallenen und Gefangenen gekostet. Im Priesterwalde wurden feindliche Angriffe blutig zurückgeschlagen. Die Franzosen benutzten Gefangene als Kugelfang, um dahinter aufrecht zu schanzen. Der Krieg in den Lüften wird lebhaft fortgeführt, so wenig Aufhebens in unseren Berichten davon gemacht wird.



Nach dem Leben radiert von Erich Heermann.

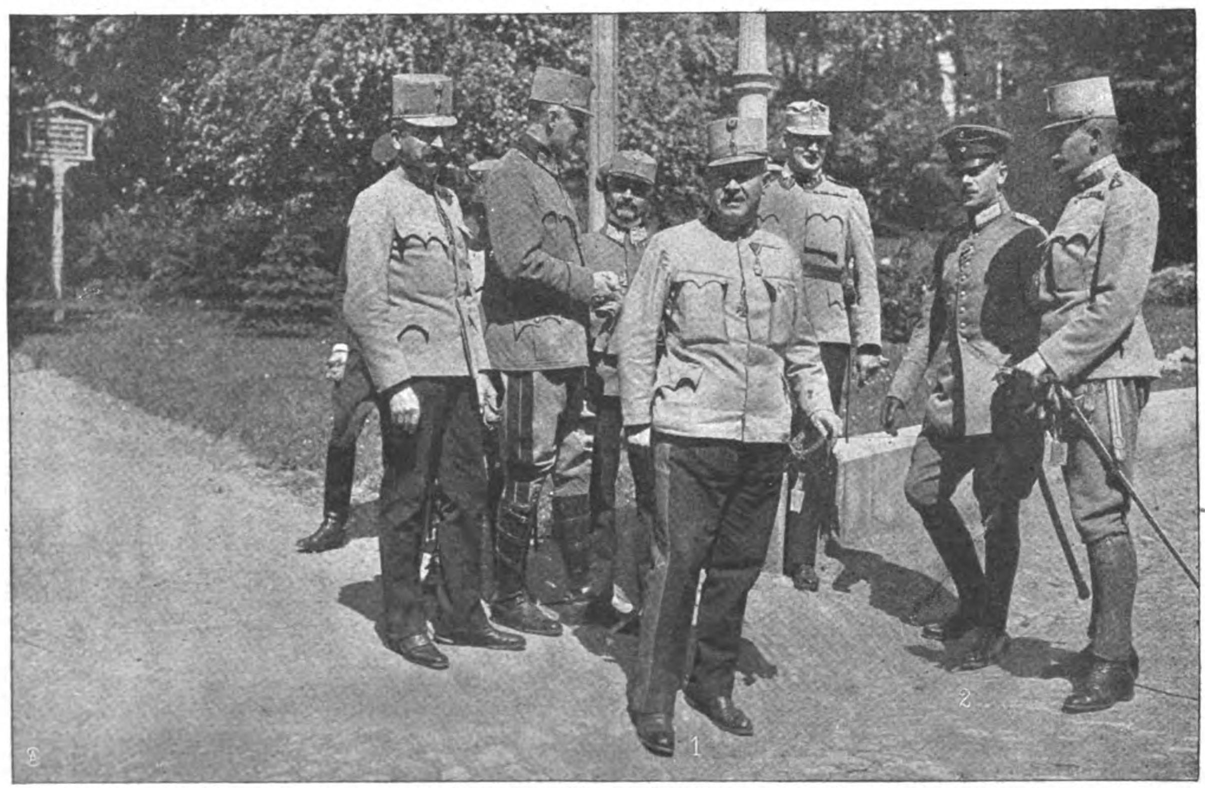
Erzherzog Eugen, der Oberbefehlshaber der Armee gegen Italien.



Freiherr Conrad v. Hötzendorf und Exzellenz v. Höfer.
Aus dem österr.-ungarischen Hauptquartier.



Fürst Bülow in Berlin.
Zum Abbruch der deutsch-italienischen Beziehungen.



Generalmajor von Höhn, Vorf. des Kriegspressequartiers (1), und Oberstleutnant Graf Kageneck, deutscher Militärattaché (2).
Aus dem österr.-ungarischen Hauptquartier.



Phot. Kieglmann.

21-cm-Geschütze in Feuerstellung vor Rimanow.



Phot. Kieglmann.

Gefangene Russen in Rimanow.

Von den siegreichen Kämpfen in Galizien.



Major Credé.

Major Georg Mittelstaed.

Hauptmann d. R. K. Rothe.

Hofphot. Tegmann, Kassel.

Major Friedr. v. Pirscher.

Phot. Ad. Schwalb, Gebweiler.

Oberstlt. Alfr. Freih. v. Crailsheim.

Phot. Benjemann, Metz.

Hauptmann Kurt Fröhlich.

Hauptmann Retzlaff

Hofphot. Mertens.

Leutnant Konrad Ebert.

Leutnant Rich. Michemann

Hauptmann Peters.

Hauptmann Frhr. v. Wintzingerode.

Hofphot. Uhlenhuth.

Lt. Frhr. v. Wintzingerode-Knorr.

Phot. Schaefer.

Leutnant d. R. Wilhelm Rath.

Feuerwerksleutnant Otto Adam.

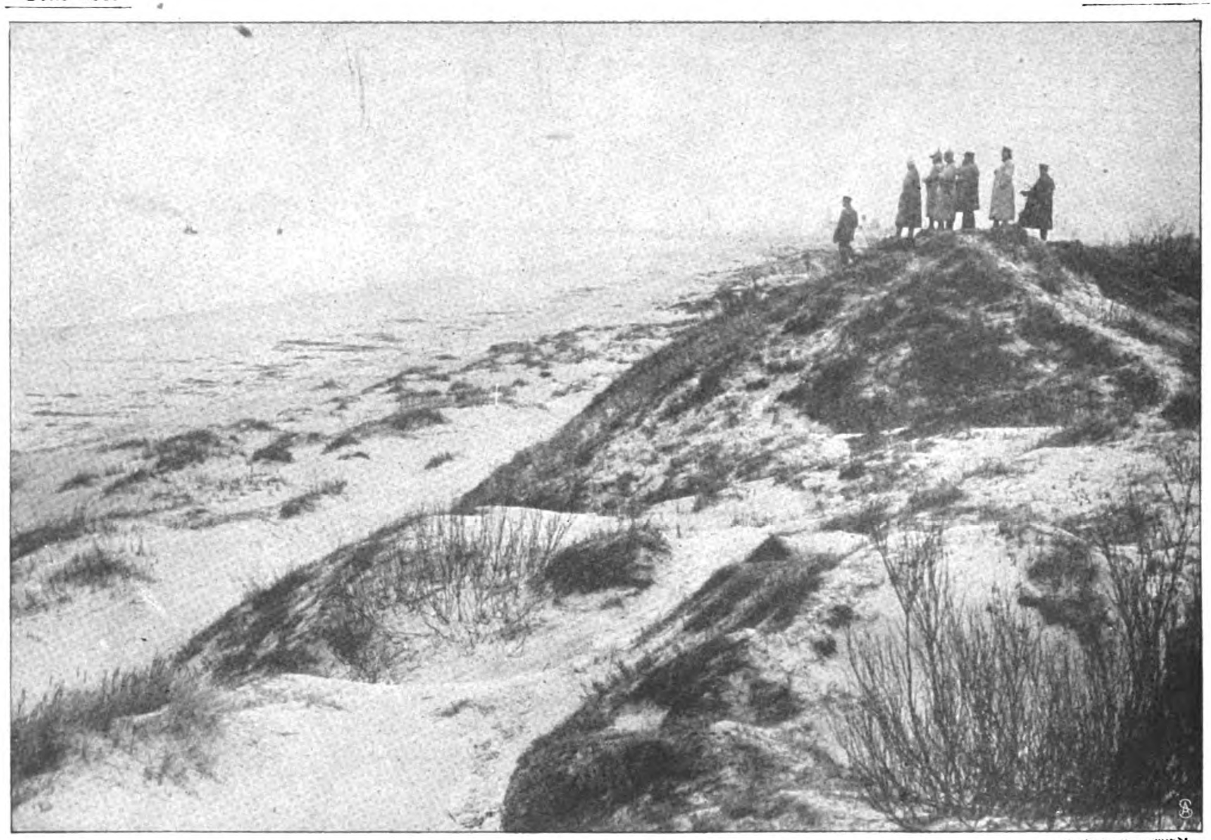
Oberlt. d. R. Schneller.

Leutnant Erwin Jaenecke.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

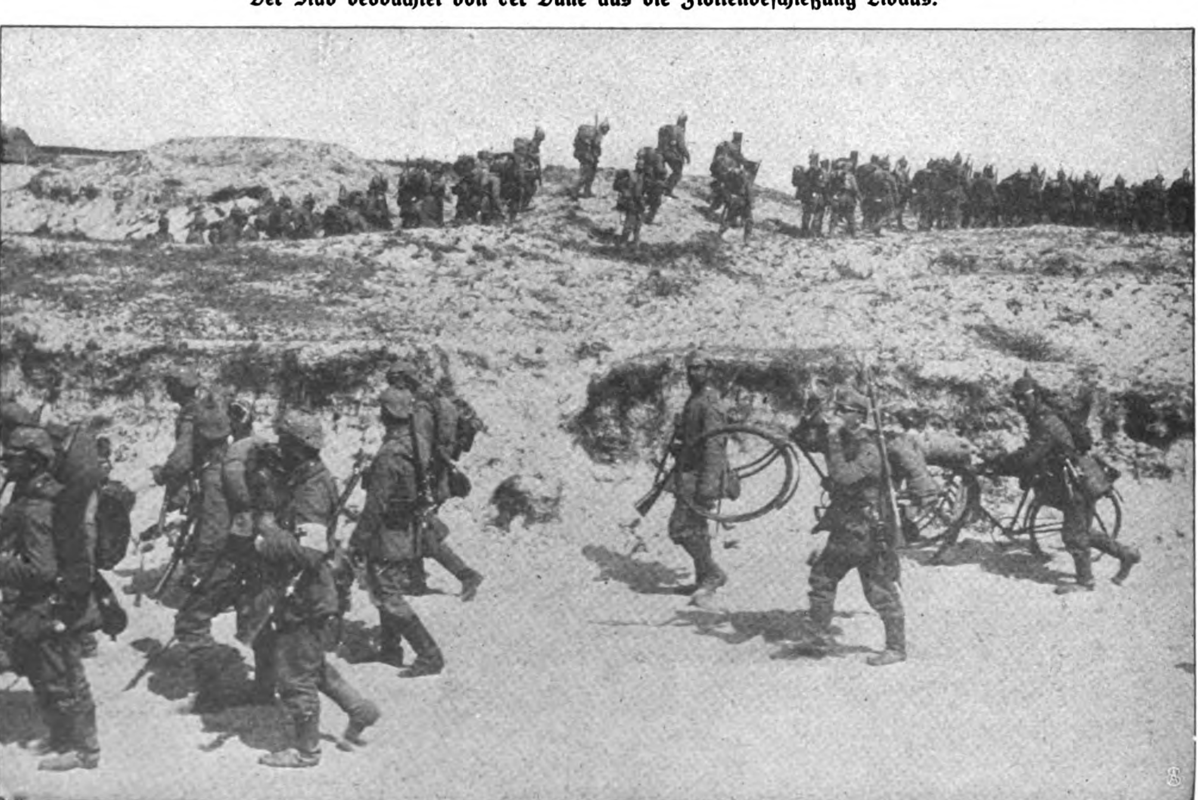
Von österr.-ungar. Truppen abgefeuerte, über feindlichen Schützengräben explodierende Mine.

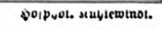




Hofphot. Kühlewindt.

Der Stab beobachtet von der Düne aus die Flottenbeschießung Libaus.





Hofphot. Kühlewindt.

Unsere Truppen im Vormarsch auf Libau über die Dünen.

Vom nordöstlichen Kriegschauplatz.





Der Wagen des Kriegsberichterstatters des „Berliner Lokal-Anzeigers“
ist auf einer polnischen Straße steckengeblieben.



Kavallerie im Schützengraben:
Ungarische Husaren als Fußtruppe bei Plock.



Die Floßbrücke über die „Dubissa“.



Gefangene Russen helfen einen Wagen schieben.

Bilder vom nordöstlichen Kriegsschauplatz.





Phot. Leipz. Pressebüro.

Das Burschenschaftsdenkmal in Jena.

Das sogenannte „Geleitshaus“ in Jena,
in dem die regelmäßigen Versammlungen der Burschenschaften abgehalten wurden. (Das Haus besteht jetzt **nicht mehr.**)



Phot. Leipz. Pressebüro.

Das berühmte Bierdorf Lichtenhain bei Jena,
der beliebteste Ausflugsort der deutschen Burschenschafter von jeher bis auf den heutigen Tag.

Zur Jubelfeier der deutschen Burschenschaft.

(Hierzu der Aufsatz auf Seite 795.)



Deutsche Gärten.

Von Else von Boetticher.

Das Kennzeichen deutscher Kultur ist die uns allen gemeinsame Freude am Organisieren, am Aufbauen. Sie bildet ein festes Band zwischen allen Deutschen, mehr noch als gemeinsame Lebensgewohnheiten und Anschauungen. Sie gibt uns jene Überlegenheit den Fremden gegenüber, um derentwillen wir im Auslande so sehr gehaßt werden. Sie ist der Born unserer Kraft und Erneuerungsfähigkeit.

Der Trieb, zu schaffen und aufzubauen, veranlaßt unsere Feldgrauen, selbst den unwirtlichsten Schützengraben in ein wohnliches Gemach zu verwandeln, die zerschossenen Städte wieder aufzubauen und den verwüsteten Acker im Feindesland neu zu bestellen.

Er veranlaßt uns Daheimgebliebene, den vaterländischen Boden wie ein köstliches Kleinod zu hegen und zu pflegen und ihn in einen blühenden Garten zu verwandeln, während ringsum die Feinde Vernichtung toben. Jeder ist bereit, seine volle Arbeit einzusetzen für des Vaterlandes Wohl. Und mit der geschlossenen Kraft, die uns bisher unüberwindlich machte, gehen wir nun daran, der heimischen Erde alle Schätze abzuringen, die sie hergeben kann. Wir wollen unabhängig sein vom Auslande, die eigene Vorratskammer soll uns alle speisen.

Die Anregung, in den Gärten mehr Gemüse zu bauen als bisher, hat weiteste Verbreitung gefunden. Wer in der Umgebung Berlins einen Blick auf die Laubenkolonien wirft, wird erstaunt sein über die emsige Arbeit, die hier geleistet wurde. Die Beete schimmern wie brauner Samt, sorgsam bestellt und gelockert. In grünen Streifen sind die Erbsen aufgegangen, für die zum Teil schon die Stangen zum Emporranken gesteckt sind. Der Salat streckt stattliche grüne Köpfchen empor. Kohlrabi, Weiß- und Wirsingkohl wurden in Hunderttausenden kleiner Pflänzchen der Erde anvertraut und entwickeln sich kräftig im warmen Frühlingsonnenschein. Damit von Ungeübten keine Verschwendung mit Saat getrieben werde, hat die Stadt große Mengen kleiner Gemüsepflanzen aus dem Samen ziehen lassen und umsonst verteilt.

Nachmittags herrscht in all den Gärten und Laubenkolonien ein emsiges Treiben. Familienväter mit ihrer Kinderschar ziehen hinaus. Während die kleinen sich an den Turngeräten ergehen oder im Sande Festungen bauen, „Przemysl“ und „Belfort“, oder gar einen Schützengraben anlegen, müssen die älteren dem Vater bei der Arbeit helfen. Das Unkraut wird gejätet, die zarten emporkeimenden Pflänzchen sorgsam aufgerichtet, die Beete gewässert und das Frühgemüse geerntet. Sauerampfer und Salat können schon heute als Lohn der Arbeit nach Hause gebracht werden, und dieser Erfolg spornt die Arbeitslust mächtig an.

Die Häuser in den Laubenkolonien sind zum Teil frisch gestrichen, ja, trotz der Kriegzeit wurde eine Menge neuer „Sommervillen“ errichtet. Die Veranden sind mit sauberen Vorhängen versehen, auf den Blumenbrettern vor den kleinen Fenstern prangen rote Geranien und Schlinggewächse. Meist befinden sich vor dem Häuschen einige zierlich angelegte Blumenrabatten, von denen der Goldlack seine süßen Düfte emporsendet und Stiefmütterchen und Primeln mit gelben Augen emporschauen. Nelken- und Rosenbeete lassen ein buntes Blühen auch für den Sommer erwarten und zeigen, daß die Freude am Schmuck des Lebens doch nicht ganz dem praktischen Nutzen hat weichen wollen.

Schwarzweißrote und schwarzgelbe Fahnen flattern über den Lauben; Kinderlachen schallt fröhlich empor, und nach getaner Arbeit begrüßen die Nachbarn sich und berichten einander über den Stand ihrer Pflanzungen. Mancher arbeitet Sonntags von 5 Uhr morgens an in seiner Laubenkolonie. Daß die Pflänzchen so kräftig emporschießen, ist nicht zum mindesten seinem Fleiß zu danken.

Auch Frauen betätigen sich eifrig bei der Gartenarbeit, nicht nur in den Laubenkolonien, wo man sie emsig schaffen sieht. In großem Maßstabe beteiligen sie sich z. B. am Gemüsebau, der von einem Kriegsausschuß auf dem fruchtbaren Gelände am Teltowkanal eingerichtet wurde.

Zweihundert Damen unserer besten Gesellschaftskreise haben dort in unermüdlicher freiwilliger Arbeit im Laufe von vier Wochen hundertundzwanzig Morgen Land mit Gemüse bebaut. Ein weites Gelände harrt noch der Bestellung. Doch die Arbeitslust der Helferinnen ist unerschöpflich. Sie sind fast alle durch den Sport gestählt und an Bewegung in frischer Luft gewöhnt. So leisten sie Vorzügliches. In Kolonnen von zehn bis zwölf Personen treten sie zur Arbeit an, von einer Führerin geleitet. Ihre weißen Schutzhüte oder blauen und roten Kopftücher leuchten im Sonnenschein, fröhlich klirren die Spaten und Garteneisen. Vom Teltowkanal zieht ein frischer Wind herüber und weht den Duft blühenden Flieders vor sich her. Wiesen und Bäume schimmern in hellem Grün. Das Gemüseland scheint in einen fruchtbaren Garten hineingebettet zu sein, und seine regelmäßig bepflanzten Beete verheißen schon jetzt eine reiche Ernte.

Auch die Jugend will nicht zurückbleiben im allgemeinen Wetteifer um die Pflege des Heimatbodens. An anderer Stelle bebauen junge Mädchen ein Stück Gartenland. Nachmittags nehmen sie unter Aufsicht einer gelernten Gärtnerin die Arbeit auf. Sie pflanzen und säen, sie hegen Blumen in glasgeschützten Treibbeeten und ernten Kräuter und Frühgemüse. Lange Erdbeerbeete und dornige Stachelbeersträucher sind ihrer Obhut anvertraut. In einem kleinen braungestrichenen Häuschen, das von Spalierbäumen umrankt ist, halten sie Rast. Sie kochen sich dort ihr Abendessen und verbuchen sorgfältig die Einnahmen, die der Garten ihnen spendete. Sie sind stolz auf jeden Salatkopf, den sie verkaufen, und ihre Gesichter sind braungebrannt von der Frühlingsonne.

Es herrscht allenthalben Lust am Schaffen, eine Liebe und ein Vertrauen zum Mutterboden, in denen etwas urkräftig Bezwingendes liegt. Auch in den verwundeten Feldgrauen erwacht sie, sobald sie vom Krankenlager aufstehen und den Lazarettgarten betreten dürfen.

Sie können die geheilte Hand noch kaum bewegen, aber schon müssen sie den Spaten ergreifen. Zwischen den niedrigen Holzbaracken des Lazaretts entstehen künstlich verschlungene Sandwege oder runde und ovale Blumenbeete, auf denen es bald in rot und blauer Blütenpracht leuchtet. Hier zimmern ein paar Feldgraue aus Stäben eine Laube mit Tischen und Bänken, dort ein Spalier, an dem sich Efeu und wilder Wein



Die Drei.

Von Joseph von Lauff.

Es standen drei vor Tau und Tag,
Da noch die Sterne wachten,
Und tief zu ihren Füßen lag
Die Welt in roten Schlachten.
Der Morgen hob sich fahlen Lichts,
Umschauerte die Recken,
Umschauerte des Weltgerichts
Gigantisch Mähn und Strecken.
Hosianna!

Drei Männer standen grimm und stark
In heilger Gloriole;
Drei Männer, deutsch bis tief ins Mark
Vom Scheitel bis zur Sohle;
Drei Männer, die mit Herz und Leib
Dem Reich Gefolgschaft schworen;
Drei Männer, wie ein deutsches Weib
Sie stolzer nicht geboren.
Hosianna!

Des einen Brust war erzbewehrt;
Die Brauen wuchsen zusammen;
Vor ihm das aufgestemmte Schwert
Schoß lichte Feuerflammen.
Sein Ruf, gepanzert wie ein Held,
Zog aus im Wetterscheine:
„Wir Deutsche fürchten auf der Welt,
Herrgott, nur dich alleine!“
Hosianna!

Des zweiten Stirn trug lautres Gold,
Mit dem der Kaiser ihn krönte.
„Ich hab's gewagt! Der Würfel rollt!“
So ihm's vom Munde tönte.
„Hie deutsche Faust, hie Schwerterstreich
Den Würgern und den Schergen,
Und neues Leben blüht dem Reich
Aus Gräbern und aus Särgen!“
Hosianna!

Im langen, faltigen Talar
Der dritte sprach den Segen.
Sein Wort flog wie ein Königsaar
Dem Morgenlicht entgegen:
„Eine feste Burg ist unser Gott,
Ist gute Wehr und Waffen!
Zur Hölle fahre Grimm und Spott
Und was uns Leid geschaffen!“
Hosianna!

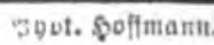
So sprachen sie, so sangen sie,
So klang's von ihrem Munde,
Und ihre stolze Melodie
Beschwor die Siegesstunde.
Sie hob sich auf in Morgenpracht,
Umglänzt von Purpurbramen,
Und unten donnerte die Schlacht
Ihr „Amen, Amen, Amen!“
Hosianna!



emporranken sollen. Andere säen und pflanzen. Sie ruhen nicht, ehe alle Gebäude von Blumenbeeten eingefaßt sind. Die Schwestern und ihre Besucher müssen sich am Erfolg ihrer Arbeit mitfreuen, und die Stätte ihrer Leiden wird ihnen nun zur lieben Heimat, an deren Schönheit und Wohnlichkeit sie mitschufen.

Nichts ist mehr geeignet, uns beim erneuten Anprall von Haß und Feindschaft, der sich nun über uns ergießt, mit Mut und Zuversicht zu erfüllen, als der Blick auf diese rastlose Arbeit des deutschen Volkes. Draußen klirren die Schwerter, daheim Pflug und Spaten. Draußen bauen sie Befestigungen und Schützengräben, daheim Gärten und Felder. Das ganze Volk ist treu dem Gelöbnis, das in den schicksalschweren Stunden des August so oft von begeisterten Lippen erscholl: „Wir alle wollen Hüter sein! Hüter unseres deutschen Landes!“




Phot. Hoffmann.

Von den Kämpfen bei Ypern: Gefangene Engländer bei St. Eloi.



Sanitätskolonne auf grundlosem Wege in Rußland.



Illustration Photoverlag.

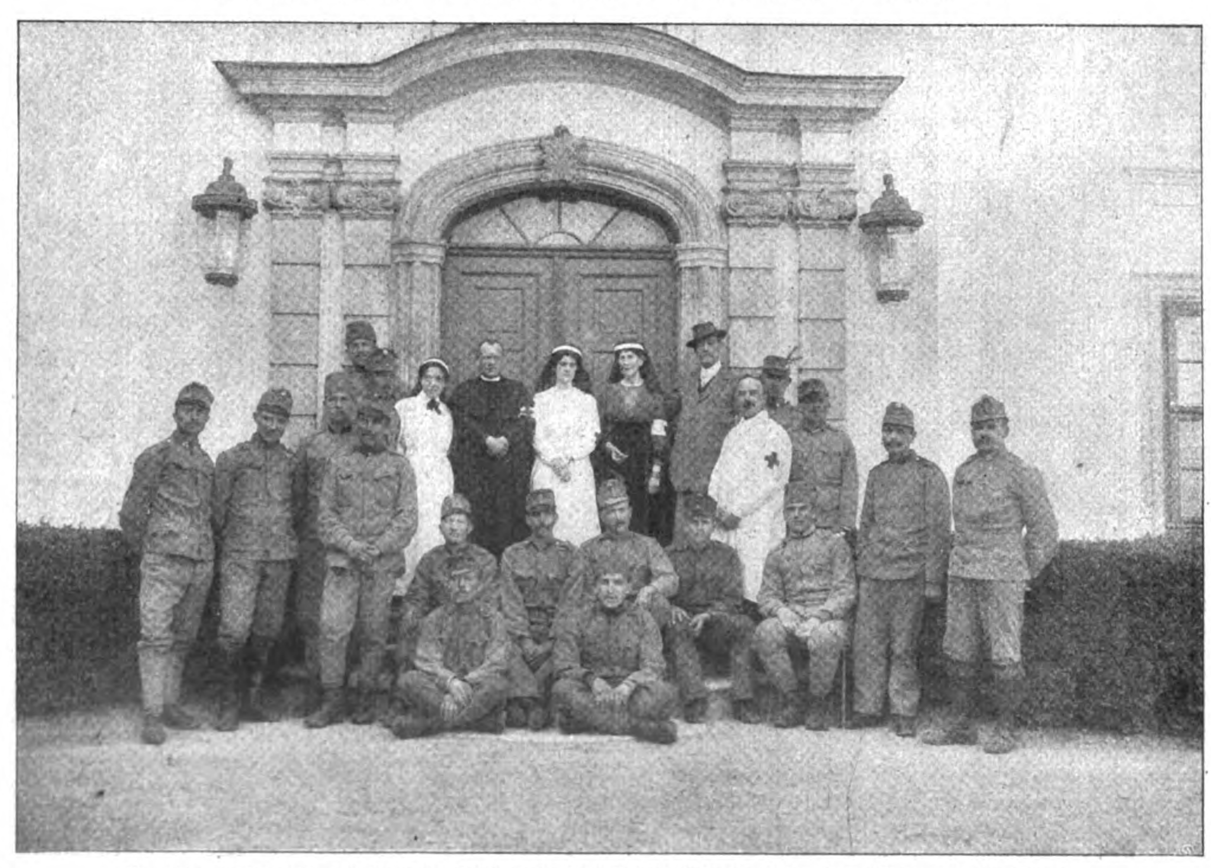
Fuhrparkkolonne in einer Dorfstraße.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





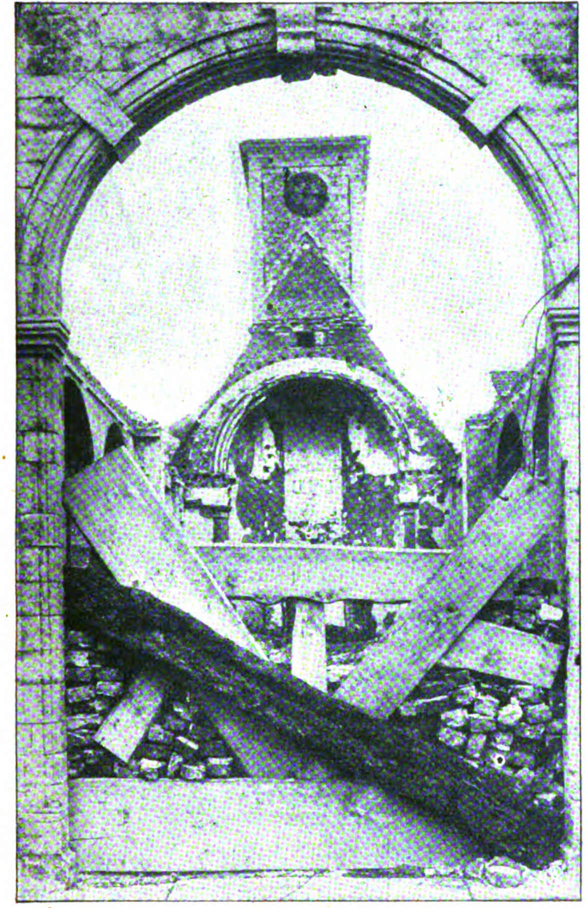
Wiener Konzertjause auf dem Dach des Schulhauses in der Herrengasse,
veranstaltet zu Ehren der deutschen Verwundeten von Schülern und Schülerinnen.



Von links nach rechts Schwester Edith, Schloßpfarrer, Komtesse Ilona Esterhazy, Gräfin Mary Esterhazy, Graf Karl Esterhazy, Spitalsleiter Dr. Salvator D. Antoniadis.

Das Verwundetenspital des Grafen Karl Esterhazy in Schloß Cseklesz.

Kriegs-Liebestätigkeit in Oesterreich-Ungarn.



Blick in den Chor.

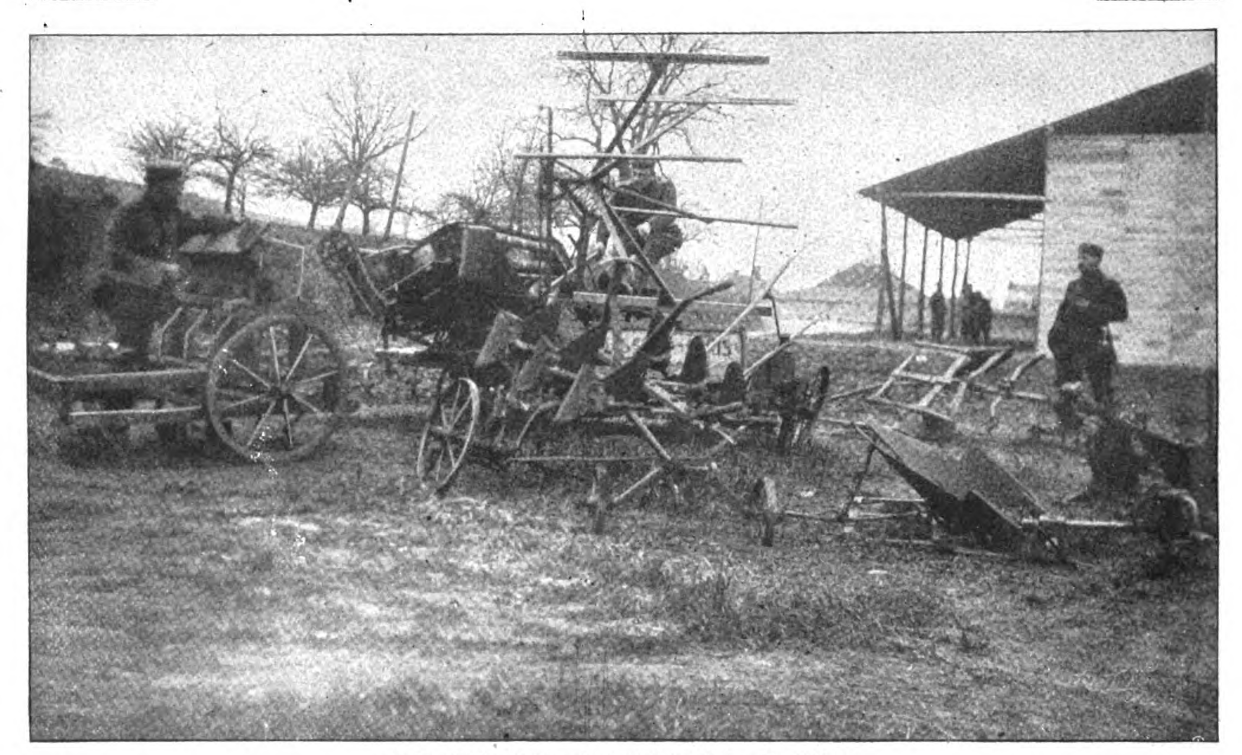


Stehengebliebene Säulen des Seitenschiffs.

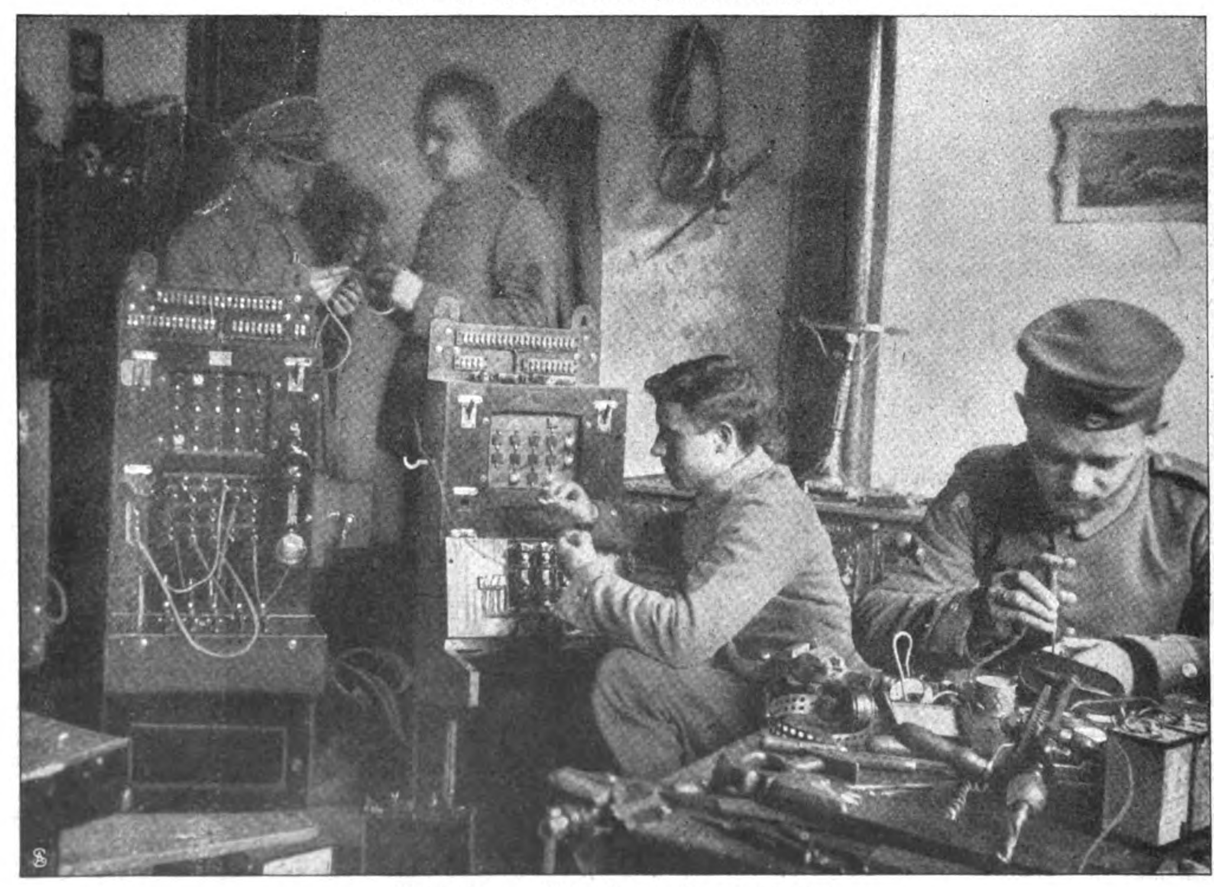
Eine malerische Kriegsruine: Die Trümmer der Kirche von Lueken



Gefangene Deutsche in Matsjujama (Japan).



Beim Instandsetzen landwirtschaftlicher Maschinen.



Mechanikerwerkstätte einer Telegraphentruppe.

Arbeitstätten deutscher Truppen hinter der Front.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

2. Fortsetzung.

Als Stürkens wieder im Hotel war — er wohnte in einem Hotel Unter den Linden — hörte er, daß eben der „Flottenprinz“ dagewesen, um die Arrangements wegen eines Flottenbasars in Augenschein zu nehmen. Der Wirt war entzückt von seiner Liebenswürdigkeit. Er sagte, daß er bis jetzt durchaus gegen eine Kriegsmarine war, aber seit den Worten des Prinzen Adalbert von ihrer Notwendigkeit überzeugt sei. Vor allen Dingen deshalb, weil die Flotte in Moabit gebaut werden sollte.

„Offen gestanden, Herr Stürkens,“ sagte er, „das dünkt mich der wichtigste Punkt in der ganzen Flottenbewegung: man beschäftigt unsere Arbeitslosen. Das ist Schicksalsfügung; das bedeutet wieder Ruhe in der Stadt. Denn nur die Arbeitslosen machen Revolutionen! Man sollte in jeder Stadt ein Schiff bauen. Da bin ich anderer Meinung als die Patrioten. Chacun pour soi. Königliche Hoheit sagten vorhin ‚einheitliche Betätigung im Flottenbau; Bevorzugung der Küstenstädte‘. Aber ich als Geschäftsmann darf mir darüber wohl ein Urteil anmaßen, und Sie werden es mir als altem Bekannten nicht übelnehmen: wie käme Berlin oder Potsdam dazu, für die reichen Bremer oder Hamburger zu sammeln? Sehen Sie, das wäre Ihnen sogar unangenehm; ich sehe es Ihnen an. Da ist es schon viel richtiger, was gestern in Frankfurt vorgeschlagen wurde: man soll die deutschen Fürsten zum Niederschlagen ihrer Eichenwälder unverzüglich auffordern. Den ungeheuren Waldungen des Großherzogs von Oldenburg, den reichen Beständen der Schaumburg-Lippe soll der Ruhm werden, Deutschlands Ehre über die Ozeane zu tragen.“

„Glauben Sie, daß sie damit einverstanden sind?“ fragte Stürkens lachend.

„Offen gestanden — nein.“

„Nun, ich glaube es auch nicht. Und ich kann es ihnen nicht einmal übelnehmen.“ Und immer noch lachend, nahm er den „Aufruf an das deutsche Volk“ entgegen, den ihm ein eifriges Komiteemitglied in die Hände drückte.

Aber er las ihn erst, als er im Nachtzug nach Hamburg zurückfuhr. Die Beleuchtung in der 2. Klasse war schlecht, und doch waren die Fahrgäste der 3. Klasse eifersüchtig auf die Bevorzugung, denn sie mußten sich ihre Kerze oder ihr Laternchen mitbringen, wenn sie nicht im Dunkeln reisen wollten. Peter Stürkens setzte sich bequem in eine Ecke, nachdem er sich für die fast zwölfstündige Reise vorbereitet, überdachte noch einmal seufzend die Lage, in der sich die Firma befand, machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand, als er an die Wendemuths dachte, und griff zu dem Flotten-Aufruf, um seine Gedanken auf etwas Gleichgültiges zu lenken. Müde und abgespannt las er, während der Zug mit großem Lärm und geringer Geschwindigkeit vorwärts keuchte.

Stürkens gähnte. Dachte plötzlich an seinen Vater — und richtete sich steif auf. Las mechanisch weiter —

„Auch der Heller des Unvermögenden wird dankbar angenommen werden. Reich und arm muß gleichzeitig die Freude werden, an Deutschlands Erhebung mitzuwirken. Wenn das deutsche Volk will, werden bald schwarzgoldene Flaggen auf deutschen Kriegsschiffen wehen; werden bald unsere Feinde uns achten zur See wie auf dem flachen Land“ —

Er verstand den Sinn nicht mehr; denn in der Dämmerung um ihn her hockten gespenstische Vögel mit hohlen Augen und grauem Gefieder. Ach, wie viele! Von grauer Dämmerung hoben sie sich ab — eine schweigende, unheimliche Gesellschaft. Und je weniger er ihrer achten wollte, desto näher kamen sie. Da stützte er den Kopf in beide Hände und schloß die Augen. Und fuhr in die Nacht hinein mit seinen Ängsten und seinen Sorgen.

* * *

Was war es für eine Erregung! Die „Nanni“ war wieder da! Schwarz von Menschen war es an der Landungsbrücke von St.-Pauli. Als wenn Hamburgs Seeleute sich alle am Jonashafen zusammengefunden hätten. Düster sahen sie zur Elbe hinüber, drängten sich an der steinernen Treppe, tauschten heftig ihre Befürchtungen; sahen immer wieder zu dem Dreimaster hin, der vor kurzem hereingekommen und nun hinter den Reihen der abgetakelten Segler vor Anker lag. Die Mannschaft war auf der Back; Männer mit hohen Hüten gingen hin und her, man sah von weitem ihre Erregung. Man sah, wie sie lebhaft miteinander sprachen, umherliefen oder mit dem Kapitän sich unterhielten. Kapitän Claasen führte die „Nanni“. Ein Mann, der den Teufel nicht fürchtete. Es mußte schlimm stehen, wenn der in den Hafen zurückkehrte. Mit geballten Fäusten standen wetterfeste Kapitäne, standen ergraute Steuerleute, stand hungerndes Seevolk am Hafen. Zornige Schimpfworte flogen hinüber zu den Dänenschiffen, die weiter zum Grasbrook hin verankert lagen. Die Matrosen, die armen Teufel, die von Tag zu Tag hoffnungsloser und verzweifelter wurden, ersehnten eine Gelegenheit, den Dänen ihre Wut in die lachenden Gesichter zu schreiben. Die „Nanni“ war wieder da! Wer hat erlebt, daß ein Schiff in den Hafen zurückkehrt, den es vor acht Tagen verlassen hat! Daß eine Ladung wieder gelöscht werden mußte! Eine Schmach für Hamburg, für hanseatische Schiffahrt bedeutete der „Nanni“ Rückkehr. War ein furchtbarer Beweis von dem Ernst der Lage. Man war



überzeugt gewesen, daß die befreundeten Dänen die strenge Blockade auf preußische Häfen beschränken würden. Hatte mit wenig Mitgefühl an preußische Segler gedacht, denen dänische Korvetten nachstellten. Hamburg wollte durchaus mit Dänemark in Frieden leben. Dreißig Millionen Hamburger Vermögen steckte in Dänemark und den Herzogtümern. Da denkt man doch nicht an Krieg und Feindschaft!

Und nun sah man, daß man sich einer Täuschung hingegeben hatte! Die „Nanni" war wieder da! Man begriff, daß Not und Elend am Hafen und unter der Hafenbevölkerung noch lange nicht ihr Ende erreicht hatten. Die abgetakelten Kauffahrteischiffe, die seit dem Herbst im Hafen lagen, konnten faulen! Wie Schiffbrüchige waren die Seeleute, die untätig, die finster umherstanden und umsonst auf Rettung hofften! Keine lustigen songs, keine übermütigen Jungen, die mit hellen Augen an dumme Streiche denken, die sich raufen und balgen in überschüssiger Kraft. Ach, keine lustigen Reden mehr von Bord zu Bord! Erschreckend still war es am Hafen. Manchmal schlich etwas umher, unheimlich, raschelnd, wie dunkle Schatten — die Ratten waren es, die zahllos, zahllos die Schiffe verließen; manchmal seufzte etwas und schluchzte und klagte, daß sich den Seeleuten das Wasser in die Augen drängte: das waren der nackten Schiffe Masten und Rahen, um die der Nachtwind fuhr. Manchmal flüsterte es und lockte aus der Tiefe, wenn ein Träumer sich zu tief herabbeugte über die Hafenmauer: Das war die Meeresbraut, der er sich angelobt. Und sie drängte: Wo bleibst du? Und sie forderte: Warum kommst du nicht?

Aber ein wütendes Drängen war am Hafen, als die „Nanni" zurückkam. Die Reeder waren an Bord; wollten vom Kapitän Claasen genau hören, was sich zugetragen. Für 700,000 Mark Stückgut und Leinen hatte die „Nanni" an Bord. War unterwegs gewesen nach Montevideo für die Firma Stürkens. Wäre den Dänen eine fette Prise gewesen. Dank schuldete man dem Kapitän für seine Heimkehr. Lang und sehnig war er und breitschultrig, und wie Pergament war sein Gesicht. Ein Fransenbart umsäumte es von einem Ohr zum andern, und das dichte, graue Haar stand aufrecht wie eine Bürste. Er sprach laut und zornig, von heftigen Bewegungen seiner muskulösen Arme unterstützt. Und noch öfter als sonst warf er sich ein Stück „Schwarzen" in den Mund, um sich zu beruhigen. Aber wie kann man ruhig werden, wenn der Grimm einem die Galle ins Blut treibt! Wenn man von dem Schimpf berichtet, daß ein Hamburger Kapitän in den Hafen zurückkehren muß. Wütend erzählte er, wie erstaunt der Hafenmeister gewesen, als er in Cuxhaven anlegte! Aber man muß doch anlegen, wenn man im Ritzbütteler Schloß Papiere abgeben soll für den Amtmann Sthamer. Mit der „Tide" wird man morgen wieder auslaufen!

Und nun hört man, daß die „Gefion" vor der Einfahrt kreuzt. Und beim Feuerschiff ankert die „Bellona". Am Leuchtturm, an der „Alten Liebe", irren Männer und Frauen umher, ringen die Hände, weinen, schreien, fluchen. — Was soll man anfangen, wenn die Dänen den Ort beschießen? Der Leuchtturmwärter und einige beherzte Männer untersuchen die alte Kanone auf der Napoleonschanze; sie wollen sie durchaus instand setzen. Warum hat man die drei andern aufs Schloß gebracht? Was sollen sie da? Amtmann Sthamer sagt, zum Schießen sind sie doch nicht mehr zu gebrauchen! Man wüßte nicht, ob sie hinten oder vorn losgingen. Aber warum sorgte Hamburg da nicht für andere? Warum verließ sich das stolze Hamburg auf die armselige Kanone von 1808? Eine einzige verrostete Kanone, ein einziger Zwölfpfünder mit vermorschter Lafette, soll die Elbmündung schützen?

Goddam, da wird man lebendig! Läuft in die Stadt — da stehen die Konsuln und versehen ihre Magazine mit Flaggen und Wappen der Staaten, die sie vertreten. Der englische lacht, ihm ist's allright. Eine feine Nation ist Dänemark, sagt er, und es war eine Dummheit von Preußen, den Krieg mit einer Seemacht anzufangen, wenn es nur ein Schiff hat, das in einem blockierten Hafen liegt. Die Korvette „Amazone" hat Preußen, und in Altona liegt ein alter Holsteinischer Zollkutter mit zwei Böllern. Mit solchen Kriegsschiffen bekämpft man keine Seemacht, sagt Mr. Wallace.

Wie die Menschen außer sich waren! Barhäuptig liefen die Männer, fassungslos! Einer trug einen Stuhl; einer trug seine gestickten Hausschuhe; jammernde Frauen drängen aus den Häusern, Kinder heulen vor Angst; Wagen stehen auf der Straße, die mit Hausrat beladen werden. Reisewagen stehen da, vollgepackt mit Kisten und Kasten; auf einem ist hoch oben ein Käfig mit einem grauen Papagei; man muß lachen. Ja, trotz der Wut muß man lachen. „Hurra!" schreit der Papagei gellend über den jammernden Haufen hinweg. „Eins, zwei, drei, Hurra!"

Aber man hat keine Zeit — jeder läuft, jeder stürzt vorwärts in größter Eile, weiß manchmal selbst nicht wohin — — Der Kapitän läuft zum Amtmann Sthamer ins Schloß, der muß helfen; wozu ist er Hamburgs Vertreter?

Die Leute stehen vor dem Schloß, schreien, drohen, bitten — oben auf der Schloßtreppe steht der Amtmann, ruhig und stolz wie ein König; spricht mit dem Hauptmann des Hamburger Bataillons, das der Senat nach Ritzebüttel schickte. So groß ist der Amtmann und hat schwarzes Haar und schwarze Augen; so klein ist der Hauptmann und so blond und zart. Ja, 135 Infanteristen schickte Hamburg am 2. Mai zum Schutz seines Gebietes die Elbe hinunter. Jeder Mann brachte sein Bett mit. Im Schloß, in der Brauerei und bei den Bürgern sind die Leute untergebracht; sie sollen die Elbe beschützen! Sollen mit Perkussionsgewehren Hamburger Gebiet vor den Feuerschlünden schützen, mit denen stolze Kriegschiffe drohen.

Höflich hört der Amtmann die Bürger an, nimmt es ihnen gar nicht übel, wenn sie ihm zornige Worte ins Gesicht schleudern. Höflich hört er Kapitän Claasen an. Es ist sehr bedauerlich, sagt er, immer wieder dasselbe: es ist außerordentlich bedauerlich. Das weiß man am Ende selbst, damned! Aber glaubt der Amtmann, daß damit geholfen ist, daß damit die „Nanni" durch das Nordmeer kommt? Noch dazu bei konträrem Wind?



Glaubt er, daß der Reeder sich dabei beruhigt, wenn die „Nanni" mit ihrer Ladung nach Kopenhagen geht?

Immer höflicher wird Amtmann Sthamer; und immer wütender der Kapitän. Läuft zurück nach dem Hafen; spricht mit den Seeleuten: ob man versuchen kann, die „Nanni" nach England zu bringen?

Sie zuckten die Achseln. Versuch's nur, Kapitän, 15 Knoten läuft die „Gefion" vor dem Wind, und wie Sklavenschiffe sind dänische Gefangenenschiffe! Und erzählen von der „Dronning Maria", in der schleswig-holsteinische Freiwillige verstaut sind wie Heringe; sprechen von den tüchtigen Helgoländer Lotsen. Einer erzählt, wie die „Bellona" hinter einem armen Kauffahrer her war. Das Herz blieb ihm stehen vor Entsetzen. Schlimmer wie algerische Piraten sind die Dänen!

Alle raten ihm zurückzukehren. Vielleicht hat er Glück und bringt sein Schiff ungefährdet nach Hamburg. Niemand konnte ja die „Gefion" hindern, die Jagd die Elbe hinauf fortzusetzen. Es gibt ja keine Schanzen, keine Bastionen! Die Stader Bevölkerung hat sich auf Befehl der Regierung mit Sensen und Heugabeln bewaffnet! Nur der „Percy", das Stader Zollschiff, führt 2 Kanonen. Aber was nützen die gegen eine Fregatte?

Er kann sich nicht entschließen! In den Hafen zurück? Soll man sagen, Kapitän Claasen ist ein Bangbüx? Soll man in Hamburg mit Fingern auf ihn weisen? Und er bleibt mit der „Nanni" im Hafen. Wartet auf guten Wind. Wenn die „Nanni" Wind und Strom für sich hat, kann sie es mit der „Gefion" aufnehmen.

Aber das ist es! Zuerst tritt Windstille ein — und dann springt Westwind auf. Zwei Tage lang wehte der Weststurm, und wie er abflaute, kreuzte die „Bellona" vor dem Hafen.

Damned, denn helpt dat nich! Man beißt die Zähne aufeinander und weiß — — es gibt keinen Ausweg aus der Mausefalle. Man muß zurück ins Loch.

So kam es, daß Stürkens, als er am 8. Mai in Hamburg eintraf, die Stadt stark in leidenschaftlicher Erregung fand. Der Buchhalter sagte ihm, daß sein Vater bereits zur Börse gegangen war, weil man mit ernster Betonung sagte, daß man heute auf der Börse sich eine Flotte gründen wollte.

Seit dem großen Brande hatte man eine solche Erregung in der Stadt nicht mehr erlebt. Die Männer drängten sich, hasteten vorwärts, stürmten rücksichtslos aneinander vorüber. Jeder wollte der erste sein, der erfuhr, was man zum Schutze der Stadt vorhatte.

Jeder wollte wenigstens dabei sein, wenn Hammonia sich gegen den Feind zu rüsten entschloß. Es war ein so wildes Rennen zur Börse hin, wie man es höchstens an ganz kritischen Geschäftstagen erlebte. Selbst die ehrwürdigsten Großkaufleute hatten keine Zeit, Freunden und Bekannten auch nur zuzunicken. In der Börse selbst aber war es wie in einem Bienenschwarm. Die Männer drängten und schoben sich auf den Ständen, und statt der Notizblocks hatten sie englische Zeitungen in den Händen, lasen daraus die neuesten Berichte aus London, lasen Berichte vom Kriegschauplatz: Fredericia wurde bombardiert! Wrangel sandte Kugeln über den Belt und setzte Middelfart in Flammen! Und ganz sicher war die Blockade der Elbe! Sie schrien, sie tobten, die ruhigen Hamburger; das Ende ihres Glücks sahen sie bereits! Sahen sich abgeschnitten von der Welt! Sahen sich zum drittenmal in diesem Jahrhundert vor einer Katastrophe, die den Ruin der Stadt herbeizuführen geeignet war, und die Blockade deuchte sie noch viel gefahrvoller als Franzosenzeit und Brand. Wie Dünung umtobte es Stürkens, der aus grauen, harten Augen um sich sah. Er hörte von Heckscher sprechen, der in Frankfurt wiederholt den Antrag zur Flottengründung gestellt; man war erbittert, daß die Nationalversammlung sich noch immer nicht zu der großen Frage äußerte. Jetzt, da es Hamburg ans Mark ging, konnte gar nicht schnell genug gehandelt werden! Man schrie, man fragte, ohne Antworten abzuwarten; warum entschloß sich der Senat nicht zu handeln? Jemand sagte, daß der Bürgermeister selbst kommen wollte, es hieß, die Reeder hätten Pläne gefaßt zur Vertreibung der Dänen; aber wo blieben sie denn? Warum ließen sie sich so viel Zeit? Wußten sie nicht, daß Hamburgs Zukunft auf dem Spiele stand? Sie drängten, sie stießen und schoben sich, die ruhigen Hamburger; rot und heiß waren ihre Gesichter. Überfüllt war der große Raum; aber immer mehr drängten hinein — die Galerien füllten sich — wie Meeresbrausen tönte es herauf — ein Meer von Köpfen bewegte sich.

Auf einmal hört man, Kellinghusen ist gekommen. Alle machten lange Hälse; reckten sich — der Bürgermeister war der bestgehaßte Mann in Hamburg. In diesem Augenblick war aller Hader vergessen. Ja, in einigen Gruppen entstand vorübergehend laute Heiterkeit. Man frischte Erinnerungen auf aus der jüngsten Zeit: wie der Pöbel und wütende Revolutionäre des Bürgermeisters Haus stürmten, ihm die Fenster einwarfen, wie sie tobten und heulten, bis der Bürgermeister auf dem Balkon erschien. „Was wollt ihr denn eigentlich", fragt er zornig. Und hundert Stimmen antworten wütend: „'Ne Republik wolln wi hewwen!" „Aber Kinder, die habt ihr doch schon", sagt Kellinghusen. „Dann wolln wi noch eene hewwen!" schreit es zurück. Nimmersatt waren die Hamburger immer.

Und die Reeder kamen. Roß und Vidal, Godeffroy und Sloman und andere. Man sah, wie sie mit Senator Kirchenpaur zusammenstanden, der heftig und unwillig etwas abzulehnen schien. Mit den Großkaufleuten sprachen sie; Sloman trug etwas in sein Notizbuch ein, verschwand, um Minuten später auf der Galerie zu erscheinen, das häßliche Gesicht mit den stechenden, schwarzen Augen blaß und erregt, den grauen Zylinderhut im Nacken — wer hätte ihn je anders gesehen? Er sprach —

„Ruhe für Reeder Sloman!" schrie jemand.

Totenstille trat ein. Atemlos starrte alles auf den Mann, der Vorschläge machen wollte zu Hamburgs und seiner Rettung. Denn die Sloman-Schiffe lagen abgetakelt im Hafen wie so viele andere. Trotz seiner englischen Verwandtschaft, trotz vieler englischer Beziehungen stand es auch mit seiner Firma schlecht, wenn aus der peinlichen Lage kein Ausweg geschaffen werden konnte.

Natürlich sprach Herr Sloman von der Hansa stolzen Tagen, von Kriegstaten zu Lande und zu Wasser. Er sagte: „Keiner Macht wäre es eingefallen, Schiffe, die die



Flagge mit den Hamburger Türmen zeigten, zu belästigen. Weil wir uns selbst schätzten, schätzten und achteten uns auch andere! Und jetzt? Hamburg, die stolzeste Handelsstadt des Kontinents, muß für seine Existenz fürchten. Wenn durch die Sperre der Handelsweg über Antwerpen geleitet wird? Wenn statt der Elbe Rhein und Ems die Handelstraßen werden? Wer könnte das hindern? In unbegreiflichem, schmachvollem Leichtsinn hat man vergessen, die Küsten zu schützen, weil man sich leider auf den Edelmut der Völker verließ anstatt auf seine Kraft! Weil man in unbegreiflicher Verblendung, in unerhörtem Selbstbetrug sich stark fühlte, weil andere diese Stärke nicht erprobt hatten! Hannibal war vor den Toren — und Rom erwachte! Vor der Elbe liegt eine Fregatte — und sie muß Hamburg, muß ganz Deutschland zur Tat aufrufen! Denn können sich ihr nicht mehr gesellen? Wer bürgt, daß nicht ein Geschwader die Elbe heraufkommt und die Stadt brandschatzt? Daß unsere unbeschützten Küsten nicht heimgesucht werden! Daß ein Raubkrieg ausbricht, wie ihn die Welt noch nicht sah! Denn das gewaltige Deutsche Reich, das wir eben gegründet haben, wäre der Willkür dieses kleinen, kecken Gegners ausgeliefert! Das gewaltige Deutsche Reich mit seiner hohen Kultur, seinen unsterblichen Errungenschaften, seiner großen Geschichte — ein Gespött der Mitwelt."

Und nun sprach er von der Flotte, die sofort ins Leben gerufen werden mußte, forderte die Versammelten zur Unterstützung des Nationalwerkes auf; verkündete den atemlos Lauschenden, daß er und Reeder Godeffroy den Anfang machen wollten zu einer deutschen Kriegsflotte: Er stelle seine Bark „Franklin" und Godeffroy den Dreimaster „Cäsar Godeffroy" zur unentgeltlichen Verfügung und ohne Miete in den Dienst der guten Sache. Gleichzeitig aber brauchte man Geld zur Armierung, Geld zum sofortigen Bau kleiner Kanonenboote, zu Ausrüstungen und Munition —

„Jeder muß tun, was in seinen Kräften steht," rief er mit lauter Stimme über die Versammelten hinweg, „für die deutsche Sache sind wir bereit, Gut und Blut zu opfern. Ein Werk müssen wir ins Leben rufen, das für alle Zeit dastehen wird als ein hell strahlendes, für jeden angreifenden Feind drohendes Wahrzeichen von Deutschlands Einigkeit, von Deutschlands Kraft. Die ersten Kriegsschiffe wird Hamburg dem Feind entgegenschicken. Und da eine deutsche Flagge nicht anerkannt ist, werden wir unter Hamburgs Kriegsflagge, die zu gebrauchen uns der Senat erlaubt hat, die Nordsee von dem nordischen Feind säubern, wie einst „die bunte Kuh" sie von den Vitalienbrüdern, von Störtebekers Raubgesindel gesäubert hat."

Ein Brausen, ein Schrein und Toben löste die Spannung.

„Hoch Hamburg! Hoch die deutsche Flotte!"

Wild erregt sahen die Männer sich an. Viele wischten sich den Schweiß von der Stirn, winkten sich mit großen Tüchern zu; Agenten sagten es sich noch einmal an den Fingern her, was gebraucht wurde: Ausrüstung, Munition, kleine Kanonenboote — wären wohl am liebsten gleich hinausgestürzt, um Verbindungen anzuknüpfen, Lieferungen zu übernehmen. Auf den Bänken, die an den Seitenwänden der großen Halle standen, saßen die großen Kaufherren, deren Handel sich über die Welt erstreckt, saßen ernst und wortkarg, die glatten Gesichter verschlossen, die klugen Augen voll Unruhe. Heftig sprach Senator Kirchenpaur mit dem Bürgermeister. Wollte nichts wissen von dieser Flotte, hatte böse Worte für Sloman und die angebotenen Schiffe. Nun hetzte man sich selbst die Feinde auf den Hals! Hamburg bedarf keiner Kriegsmarine! Nur geschickte Diplomaten hat es nötig. Wie kommt Hamburg dazu, sich für Deutschland zu opfern? Was ist denn Deutschland? Glaubte wirklich einer, der die Frankfurter Verhandlungen verfolgte, daß dieses Deutschland von Bestand sei? Aber Hamburg ist von Bestand! Durch eine vorübergehende Kalamität darf man seine besten Freunde nicht gegen sich erzürnen. Immer waren die Dänen gute Freunde gewesen.

„Ruhe für Reeder Godeffroy", schrien erregte Stimmen. Eine Sammlung für die Flotte will Reeder Godeffroy! Listen sollen herumgereicht werden, 10,000 Mark zeichnet der Bürgermeister.

„Hoch der Bürgermeister Kellinghusen!"

Je 5000 Mark Godeffroy und Sloman, Roß, Vidal und Konsul Schön.

„Hoch die Reeder!"

Und sie drängten sich um die Listen! Feilschten nicht um hundert Mark mehr. — Es gilt Hamburg! Und da klappert es in den Beuteln, und es wird beschlossen, daß eine Anzahl angesehener Bürger von Haus zu Haus geht, um Beiträge für die Flotte zu sammeln. Ob reich, ob arm, ob Kaufherr oder Handwerker — Jeder soll geben! Jeder soll der Ehre teilhaftig werden, das große, nationale Werk zu fördern!

Da drängen sie sich zu dem Ehrendienst; bekannte, wohlklingende Namen werden verlesen; die Listen werden durchgesehen — die Kollekte flüchtig gezählt — über 100,000 Mark ergab die erste Sammlung! Die deutsche Flotte war wirklich in der Hamburger Börse gegründet worden! Die ersten Kriegsschiffe stellten Hamburger Reeder zur Verfügung! Wie ein stolzes Lachen ging es durch die weite Halle! Strahlend sahen sich die Männer an, entzückt von ihrer eigenen Begeisterung! Da fängt einer an, das Trutzlied zu singen; andere fallen ein; hundert — fünfhundert — tausend Stimmen vereinigen sich; brausend wie ein Choral ertönt das Holstenlied! Wie ein Kriegsruf tönt es! Wie ein Schwur:

> Schleswig-Holstein, stammverwandt,
> Bleibe fest, mein Vaterland!

Und dann liefen Hunderte zum Hafen mit derselben Eile, mit der sie vorher zur Börse gehastet waren. Und als die Nachricht von dem Börsenbeschluß wie ein Lauffeuer sich in der Stadt verbreitete, als eilfertige Männer an Häusern und Mauern große rote Zettel anklebten, die die Bürger und vor allem die Seeleute einluden, sich abends zu einer Besprechung über die Flottengründung in der Elbhalle einzufinden, da machten sich Tausende, Tausende auf den Weg, um das Wunder anzustaunen, das ganz Deutschland in jubelnde Begeisterung versetzen



sollte. Jeder wollte die Schiffe sehen, die tapferen Schiffe, die die Dänen von der Elbe verscheuchen sollten.

Verdutzt sahen Seeleute auf die begeisterte Menge, die sich nach den Kriegsschiffen erkundigte. Sahen neugierig auf Godeffroys Dreimaster, auf Slomans Bark „Franklin“, auf der man eben eine schwarzrotgoldene Flagge hißt. Viele Jahre kannte man den „Franklin“. Er ging mit 20 Mann Besatzung in See, und wenn er Glück hatte und nicht ganz verfaulte, konnte er es noch einige Jahre tun. Aber daß er ein Kriegsschiff war, das hätte sich keiner träumen lassen. Und was war das für eine merkwürdige Flagge? Die Seeleute zerbrachen sich die Köpfe darüber. Sie kannten alle Hamburger Kontorflaggen, man achtete die Bremer, die Papenburger, die Preußische und die Kniephausener Flagge. Aber keine Nation würde Schwarzrotgold gelten lassen! Es hieß, die deutsche Flagge ist es. Aber was ist Deutschland? Wer kennt Deutschland? Einige sagen, achter Hamburg liegt es. Die Seeleute aber schüttelten die Köpfe und hatten kein Vertrauen zu den merkwürdigen Farben. England erlaubt es nicht, sagten die Seeleute.

Kapitän Claasen meldete, daß die „Nanni“ abgetakelt war, und machte dabei ein so verschmitztes Gesicht, daß auch der Gleichgültigste aufmerksam geworden wäre. Er verbreitete einen Duft von Portwein und Rum um sich, und der Schreiber, der nun allein die Korrespondenz der Reederei besorgte, reckte die Nase höher und schielte neidisch zu ihm hin. Auf einem hohen Drehschemel saß er, die langen Frackschwänze hingen melancholisch herab, die große Brille war auf die Stirn gerückt, und sorgenvoll und verhungert sah das blasse Gesicht aus. Von Tag zu Tag erwartete er seine Entlassung. Die meisten Bureaus und Kontore waren geschlossen, die Kaufherren hatten so viele Verluste, daß sie überflüssige Arbeiter rücksichtslos entließen. Was aber fingen arme Schreiber mit ihren großen Familien an? Soll man auch das Letzte auf die Versatzämter tragen? Soll man betteln?

„What's the matter?“ fragte der Chef. Wie war er alt geworden! Um Jahre sah der alte Stürkens älter aus, seitdem er wußte, wie es mit seiner Firma stand.

Claasen sah ihn aus feuchten Augen selig an.

„Ein Geheimnis ist's,“ sagte er, „niemand darf es wissen, sakramento!“

Und er erzählte grinsend, daß der Admiral der deutschen Flotte, Hansen, ihn angemustert hatte, um die „dänische Fregatte Galathea“, die vor dem Kieler Hafen kreuzte, zu entern.

„Da kann er ja zuerst die ‚Gefion‘ entern“, sagte Peter Stürkens an der andern Seite des Pultes.

Kapitän Claasen hatte nichts dagegen. Aber jetzt war er für Kiel engagiert.

„Seit wann habt ihr denn einen Admiral?“ fragte Peter.

Ja, das war das Geheimnis. Ein kleiner, dicker Mann mit einer blauen Nase und einer goldgestickten Uniform saß in einem Zimmer des Restaurants „London Tavern“; um ihn her stand eine Batterie Portweinflaschen; er hatte einen Vizeadmiral bei sich, der auch von Gold strotzte und der einen anheuerte. Er sagte, 300 Seeleute suchte er, darunter 60 Schutenführer. Er erzählte, daß der Admiral von der schleswig-holsteinischen Regierung den Auftrag hatte, die „Galathea“ zu entern, daß Matrosen 36 und die Führer 60 Mark erhielten, und daß jeder noch einen Prisenanteil von 50 Talern erhielt. An dem Erfolg konnte nach des Admirals feinen Plänen gar nicht gezweifelt werden. Wenn man sich mit Handschlag verpflichtet hatte, sagte der Admiral zu einem: „Have a drink with me“, und wenn man am Morgen gekommen war, war man bis zum andern Morgen in seiner Gesellschaft. Er war ein pikfeiner Mann, und Fite Lührsen, der auch mit nach Kiel ging, sagte, er kennt ihn, und er hätte früher Sklavenschiffe gefahren.

„Schlafen Sie Ihren Rausch aus, Claasen“, sagte der Chef ärgerlich. Aber der Schreiber räusperte sich und sagte, daß der Überfall wirklich geplant sei. Sogar in der Zeitung hatte es heute gestanden. Glücklich, daß er einen Dienst leisten konnte, rutschte er von seinem Schemel herab, stürzte zu seinem Mantel, entnahm einer inneren Tasche ein sorgfältig geglättetes Exemplar der „Reform“. Stürkens runzelte die Stirn. Er liebte es nicht, wenn seine Angestellten demokratische Blätter lasen, die sich den Umsturz aller bürgerlichen Ordnung zur Aufgabe gemacht zu haben schienen. Mit kühlem Dank nahm er das Blatt, las und schob es spöttisch seinem Sohn zu, während der Kapitän umsonst versuchte, in aufrechter Haltung männliche Kraft und starken Willen zu heucheln.

„Die Reform“ erzählte wirklich von dem geplanten Überfall der „Galathea“. Es schien ein öffentliches Geheimnis am Hafen zu sein. Die Dänen, hieß es, sollten überrascht werden. Der Redakteur, der stolz war, auch von diesem geheimen Plan unterrichtet zu sein, stellte Betrachtungen an, von welcher Seite die stolze Fregatte geentert werden konnte, ohne daß die Besatzung vorher alarmiert wurde. Es war doch nicht so einfach, daß Admiral Hansen mit seinen 60 Schuten unbemerkt an sie herankam. Allerdings war der famose Major v. d. Tann mit seinem Freikorps zur Hilfe und Unterstützung des Unternehmens beordert. Aber, sagte die „Reform“, was nützen die Tapfersten, wenn sie nicht an den Feind kommen? Und warnte dringend, über diese geheime Expedition zuviel zu sprechen. Es war doch nicht nötig, die Dänen schon im voraus mit dem, was ihnen bevorstand, bekanntzumachen.

Verblüfft las Stürkens die Nachricht. Sein Vater aber runzelte die Stirn. Warum, dachte er, hat sich der Senat diese Hilfe nicht gesichert? Was die provisorische Regierung kann, kann Hamburg doch auch! Peter aber empfand Lust, sich an der Expedition zu beteiligen. „Wo trifft man den Admiral“, fragte er Claasen

Ja, wo soll man ihn treffen? Im „Trichter“ natürlich oder irgendwo auf dem „Hamburger Berg“. Seines Vaters Augen ruhten spöttisch auf Peter. Aber er wagte nichts zu sagen. Seit dem Unglück, das die Firma getroffen, wagte er nicht einmal, ihn vor einem Abenteuer zu warnen.

„Es interessiert mich, zu erfahren, wie man mit



Kohlenschuten eine Fregatte entert", sagte Peter. „Vielleicht ist der Admiral Hansen gar befähigt, dem Komitee hilfreich zur Seite zu stehen", er lachte kurz — — „Ich meine, wir haben uns nun eine Flotte gegründet, haben aber noch keine Offiziere. Godeffroy hat mir gestern gesagt, daß er sich bereits nach England gewandt hat, um einen Seeoffizier zu erhalten, der das Unternehmen organisiert. Vielleicht brauchen wir gar nicht so weit zu gehen — —es wäre doch von großer Wichtigkeit, so schnell wie möglich die nötigen Leute zu haben — —" und er machte sich mit Claasen auf den Weg zum Hafen.

Alles war Leben und Eifer und Begeisterung an Kapitän Claasen, seitdem er angemustert war. Er vergaß manchmal, daß der Sohn des Chefs neben ihm ging, machte mit den langen Armen stürmische Bewegungen, wenn er einen alten Freund sah, sang „Wenn all mein Geld versoffen ist, dann geh ich fort zur See" — —drohte einem Dänen mit der Faust — —„Bang sin wi nich, aber loopen können wi" und warf einer hübschen Dirne Kußhöndchen zu — — „farewell"! Er hatte keinen Schilling in der Tasche, alles hatte die Ohlsch ihm fortgenommen. Aber braucht man Geld, wenn die Admiralität alles bezahlt? Sein blaurotes Gesicht war feucht, die Narben auf Stirn und Wangen leuchteten, und sein Gang war wiegend und vorsichtig, als hätte er Schiffsplanken unter den Füßen. Den Ärger mit der „Nanni" hatte er in Grog und Portwein erstickt; aber wenn er an die Dänen dachte, geriet er in helle Wut. Er hatte erst gestern einen Steuermann so zugerichtet, daß er in das Hafenkrankenhaus geschafft werden mußte. Aber von der Flotte hielt er nichts. Die Kapitäne hatten sich die Schiffe mal genau angesehen, und ihr Urteil war wenig schmeichelhaft für die junge Schöpfung. Er machte auch Stürkens gegenüber kein Hehl daraus.

„Jens Fleischfreter seggt, er hustet was auf die Flotte, wenn Slomans Bark dabei ist," sagte er heftig, „und der möt dat weiten; denn er war Bootsmann auf der Bark und weiß, wo sie leck ist. Nun sagen sie Korvette zu ihr, und man weiß nicht warum! Und Godeffroys Dreimaster nennen sie ‚Fregatte Deutschland'! Wenn sie wenigstens ‚Fregatte Hamburg' sagten, damit es sich nach was anhört!"

Stürkens seufzte, lachte widerwillig.

„Am Hafen snacken sie nur noch von Deutschland", fuhr Claasen fort. „Chrischan Lührs vom Silbersack sagt, das ist noch slimmer wie Preußen. Und der möt dat doch weiten, denn er sammelt für Deutschland. Einen witten Beutel hat er und geht damit zur Reeperbahn und in den ‚Trichter'. Chrischan Lührs, segg ick, schamst di nich? Loopen Seeleute nu all mit'n Bettelsack rum? J, seggt Chrischan, dat is nich für Seevolk, dat is für Deutschland! Und Part heww ick ook dran! Und wenn die Büdels voll sin, seggt he, dann koopen wi uns englische Offiziere. Sakramento — sind Hamburger Offiziere schlechter wie englische? Mit unsern Sößlingen wollen sie Engelsleute betahlen? Chrischan Lührs seggt, Senator Merk und Konsul Schöne gehen mit 'nem Klingelbeutel an der Alster spazieren, und es steht drauf — — gebt für die deutsche Flotte. Aber er weiß nicht, ob sie Part dran haben. Wenn man in den ‚Trichter' geht, steht da 'ne Armenbüchse — — ‚Gebt für die deutsche Flotte', und min Ohlsch hat 'nen silbernen Fingerring und 'n unechten Taler gegeben für 'ne Kanone! Hol's der Snappsack! Sind denn die Leute dhun? Da is Johann Hinrich Ahrens gestorben, der das Leichengeschäft hat in der Bernhardtstraße." Er blieb stehen, sah Stürkens kopfschüttelnd an — — „und seine selige Witwe, Gott verdamm mich, schickt die ganzen Leichengeräte ans Flottenkomitee! Lauter Leichenhüte und Trauerbüxen, Leichendegen und Trauermäntel, und 'n blauer Tressenmantel mit 'ner roten Weste ist auch dabei."

Stürkens lachte hell auf.

„Und die Dänen?" fragte er.

Das war das unangenehmste bei der ganzen Flottengründung; die Dänen hatten sie übelgenommen. Immer hatte man jetzt Ärger mit ihnen. War man nicht immer gut Freund mit ihnen? Hat man mit ihnen nicht im „Trichter" gesessen oder in der „Bombe" gesessen, hat man nicht „Kong Christian" mit ihnen gesungen und Grog getrunken? Und jetzt singen die ihren „Kong Christian" allein, und ihren Grog trinken sie auch allein! Die Hamburger aber stehen draußen und können sich eins fläuten! Und die Lotsen von Ovelgönne können sich eins fläuten, denn die dänischen Kapitäne wollen sie nicht an Bord haben, weil sie deutsche Farben getragen haben. „Snöfels", sagen die Lotsenfrauen zornig, denn sie wollen nichts mehr von Patriotismus wissen, seitdem er mit Hunger und Not verbunden ist. „Snöfels, wat geit ji Deutschland an! Wat geit ji deutsche Couleur an! Wer betalt ji? Deutschland oder Danske Captains?" Die Frauen hatten recht. Deutschland hatte kein Geld für Ovelgönner Lotsen, und die Männer versprachen, nächstesmal klüger sein zu wollen. Aber wird es dadurch besser? Jede Annäherung wiesen die Dänen höhnisch zurück. Sie lagen mit ihren Schiffen im Hamburger Hafen, sie tranken Hamburger Grog, sie löschten Hamburger Waren — — und zeigten, welche tiefe Verachtung sie für Hamburger Seeleute hegten. Täglich fanden wütende Schlägereien statt. Frühere Freunde waren erbitterte Feinde geworden, denn der soziale Unterschied war zu groß: die einen waren hungrig — — und die anderen satt. Herren auf See waren die Dänen — — und arme, schutzlose Geduldete die Hamburger.

Sie kamen an den Hafen. „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", klang es aus einem Haufen wüster Gesellen. Das waren die Tapferen, die Kiel von der „Galathea" erlösen wollten. Lachend blieb Claasen stehen, „fine fellows", sagte er.

Stürkens behielt seine Meinung für sich. Er sah etwa ein Dutzend Menschen, die fleißig der Flasche zusprachen. Um sie her standen große und kleine Butjes vom Hafen, und großes und kleines Gesindel aus Gäßchen und Twieten sahen neugierig herüber. Aus kleinen Fenstern der schmalen, hohen Giebelhäuser sahen Frauen in roten Jacken, sahen Kinder und tiefäugige Alte. Vorsichtig gingen Bürger zur Seite, hatten arge Bedenken: So schlimm stand es um die Kieler, daß sie Hamburger Fletenkieker zu Hilfe gegen die Dänen riefen? Argwöhnisch hielten Händler ihre Läden verschlossen. Sie hatten keine



Angst vor dem einzelnen, aber gefährlich war es, wenn derartige Trupps sich zusammentaten. Täglich wurden Läden gestürmt. Man mußte sich vorsehen! Und spöttisch betrachteten einige Soldaten der Bürgerwehr diese trinklustige Gesellschaft; vielleicht fanden sie Gefallen am Kriegshandwerk und kehrten nie zurück. Und vielleicht hatte man in Kiel Verwendung für ähnliche Ersatztruppen. Und sie lachten. Ein Haufen Butjes, um ein Kriegsschiff zu entern! Ein Haufen Elend, um dem Elend zu steuern!

In „London Tavern" wurden sie vom Vizeadmiral Breuer empfangen; er hielt gerade einer Kompagnie der er das Handgeld gegeben, eine kleine Rede mit der Ermahnung, morgen pünktlich zur Stelle zu sein.

„I tank jou, damned raskals", brüllte er, riß seinen Dreimaster mit dem dichten Federbusch vom Kopf und rief begeistert — — „old England for ever!" Sein Gesicht war rot und gedunsen, aber der Rock voll wunderbarer, goldener Ornamente. Bevor er deutscher Vizeadmiral geworden, war er Steward auf einem Rheindampfer gewesen, und der Verkehr mit Engländern kam ihm nun sehr zu statten. Die Leute hatten viel Vertrauen zu den englischen Flüchen.

Mißtrauisch schielte er auf Stürkens, der sich nach der Expedition erkundigte, und zuckte die Achseln. Die Sache war ein Geheimnis; er durfte nichts sagen, und der Admiral schlief.

Ja, der Admiral schnarchte im Nebenzimmer. Kapitän Claasen grinste vor Vergnügen; einen dreitägigen Rausch schlief der Admiral aus, bevor er die Reise antrat.

„Aber ganz Hamburg spricht doch davon," sagte Stürkens ärgerlich. Das ging den Vizeadmiral nichts an. Er hatte nur zu tun, was der Admiral befohlen hatte. Ihn zu wecken, war unmöglich. Morgen sollte die Fahrt nach Kiel angetreten werden. Da mußte er ausgeschlafen haben.

Die Vorbereitungen zur Reise schienen übrigens getroffen zu sein. In der Ecke des Zimmers stand eine Fahne, die der Vizeadmiral während der Anmusterung zu schwenken pflegte. Zwei mächtige Degen lagen auf dem Tisch neben einem Paar blauer Wollstrümpfe. An der Wand hingen die Admiralshosen und der Federhut.

Am 16. Mai kamen die 300 Tapferen an, die Kiel von der „Galathea" befreien wollten.

Noch nach Jahren hat die Deputation, die die Stadt Kiel zu ihrem Empfang an den Bahnhof schickte, nicht vergessen können, welche Bestürzung sich ihrer bemächtigte, als die wüste Gesellschaft den Wagen entstieg. Zwei Ehrenjungfrauen brachen in Tränen aus, ein Stadtrat vergaß seine Rede, die er halten wollte, schleunigst verschwanden Damen, die auf hübschen Platten Erfrischungen bereithielten, und den Sängern, die sich sangesfreudig aufgestellt hatten, blieb der Ton in der Kehle stecken. Noch nach Jahren erzählte man sich von dem Grauen über diese ersten, deutschen Marinesoldaten und ihren Admiral.

„Come along!" brüllte der Admiral.

„Goddam!" brüllte der Vizeadmiral.

„Ich will wedder to Hus!" schluchzte Fite.

„Wat is 't for'n Jammer!" schluchzte Hein.

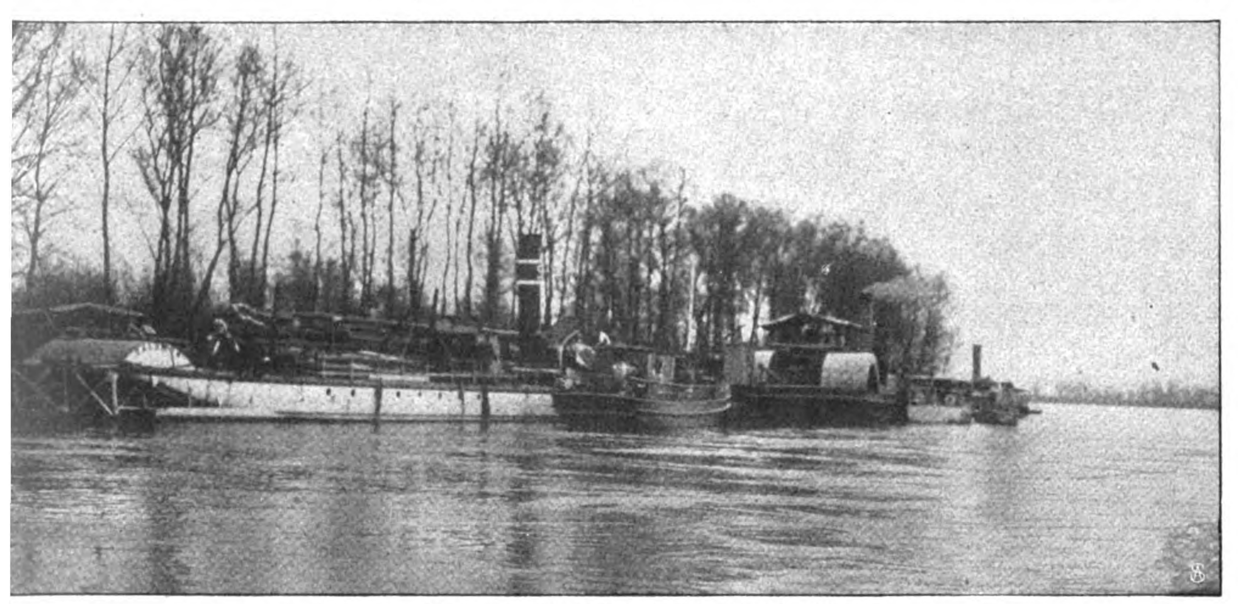
Vorsichtig, in heller Angst vor dem Feind, krochen die Butjes aus den Wagen; keuchend lief die Admiralität herum, machte einen schwachen Versuch, die Leute in Reih und Glied zu stellen, rief „all people on board", aber sie wirkten wie eine Hammelherde! Sie zitterten vor Angst und Schrecken, verharrten in dumpfem Entsetzen, ließen sich knuffen und stoßen oder hielten zu irgendeinem Freund, dessen Rockärmel, dessen Hand sie um nichts losgelassen hätten. Aus stumpfen, blöden Augen sahen die Armen umher, mochten denken, ans Leben ging es. Ach, die armen Löwen hatten sich das Entern einer Fregatte wohl auch leichter vorgestellt!

Erst die kräftigen Fäuste der Schutenführer schufen Ordnung. Die Admiralität bestieg mit Degen und Fahne einen Wagen und befahl der Mannschaft, nach Holtenau zu marschieren. Einige Butjes machten noch einen vergeblichen Versuch zu entfliehen und ergaben sich ihrem Schicksal. Kapitän Claasen aber hatte Mut für ein ganzes Regiment. „Wenn die Admiralität nicht besoffen ist," sagte er, „bringen wir die „Galathea" im Schlepp nach Kiel." Und es gab einige Leichtgläubige, die davon überzeugt waren. Und so marschierte die merkwürdige Truppe nach Holtenau, einem Fischerdörfchen bei Kiel; ein halbes Dutzend Häuschen hatte es und einen düsteren Zollspeicher, der den Hamburgern und den Freiwilligen v. d. Tanns bequeme Unterkunft bot. Holtenau war als Ausgangspunkt des geplanten Überfalls gedacht. Von den Kielern waren Lebensmittel und vor allem Getränke in einer Menge herbeigeschafft, als gelte es, eine ganze Armee zu verproviantieren. An dem öden Strand aber lag die deutsche Flotte, die Admiral Hansen befehligte: 60 Schuten, hübsch nebeneinander verankert; das Admiralsboot zierte ein schwarzrotgoldenes Banner und ein bequemes Kissen. Hier sah man aber auch, daß es mit einem Überfall Ernst war. Ganze Haufen Büchsen, Picken und Spieße lagen da; die Löwen sahen sie nur von weitem unter schrecklichen Herzklopfen an — und betrachteten sich selbst voll Mißtrauen und Schrecken. Mit solchen Mordwaffen wollte man auf die „Galathea" losgehen? Das also verstand man unter „Fregatte entern!"

Vor dem geplanten Überfall fanden Flottenmanöver statt. Der Admiral bestieg, geführt und gestützt von seinem Vizeadmiral, sein Boot. Für jede Schute waren acht Ruderer bestimmt, und es war den Führern überlassen, für das „Anbordgehen" Sorge zu tragen. Mit Gewalt stießen und schleppten die Seeleute die widerwillige Besatzung zu den Booten, ohne verhindern zu können, daß sie im letzten Augenblick doch wieder entschlüpfte. War sie aber endlich an ihren Plätzen, zeigte sich die ganze Erbärmlichkeit dieser ersten deutschen Kriegsmarine. Viele der Ruderer hatten niemals einen Riemen in der Hand gehabt und waren fortwährend in Angst, sie könnten über Bord fallen Ach, es war keine Freude, dieses erste Flottenmanöver. Die Seeleute schämten sich vor den Kielern, vor den tapferen Freiwilligen, die staunend dem Spektakel zusahen. Ihr Leben setzten sie ein für Schiff und Reeder. Aber auf einmal dünkte sie der Admiral Hansen und das Manöver vor Holtenau eine Beleidigung ihres Standes.

(Fortsetzung folgt.)





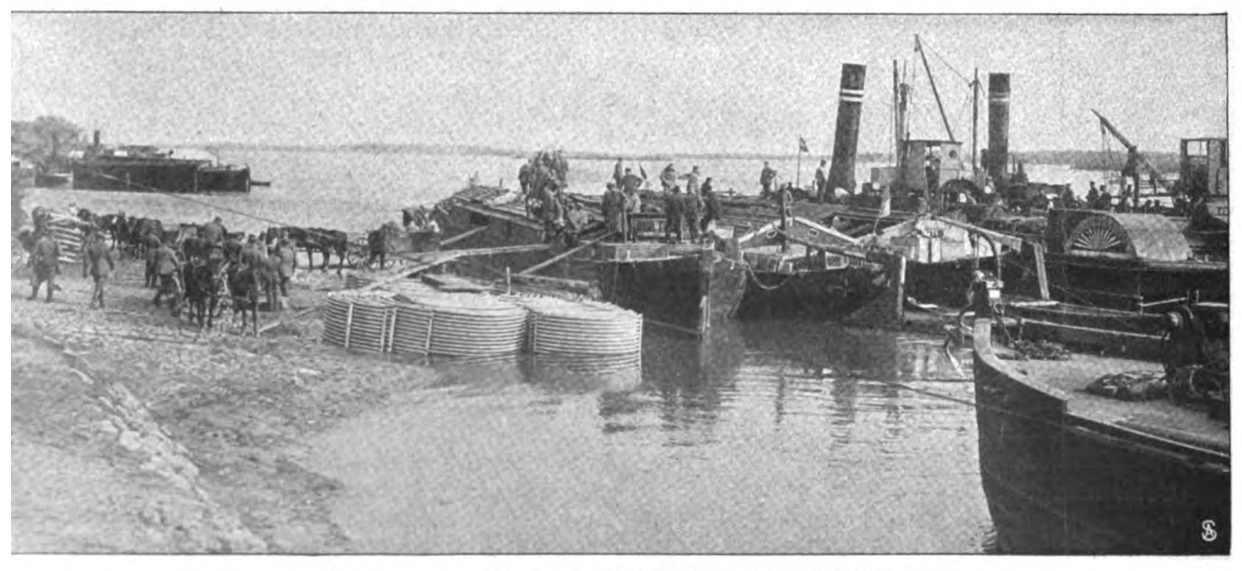
Vor Anker liegende Schiffe der Weichselflottille.

Die deutsche Weichselflotte.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Hofphot. Kühlewindt.

Die deutsche Weichsel, die vor dem Kriege von)anzig stromaufwärts bis Thorn reichte, geht jetzt über Bloclawek bis nach Plock. So weit steht sie heute nter deutscher Herrschaft, und die deutsche Flagge oeht dort stolz und kühn wie auf der Ost- und Nord- e. Sie bildet so unsere dritte einheimische Flotten- ation. Während früher dort die Dampfer und Schlepp- ähne Getreide und Güter aller Art beförderten, sind s heute Truppen und Kriegsmaterial. Die neue eutsche Wasserstraße ist durch etliche bewaffnete Dampfer nd eine Anzahl Motorboote gegen russische Ueberraschun- en gedeckt. Die Sicherheit der Truppentransporte t durch Kämpfe zu Lande und vom Wasser aus rstritten worden. Deutsche Schiffskanonen haben auch uf der Weichsel ihre überzeugende Sprache reden müssen. Im Verlauf des polnischen Feldzuges hat dieser neue Verbindungsweg eine größere Bedeutung erlangt. Die Verpflegung der Truppen und der Munitionsnachschub beruhen zu einem Teil auf der Weichselstraße. Der Strom gestattet anderseits durch die neue Brücke, die unsere Pioniere bei Plock gebaut haben, die Verbindung zwischen den Armeen in Nord- und Südpolen und ermöglicht es, sie nach Belieben auf diesen beiden Kriegschauplätzen zu verwenden.

Unsere Bilder zeigen die Flottille vor Anker und in Tätigkeit. Wir sehen das Ausladen der Truppen und erfreuen uns gleichzeitig an den prachtvollen Gesamtansichten der beiden Städte Wloclawek und Plock. Sie liegen mit ihren alten Türmen auf dem steilen Uferrand der Weichsel, als freuten sie sich der deutschen



Ausladung von Truppen auf der Weichsel in Russisch-Polen.



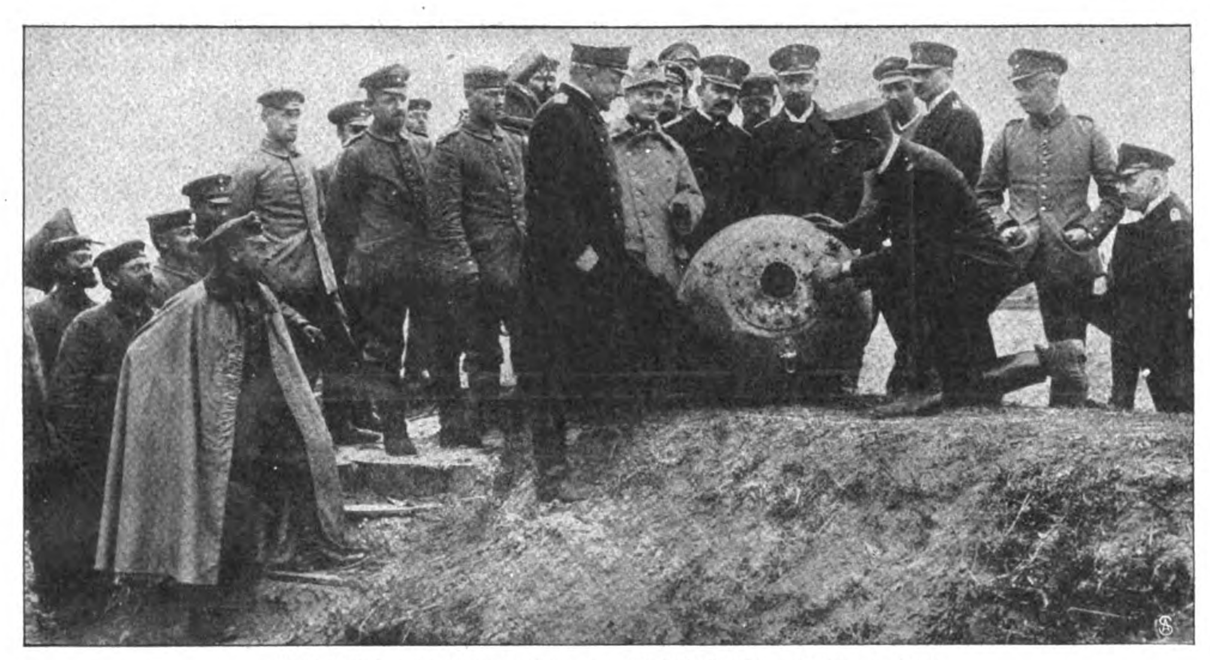
Balken- oder Minensperre auf der Weichsel.



Plock von der Kriegsbrücke aus, die die Deutschen gebaut haben.
Im Vordergrund die Brückenwache, im Hintergrund der Dom, russische und evangelische Kirche.



Wie die Russen ihre eigenen Dampfer vor Ankunft der Deutschen auf der Weichsel bei Plock versenkten.
Im Hintergrund die Stadt.



Graf Poſadowski, Kommandeur der Weichſelflottille, mit ſeinem Stab.
Beſichtigung einer auf der Weichſel angeſchwemmten, jedoch unſchädlich gemachten ruſſiſchen Mine.

Flagge, die auf den Schiffen im Winde weht. Vielleicht tönt in ihnen alte Erinnerung an das 13. und 14. Jahrhundert, als ſie nicht nur mit deutſchem Recht, ſondern auch mit deutſchen Einwohnern entſtanden. Plock war die mit Hilfe deutſcher Einwanderer gegründete alte Hauptſtadt Maſſoviens, an deren Stelle erſt ſpäter Warſchau trat. Wloclawek hieß früher gut deutſch Leslau. In beiden Städten waren ſchon in früher Zeit Bistümer gegründet worden, die dann allmählich im Gegenſatz zu den Hunderten deutſcher Klöſter Mittelpunkte des Polentums gegen das Deutſchtum wurden. Als dann ſchließlich die polniſchen Fürſtenhäuſer gleichfalls gegen das deutſche Rittertum Partei ergriffen, hörte der breite Zufluß der deutſchen Einwanderung auf, und was von Deutſchen da war, ging im neuerſtarkten Polentum unter. Heute hat jede dieſer Städte etwa 25,000 Einwohner. In der Hand unſeres ſiegreich vordringenden Oſtheeres ſind ſie wieder wichtige und feſte Stützpunkte des Deutſchtums geworden.

Als die Ruſſen noch die Herrſchaft auf dem Strome

Anſicht von Wloclawek vom Waſſer aus geſehen.

ausübten, haben sie eine Anzahl deutscher Schiffe versenkt und die Besatzungen nach Sibirien abgeführt. Diese Schiffstrümmer und auch die russischen Dampfer liegen heute noch dort, ohne jedoch der Schiffahrt ein Hindernis zu bereiten.

Unser Bild Seite 824 zeigt eine Gruppe von Offizieren bei einer aufgefischten Mine. In ihrer Mitte erkennen wir den Grafen Posadowski, den Befehlshaber der deutschen Weichselflottille.

So gewinnen wir Einblick in eine neue Seite unseres großen Verteidigungskrieges, die tüchtige Männer verlangt wie die anderen, die uns durch Wort und Bild schon lange vertraut sind. Das nächste Ziel ihrer Kriegsarbeit über Wloclawek und Plock hinaus ist die alte Stadt Warschau, die einst der Große Kurfürst — unseres Kaisers Ahnherr — als erster deutscher Heerführer eroberte. Lange kann es nicht mehr dauern, bis auch vor Warschau der Weichsel breiter Rücken die deutsche Flagge trägt. Dann werden Warschaus Türme raunen von alter Zeit, von dem brandenburgischen Kurfürsten und von dem preußischen König, dessen Banner sie einst vor Jahrhunderten erblickten.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

19. Fortsetzung.

Graebner zuckte die Achseln und wendete sich ab. Elise wußte es eben nicht anders. Sie war keine Heldin und keine Märtyrerin. Ihr Bauernhirn kannte nur das Recht geschriebener Gesetze.

„Was geschieht denn nun?" fragte sie, und ihr Blick wurde starr.

„Dann geschieht das, womit ich hätte anfangen sollen: dann arbeite ich wie ein Student . . . wie ich es immer haben wollte — wie du es nur nicht zugabst, weil du hofftest, einen Modearzt aus mir machen zu können. Es ist nicht meine Schuld, Elise, daß ich dazu kein Talent habe. Und schließlich kommt man doch immer auf das zurück, was einem innere Notwendigkeit ist. Alles andere ist nur ein Umweg oder — ein langsames Verkommen."

Es ging etwas von ihm aus, was sie fast bezwang. Aber wie gelähmt waren ihr die Glieder.

„Und was dann . . . später?" drängte sie, während ihr das Herz bis in den Hals herauf schlug.

„Das wird sich finden. Vielleicht eröffne ich dann doch noch eine Dozentur, vielleicht werde ich doch noch irgendwohin berufen, wo ich ein größeres Arbeitsfeld finde."

Er sprach von seiner Zukunft wie einer, der die ersten Schritte wagt in seinem Beruf: unsicher und doch mit froher Erwartung.

„Wann ist der Termin?" fragte sie stockend.

Er hörte heraus, wie furchtbar schon das Wort allein ihr war.

„In sechs Wochen."

„So . . . ja . . . in sechs Wochen . . ."

Sie faßte nach dem Kragen, ihre hellen Brauen zogen sich schmerzhaft zusammen.

„Du wirst doch freigesprochen, Julius, sag? Du wirst doch freigesprochen?!"

Er wünschte es um ihretwillen — ihm war es gleich. Ihr freilich bedeutete es bürgerliche Rehabilitierung. Er wußte — sie war imstande und schickte das Urteil „ihren Leuten" ein, damit sie sahen, daß er ein „anständiger" Mensch war — kein Verbrecher, der nur darum nicht im Gefängnis saß, weil er das Geld hatte, die Buße zu bezahlen, die ihm auferlegt wurde.

„Ich will in diesen Wochen Ertzky meine Klinik übergeben. Irgendwo werde ich schon landen."

Er sah nicht aus wie einer, der sich vor der Zukunft fürchtet; er schlug mit der flachen Hand gegen die breit ausladende Brust, und seine Augen leuchteten. — —

Sie aber nagte an dem Federhalter, und kleine schwarze Punkte tanzten vor ihren Augen.

„Irgendwohin . . ."

Mit einem Wort war eine zehnjährige Tätigkeit, ihr zehn Jahre langes Streben und Hoffen vernichtet. Irgendwohin! . . .

Sie atmete unhörbar auf. Er machte ein paar Schritte im Zimmer, stellte sich ans Fenster, blickte hinaus in den kahlen Garten, in den Regen, der durch die Zweige schoß. Karolas Worte fielen ihm ein: „Sehen Sie den Regen — den kann er nicht vertragen. Ich wünschte, es hörte auf zu regnen, wenn er aufwacht . . ."

Wenn seine Frau etwas von dieser Art gehabt hätte, nur einen Schimmer davon — er hätte ihr trotz allem noch anderes zu sagen gewußt an einem Tage wie heute, da sie einsehen mußte, daß alle ihre Wünsche und Pläne Schiffbruch gelitten hatten.

Er fuhr sich mit der Hand über das Kinn, schloß den Knopf seines dunklen Schwalbenrockes.

„Ja, du — übrigens — morgen muß ich nach Glidien—"

„Ja . . ."

Sie wartete. Wartete noch auf etwas, was er nicht erriet.

Er wurde mitteilsam. „Es soll übel stehen um den Mann. Hat sich mit Kurpfuschern umgeben, die ihm lauter Blödsinn anraten, statt ihn friedlich sterben zu lassen."

Er zeichnete Figuren auf der Rückseite des Briefbogens.

„Wie lange gibst du ihm noch?"

Ganz obenhin fragte sie es. Und ganz obenhin antwortete er: „Ein halbes . . . drei viertel Jahr . . . ich glaube kaum, daß er länger macht!"

Ein bitteres Lächeln verzerrte ihre blassen Lippen.

Er sah sie kurz an, zuckte die Achseln. Was meinte sie denn?

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Ihre haßerfüllten Augen sagten es ihm.

„Ach so!"

Er schob einen Sessel zurecht, stieß einen leeren Briefumschlag mit dem Fuß zur Seite. Wie häßlich das alles war . . . wie bösartig von einem tückischen Zufall zusammengehetzt. Ein paar unüberlegte Worte, ein Schrei . . . . eine Handbewegung . . . ein Spitzname, der sich dem seinen anpaßte . . . überall Schlingen, Fallen, überall Maulwurfshügel, über die ein Riese fiel.

Aus dem Nebenzimmer klang das Klappern der Schreibmaschine.

„Ihr vergrößert euch ja mächtig", sagte er, um abzulenken.

Es klang fast anerkennend.

„Ihr . . Erzky meinst du. . . ."

Alle Bitterkeit, die sich in ihr angesammelt, stürzte ihr über die Lippen.

„Nichts bin ich mehr hier . . . Verwalterin . . . . weiter nichts."

Was sie dem eigenen Manne nicht hatte sein wollen — sie war es dem Fremden geworden. Verweserin . . . . . . Hüterin . . . ohne eigene Entscheidung, eigenen Willen.

Er verstand sie, strich ihr leise über den Arm. Sie tat ihm leid. Sie hatten beide Lehrgeld zahlen müssen. Er und sie. Jeder auf seine Art.

„Wenn ich erst unser Geld rein habe, dann . . ." sie brach ab. Aber sie dachte daran in langen Tagen und noch längeren Nächten.

Das Haus, das nicht mehr ihren Namen trug, hatte seine Seele für sie verloren. Nur noch das „Geschäft" war es für sie, etwas, woran sie schleppen mußte, damit „ihre Leute" nicht mit Fingern auf sie zeigten, sie nicht „Betrügerin" nannten. Vielleicht ging auch sie dann „irgendwohin" mit ihrem Mann . . . wenn nicht die Frau in Glidien ihn weggenommen hatte bis dahin . . . Die fremde Frau . . . die eine „Ergänzung" war des Mannes, nicht seine „Verdoppelung" . . . Oh — sie hatte ihn gut verstanden, den Erzky, an jenem Tage . . . nur zu gut hatte sie ihn verstanden . . . den klugen, alles durchschauenden Erzky!

„So, Elise. . . ."

Graebners Stimme war nun wieder ganz fest, ganz so, wie sie sie kannte, wenn er drüben seine Befehle gegeben hatte.

„So . . . nun tu mir noch einen Gefallen . . . gib mir den Jungen nach Glidien mit!"

„Hans? — Ich soll dir Hans mitgeben?"

Sie stand auf, ging zum Geldschrank, wie es immer ihre Gewohnheit gewesen in dem kleinen Zimmer, wenn sie eine Erregung hatte niederdrücken wollen, preßte ihre brennenden Hände an die kalte Metallplatte.

„Das kann doch nicht dein Ernst sein, Julius . . .?"

Sehr ruhig antwortete er: „Doch — es ist mein Ernst. Ich wollte ihm nicht die erste Bitte abschlagen, die er je an mich gerichtet. Es ist doch etwas Merkwürdiges, Elise . . . so fern stand ich ihm, daß es die erste Bitte ist!"

Sie senkte die hellen, wasserblauen Augen vor seinem fest auf sie gerichteten Blick. Sie murmelte fassungslos: „Gerade nach Glidien . . . ich verstehe nicht . . . warum gerade nach Glidien . . .?"

Sie atmete schwer. Eine Erinnerung stieg in ihrer Seele auf an ein Ereignis — eine Gestalt! Alma Frank! Vielleicht war jetzt auch für sie der Augenblick gekommen . . . da sie gleich Alma Frank zeigen konnte, was der Mann ihr war, dem sie angehörte. Vielleicht mußte etwas von ihr aus geschehen, das ihr den Mann zurückgewann . . . vielleicht mußte sie ihm auf diese, ihre schmerzvollste Art den Sohn zurückgeben, den sie ihm entzogen hatte all die Jahre. . . . Sie suchte ein Wort, irgendein weiches, versöhnliches Wort . . . sie fand es nicht.

So arm war sie geworden an Worten in den Jahren — an Worten der Liebe. . . .

„Nimm ihn mit, meinetwegen", kam es rauh von ihren Lippen. Und sie wiederholte: „Meinetwegen!"

Er nickte, streckte ihr die Hand hin. Er wußte, wieviel Überwindung sie das gekostet. Und er war ihr dankbar.

„Na also, Elise. Das war vernünftig. Und der Bengel wird sich freuen."

Er machte die Tür zur Wohnung auf: „Hans . . . Hans! . . . Komm mal her, Junge."

Hans stürmte herein, stutzte, als er das Lächeln des Vaters, die Blicke der Mutter sah.

„Ja . . . Papa . . ."

„Du darfst mit!"

Ein Leuchten flog über die Züge des Knaben, und seine Hände ballten sich zu Fäusten.

„Is wahr . . . ich darf mit . . . is wirklich wahr?"

Seine Nüstern blähten sich und bebten, sein schlanker, biegsamer Körper streckte sich. Nun kriegte er den Juck zwischen die Finger. Nun wollte er ihn verhauen. Und vielleicht sah er seine Jimmy wieder . . . sein olles, gutes Jimmyken.

„Na, was sagst du, Junge?"

Wie ein sprungbereiter Panther stand er mitten im Zimmer, seine Augen blitzten, er stammelte: „Zerhaun möcht ick wat vor Freude! . . . Richtig in kleene Stücke zerhauen."

Graebner lachte kurz auf, gab ihm ein Kopfstück: „Na, erst sprich mal anständig Deutsch, ja? . . . Oller Gassenjunge, du!"

Hans warf sich ihm plötzlich an den Hals: „Sagst ja selber ‚Oller' . . . hast ja selbst eben ‚Oller' gesagt."

Sie sahen sich an und lachten.

Es wurde an die Tür geklopft, ein junges Mädchen brachte einen Stoß getippter Briefe herein.

„Die müssen unterschrieben werden, Frau Doktor!"

„Ja, legen Sie hin!"

Das Geschäft kümmerte sich nicht um das, was sie innerlich durchlebte, innerlich zu bezwingen hatte.

Hans aber brachte den Vater bis vors Tor.

„Und dann noch ein Stückchen — bis zur Ecke", bettelte er.

Es war doch was Feines, wenn man so mit einem Vater Seite an Seite gehen durfte — und wenn er dann noch den Juck verhauen hatte, dann wollte er gern wieder die Leiter der Schülerfolge hinaufklettern, von der er so schmählich hinuntergeplumpst war. Dann lohnte es sich.

„So, Junge, nun marsch, kehrt!"

Ein leichter Backenstreich, und Doktor Graebner winkte einen Wagen heran, stieg ein und fuhr davon.

Hans stand breitspurig da, die Mütze im Nacken, und sah dem Vater nach mit blitzenden Augen und freudig erregten Wangen.

Morgen . . . morgen fuhr er nach Glidien mit ihm. Hatte den Vater ganz für sich im Coupé und kriegte den verfluchten Juck zwischen die Fäuste. Schöneres, Besseres

konnte ihm gar nicht passieren. Donnerwetter, nein, Schöneres nicht!

Er streckte die Arme aus, spannte die Muskeln an, lachte in die graue, regenfeuchte Dämmerung hinein. Aber plötzlich fielen ihm die Arme herab, seine Augen starrten auf einen Punkt, der sich schnell und immer schneller auf ihn zu bewegte.

„Hans . . . Hans!"

Sie brauchte seinen Namen gar nicht so laut über die Straße zu schreien, daß ihn der Vater am Ende noch aus dem Auto hörte. Er winkte Susanne mit der Hand ab, lief ihr entgegen.

„Wie siehst du denn aus, Tante Susel?"

Ihre Augen flackerten in dem weißen Gesicht, ihre Hand zerrte, ohne daß sie es wußte, an seinem Ärmel.

„Hast du meinen Mann gesehen?"

„Nee . . . warum denn?"

„Er will zu deiner Mutter . . . er hat die Siegel vom Gerichtsvollzieher entdeckt und die Schulden . . . er glaubt, ich bin bei den Kindern eingeschlossen — ich bin aber über die Küchentreppe hinunter und" . . .

Hans Graebner stieß jetzt den schrillen Pfiff aus, der in bedenklichen Lagen über seine Lippen mußte. Nun hatte sie sich doch reingelegt. Sich und ihn. Das hatte er nun davon.

„Komm!" sagte er rauh und zog sie mit sich fort.

Drüben war die Konditorei, in der sie das erstemal zusammengewesen. Mechanisch ging er auf denselben Tisch zu, an dem sie auch damals gesessen. Er bestellte dem Kellner etwas, zog Susanne auf das Sofa neben sich, stützte den Ellbogen auf die weiße Marmorplatte, legte den Kopf in die Hand.

„Na nu man sachte, Tante Susel, immer sachte. Trink man erst 'n bißken Wasser!"

Ihm war selbst nicht wohl dabei zumute. Jetzt war der Kladderadatsch fertig. Was sich mit Geld abmachen ließ, das war nicht das Schlimmste, wenn er auch jetzt wahrhaftig nicht wußte, wo er was hätte hernehmen können.

Sie schüttelte den Kopf. Nein, jetzt wollte sie nichts mehr. Sie hatte es satt, das Leben. Immer die Angst, immer sparen, rechnen oder mit dem Gerichtsvollzieher zu tun haben und nun noch von Berlin fortgehen, irgendwohin in ein kleines Nest. . . .

Hans Graebner legte seine Hand auf ihren Arm. Er verstand sie nicht recht.

„Warte mal, Tante Susel, ick bin nich im Bild . . . war's denn nich wegen der Pferde?"

Sie schüttelte den Kopf. Nein, noch wüßte ihr Mann nichts davon. Aber es war besser, sie sagte es ihm, das war noch immer besser . . . als . . .

„Was denn — als?"

Hans Graebner sah sie groß an. Da war noch irgend etwas anderes. Irgend etwas, was sie nicht gestehen mochte.

„Nu red doch schon, Tante Susel . . . ich kann dir doch nur helfen, wenn" —

Helfen mußte er. Das sah er ihr an. So oder so.

„Ich hab dir doch das Ehrenwort gegeben, daß ich nichts sage — und da habe ich auch nichts gesagt."

Er druckste, fuhr mit der flachen Hand über den Tisch, über seinen Kopf.

„Ja, na und?" . . .

Sie sprach mit fieberheißen Lippen: „Ja, nun hat er das Geld in meinem Täschchen gefunden. Zweihundert Mark."

„Die hättest du gewonnen, Tante Susel?"

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen. Kleine Schweißperlen setzten sich an seine Schläfen.

„Woher hattest du denn das Geld?"

„Das kann ich nicht sagen . . ."

Er stand auf. Alles Blut war ihm aus den Wangen gewichen. Er ging ans Büfett.

„Was wünschen Sie?"

Er sah die Büfettdame an, schreckte plötzlich zusammen, als sie nochmals fragte: „Was wünschen Sie?"

„Kognak . . . irgendeinen Schnaps . . . was Sie haben . . ."

Totenübel war ihm. Das war noch schlimmer, als was der Juck ihm getan hatte. Viel schlimmer war das. Der Juck hatte ihm ein Pferd aus dem Stall geführt — er hatte eine Frau aus dem Hause geführt. Hatte sie irgendwohin geführt. Hatte sie stehen lassen, und ein anderer hatte ihr Geld gegeben.

Was das bedeutete, das wußte er. Vieles wußte er seit Karlshorst. Nur daß es ihn treffen konnte, Tante Susel, daß es die Frau vom Bruder seines Vaters treffen konnte — das hätte er nie geglaubt.

Er stand nun wieder am Sofa. Sie starrte auf das wachsbleiche Gesicht.

„Ich werde dem Onkel sagen, daß du das Geld von mir hast, Tante Susel. Daß ich auf Pferde gesetzt habe, werde ich sagen, daß ich's gewonnen habe. Daß ich dir Tips gegeben habe — wie's eben war, werde ich's sagen."

Er machte immer eine Pause zwischen jedem Satz, als überlegte er, was er noch alles sagen könnte, um sie zu entlasten, um das Ungeheuerliche abzuwenden. Er konnte sich nicht überwinden, sich neben sie zu setzen. Der Duft, der ihren regenfeuchten Kleidern entströmte, legte sich ihm aufs Gehirn, daß er meinte, alle Äderchen müßten darin platzen.

Er rieb die eiskalten Hände aneinander, riß mit den breiten, scharfen Zähnen an seinen Lippen, daß sie sich rot färbten.

„Die zweihundert Mark gibst du in ein paar Tagen zurück. Ich sorge für anderes Geld."

Sie wendete ihm plötzlich den Kopf zu, finster, bösartig blickten ihn ihre sonst strahlenden, goldbraunen Augen an. Glaubte er denn wirklich, daß damit alles erledigt war. Ein dummer Junge war er, weiter gar nichts. Mochte er sagen, was er wollte, sie reinwaschen oder nicht — sie wollte so nicht mehr leben, sie konnte so nicht mehr leben.

Er zwang sich zu einem Lächeln, sah nur die wahnsinnige Angst aus ihren Augen lodern, war bereit, sie zu schützen, unbekümmert um sich selbst, unbekümmert um alles Böse, was für ihn selbst daraus entstehen mochte.

„Komm, Tante Susel!"

Er hatte sie bei der Hand genommen wie ein Kind. Aber sie entwand sie ihm, trotzig, mit geschlossenen Lippen. Was nützte ihr die Beichte, seine Selbstbeschuldigung? Änderte das etwas an ihrem Leben, an den Verhältnissen?

„Komm!"

Er riß sie mit sich fort. Er sprach auf sie ein.

„Wenn man so recht bedenkt, Tante Susel, dann is es ja ooch besser, man macht reinen Tisch. Auf die Dauer is det ja nischt mit dem ewigen Versteckspielen. Det jeht — so lange 't jeht, und denn — haste nich jesehn, is man in der Bredouille. Wenn ick 'n Vater nich hätte.



ick hätt ja schon Reißaus genommen. Aber ick weeß nich — ich jlaube doch, det's dem Vater eklig nahejehn würde. Da is et schon besser, er verkeilt mir und —"

Doll berlinerte er, wie ein Bierkutscher, nur um sich den Bammel von der Seele zu reden.

Susanne blieb stehen. Ihre Lippen zitterten vor Empörung, ihre kleinen Hände rissen an den Knöpfen ihrer Jacke.

„Ja, glaubst du denn, Hans, daß ich mich schlagen lassen soll von meinem Mann . . ."

Er fuhr sie an.

„Quatsch — schlagen! Von Schlagen is keene Rede. Aber wenn er ooch wirklich ruppig wird, dein Mann — herrjöses — 'n bißken was muß man eben runterwürjen, wenn man — Dummheiten gemacht hat!"

Nun blieb er stehen.

„Tante Susel — es sind doch nur Dummheiten — was?"

Sie wurde dunkelrot unter dem wissenden Blick seiner jungen Augen. Ihre Lippen lächelten krampfhaft.

„Ich verstehe dich nicht, Hans, du bist so komisch... was sind das für unpassende Fragen!"

Er nahm es ihr gar nicht übel, daß sie ihn abführte wie einen dummen Jungen. Das beruhigte ihn sogar. Sollte sie nur! So viel wußte er schon — Dummheiten gaben die Frauen schwerer zu als etwas Großes, irgend etwas, was sich in Tränen Luft machen mußte, in Bekenntnissen.

„Komm — nur keene Bange — — —"

Er zerrte sie in den Hauseingang.

Das Mädchen kam ihnen entgegen. Die Frau Doktor wäre vor einer Viertelstunde antelephoniert worden und nach der Passauer Straße gefahren.

„Gut", sagte Hans Graebner und faßte Susanne unter den Arm. „Jetzt fahren wir auch gleich in die Passauer Straße. Das ist das einfachste."

Sie wäre am liebsten davongelaufen. Aber seine Finger umschlossen so fest ihren Arm, daß sie hätte Gewalt anwenden müssen.

„Fürs Auto langt's noch gerade."

Mit blassen Lippen versuchte er einen Witz zu machen. Er ließ die Fenster von beiden Seiten herunter, weil er den süßen, betäubenden Geruch nicht ertragen konnte. Und dann hob er die Fenster wieder, weil Susanne fröstelte und er durch ihren Handschuh die Kälte ihrer Hand spürte.

Er dachte an den Vater. Wo der losschlug, da wuchs nicht so bald wieder Gras. Donnerwetter ja! Aber bei der Mutter betteln — nee . . . das tat er nicht. Davon hatte er genug. Keile — das war wirklich nicht das schlimmste. Nicht spüren, daß man einen Vater hatte, nicht nach Glidien fahren und den Juck vermöbeln — das war schlimm.

Beinahe war's ihm, als müßte er aus dem Wagen springen. Einfach rausspringen und davonlaufen.

Er blickte Susanne von der Seite an. Sie hatte den Kopf zurückgebeugt, ihre Wangen waren wachsbleich, ihre Augen geschlossen — wie ohnmächtig war sie.

„Keene Bange, Tante Susel, det deichseln wir schon!"

Susanne antwortete nichts.

(Fortsetzung folgt).

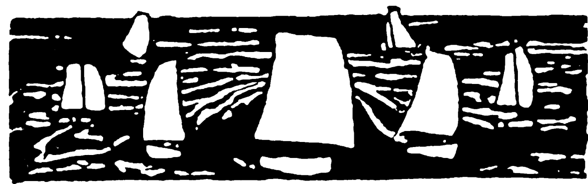
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 24. — Berlin, den 12. Juni 1915. — 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

1. Juni.

Als Antwort auf die Bewerfung der offenen Stadt Ludwigshafen werden die Werften und Docks von London ausgiebig mit Bomben belegt.

Die östlich des San vorgedrungenen verbündeten Truppen wiesen an der ganzen Front starke russische Angriffe zurück.

An der Nordfront von Przemysl erstürmen bayerische Truppen drei Werke des Gürtels, machten 1400 Mann zu Gefangenen, erbeuteten 28 schwere Geschütze, darunter zwei Panzergeschütze. Südlich des Dnjestr haben die verbündeten Truppen der Armee Linsingen Stryj erobert. Der Feind ist im Rückzug gegen den Dnjestr.

2. Juni.

Auf dem russischen Kriegschauplatze wiederholt der Feind seine starken Angriffe auf die östlich des San stehenden verbündeten Truppen.

An der Nordfront der Festung Przemysl werden zwei weitere Werke erstürmt.

Die feindlichen Stellungen zwischen Stryj und Drohobycz werden erstürmt.

3. Juni.

Um den von den Engländern besetzten stark ausgebauten Ort Hooge, etwa 3 Kilometer östlich von Ypern, entwickelt sich ein Kampf, der einen günstigen Verlauf für uns nimmt. Wir sahen uns gezwungen, den Turm der Martinskirche in Ypern, auf dem feindliche Artillerie-Beobachtungsposten erkannt waren, zu beseitigen. In der Gegend nördlich von Arras war die Kampftätigkeit auf der Front Souchez-Neuville und südlich wieder sehr lebhaft.

Deutsche Truppen erstürmen nachts die letzten russischen Stellungen der Nordfront von Przemysl und dringen um 3 Uhr 30 Minuten morgens von Norden her in die Stadt ein. Von Westen und Süden ist das österreichisch-ungarische zehnte Korps eingedrungen.

Der Angriff der Verbündeten im Raume nördlich Stryj schreitet weiter erfolgreich fort.

4. Juni.

Im Laufe des Tages wird Przemysl vom Feinde gesäubert, der in östlicher Richtung zurückgeht und auf den Höhen südwestlich Medyka durch Nachhuten Widerstand zu leisten versucht. Unterdessen ist es der Armee Boehm-Ermolli gelungen, von Süden her die russische Verteidigungsstellung zu durchbrechen und in der Richtung auf Mosciska vorzustoßen. Auch der Angriff der Armee Linsingen hatte neuen Erfolg.

Ein deutsches Unterseeboot versenkt einen russischen Minenkreuzer der Amurklasse bei Baltischport.

5. Juni.

In der Nacht vom 4. zum 5. Juni führen deutsche Marineluftschiffe Angriffe gegen die befestigte Humbermündung und den Flottenstützpunkt Harwich aus. Die Hafenanlagen von Harwich wurden ausgiebig und mit gutem Erfolg mit Bomben belegt. Zahlreiche starke Brände und Explosionen, darunter eine besonders heftige von einem Gasbehälter oder Oeltank herrührende, wurden beobachtet. Ferner wurde eine Eisenbahnstation mit Bomben beworfen.

6. Juni.

Angriffe gegen unsere Stellung am Ostabhang der Lorettohöhe wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Die Reste der Zuckerfabrik bei Souchez sind noch im Besitz der Franzosen.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen haben östlich Przemysl den Feind bis in die Gegend nordwestlich und südwestlich von Mosciska zurückgeworfen.

Die Armee des Generals von Linsingen hat den feindlichen Brückenkopf bei Zurawno gestürmt und ist im Begriff, den Dnjestr-Uebergang bei diesem Ort zu erkämpfen.

Im Tiroler und im Kärtner Grenzgebiet beschränkt sich der Feind auf wirkungsloses Artilleriefeuer. An der küstenländischen Front beginnt der Artilleriekampf heftiger zu werden. In den Gefechten am Krn hatten die Italiener erhebliche Verluste. Ein Versuch des Gegners, bei Sagrado den Isonzo zu überschreiten, wurde blutig abgewiesen.

Das türkische Hauptquartier meldet, daß an der Dardanellenfront die sehr heftige Schlacht im Abschnitte von Sedd ul Bahr, die am 4. Juni mittags mit einem feindlichen Angriff begonnen und sich auf der ganzen Front entwickelt hatte, nach fast zweitägiger Dauer durch energische Gegenangriffe unseres rechten Flügels heute morgen zu einem Erfolg für die Türken geführt hat.

7. Juni.

In der Nacht vom 6. zum 7. Juni führten unsere Marineluftschiffe erfolgreiche Angriffe gegen die Docks von Kingston und Grimsby am Humber aus.

Die Sicherung der Ernte im Kriege.

Von Professor Dr. Dade.

Ein englischer Staatsmann hat den Ausspruch getan, daß in diesem Kriege das Land den Sieg davontragen würde, das die letzte Milliarde in die Wagschale werfen könnte. Lloyd George hat hiermit in dem jetzigen Entscheidungskampf zwischen Großbritannien und Deutschland ersterem von vornherein die Siegespalme zuerkannt, gilt doch auch heute noch in den Augen vieler Söhne Albions Deutschland als das arme Land der Vergangenheit, das sich auf seinem sandigen und moorigen Boden mit Hilfe der Industrie nur mühsam zu einer höheren Stufe emporarbeitet. Aber wie in so manchen anderen Dingen hat unser Feind sich gerade in diesem Punkte am stärksten verrechnet. Die Leichtigkeit, mit der das deutsche Volk die erste und zweite Kriegsanleihe im Gesamtbetrage von 14 Milliarden Mark aufbrachte, hat deutlicher als alles andere in der Welt gezeigt, daß wir

mit großer Wahrscheinlichkeit immer noch eine Milliarde Mark werden übrighaben, wenn die Geldquellen unserer Feinde längst versiegt sind. Der Kreislauf der obigen Milliarden innerhalb unserer nationalen Volkswirtschaft bietet hierfür eine bessere Bürgschaft als die wachsende Verschuldung der Feinde für Kriegslieferungen an Amerika und andere Gläubiger.

Aber das harmlose England hält noch ein anderes Eisen im Feuer, denn es weiß, daß ein Volk nicht vom Geld, sondern von Getreide lebt. Zwar kann es uns nicht den Goldschatz der Reichsbank nehmen, der im tiefsten Grunde das stärkste Rückgrat unserer wirtschaftlichen Kriegsrüstung bildet; wohl aber lag der Gedanke nahe, uns die Zufuhr von Getreide aus den überseeischen Exportländern abzuschneiden. Dieser Aushungerungsplan hätte aber nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn, wie es die Feinde annehmen, unsere Landwirtschaft auf der eigenen Scholle nicht genügende Vorräte an Getreide hervorbringen könnte. Zu dem Vorrat an gelbem Metall muß also noch der Vorrat an Getreidekörnern kommen, wenn wir durchhalten wollen. Solange uns die Zufuhr über die Ozeane abgeschnitten ist, sind wir nicht imstande, große Getreidemengen hereinzubekommen, selbst wenn wir sie mit Gold aufwiegen wollten. Deshalb ist der Vorrat an Brotkorn ebenso wichtig oder noch wichtiger als der Goldbestand. Und wohl niemals ist die tiefe Wahrheit der vierten Bitte „Unser täglich Brot gib uns heute" dem deutschen Volk so eindringlich vor Augen geführt wie in diesem Völkerkriege.

In weiten Kreisen hört man bei uns noch die Ansicht, daß der Aushungerungsplan Englands sich nur auf das erste Kriegsjahr bezöge, und daß mit der Lösung des Problems in diesem Erntejahr die Frage als erledigt angesehen werden könne. Wir müssen uns aber darüber klar sein, daß das Durchhalten seine eigentliche Feuerprobe nicht im ersten Kriegsjahre, sondern vielmehr im zweiten zu bestehen haben wird. Daß für das erste Kriegsjahr die Volksernährung völlig gesichert ist, dürfte jetzt auch ängstlichen Gemütern einleuchten, nachdem es die Feinde längst eingesehen haben. Seit die Verschwendung mit Lebensmitteln in der ersten Hälfte des Kriegsjahres durch ein sparsames Haushalten in der zweiten abgelöst ist, also an die Stelle der Willkür die Organisation getreten ist, sind wir über den Berg hinüber. Das Verbot der Verfütterung von Brotgetreide, sein stärkeres Ausmahlen und der Zusatz von Kartoffeln zur Brotbereitung sind die drei Faktoren, welche uns das, was wir in den ersten Monaten des Krieges zuviel oder mißbräuchlich verwendet haben, wieder ersetzen müssen. Die staatliche Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl, die Kontrolle über die Vorräte sowie die Festsetzung des Mehlverbrauchs auf 200 Gramm für den Tag und Kopf geben uns die sichere Gewähr, daß wir auskommen werden. Aber damit nicht genug. Der weitausschauenden Fürsorge der „Reichsverteilungsstelle" haben wir es zu verdanken, daß zu Beginn des neuen Erntejahres nach dem 15. August ein großer Vorrat an Brotgetreide, etwa 850,000 Tonnen als Kriegsreserve vorhanden sein wird, um den uns alle feindlichen Mächte beneiden werden. Man kann sich kaum ein großartigeres Bild vorstellen als diesen eisernen Bestand an Getreide, den sich ein Volk von fast 70 Millionen auf der Grundlage einer glänzenden Organisation des Verbrauchs aus eigener Kraft, d. h. von den Erträgen der einheimischen Scholle, erspart hat. Während England in seiner Brotnahrung fast ausschließlich auf die überseeische Einfuhr angewiesen ist und auch Frankreich große Getreidemengen aus dem Auslande beziehen mußte und beide sich dem Wahne hingaben, uns auszuhungern, sind wir in der Lage, nicht nur durchzuhalten, sondern noch darüber hinaus den Grundstock für einen neuen Juliusturm zu legen.

Nunmehr hat die einzige Fürsorge der neuen Ernte zu gelten, sie ist in wirtschaftlicher Hinsicht das wertvollste Gut, das wir jetzt unversehrt gewinnen müssen. Schon mancher stellt die bange Frage: werden wir auch im zweiten Kriegsjahr durchhalten können? Es sei deshalb von vornherein festgestellt, daß wir mit der größten Seelenruhe der Zukunft entgegensehen können. Gewiß wird von dem Ausfall der neuen Ernte abhängen, ob wir etwas besser oder reichlicher leben können. Da indes die Organisation des ganzen Verbrauchs gleich zu Beginn des Erntejahres einsetzt und nicht, wie im ersten Kriegsjahr, erst nach Ablauf von 5—6 Monaten, wird die Volksernährung unter allen Umständen gesichert sein. Mancher Leser wird vielleicht verwundert erwidern, der Ausfall der Ernte könne aber doch so schlecht sein, daß trotz der besten Organisation des Verbrauchs ein Durchhalten ohne die Einfuhr nicht möglich sein würde. Dieser Widerspruch besteht indes nur scheinbar. Bei der gegenwärtigen Regelung des Brot- und Mehlverbrauchs mit 200 Gramm Mehl pro Tag und Kopf der Bevölkerung und bei einer Mehlausbeute von 80 vom Hundert braucht die Brotgetreideernte zur Deckung des ganzen Jahresbedarfs, einschließlich des Bedarfs für Heer und Marine, der Aussaat und einer Reserve, nur 10 Millionen Tonnen zu betragen, während die Durchschnittsernte der letzten 10 Jahre sich auf 15 Millionen Tonnen beziffert. Würde man das Brotgetreide statt mit 80 vom Hundert mit 95 vom Hundert ausmahlen, so würde gar nur eine Ernte von 9 Millionen Tonnen erforderlich sein, das wären 6 Millionen Tonnen weniger als die Durchschnittsernte. Die größte Brotgetreideernte in den letzten 10 Jahren beläuft sich auf 17,3 Millionen Tonnen und die geringste auf 13,7 Millionen Tonnen. Daraus ergibt sich, daß selbst bei einer schlechten Ernte unsere Brotnahrung unter allen Umständen gesichert ist. Mit viel größerer Wahrscheinlichkeit werden wir sogar in der Lage sein, den Brot- und Mehlverbrauch pro Kopf der Bevölkerung im neuen Erntejahr zu erhöhen. Es wird dies um so mehr geboten sein, als durch die Verminderung des Vieh-, insbesondere des Schweinebestandes der Fleischkonsum der Bevölkerung im nächsten Erntejahr geringer und teurer sein wird als im ersten Kriegsjahr. Man wird deshalb der Bevölkerung mehr vegetabilische Nahrungsmittel zur Verfügung stellen müssen. Dies wird sich sowohl bei Brot, Mehl und Kartoffeln als auch bei den Erzeugnissen von Hafer und Gerste, wie Haferflocken, Hafermehl, Graupen, Grütze, sowie beim Zucker ermöglichen lassen.

Wird für das nächste Erntejahr, also nach dem 15. August, der Mehlverbrauch pro Kopf der Bevölkerung auf 250 Gramm erhöht, so ist hierzu eine Brotkornernte von nur 11 Millionen Tonnen erforderlich. Würde der Verbrauch auf 300 Gramm festgesetzt, so würde eine Getreideernte von 12 Millionen Tonnen ausreichen. Selbst in diesem Falle beträgt also die erforderliche Menge noch weniger als die schlechteste Ernte der letzten 10 Jahre. Erst eine Verdoppelung des heutigen Mehlverbrauchs mit 400 Gramm würde die Durchschnittsernte von 15 Millionen Tonnen erfordern. Da-



bei ist noch eine Mehlausbeute von 80 vom Hundert zugrunde gelegt, würde sie auf 90 oder gar auf 95 vom Hundert erhöht werden, so wäre eine noch geringere Ernte ausreichend. Die Erklärung für diese auffällige Erscheinung liegt neben dem Gewinn durch die stärkere Ausmahlung und durch die staatliche Regelung des Verbrauchs in der Tatsache, daß in Friedenzeiten und auch jetzt in der ersten Hälfte des Kriegsjahres einige Millionen Tonnen Roggen verfüttert worden sind. Auch mag der Friedensverbrauch überschätzt sein, so daß manche Volkswirte und Statistiker jetzt verwundert dastehen, daß die Wirklichkeit nicht so ist, wie sie es sich gedacht hatten, und daß die Bevölkerung auch ganz gut mit weniger auskommt, als sie bisher angenommen hatten.

Was die Kartoffel anbetrifft, ist der Bedarf an Speisekartoffeln auch bei der denkbar größten Mißernte völlig gesichert, da der Jahresbedarf mit etwa 14 Millionen Tonnen nur ein Drittel der Durchschnittsernte beansprucht. Dieselbe beträgt 45 Millionen Tonnen. Die Höchsternte in den letzten 10 Friedensjahren betrug 54 Millionen und die geringste Ernte 35 Millionen Tonnen.

Wenn trotz dieser geschilderten Verhältnisse mit allen Mitteln dahin gestrebt werden muß, daß die Ernte dieses Jahres, soweit es in menschlicher Macht liegt, unversehrt und ohne jede Beeinträchtigung geborgen werden kann, so ist dies weniger für das Durchhalten der Menschen als der Tiere notwendig. Bei der Verteilung der Erntevorräte muß nicht nur die menschliche, sondern auch die tierische Ernährung berücksichtigt werden. Dabei ist die Erhaltung des Zucht-, Arbeits-, Milch- und Jungviehs als erste Voraussetzung für die Gewinnung der wichtigsten Lebensmittel hinzustellen. Für das Heer (Kavallerie, Artillerie, Train usw.) verdient die Erhaltung und Vermehrung des Pferdebestandes während des Krieges noch besondere Beachtung. Kein Korn, kein Strohhalm, kein Grashalm, keine Kartoffel und keine Rübe darf in diesem Kriegsjahr unbenutzt liegenbleiben, vernichtet oder beschädigt werden. Die Sicherung der Ernte ist wie niemals zuvor eine nationale Frage ersten Ranges.

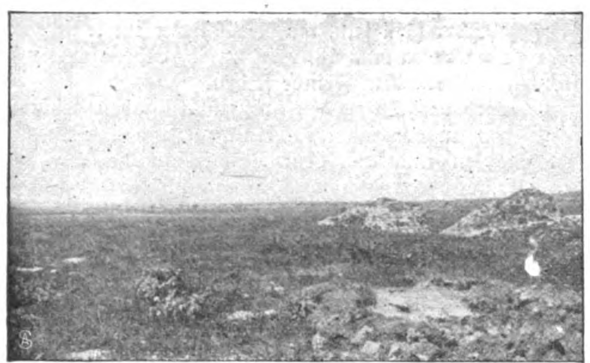
War schon durch Mangel an Arbeits- und Gespannkräften die Herbst- und Frühjahrsbestellung mit großen Schwierigkeiten verknüpft, so wird die Einbringung der diesjährigen Ernte unsere Landwirtschaft vor eine noch schwierigere Aufgabe stellen. Man bedenke, daß bei einer mittleren Ernte 15 Millionen Tonnen Brotgetreide, 12 Millionen Tonnen Gerste und Hafer, 26 Millionen Tonnen Wiesenheu, 45 Millionen Tonnen Kartoffeln und 15 Millionen Tonnen Zuckerrüben zu bewegen und zu bergen sind. Je nach der Witterung muß dies unter Umständen möglichst rasch und, was noch schwieriger ist, oft zur selben Zeit erfolgen, wenn nicht die Ernte der Gefahr des Verderbens ausgesetzt werden soll. Trockene Jahre haben Deutschland in der Regel eine mittlere bis gute Körnerernte, aber geringe Stroh- und Futtererträge gebracht. Bei normalem Witterungsverlauf erfolgt in Deutschland zuerst die Heuernte im Juni, dann die Roggenernte, etwa von Mitte Juli bis Anfang August, darauf folgt die Weizenernte von Anfang bis Ende August, dann die Haferernte, die Kartoffelernte und zuletzt die Rübenernte. Außergewöhnliche Witterungsverhältnisse, wie andauernde Trockenheit, können es indes bewirken, daß die Getreidearten fast zu gleicher Zeit geerntet werden müssen, weil einige von ihnen eine Früh- oder Notreife erhalten. Wenn dies schon in Friedenzeiten an die landwirtschaftlichen Betriebe ganz außergewöhnliche Anforderungen stellt, wieviel mehr wird dies jetzt im Kriegsjahr der Fall sein, wo die Männer im kräftigsten Lebensalter, etwa vom 18. bis zum 45. Lebensjahr, zum größten Teil vor dem Feinde stehen.

Es wird deshalb zu den größten Aufgaben gehören, alles, was an brauchbarer Menschen- und Tierkraft in den Städten und auf dem Lande für die Bergung der Ernte vorhanden ist, auch hierfür heranzuziehen. In dieser Hinsicht ist es dankbar anzuerkennen, daß die Heeresverwaltung Kriegsgefangene für die landwirtschaftliche Arbeit dieses Sommers zur Verfügung gestellt hat und noch weiter zur Verfügung stellen wird. Auch die Beurlaubung der einberufenen Mannschaften vom Lande zur Erntearbeit ist von großer Wichtigkeit für die Sicherung der Ernte, wenn dies auch aus militärischen Rücksichten nur in beschränktem Maße und hauptsächlich nur für die älteren Jahrgänge wird in Betracht kommen können. Ebenso ist es freudig zu begrüßen, daß ältere Schulkinder für landwirtschaftliche Arbeiten beurlaubt werden dürfen. Vielleicht wäre gar zu empfehlen, die gesamten Schulen des platten Landes oder doch die beiden obersten Klassen während der Sommermonate, etwa vom 15. Juni bis zum 1. Oktober, ganz zu schließen, um alle jugendlichen Arbeitskräfte für die neue Ernte beschäftigen zu können. Die Kinder selbst würden dies gewiß jubelnd begrüßen, ist doch die Arbeit in Gottes freier Natur das denkbar Schönste und Gesündeste für Körper und Seele.

Aber die menschliche Kraft ist nicht ausreichend, es muß die tierische Kraft hinzukommen, welche die Ernte von den Feldern in die Mieten und Scheunen bringt. Zwar hat die Militärverwaltung in entgegenkommender Weise erbeutete Pferde aus Feindesland im Osten und Westen der Landwirtschaft bereits zahlreich zur Verfügung gestellt, doch der Andrang von Tausenden von Landwirten zu Versteigerungen von einigen Dutzenden Pferden beweist am deutlichsten, wie groß der noch ungedeckte Bedarf ist. Es wird auch hier, wie es bereits bei der Frühjahrsbestellung der Fall war, erforderlich sein, daß alle noch in einheimischen Kasernen und Remontedepots befindlichen Pferde für die Erntetage der benachbarten Landwirtschaft zur Verfügung gestellt werden.

Aber noch eine weitere Schwierigkeit kommt zu den bereits aufgezählten. Selbst wenn es gelingen sollte, die Getreideernte wohlbehalten zu bergen, so wird es notwendig sein, einen Teil derselben bald nach der Ernte auszudreschen, wenn auch der größere Teil erst im Laufe des Winters zum Ausdrusch gelangen wird. Zu diesem Zweck wird, wie dies bereits im vorigen Herbst und Winter angebahnt ist, eine großzügige Organisation der Dampfdrescharbeit anzustreben sein, und die landwirtschaftliche Maschinentechnik wird in die Lage kommen, dem deutschen Vaterlande zu zeigen, daß auch sie fähig ist, das zu leisten, was die Munitions- und Waffenfabriken ihrerseits bereits Großes geleistet haben und noch weiter leisten werden. Am schwierigsten wird die Gewinnung der für die landwirtschaftlichen Maschinen erforderlichen Bedienungsmannschaften sein.

Sollten aber, was Gott verhüten möge, in den Erntemonaten Juli, August, September die Schleusen des Himmels sich öffnen und ein größerer Teil des Getreides nur in nassem Zustande geerntet werden können, so wird schließlich noch eine weitere Aufgabe hinzukommen, nämlich durch künstliche Trocknung das Getreide so rasch wie möglich vor dem Verderben zu schützen und es für den




Kampffeld beim alten Troja.



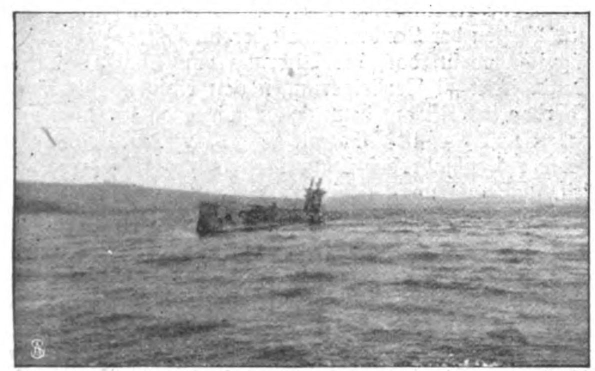
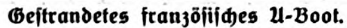
Straßenbild aus Erenköi.




Auf Kum Kaleh.



Morgenständchen im Generalkommando.

Gestrandetes französisches U-Boot.



Das zerschossene australische U-Boot.



Kum Kaleh.



Beobachtungsposten bei Troja.

Bilder von den kriegerischen Ereignissen an den Dardanellen.



Deutsche und österreichische Verwundete ziehen singend durch die Straßen Tarnows dem Bahnhof zu. Kilophot.



Blick auf den San bei Jaroslau.

Aus Galizien.

menschlichen und tierischen Gebrauch nutzbar zu machen. Hierbei wäre zu erwägen, die Mithilfe staatlicher Kredite, wie dies in so großzügiger Weise bei der Errichtung von Hunderten von Kartoffeltrocknungsanlagen erfolgt ist, auch für die Errichtung von Getreidetrocknungsanlagen zur Verfügung zu stellen. Allerdings wird das letztere nicht so einfach sein. Während die Kartoffeltrocknungsanlagen ganz unabhängig von dem Erntewetter die Kartoffeln zu trocknen haben, sei es für den Zusatz zum Brotgetreide, sei es zur Verfütterung, werden die Getreidetrocknungsanstalten nur dann in größere Tätigkeit treten, wenn das Erntewetter regnerisch gewesen ist. Herrscht dagegen während der Erntezeit trockenes Wetter, so werden sie wenig oder gar nichts zu tun haben. Von diesem Gesichtspunkte und vor allem auch aus dem Grunde, daß die Zeit für die Errichtung großer und neuer Trocknungsanlagen bis zur Ernte etwas kurz bemessen ist, wird es sich empfehlen, alle bereits bestehenden Trocknungsanlagen, sei es in landwirtschaftlichen Betrieben, sei es bei Mühlen, Lagerhäusern, Brauereien usw., derartig in den Dienst der Ernte zu stellen, daß sie während und mittelbar nach derselben zur Trocknung etwaigen nassen Getreides zur Verfügung stehen. Außerdem wird aber auch darüber hinaus einzelnen Landwirten und landwirtschaftlichen Genossenschaften für die Errichtung von Trocknungsanstalten, am besten solcher Anstalten, in denen nicht nur Getreide, sondern auch alle anderen landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie Kartoffeln, Kartoffelkraut, Rübenblätter, Schnitzel usw., getrocknet werden können, sogenannte Allestrockner, ein weitgehender staatlicher Kredit gewährt werden müssen. Es ist dankbar zu begrüßen, daß das landwirtschaftliche Ministerium in Preußen bereits die hierzu erforderlichen Schritte unternommen hat.

Aus allem diesen möge der Leser entnehmen, daß für die Sicherung und Konservierung der Ernte in diesem Kriege große nationale Aufgaben zu erfüllen sind. Die Volksernährung ist von der Produktion der einheimischen Landwirtschaft abhängig. Auf beide muß in gleichem Maße Rücksicht genommen werden. Es wäre ein nicht hoch genug anzuschlagender Erfolg dieses Krieges, wenn Stadt und Land sich wieder mehr verstehen lernen und sich zu gemeinsamer Arbeit für das Vaterland die Hände reichen würden. Daß beide zu ihrem Gedeihen aufeinander angewiesen sind, hat die eiserne Zeit des blutigen Krieges mit unauslöschlichen Lettern in die Tafel der deutschen Geschichte geschrieben.

Die Zukunft der Hausbeamtin.

Von Hedwig Heyl.

Verschiedene Ausgangspunkte drängten den Verband zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung in seiner diesjährigen Tagung in den Pfingstferien dazu, einen Frauenberuf zu behandeln, der voraussichtlich in der Zukunft einer steigenden Entwicklung entgegengeht.

Die Volksschicht, aus der Industrie, Feld- und Hausarbeit ihre Kräfte bestreiten, kann sicher auf Verwendung rechnen. Viel ernster ist es um die gesellschaftliche Schicht bestellt, aus der die Haustochter sich einen Nebenverdienst suchte, mit dem sie aus dem Hafen eines geordneten Hauswesens heraus als Lehrerin, Verkäuferin oder Direktrice auskommen konnte.

Es wird in unserer Zeit mehr wie je nötig sein, die Lebensbedingungen, unter denen die einzelne Frau leben kann, zu beleuchten und Auskunftsmöglichkeiten zu suchen, ihr eine solche unabhängig vom Vaterhaus zu ermöglichen.

Niemand wird leugnen können, daß die sogenannten freien Frauenberufe wirtschaftlich immer noch sehr gefährdet sind.

Die festen Anstellungen, welche Frauen am sichersten einen Wirkungskreis bei freier Station geben können, sind meistens in den mit der Hauswirtschaft verknüpften Berufen zu finden. So ist der Beruf der Gewerbe- und Hauswirtschaftslehrerin in den letzten 25 Jahren sehr beliebt geworden, und die Entwicklung der Gewerbe- und hauswirtschaftlichen Schulen, Fortbildung- und Wanderschulen brachte auch eine willkommene Verwendung für die geprüften Lehrkräfte. Diese Ausbildung wird auch in Zukunft ein großes Feld der Tätigkeit bieten. Erstens durch die vom Verband zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung aufgestellte Forderung: hauswirtschaftliche Frauenbildung der Allgemeinheit näherzubringen und von jeder Frau den Nachweis hauswirtschaftlicher Bildung vor Eintritt in den Beruf und in die Ehe zu verlangen. Zweitens durch das Anerkenntnis, daß die angestrebte „Dienstpflicht" der Frau gebieterisch das Fundament hauswirtschaftlicher Bildung braucht. Immerhin werden wir aber Lehrkräfte dazu bevorzugen, deren Lehrbefähigung sich sehr bald in der Ausbildung zeigt. Die übrigen Kräfte, welche in anderer Weise hauswirtschaftlich veranlagt sind, müssen dementsprechend ausgebildet werden.

Unsere Zeit hat wie nie zuvor die Notwendigkeit hauswirtschaftlicher Durchbildung gezeigt. Wenn auch durchaus nicht geleugnet werden soll, daß die studierte und beruflich geschulte Frau Systematik und Organisation in den Dienst sozialer Arbeit stellt, so erfordert die Praxis des Lebens eben das zuverlässige Wissen und positive Können zur Bewältigung der konkreten augenblicklichen Erfordernisse, das Durchhalten des Körpers, die Elastizität des Geistes, das Verständnis der Zusammenhänge des einzelnen mit dem Ganzen — mit einem Wort: den weiblichen Einschlag in die Volkswirtschaft. Dieser ist anders geartet wie männliche Arbeit, weil die Frau anstreben muß, die großen, von Gelehrten errungenen wissenschaftlichen Tatsachen auf die positive Arbeit anzuwenden und fruchtbar zu machen.

Wir wünschen also überall, wo die Frau mit ausgesprochener Begabung Wertvolles in das Hauswesen hineinzutragen vermag, Frauen einzuführen. Natürlich sind wir uns der Verantwortung voll bewußt und wünschen z. B., daß eine Frau, die einen Hoteldirektor ersetzen soll, praktisch gedient hat und voll und ganz die einzelnen Stufen eines Betriebes durchmachte und in den geeigneten Anstalten den wissenschaftlichen Stoff in Ruhe durcharbeitete. Dasselbe gilt von der Wirtschaftsleitung eines Krankenhauses, Sanatoriums, einer Klinik, eines Lazaretts und großen Schloßbetrie-



des, in denen die Verwalterin das ganze Wohl und Wehe der Insassen in Händen hält.

Wie viele ländliche Anwesen müssen in Zukunft die Zügel in weibliche Hände legen, und wie manche Nahrungsmittelindustrie braucht die hygienisch durchgebildete Leiterin in Konservenanfertigung von Obst, Gemüse und Fleisch, im Back- und Schlächtergewerbe usw.

Männliche Kräfte sind in Betrieben der körperlichen Kraft wegen, die die großen zu bewältigenden Materialmengen brauchen, nicht leicht zu entbehren, aber die feinere Führung der Frau wird, wenn Dilettantismus ausschaltet, wahrscheinlich eine sorgfältigere Bearbeitung der Einzelheiten zur Gewohnheit machen. Der in der Frau lebende Geist muß nach den verschiedenen Seiten geschult werden, daß er fähig ist, die täglich neuen Erscheinungen der Umwelt nicht nur wahrzunehmen, sondern zu beurteilen und sie zu brauchbaren Neugestaltungen zu verarbeiten.

Die Entschlossenheit, in unserer großen Zeit mit allen Kräften der Arbeit zu dienen, sich nicht mit Minderwertigkeit zufriedenzugeben, wird jetzt viele unserer Frauen und Mädchen durchdringen, sie werden vielleicht auch an der kleinen, praktischen Hilfsarbeit, die sie hier und da leisteten, die Freude empfunden haben, die sich aus guter Leistung von selbst ergibt, und darin Anregung zu einem praktischen Beruf finden. Der Weg ist aber lang und der Stationen viele, die dazu führen, aber auch diese bieten durch ihren Aufstieg schöne Befriedigung, so daß dabei immer eine neue Aussicht, eine Bereicherung, eine Vervollkommnung gewonnen werden kann.

Wenn die Grundlage hauswirtschaftlicher Bildung bei allen Mädchen vorauszusetzen ist, wird für die erste Stufe eine Anstaltsarbeit von einem Jahr notwendig, ehe das junge Mädchen sich in einem Haushalt jene Umsicht aneignen kann, die die notwendige Ruhe und Sicherheit in den Leistungen für einzelne Zweige der Hauswirtschaft gibt.

Daß die Hausfrau, welche die Hausbeamtin für Familien zuerst in ihr Haus nimmt, einer Anfängerin die Wege bahnen helfen muß, hat sie sich klarzumachen. Nennenswerte Leistungen sind deshalb nicht zu erwarten, weil das junge Mädchen von 17 bis 18 Jahren als Mensch mit seiner Entwicklung noch viel zu tun hat und die Arbeit als solche vielleicht bewältigen kann, aber in das Räderwerk des Hauswesens erst ganz allmählich sich einfügen lernt.

Unsere Hausfrauen, welche Lehrmütter werden und an ihrem Teil an der Aufgabe, einen neuen gelernten Beruf für die gebildete Frau zu schaffen, mitarbeiten wollen, haben ein großes Stück Geduld und ein großes Stück Liebe solchen jungen Menschenkindern zu widmen. Man darf die junge Kraft nicht kopfscheu beim ersten Ausflug in das Leben machen, sondern muß die Flügel langsam stärken. Ist das in drei Jahren geschehen, dann geben die hauswirtschaftlichen Schulen in einem neuen Schuljahr die weitere Ausbildung in den Fragen, die die Wirtschaft mit der Volkswirtschaft, den einzelnen mit der Organisation verbinden und in den hauswirtschaftlichen Fächern, in ihren zusammengesetzten, schwierigen praktischen Aufgaben. Die Lehrpläne dazu sind im Verband zur Förderung hauswirtschaftlicher Bildung festgelegt.

Es ist klar, daß es eine ganze Reihe von Betrieben gibt, welche eine besondere Durchbildung verlangen, so daß sich eine Anzahl Unterstellungen ergeben, die bis zu einer erstklassigen leitenden Stellung durchgemacht werden sollten. Eine Hotelverwalterin müßte ebenso die Lokalleitung eines Speisehauses wie die Verwaltung des Wäschebetriebes, den Einkauf, die Buchführung, die Zimmer- und Küchenaufsicht beherrschen, desgleichen Überwachung und Einstellung des Hauspersonals, das Versicherungswesen usw. Dasselbe ist für Lazarette, Krankenhäuser und Klinikleitung zu fordern mit besonderer Berücksichtigung diätischer Kenntnisse.

Als Schloßverwalterin käme die Verwaltung des Hausrats, der Silberkammer, der Bibliothek wie des Zeitungswesens und der Post dazu, abgesehen von der schönheitlichen Gestaltung des Hauswesens, die immer der gebildeten Frau Gesetz sein sollte.

Tüchtige Landwirtinnen werden sich aus den landwirtschaftlichen Frauenschulen in Verbindung mit landwirtschaftlichen Betrieben erziehen lassen. Gärtnerinnen in Verbindung von Gärtnerinnenschulen, verbunden mit Privat-, Handels- und Landschaftsgärtnereien. . . . Überall aber ist eine Lern-, Lehr- und Übergangzeit zu verlangen.

Für die Industrie kann eine Fachausbildung nach dem ersten Jahr der Schule einsetzen, und es wird vielleicht gelingen, die Betriebe, welche sich notgedrungen häufiger in Frauenhand befinden, zugänglicher für die Aufnahme weiblicher Lehrlinge zu machen, da dann brauchbare Gehilfinnen in eigener Schule heranzuziehen sind.

Die Frauen haben dem Staat etwas zu geben, sie bedeuten etwas für ihren Wohnort, für ihren Wirkungskreis und sollen sich in Gemeinschaften immer neue Kräfte holen. Dazu dienen in Zukunft hier die Hausbeamtinnenvereine, aber auch die Hausfrauenvereine. Der deutsche Verband der Hausfrauenvereine, welcher vom Bund deutscher Frauenvereine vor Pfingsten gegründet wurde, wird nicht nur in jeder Stadt die Hausfrauenmacht zusammenschließen, sondern durch den ihm angeschlossenen Verband zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung, welcher in jedem Hausfrauenverein eine Gruppe für das hauswirtschaftliche Bildungswesen vorsieht, wird er ein scharfes Auge auf die künftige Bildung des gehobenen Hausbeamtinnenstandes behalten.

Wenn man die Kosten solcher Ausbildung überschlägt, so bedingen sie zwei Jahre der Schulung, während die Übungsjahre den Unterhalt und ein Taschengeld gewährleisten. Die Regelmäßigkeit des Lebens stärkt den Körper und kann einmal einer neuen Generation zugute kommen. Die Gehälter sind heute noch gar nicht festzustellen. Solche Leistungen wirtschaftlich geschulter Frauen, wie sie uns die Zukunft schenken soll, sind heute noch gar nicht einzuschätzen. Die Allgemeinheit wird bald lernen, für Kräfte, die Tausende zu sparen imstande sind, andere Normen als Bewertung einzuführen, ebenso wie sie ihre gesellschaftliche Stellung anzuerkennen hat.

Alle, welche diesen Berufen ihre Töchter zuführen wollen, müssen einmütig lernen, in ihnen das Gegenstück der Lehrerin zu erblicken. Dann werden wir eine Schranke einreißen, die die Gesellschaft immer noch zwischen praktische und geistige Berufe schiebt, eine Schranke, die tatsächlich nicht mehr vorhanden ist, weil die Hauswirtschaft mit den in ihr vergrabenen Kulturgütern einer neuen Blüte zustrebt.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Przemysl, die stärkste Festung im Osten, zu beiden Seiten des San gelagert, auf die sich die Russen zu Anfang des Krieges stützten, die sie am 10. Oktober hergeben mußten, die sie dann in erstickender Massenbelagerung fünf Monate lang aushungerten, ist nur zehn Wochen in ihrem Besitz geblieben. Przemysl hat das fremde Joch, das ihm unter dem Titel eines russischen Gouvernementsitzes mit kriegerischem und höfischem Gepränge aufgelegt wurde, abgeschüttelt. Der österreichische Statthalter Korytowsky hat die russische Verwaltung abgelöst, die russischen Beamten sind durch die Nachfolger der im März nach Sibirien verbannten österreichischen ersetzt. Przemysl, der Stützpunkt für Angriff und Verteidigung, hat schnell aufgehört, als Faustpfand in russischen Händen zu gelten.

Am 30. Mai überrannten unsere Bayern drei Werke des Festungsgürtels und richteten Verheerungen unter den russischen Massen an. Zwei weitere Werke der Gruppe Dunkowicky, die bei der ersten Belagerung wichtige Hauptangriffspunkte gebildet hatten, fielen am Tage darauf. Den Festungsgürtel zu sprengen, war schwere Arbeit, zumal er — eine Erscheinung, die für den modernen Festungskrieg charakteristisch ist — nicht von allen Seiten eingedrückt werden konnte, sondern nach Osten offen blieb. Zwar waren die ständigen Festungswerke durch die früheren Belagerungskämpfe gründlich zerkleinert; dafür galt es nun, das gesamte Bollwerk der neuen russischen feldmäßigen Befestigungen zu nehmen. Deren Stärke bestand darin, daß sie der vernichtenden Wirkung des schweren österreichischen Geschützes erheblich minder ergiebige Angriffspunkte bot.

In der Nacht vom Zweiten zum Dritten trafen von beiden Seiten im Kern der Festung die stürmenden Bayern und Österreicher zusammen, während die russische Besatzung im vernichtenden Artilleriefeuer im Rückzug war, das die Straße nach Osten beherrschte. Dieser Rückzug geschah fast atemlos, denn unaufhaltsam stürmten die Eroberer nach. Sofort nach Einnahme der Stadt wurden die Befestigungen im Osten von den Bayern besetzt.

Damit war zunächst Przemysl in unsere neue Frontlinie eingeschaltet. Dieser Platz, der nach russischer Absicht Westgalizien, die Wege nach Wien und Berlin beherrschen sollte, hatte nun die Schlüssel zu Krakau und Warschau ausgeliefert.

Und man blieb dem Feind auf den Fersen. Bereits am Sechsten konnte gemeldet werden, daß die Russen vor unsern nachdrängenden Truppen und der zweiten österreichisch-ungarischen Armee auf die Linie Sokola—Mocsiska zurückgewichen sind und daß wir uns gleichzeitig von Süden Lemberg auf 40 Kilometer genähert haben.

Nach dem Fall von Stryj in den letzten Tagen des Mai, das die in den Karpathen am Zwinin erprobten preußischen Garden, Pommern und Ostpreußen, geführt vom bayrischen General Graf Bothmer, stürmten, ist die Armee Linsingen gleichfalls vorgedrungen. Ihr linker Flügel wendete sich nordostwärts gegen den Dnjestrlauf in Anpassung an das Sumpfgelände nördlich Drohobycz. Sie erzwang den Übergang über den Dnjestr durch Erstürmung des Brückenkopfes von Zurawno.

Also nicht nur die russische Sanstellung ist endgültig durchbrochen, die Lage in ganz Galizien in der vollen Ausdehnung unserer Schlachtlinie über 350 Kilometer nimmt einen für uns günstigen Verlauf.

In Kurland sind aus lebhaften kleinen Gefechten ernstere Kämpfe noch nicht entstanden. Von der Küste bis weit ins Land hinein finden Bewegungen statt, die allerdings durch die ausgedehnten Sümpfe beengt sein müssen. Sümpfe aber haben sich in diesem Feldzuge auch schon als zweckdienlich erwiesen.

Die Zahl der im Mai gefangenen Russen beträgt dreimalhunderttausend. Unter der reichen Kriegsbeute sind in letzter Zeit besonders erheblich die Ablieferungen großer Herden von Schlachtvieh und sehr beträchtliche Massen von Leder. Im ganzen ist die asiatische Urkraft nach ziffernmäßiger Angabe und schätzungsweise selbst für russische Verhältnisse stark geschwächt.

Wir können jetzt gegen Ende des ersten Kriegsjahres mit aller Bestimmtheit darauf rechnen, daß im zweiten das wirtschaftliche Durchhalten uns keine Sorgen machen wird. Es ist nichts mit der Aushungerung Deutschlands. Dagegen spürt England die Wirkungen unserer Unterseeboote, auf den englischen Fleisch- und Viehmärkten fehlt mehr als ein Viertel der Zufuhr.

Wie weit diese Einschränkung der Ernährung die Stimmung im Inselreich beeinflußt, sei dahingestellt, unter hartem Druck steht sie durch die Heimsuchung, die ihnen von unsern Luftschiffen kommt. Ereignis auf Ereignis beweist die Tätigkeit unserer Zeppeline. In größerem Umfange sind die englischen Küsten von unsern Marineluftschiffen angegriffen worden. Unter anderem heißt es in den Meldungen unseres Admiralstabes, daß die Hafenanlagen des Flottenstützpunktes Harwich ausgiebig und mit gutem Erfolg mit Bomben belegt wurden. Seitdem am 10. Mai Southend an der Themsemündung besucht wurde, ist unsere Tätigkeit auf dem Luftwege immer reger geworden. Sie nimmt ihren ungestörten Fortgang.

Unsere rührigen U-Boote sind im Bosporus von unseren türkischen Freunden mit Freuden begrüßt worden und beunruhigen, nach italienischen Meldungen aus Kairo, das britische Kommando, welches sich nicht verhehlt, daß auch der Suezkanal durch deutsche U-Boote bedroht wird.

An der italienischen Front ist auf der Hochebene Asiago in Tirol die Berührung mit den Gegnern einigermaßen lebhaft geworden. Am Isonzo entwickeln sich Kämpfe um Tolmino als Mittelpunkt. Es hat den Anschein, als ob die Abhänge des Monte Nero der Schauplatz ernsthafterer Ereignisse würden.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz dauert der Stellungskrieg beharrlich fort. Im Priesterwalde haben wir die Oberhand. Als Wesentlichstes ist wohl unsere Bedrohung von Lunéville zu verzeichnen. Die neue Gefährdung der Befestigung von Verdun durch unser schweres Geschütz ist, nach der Beunruhigung zu schließen, die dadurch in Paris hervorgerufen wird, ein wesentliches Moment. X.

○ ○ ○

Seeheld Weddigen.

Jubel und Wehmut erfüllt uns zu gleicher Zeit bei dem Gedenken des jugendlichen Helden, der die besten deutschen Eigenschaften in sich vereinigte. Mit Stolz erinnern wir uns der Schläge, die der U-Bootführer dem stolzen Albion versetzte, mit Schmerz des so frühen tragischen Unterganges. Im Volke wird Weddigens Name fortleben als „leuchtendes Beispiel der Kühnheit und ruhigen Entschlußkraft“, wie der Kaiser ihn gezeichnet hat. Eine Erinnerung an den Seehelden gibt unser Verlag in dem Gedenkbuch „Unser Seeheld Weddigen“ von Dr. Otto Weddigen heraus, das der Teilnahme weitester Kreise sicher sein darf. Preis 1 Mark.

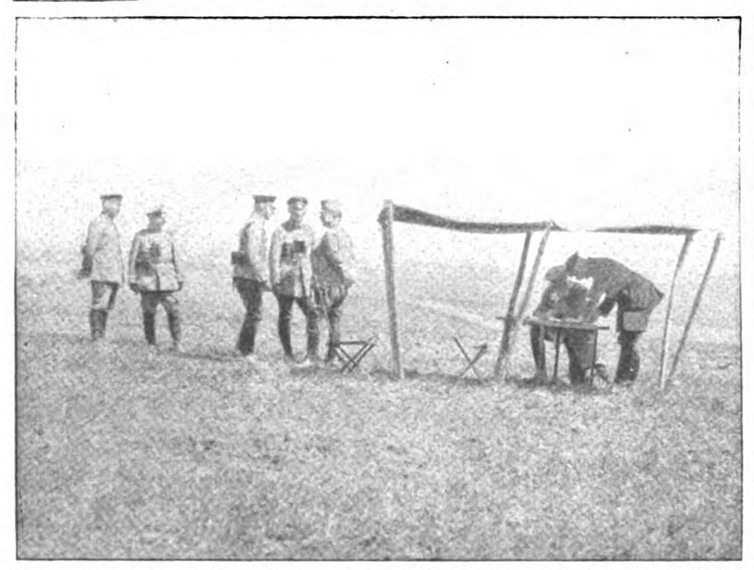


Phot. Fr. Müller.

General Graf Felix von Bothmer,

der mit seinen sieggewohnten Truppen die Stadt Stryj stürmte und die russische Stellung durchbrach.

Das siegreiche Vordringen der Verbündeten in Galizien.



Von links nach rechts: Hauptmann Kienast, Oberleutnant Epstein, Major Kuhlwein, Hauptmann Tritz, Feldmarschalleutn. v. Arz, General der Inf. von Plettenberg, General der Inf. von François.

Drei Kommandierende Generale auf der Kaiserhöhe bei Jaroslau.

General der Infanterie von François, Kommandierender General des .. Reservekorps erhielt für die Schlacht von Gorlice den Orden Pour le Mérite. Das Korps von François, das in der Armee des Generaloberſten von Mackenſen kämpft, erſtürmte am 2. Mai die ſtark befeſtigte Stadt Gorlice, die der Schlacht den Namen gab. Sechs Monate hatten die Ruſſen die Höhen um Gorlice feſtungsartig ausgebaut, ſpeziell die ſog. „Friedhofshöhe“. Der Kaiſer betonte bei der Verleihung des höchſten Kriegsordens der preußiſchen Armee, daß das junge Reſervekorps ſich durch ſeine Taten würdig jedem andern Korps der preußiſchen Armee an die Seite geſtellt hat. Auch der Vater des Kommandierenden Generals von François, der als Generalmajor bei Spichern fiel, beſaß für 1866 den Pour le Mérite. Inzwiſchen hat das junge Korps in der Schlacht bei Jaroslau—Radymno neue Lorbeeren erworben. Es machte dort allein 10,000 Gefangene, darunter viele Stabsoffiziere, und erbeutete 52 Geſchütze, darunter 10 ſchwere, 42 Maſchinengewehre und viel Kriegsgerät. Der Chef des Stabes beim Korps von François iſt Oberſtl. von Müller, ein Bruder des tapferen Führers der „Emden“, und ſein 2. Adjut. iſt Hauptm. Freih. von Sell, bisher Adjut. des Reichskanzlers.



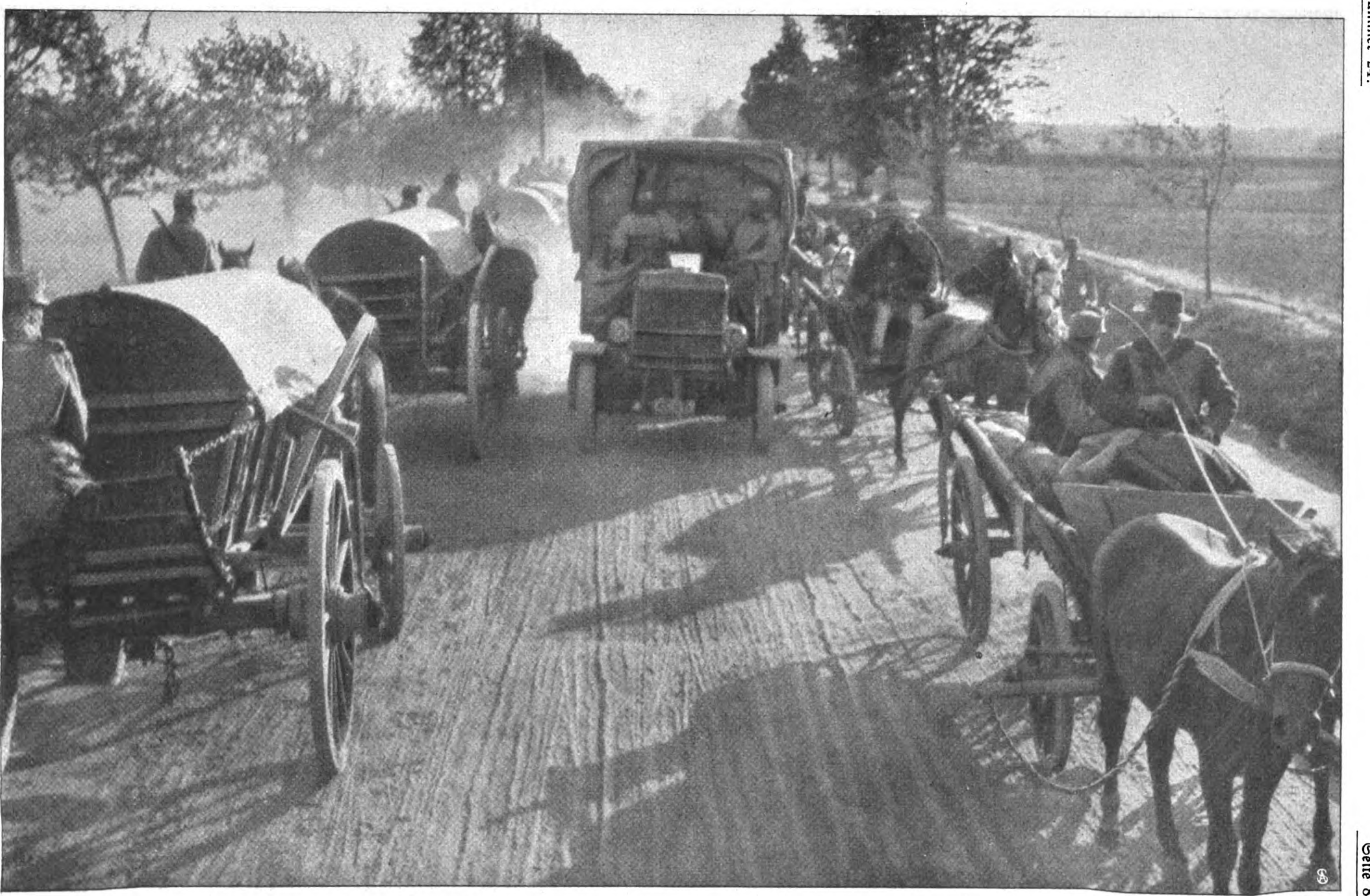
General der Infanterie von François.



Von links nach rechts: Oberleutnant Epſtein, Oberleutnant v. Auer, Major Brauer, Öſterr. Rittmeiſter Tharandt, Hauptmann Freiherr v. Sell, Kommandierender General von François, Oberſtleutnant von Müller, Oberleutnant von François, Major Lämmerhirt.

Kommandierender General von François mit ſeinem Stab in Galizien.



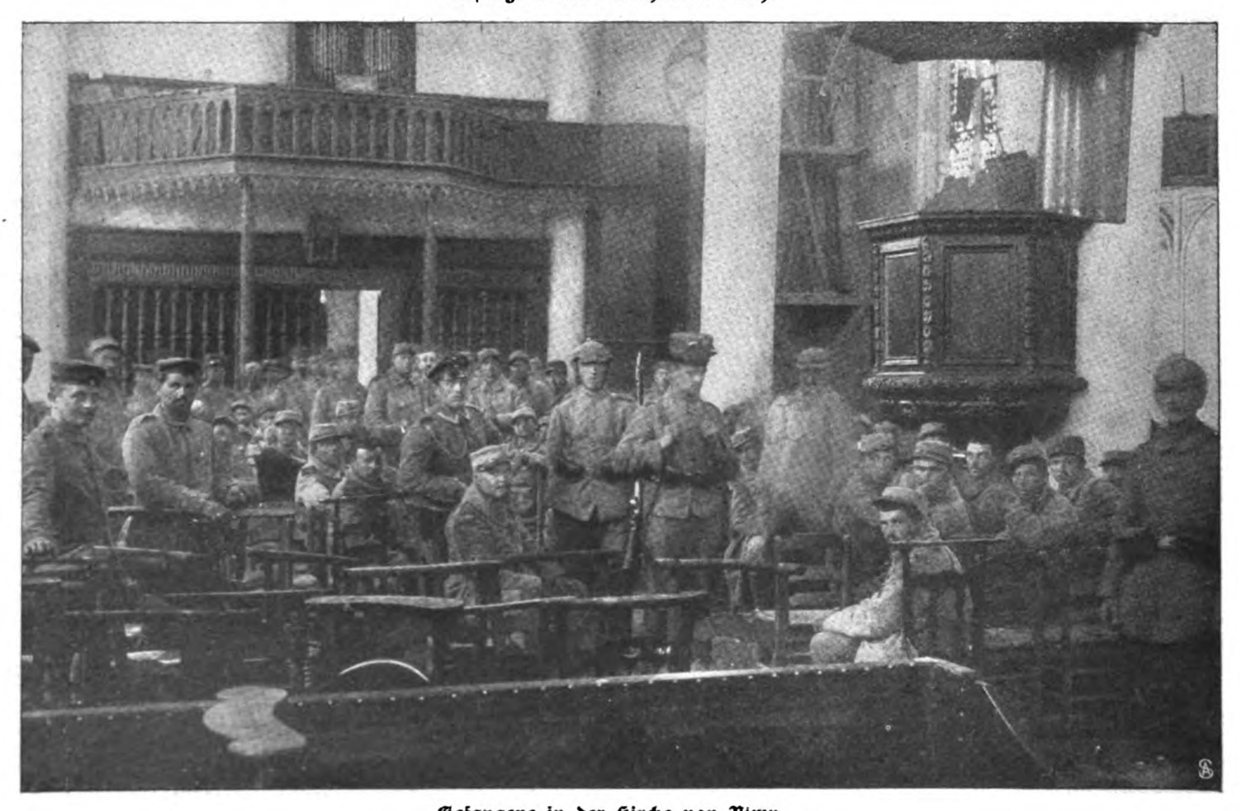


Kilophot.

Zu den siegreichen Kämpfen in Galizien: Die Etappenstraße in der Nähe von Tarnow.



Gefangene beim Verhör in Vimy.



Gefangene in der Kirche von Vimy.

Vom westlichen Kriegschauplatz.

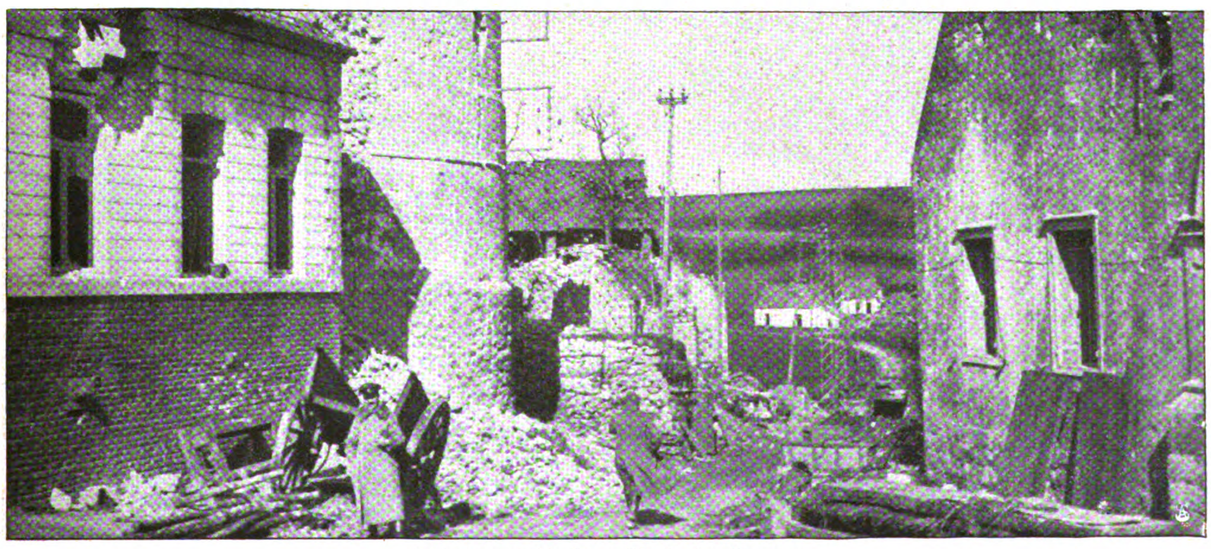




Barriere auf der Straße Neuville-Souchez.

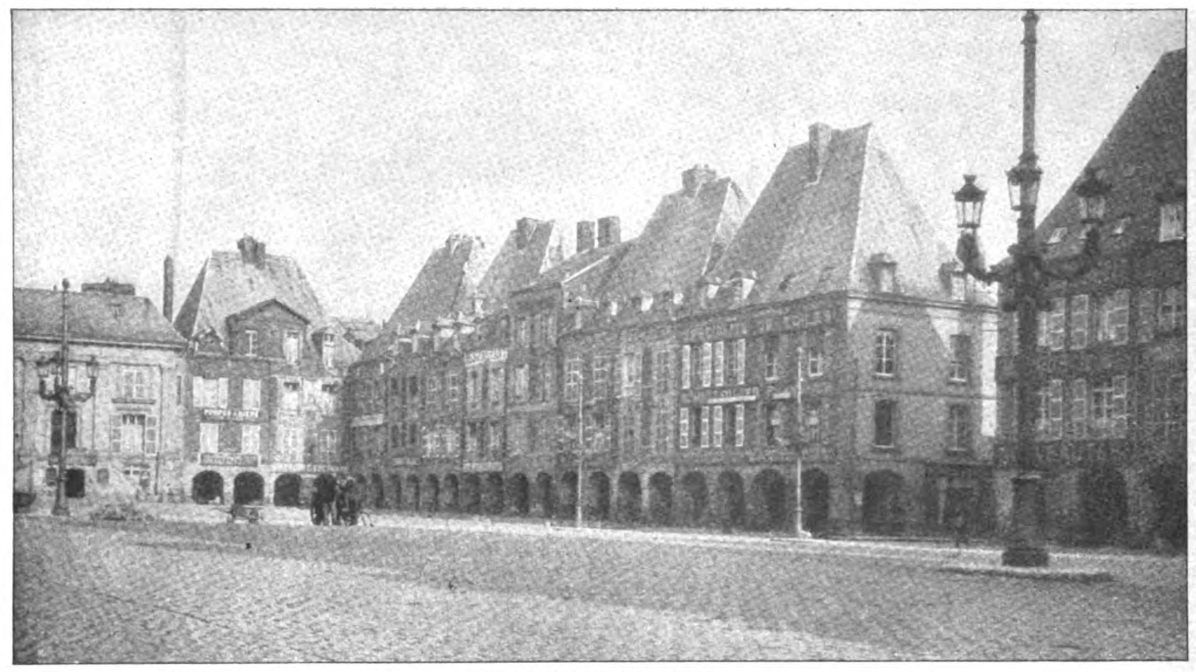


Eingang von Carency. Im Vordergrund Pioniermaterial für die Gräben: Holz und Drahthindernisse.

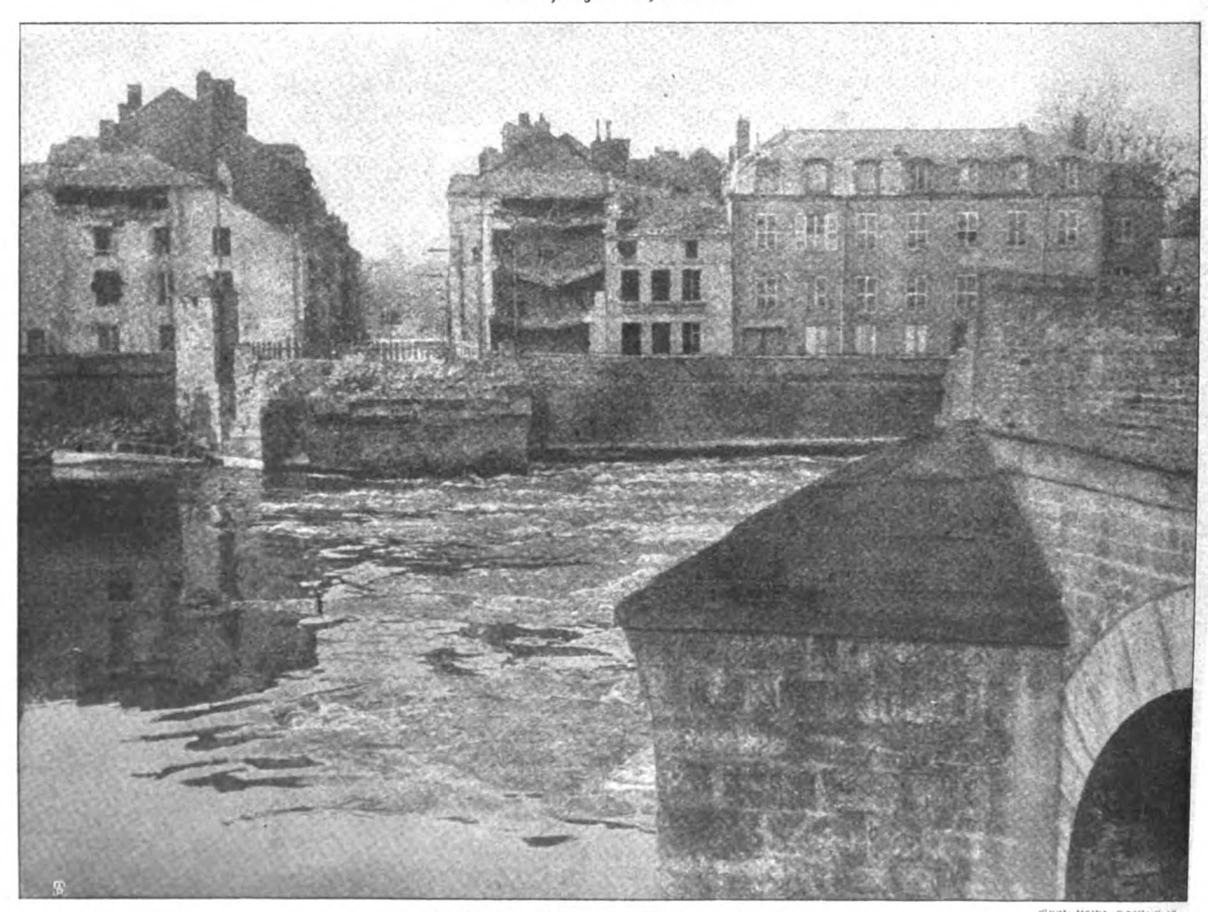


Zusammengeschossene Straße in Carency.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Die erbitterten Kämpfe bei Neuville-Souchez und Carency.



Marktplatz in Charleville.



Zerstörte Maasbrücke in Mézières-Charleville.
Die anstoßenden Häuser wurden bei der Sprengung mitbeschädigt.

Phot. Leipz. Presse-Büro.

Bilder aus Mézières-Charleville (Frankreich).





Kapitän z. S. Türk. Major Hugo Schaaf. Major K. Düwell. Hauptmann Heye.

Major Georg Schröder. Hauptmann Schinzing. Oberst Hedicke. Major Sommerbrodt.

Hauptmann Brückner. Leutnant d. R. Otto Schreier. Off.-Stellvertr. Heinr. Blumenberg. Feldwebel Ohlmann.

Leutnant Clemens Löbker. Lt. Freih. Karl v. Feilitzsch. Hauptmann Hartmann. Leutnant Jürgensmeyer.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Leben und Treiben an der Scheldefähre.
Aus Antwerpen.



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Zur Eroberung des wichtigen Knotenpunktes Stryj in Galizien durch die Verbündeten: Ein Markttag in der Stadt.
Vom südöstlichen Kriegschauplatz.



Der heilige Spaten.

Von Heinz Tovote. Hauptmann und Kompagniechef.

In früheren Jahren, wenn es ins Manöver ging und die Verteilung der wenigen Spaten und Beile vorgenommen wurde, gab es bei den damit Begnadeten schier Heulen und Zähneklappern. Das Tragen des Schanzzeuges, von dem es nach Ansicht der Mannschaft vielzuviel gab, galt als Entwürdigung und Strafe und wurde als solche zuweilen auch ausgesprochen. Der Spaten wurde Leuten angehängt, deren Führung zu wünschen übrigließ; und deshalb hatte man scharf Obacht zu geben, daß nicht bei einer Ortsunterkunft oder im Biwak ein Schanzzeug in Verlust geriet. Wo sich nur eine günstige Gelegenheit bot, wurde sie benutzt, um sich dieses recht unangenehmen Gerätes, das fast nur zur Herstellung von Kochlöchern diente, zu entledigen.

Die Pioniere, die seit Jahren Spaten und Beilpickel handhabten, erhielten den Spitznamen „Pickel“, und es fällt keinem Soldaten ein, sie anders zu benennen; nur daß es jetzt mit einem starken Unterton größter Hochachtung geschieht.

Genau so hat in diesem Feldzuge das bisher so verächtlich behandelte Gerät seine glänzende Rechtfertigung erlebt, und man könnte fast von dem „heiligen Spaten“ reden, dem wir unser Durchhalten und so manche Erfolge verdanken: gleich wie es freilich auch unsere Gegner verstanden haben, sich voller Kunstfertigkeit dieses Mittels zu bedienen, um uns den Angriff und den endgültigen Sieg zu erschweren.

Heute weiß auch der dümmste Rekrut, daß der Spaten der beste Schutz des Soldaten ist, dem Gewehr gleichwertig, ein Retter in Todesgefahr, der sicherste Ausgleich neben der Angriffswaffe.

Unsere Reiter haben die Lanze in den Boden gesteckt und zu den kurzstieligen Schaufeln gegriffen, und statt über Wiesen und Felder im Fluge dahinzugaloppieren, haben auch sie sich wie die Maulwürfe in die Allmutter Erde einzugraben gelernt.

Die Truppe, die anfangs ohne hinreichendes Werkzeug zum Graben sich einem Feinde gegenüberfand, von dem man nichts sah, rein nichts, der aus seinen versteckten Erdlöchern uns mit dem Hagel seiner Geschosse überschüttete, hat sich damals im Anfang des Krieges zur Erde geworfen, und mit den Nägeln haben sie sich eingegraben, haben mit den Fingern die Erde aufgeworfen, um wenigstens den Kopf vor dem tödlichen Blei zu schützen. Und während man früher über den Spaten fluchte, der einem bei jedem Schritt gegen das Bein schlug, hütet jetzt ein jeder argwöhnisch seinen Besitz. Mit eifersüchtigen Augen läßt er ihn nicht aus Reichweite. Und wo einer seinen Schatz einmal verloren hat, ist ihm jedes Mittel recht, sich wieder in den Besitz eines Spaten zu bringen. Denn sie alle haben es erfahren, von welch ausschlaggebender Bedeutung es für sie ist, wenn man sich dem unsichtbaren Gegner gegenüber gleichfalls einbuddeln kann.

Das Schippen ist die Nationalbeschäftigung des Deutschen geworden; schippen und graben sind eine Kunst geworden, und jeder Führer da draußen muß ein kleiner Pionier sein, wenn er für seine Truppe richtig sorgen will.

Mit angeborener Geschicklichkeit haben unsere Leute es rasch verstanden, sich die kunstvollsten Schützengräben und Unterstände zu bauen. Und nun ist man hinter der Front eifrig dabei, all diese Künste, die im feindlichen Feuer sich erprobt haben, auch den jungen Rekruten beizubringen.

Das Eingraben in der Schützenlinie, wo der eine Mann rasch eine Deckung schafft und im Liegen eine flache Mulde aushebt, während der Nebenmann feuert, war schon immer geübt, ein einfacher Schützengraben war auch schon gelegentlich ausgehoben, aber nun sollte die Sache im großen ganz kriegsmäßig vor sich gehen, und so kam uns eines Tages der folgende Befehl: „Zur Deckung einer größeren Truppenversammlung bei G. und Ausladung von Transporten aus der Bahn von E. wurde eine gemischte Abteilung beauftragt, die Höhe südlich Etling und Abelmansburg zu besetzen und zu verstärken. Zur Beherrschung der südlich der Bahnlinie sich erstreckenden freien Ebene ist ein Stützpunkt mit Front nach Osten und Südosten auszuheben. Bis Einbruch der Dunkelheit soll gute Deckung für die Schützen errichtet werden.“

Wenn solch eine Sache gut werden soll, dann ist die erste Vorbedingung, daß man sich seinen Helm aufsetzt, die silberne Feldbinde um den mehr oder weniger schlanken Leib gürtet — die es draußen im Felde gar nicht mehr gibt und durch einen einfachen Riemen ersetzt ist — und alle seine Orden und Ehrenzeichen auf die linke Männerbrust heftet. Dann erst kann es losgehen.

Als ich die Kompagnie nach dem Wäldchen geführt und dem Oberst der Pioniere Meldung gemacht hatte und nun begierig war, wie die Sache sich entwickeln würde, da hatten die Pioniere schon alles vorbereitet und mit Pflöcken abgesteckt. Eigentlich sollte ja der Kompagnieführer seine Anordnungen treffen, seine Wünsche äußern; und danach erst sollten dann die Pioniere ihre Maßnahmen treffen. Da der befestigte Stützpunkt aber vor und hinter einem Wäldchen, das nach einem alten, mir aus früheren Zeiten wohlbekannten Exzellenzherrn der Eulerhain heißt, angelegt werden sollte, hieß es jede Wurzel schonen; und dazu hatten die Pickel eben Zeit nötig gehabt und getreulich gesorgt, daß keinem Bäumchen ein Schaden geschah.

Vor dem Hain selbst kam der eigentliche Schützengraben zu liegen; Verbindungs- und ein Laufgraben sollten zu dem bei einer zweiten Übung noch zu errichtenden bombensicheren Unterstand für Maschinengewehre führen und von da weiter zu den hinter dem Wäldchen liegenden Deckungsgräben. Eine rechts vorgeschobene Flankierungsanlage schützte uns von der Seite, und ganz links, hinter einer Reihe junger Birken, kam dann noch ein Schützengraben.

Meine Kompagnie wurde den Abschnittsarbeiten entsprechend von mir verteilt, immer zwischen fünf, sechs Infanteristen kam ein Pionier. Tornister und Gewehre wurden hinter der abgesteckten Linie abgelegt, so daß sie jeden Augenblick bei einem Überfall zur Hand waren. Dann wurden die Gräben in den Grasnarben trassiert, die Schulterwehren gegen seitlich einschlagende Geschosse eingezeichnet, der Rasen in großen viereckigen Fladen ausgehoben, und als die braune Erde bloß lag, wurde angefangen zu schanzen. Mit unseren kleinen Handspaten war nicht viel los, deshalb hatten die Pioniere ihr grobes Zeug angefahren, und bald war ein eifriges Graben und Schaufeln im Gange.



Ein Halbzug, der vor uns zu einem losen Schützenschleier auf fünfhundert Meter vorgeschoben wurde, deckte unsere Arbeit gegen den Feind, der vorläufig noch nichts von sich sehen ließ.

Rasch wuchsen die lehmfarbenen Brustwehren aus der Erde hervor, und die schippende Mannschaft, die sich bald des engen Waffenrockes entledigt hatte, versank immer tiefer in den Boden; und als die Sonne sank, da schauten sie nur mehr mit der Nasenspitze über die Hügel, die sie vor sich aufwarfen, hervor — und als sich die graue Dämmerung auf das weite, grüne Rasenfeld legte, war die erste grobe Arbeit getan.

Unsere Sicherungswachen wurden näher herangezogen und als Horchposten vor die Frontstellung gelegt. Sand- oder besser Erdsäcke wurden gefüllt und hinausgeschafft, und durch Kreuz- und Querlegen wurde ein sicherer Schutz hergestellt. Da lagen die Posten nun auf dem Bauch im nassen Gras, das Gewehr auf den feuchten Säcken schußfertig eingerichtet, und strengten Augen und Ohren an, um etwas vom Feinde zu erlauschen.

Die Nacht senkt sich dunkler herab. Unsere Pferde, die im Walde stehen, fangen an, immer ungeduldiger mit den Füßen zu scharren. Ich gehe mit dem Pionieroberst alle fertigen Gräben ab, und es wird kritisiert, wie man es hätte besser machen können. Dann plaudern wir, indem wir vor den Gewehrläufen der in den Schützengräben in Bereitschaft stehenden Leute auf und ab gehen. Von Zeit zu Zeit bleibe ich stehen, und wir lauschen . . . Die Leute sprechen im leisesten Flüsterton, die Minuten dehnen sich endlos, bis endlich der erste Schuß in der Vorpostenkette fällt und die ersten Meldungen einlaufen. Ich lasse unsere Horchposten sich auf unsere Stellung zurückziehen, und dann sehen wir es schattenhaft in der Nacht auf uns zukommen und heranschleichen, und endlich bricht auf mein Kommando aus unseren Schützengräben ein wildes Geschieße los, Feuerstrahl neben Feuerstrahl fährt daraus hervor, ein ohrenbetäubendes Geknatter. Der Feind ist rechtzeitig entdeckt und empfangen, und dieses Schützenfeuer bricht ebenso rasch wieder auf den Pfiff meiner Signalpfeife ab, wie es losgebrochen ist.

Stopfen! . . .

Ein einzelner Schuß kracht nach. Dann ist es still.

Entladen! . . . Übung beendet! — —

Die Schaufeln werden den Pionieren beim Schein von flackernden Stallaternen übergeben, unrangiert wird gesammelt, und wir tappen im Finstern über den Platz bis zur nahen Chaussee, wo die Pferde endlich festen Boden unter den Hufen fühlen und nun nicht mehr zu halten sind.

* * *

Abgesehen von dieser einen großen Übung im Anfang des Krieges gehen wir alle Woche wenigstens einmal auf den Pionierübungsplatz und suchen ein Plätzchen, das noch nicht ganz umgewühlt ist, wo man sich noch eingraben kann. Bald für kniende, bald für stehende Schützen werden Gräben gezogen und ausgebaut, reichlich mit Schulterwehren gegen Seitenfeuer versehen. Unterstände werden ausgehoben und mit Brettern überdeckt, auf die wieder meterhoch Erde geworfen wird; und mit Rasenstücken wird das alles maskiert, damit es so wenig wie möglich auffällt. Die Bärme für die aufzustützenden Arme wird geglättet, und Rillen für die Gewehre oder richtig verdeckte Schießscharten werden hergestellt. Die Seitengräben, die zu den Telephonständen führen, zum Verbandraum für die Verwundeten, die Munitionskammer und die Latrine werden hergestellt, von der neulich ein Mann meinte, als ich fragte, was noch zu bauen sei: eine Tribüne, womit er ja eigentlich auch nicht so ganz unrecht hatte.

Und wir üben uns, den Pionieren gleich, unterirdische Sappen vorzutreiben. Unter der Lehmschicht stießen wir auf den schönsten Sand, und da wurde nun bis zu dem vor uns liegenden Schützengraben ein Tunnel durchgebrochen, mit einem Eifer, daß wir in zwei Stunden das ganze Stück geschafft hatten, so daß ein Mann bequem durchkriechen konnte. Ich atmete auf, als die Sache fertig war und die Lehmdecke hielt. Dann ließ ich die ganze Kompagnie durchkriechen und war recht froh, als der letzte Mann auf der andern Seite herauskam und mir das Erdreich nicht einen meiner Leute verschüttet hatte. Ohne Gefahr sind eben die wenigsten Übungen; aber es ist nötig, daß sich die Rekruten an alles gewöhnen.

Ein Pionierunteroffizier kommt und meldet, daß in der Mitte des Platzes, wo ein kleiner umfriedeter Platz sich findet, gesprengt wird. Eine Probesprengung. Wir ducken uns ganz in unsern Graben hinein, als die Sprengmannschaft davonläuft. So hocken wir und warten; aber immer ist wieder einer dabei, der den Kopf neugierig über die Brüstung hebt, bis endlich nach langem, atemlosem Warten der große Krach kommt und die Erdschollen und Eisenstücke der Granate in die Luft fliegen.

Schrecklich ist dieser Platz, wenn es geregnet hat. Da trägt man riesige Klumpen Lehm an den Stiefeln mit sich herum und kann die Füße kaum aus dem zähen Boden bringen. Da sehen wir aus, als ob wir direkt aus dem Überschwemmungsgebiet des Yserkanals kämen. Alles ist lehmgelb, und an den Spatenblättern klebt es zäh wie Teig, der sich nicht abstechen und nicht werfen läßt. Eine mühselige Arbeit ist es; aber ebenso mühselig war die Arbeit im Winter, als die stahlharte Erde unter den Hieben der Beilpicken wie Glas splitterte. Wie hart der Boden war, habe ich an mir selbst erfahren müssen, als ich bei einem Sturmangriff im Februar über die Breite eines Schützengrabens auf die schmale Schulterwehr sprang, auf dem vereisten Buckel abglitt und in die Tiefe des verschneiten Grabens stürzte. Dem Aufschlagen auf die Schulterwehr konnte eine meiner Rippen nicht widerstehen und brach ein. Ich hielt es lange für eine sehr schmerzhafte Quetschung, dann war es doch mehr, und ich mußte meine Kompagnie eine Weile allein lassen. Als ich wiederkam, hatte ich lauter neue junge Rekruten, die aus ihren Depots zu mir gekommen waren, um im großen Verbande zu üben und nach dem Detailexerzieren im Gelände praktischen Felddienst zu üben.

Hier auf dem Pionierübungsplatz lernen sie mit Handgranaten werfen. Bald stehend, bald liegend werden die Bomben aus dem Schützengraben geworfen. Die sechsstrahligen Diskusgranaten, die so unscheinbar flach sind, die vollen Kugelgranaten, die wie eiserne Ananas aussehen, die langstieligen Handgranaten, die eine Sorte wie eine Konservenbüchse mit hindurchgestochenem Stiel, die andern eine Art Schachtelgranate wie ein Handfeger. Mit all diesen Phantomen wird geschleudert, und die besten Werfer werden herausgesucht. Erst werfen sie einzeln, vom rechten Flügel angefangen, die ganze Reihe durch mit allen vier Sorten, dann lasse ich sie auf dem Gelände durch die Gräben, Löcher und Gruben sich gedeckt vorarbeiten, um ihre verderbenbringenden Schleudergeschosse in einen bestimmten Graben zu werfen. Da



Böschungen, und auf 20 bis 30 Meter fliegt der Brander hinüber, jedesmal von der ganzen Kompagnie beurteilt. Statt der Phantome haben wir jetzt richtige Handgranaten, wenn auch ohne Eisenfüllung, graue Pappbomben, deren Zünder am besten mit einer Zigarre in Brand gesteckt werden, und die dann in ganz kurzer, genau nach Sekunden bemessener Zeit geworfen werden müssen und mit ihrer Explosion einen ganz hübschen Radau machen.

Damit lernen sie den Sturm auf den feindlichen Schützengraben, das vorsichtige Anschleichen, das rasche Abwerfen der Granate und ebenso rasches Hinlegen, damit sie nicht selbst getroffen werden. Das sind Dinge, die alle mächtig interessieren, und jeder drängt sich dazu, mit solch einem gefährlichen Instrument umzugehen.

Alles, was Radau macht, ist ja nun einmal bei alt und jung beliebt, und unseren Leuten besonders liegt solch eine persönliche Rauferei so recht im Blute.

Bei einem großen Schneefall im Januar hatten wir uns im tiefen Schnee verschanzt und erwarteten den Angriff einer andern Kompagnie. Als wir sahen, daß der Gegner sich mit Schneebällen bewaffnete, ließ auch ich rasch Handgranaten aus Schnee herstellen, und dann begann ein lustiges Werfen hin- und herüber. Als unsere Stellung gestürmt wurde, flog den Angreifern, mit Spaten geworfen, eine solche Masse Schnee entgegen, daß nichts mehr zu sehen war und ich mit Pfeifen und Rufen not hatte, die Leute auseinanderzubringen, die sich, lachend und tobend wie die Kinder, mit Schnee bewarfen und sich gegenseitig stauchten und wuschen. Daß dabei dem einen die Hand blutete, dem andern das Blut von der Backe rann von einem ungeschickten Spatenschlage, wurde ruhig mit in Kauf genommen. Die Abwechselung dieses Kampfes, so ein rechtes Jugendvergnügen, war ihnen zu schön, das schadete nichts weiter.

So buddeln wir uns nun allwöchentlich defensiv in die Erde ein, aber weder bei uns noch draußen im Ernstfall wird diese Erdarbeit auf die Dauer weitergehen. Die ganze Art widerstrebt eigentlich unserem Charakter. Unsere gesamte militärische Erziehung läuft eben auf den Angriff hinaus; und erst wenn wir unsere Gegner aus ihren Erdlöchern herausgeräuchert haben, wird es sich erweisen, wer der Überlegene ist. Die mehr offene Feldschlacht führt letzten Endes doch die Entscheidung herbei, und statt des defensiven Spatens wird die Offensivwaffe energisch tätig sein müssen.

Der Winter hat dem Aufenthalt in den Erdlöchern gegolten; der Sommer wird uns wohl mehr auf dem freien Blachfelde finden, und auf den Äckern und Wiesen Frankreichs soll der Feind niedergezwungen werden, ohne daß er wie Anthäus aus dem eigenen Lande wird neue Kraft schöpfen können.

Dann wollen wir den getreuen Spaten wieder in sein Futteral stecken und mit blankem Schwerte in der Hand den kommenden Frieden beschützen, den wir teuer genug mit den Besten unseres Landes haben erkaufen müssen.



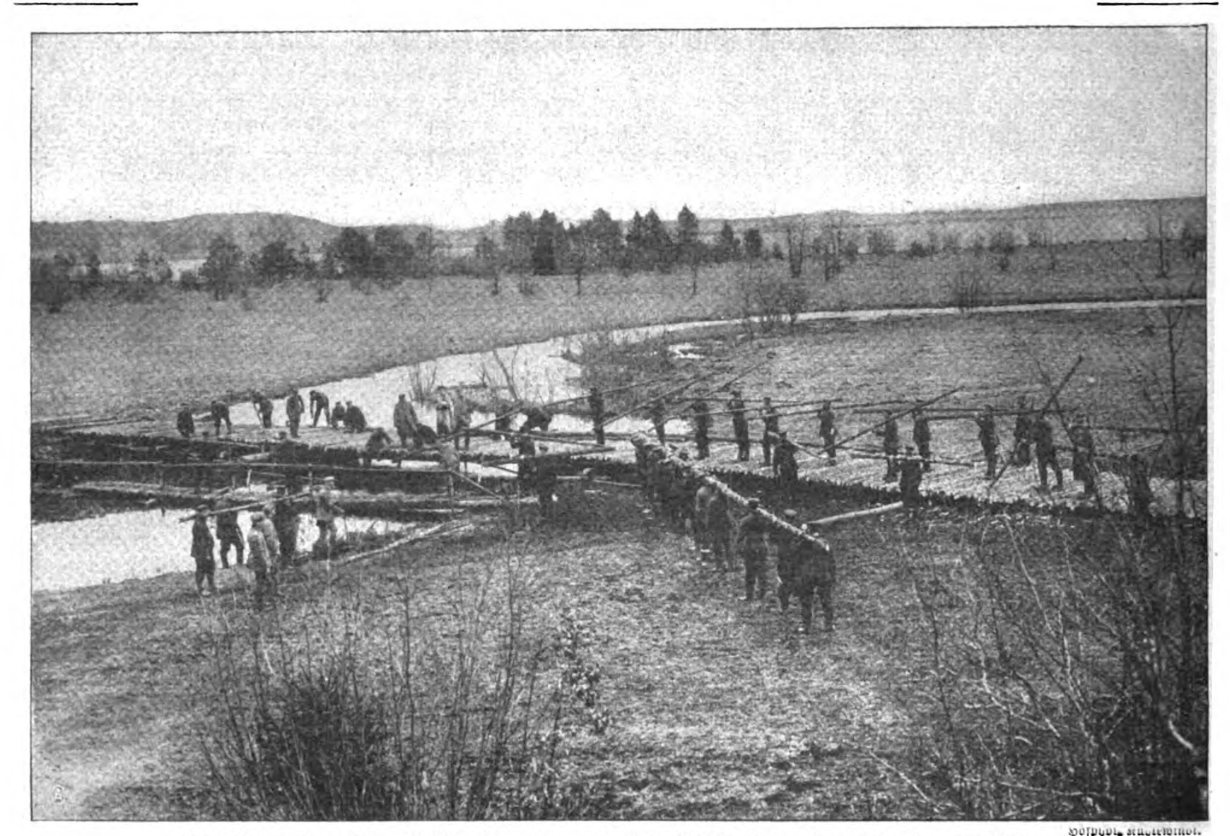
Hofphot. Brandt.

Einweihung des „Eisenhart" in Heilbronn durch Königin Charlotte,

Protektorin des Württ. Landesvereins vom Roten Kreuz.

Der Grundgedanke für den „Eisenhart" war der Stock in Eisen in Wien. Die Ritterfigur mißt mit Sockel 2 ½ m; das Modell stammt von Bildhauer Lock, ausgeführt wurde die Arbeit aus Lindenholz von Bildhauer Gräßle, hier. Der „Eisenhart" steht unter dem mittleren Bogen unseres alten Rathauses und paßt trefflich zu der Umgebung am Marktplatz. Die Idee war, eine möglichst einfache geschlossene Figur herzustellen, in die viele Eisennägel geschlagen werden sollen. Die Nägel werden für die Figur zu M. 1.—, für den Sockel zu 50 Pf. verkauft. Königin Charlotte von Württemberg weihte den „Eisenhart" mit dem Königsnagel, der mit einer Königskrone geziert ist. Die Zier des Wappenschildes sind die bekannten württembergischen Hirschhörner.





Herstellung einer Sumpfbrücke über einen Bach in Rußland durch ungedienten Landsturm.

Hofphot. Kühlewindt.



Stimmungsbild vom Marktplatz Sierpe (Gouvernement Plozk).

Hofphot. Kühlewindt.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Explosion von Minen.



Nach dem Durchlaufen von Drahtverhauen graben sich unsere Feldgrauen wieder ein.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein deutsches Feldlager auf dem Gipfel der Côte Lorraine.

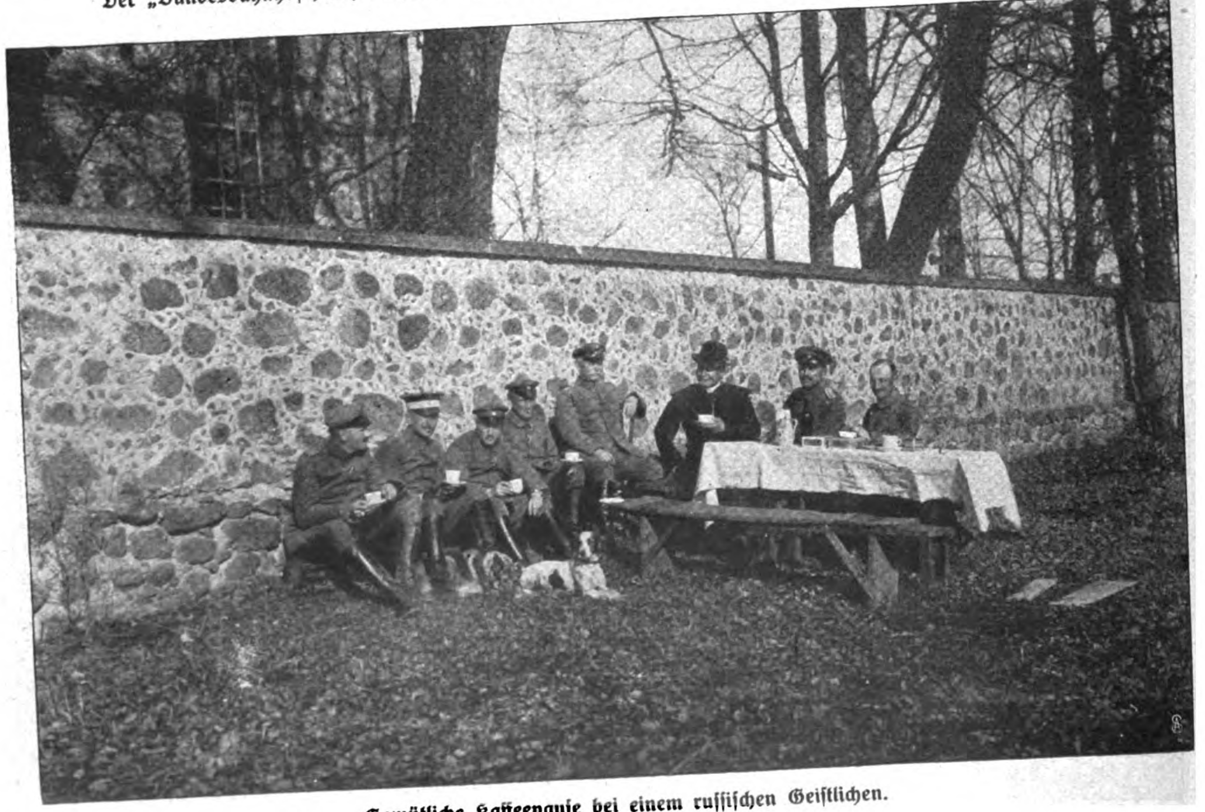
Vom westlichen Kriegschauplatz.





Phot. Prof. Klebba.

Der „Bundesbahnhof“, improvisierte Rampe zum Verladen von Geschützen, Fahrzeugen und Pferden.



Gemütliche Kaffeepause bei einem russischen Geistlichen.

Vom östlichen Kriegschauplatz.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

3. Fortsetzung.

Major v. d. Tann hatte wenig Zutrauen zu dem Kriegsplan.

„Mir sind meine Leit zu schade!" sagte er. Aber dem Befehl der provisorischen Regierung mußte er nachkommen. Prinz Noer hatte über den ihm vorgelegten Plan des Admirals und die für das Unternehmen geforderten 3000 Kronen nach Kiel berichtet. Es war Hansen alles bewilligt und freie Verpflegung zugesichert worden, sogar das berühmte Freikorps war zur Hilfeleistung kommandiert. Je zehn der Leute sollten in jedes Boot. Daß sie der „Galathea" gefährliche Gegner werden konnten, wenn sie an Bord waren, war sicher. Der Major aber zweifelte, daß die schweren Schuten jemals der Fregatte sich nähern würden.

Aber die Freiwilligen zweifelten nicht daran. Eine tollkühne Schar war sie unter ihrem tollkühnen Führer. Noch schmückte sie der Lorbeer von Altenhof, und ihre jungen Herzen hämmerten neuen Siegen entgegen. Studenten waren sie, Offiziere, Söhne aus besten Familien, aus dem ganzen Deutschen Reich zusammengeströmt, um den Nordmarken zu helfen gegen ihre Unterdrücker. Was waren es für prächtige Burschen! Trugen die Köpfe wie Fürstensöhne! Trugen die deutschen Farben wie Fürsten von Gottes Gnaden. Dreihundert waren sie. Sollten dreihundert deutsche Helden nicht genügen, um eine dänische Fregatte zu entern? Blitzenden Auges sahen sie zur „Galathea" hin, deren Segel im Sonnenschein blendend grüßten. Stolz und sicher kreuzte sie vor Friedrichsort, unbesorgt über die Vorbereitungen, die man zu ihrer Vernichtung traf.

Als Peter Stürkens einen Tag später als die Expedition in Holtenau eintraf, war er erstaunt, halb Kiel an dem öden Strand versammelt zu sehen. Das hannoversche Offizierkorps war dort und hatte seine Kapelle mitgebracht. Von einem Leiterwagen herab spielte sie auf, und junge Damen der Gesellschaft drehten sich mit den tapferen Freiwilligen; ehrsame Bürger saßen bei Wein und Bier, und kleine Leute sahen aus der Entfernung zu, wie die Hamburger den Kieler Grog tranken, und wie die Admiralität herumtorkelte. Die Schuten waren teilweise auf den weißen Sand gezogen, und im Schatten eines Wracks, das die Freiwilligen zu Kletterübungen benutzten, lagen die Offiziere des Freikorps und sahen über die Bucht, die still wie ein glänzender Spiegel vor ihnen lag. Ihre Augen folgten der Fregatte. Ihre Masten und Rahen zeichneten sich klar und scharf von dem tiefblauen Hintergrund ab; stolz wölbte sich der Bug, und die Stückpforten blitzten und funkelten. Wie ein silberner Pflug zerteilte ihr schlanker Steven die blauen Wogen, und im Sonnengold flammte der goldene Zierat ihres Hecks. Und stolz und triumphierend wehte am Gaffel der Danebrog.

Stürkens trat zu einer Gruppe Freiwilliger, die halb lachend, halb ärgerlich ein in Kopenhagen erscheinendes Witzblatt betrachteten, das den Admiral Hansen in einer Badewanne zeigte, in der er dicht vor dem Ertrinken war.

Sie lagen im weißen Sand und sahen in den blauen Himmel. Vom Tanzplatz herüber tönten fröhliche Weisen, tönte Lachen und Jauchzen; von weitem grüßten die bewaldeten Höhen von Düsternbrook! In köstliches Frühlingsgrün hatten sich die stolzen Buchen gehüllt.

Stürkens bat, daß man ihn zum Major führte, und ein munterer Junge sprang auf, rückte den großen Hut mit der deutschen Kokarde zurecht, klopfte den Sand vom Rock und drehte den kecken Schnurrbart noch kecker. Langsam schlenderten sie durch das Lager von Holtenau.

Überall herrschte Lachen und Fröhlichkeit. Als wenn man vergessen hätte, welch düsterer Hintergrund sich hinter diesem Frühlingsbild erhob. Als wenn man Krieg und Tod vergessen hätte! So mancher Kamerad lag noch hinter den Knicks, war Fraß der Füchse und Aasgeier; so mancher junge Held hatte mit seinem Herzblut schleswig-holsteinische Erde gefärbt — aber die Frohen dachten nur des Augenblicks! So schmeichelnd tönte die Musik über dem grünen Rasen, und glückselig drehten sich die jungen Helden mit Kiels reizenden Mädchen! Lächelnd hielten Mütter Schals und Hüte ihrer Töchter; lächelnd tauschten die Väter ihre Ansichten über Krieg und Frieden —

Als sie bei einer Gruppe von Seeleuten vorüberkamen, blieb Stürkens stehen, angelockt von ihrer rauhen Fröhlichkeit. Kapitän Claasen war der Mittelpunkt, um den sie sich scharten; es gab eine dichte Schar Zuhörer, denen der welterfahrene Kapitän gar nicht genug erzählen konnte. Was wußte er alles! Seine Abenteuer bei den chinesischen Piraten und an der Westküste glaubten ihm allerdings nur die Kieler. Und sie brachten gutwillig vom besten Portwein, um ihn bei seinen Glanzstücken bewundern zu können. Er stand z. B. auf der großen Zehe — genau wie die Fanny Elsler, sagten einige Studenten — und trank ein großes Glas Portwein, ohne sich zu verschlucken. Er machte eine Wette, daß er vier Glas austrinke immer mit ausgestrecktem Bein — und er gewann sie, denn er setzte sich einfach dabei hin und streckte das Bein in die Luft. Er sagte, daß er sich vor nichts in der Welt fürchte, ausgenommen vor der Ohlsch, Zakramento, und erzählte von einem Kampf mit einem Tiger, den er am Schwanz ergriffen und so lange über seinen Kopf wie eine Schleuder gedreht, bis das Biest ohnmächtig war vor Schwindel. Und von den Preußen erzählte er voll Haß und Ärger — er gab ihnen nun mal schuld an der Blockade, die ehrliche Hamburger Seeleute zum Hungern verurteilte. Es war sicher, daß

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

er und seine Freunde lieber gegen die Preußen Krieg geführt hätten als gegen die Dänen. Denn die Danskes, das sagten alle Seeleute, waren eine anständige Nation. Sie haben Schiffe, und eine Seemacht ist immer anständig. Aber die Preußen —

„Ich habe mal einen an Bord gehabt", schrie Claasen und schob mit den gewaltigen Fäusten ein junges Studentlein auf die Seite, als er Stürkens sah. Lachend winkte er mit der Mütze. Das dichte, ergraute Haar bäumte sich aus der niedrigen Stirn; um den bis zur tätowierten Brust entblößten Hals war ein rotes Tüchlein geschlungen — — „ich habe mal einen an Bord gehabt — na, es wird ihm wohl eine Lehre sein. Und Lotse Wrangel wird es auch 'ne Lehre sein." Er sah Stürkens verschmitzt an — — „Sie kennen doch Lotse Wrangel, Herr, Lotse Wrangel von Ovelgönne, der neulich 'ne Rede halten wollte in der Elbhalle, wie wir uns die Flotte gegründet haben? Sie wollten ihn auf 'nen Tisch stellen; aber er sagte, er kann nur an Bord sprechen, aber nicht auf 'nem Tisch. Und er hat auch nicht gesprochen. Aber wie Feldmarschall Wrangel nach Schleswig kommt, ist er ganz hochmütig geworden und hat gesagt, er ist 'n Swester-Brauderkind zu ihm, und da geht er auch ordentlich auswärts wie 'n General und dreht sich 'ne Locke über den Ohren und spricht nur noch von preußischen Siegen. Aber da kommt Kapitän Paulsen von Korsör mit der ‚Havlith' nach Kuxhaven, und am Fockmast weht die Lotsenflagge, und Lotse Wrangel klimbed an Bord. ‚J,' seggt Kapitän Paulsen, ‚da ist Lotse Wrangel', und lacht. Und Wrangel lacht auch, denn sie waren mal zusammen Junge auf der ‚Margarethe'. Und Lotse Wrangel erzählt vom General, und daß er 'ne Ehre ist für die Familie in Ovelgönne. Aber Kapitän Paulsen zieht das Maul schief und geht auf die Back, damit Lotse Wrangel nur die schöne Perspektive hat von sin Achtersid. Und dann kommt Stuermann Lorenzen von Flensburg und seggt: ‚'n Swester-Brauderkind zu 'nem Preußen? Schamst di nich?' Und die Mannschaft ist da und berät sich über ein Tauende. Und seitdem ist Lotse Wrangel wieder hamburgisch geworden und hat 'n Haar gefunden in Preußen, und Locken trägt er auch nicht mehr."

„Da drüben steht der Chef", sagte Stürkens' Begleiter und verabschiedete sich mit Händedruck. Auf seinen langen, breiten Reitersäbel gestützt, stand der Major v. d. Tann da, breit, lang und hager, strich den blonden Spitzbart; das kühne Profil war der Fregatte zugewandt, die vor Friedrichsort Anker warf. Er hörte aufmerksam zu, was sein Begleiter, der Leutnant Werner Siemens, ihm auseinandersetzte. Über die Minenanlage sprach der Leutnant, mit der er die Einfahrt zum Hafen gesichert hatte.

Stürkens stellte sich vor. Nannte sich einen Seemann.

„Wollens uns auch helfen?" fragte der Major.

„Wenn Sie mir den Erfolg verbürgen" — —

Das war's ja! Die Herren lachten ärgerlich. Der Bayer fluchte über die Fregatte.

„Himmelkruzitürken! Für was für 'ne Lumpenbagage sie die Deitschen taxieren, daß sie nicht einmal Angst haben vor dem Attackieren!"

„Nun, wenn wir selbst erst eine Fregatte haben —" tröstete Siemens.

„Wenn wir eine Fregatte hätten, mein lieber Siemens," sagte der Major, „dann wär kein Heulen und Zähneklappern im deutschen Vaterland!" Und er legte seine Hand auf Stürkens Arm. „Schaun 's sich mal unsere Flotte an, Sie Seemann! Der Lichnowsky ist gerade dabei. Der hat sich's in den Kopf gesetzt, daß die Flotte von Drusus auch nicht anders aussah, mit denen er den Feinden zu Leibe wollte. Kennen doch den Lichnowsky, den sie sich jetzt nach Frankfurt in die Nationalversammlung holen wollen? Der schwört auch auf die deutsche Flotte — na, wir werden ja sehen!"

Und sie gingen zum Strand und betrachteten die sechzig plumpen, grämlichen Schuten, betrachteten die Flotte des Admirals Hansen. Es hatte etwas Rührendes, wie der elegante Fürst begeisterte Angriffspläne entwarf — „wie Diebe in der Nacht werden wir kommen! Leise und verwegen, kühn und furchtbar muß der Überfall sein! Wie ein enger Gürtel müssen die Kähne die Fregatte umschließen, wie Katzen klettern die Freiwilligen auf Deck — Tod und Verderben bedeutet ihr Erscheinen! So jäh müssen die Mannschaften überrascht werden, daß Erwachen und Todesröcheln eins ist." — Der Vizeadmiral, der den Fürsten zu den Booten begleitet hatte, verfärbte sich und sah sich angstvoll um — jesses Maria Josef, so arg pressiert's doch net! Und der Major zuckte die Achseln und warf dem Vizeadmiral einen bösen Blick zu — —„wenn's anders kommt, bedanken wir uns beim Herrn Admiral. Für meine Leute steh ich ein — —"

Als sie zum Lager zurückkehrten, hörten sie lautes Lachen. Alles lief zu einem Leiterwagen, der Stroh für die Freiwilligen und ihre Offiziere brachte. Hoch oben auf den Bündeln saß Dietrich Wendemuth, in jedem Arm eine junge dänische Dogge und zwischen den Knien eine große Flasche Milch, von der er abwechselnd den Tieren etwas in die kleinen Mäuler goß. Die Hunde trugen große rotweiße Halsbänder, die verhaßten dänischen Farben. Die Damen klatschten in die Hände, die Musik intonierte „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", und die Freiwilligen umringten den Wagen. „Hoch Wendemuth!" schrien sie. „Hoch Dietrich Wendemuth!"

„Ein Malefizkerl ist er", sagte der Major, selbst lachend.

Von der Tann hatte recht. Für was für eine Lumpenbagage die Dänen ihre Gegner halten mußten, daß sie vor dem Attackieren keine Angst hatten. Eine einzige Fregatte sperrte den Kieler Hafen, kreuzte stolz und sicher vor Friedrichsort, und doch war die Besatzung von dem kühnen Plan von Holtenau genau so unterrichtet wie die Regierung in Kopenhagen. Es machte der Mannschaft ungeheuren Spaß, die Flottenmanöver mitanzusehen, die im Hafen ausgeführt wurden, und es ist sicher, daß die Leute nachts ruhig und ohne Sorge vor dem deutschen Schrecken schliefen. Auch die deutschen Mariniers waren unbesorgt um den kommenden Tag, und als Stürkens Kapitän Claasen in frohem Kreise traf, schwenkte er seine Mütze und zeigte auf eine Terrine Grog, die er selbst gebraut. „Herr, wenn das nun

vorher schon so lustig ist, wie wird es erst werden, wenn wir sie haben!"

Und es waren auch die besten Aussichten dazu vorhanden. Beim vierten Manöver war der Admiral schon ganz sicher und konnte ohne Hilfe des Vizeadmirals sein Boot besteigen. Er trat stolz und großartig auf und trachtete nur, so schnell wie möglich zu verschwinden, wenn der Major erschien. Dem wurde die Sache langweilig, und er gab sich keine Mühe, sein Mißtrauen zu verbergen. Die Butjes aber bekamen Mut. Als sie merkten, wie gefahrlos das Entern vor sich ging, wuchs ihre Kampfeslust. Sie lachten vor Vergnügen, als am 21. Mai Order von der provisorischen Regierung kam, heute nacht den Angriff zu unternehmen.

Da schliffen die Freiwilligen ihre Messer; ganz heiß waren die Wetzsteine, und der Stahl der Säbel und Enterbeile blitzte in der Sonne, und manches Mädchenherz zitterte, und schöne Augen wurden feucht. Die tapferen Mannen aber schleppten die Mordwaffen in die Boote, Gewehre Pistolen, Enterbeile, Pieken und Haken, Säbel und Dolche — ganz unheimlich wurde es der Admiralität bei all den Vorbereitungen. Der Major hatte gut acht, daß sie nicht auskniff! Stürkens war bei den Seeleuten. Zu denen gehörte er, seitdem er mit Kapitän Claasen die Reise nach China gemacht. Er hatte sich in Kiel Schifferkleidung verschafft und lachte, als Kapitän Claasen ihm vertraulich auf die Schulter klopfte. „Drei Jahre an Bord der ‚Nanni', schrie er, „und ich will einen Menschen aus Ihnen machen."

Was für ein reges Leben am Strand herrschte. Alles lief und eilte durcheinander. Die Hamburger zeigten wilde Entschlossenheit. 50 Taler Prisengelder! Soll man da nicht sein Äußerstes wagen? Nun soll die dänische Katze sehen, wie deutsche Mäuse tanzen. Die Freiwilligen losten, wer den Kapitän gefangennehmen sollte. Dietrich Wendemuth schoß ununterbrochen nach der Scheibe; traf jedesmal ins Schwarze. Sein Gesicht glühte. Als er sich bei Sonnenuntergang in den Sand warf, schlief er sofort ein vor Müdigkeit. Und träumte von Augen, die wie Bernstein leuchteten; und sah ein weißes, angstvolles Gesichtchen, das von dem in Leder geschnitzten Wappen eines altmodischen Stuhles sich abhob. Er sah Ediths rosige Zeigefinger, die sich langsam in ihre Augenwinkel preßten, hörte ein jämmerliches Schluchzen — und träumte von dem Baron Löwengaard. Sie rangen zusammen. „Ich bin im Recht", sagte der Baron und sah ihn hochmütig an. Er aber stieß ihm sein Messer ins Herz. Er fiel gleich um. Und als er sich über ihn beugte, war es Tante Klothilde. Und sie sagte: „Gottes Wege sind unerforschlich."

Um elf Uhr sollte die geheime Expedition beginnen. Um 8 Uhr aber herrschte bereits ein Lärm, der dem Feinde hinlänglich bewies, daß der Überfall bevorstand. Stundenweit tönten Lachen und Schreien, Fluchen und Schimpfen durch den stillen Abend. Die Löwen fingen an, sich zur Wehr zu setzen, denn auf einmal witterten sie Gefahr. Mit Faustschlägen und Fußtritten trieben die Führer ihre Mannschaft in die Boote; die Freiwilligen folgten, bis an die Zähne bewaffnet. Wachtfeuer brannten am Strand. Der Vizeadmiral sagte, das müßte sein, sonst könne die Admiralität nicht dafür stehen, daß die Mannschaft nicht ausriß. Wie sollte man im Dunkeln kontrollieren, ob sie beisammenblieb? Wie sollte man in tiefdunkler Nacht in die Boote finden? Vor allen Dingen — wie sollte der Admiral bei Finsternis sicher in sein Boot kommen, der doch schon bei Tage so unsicher auf den Beinen war! Sollte der so fein angelegte Plan daran scheitern, daß der Admiral — Gott behüte — ins Wasser fiel? Die Admiralität hatte einen heiligen Schwur getan, der deutschen Sache gegen die Dänen beizustehen. Aber Lebensgefahr für den General durfte nicht vorliegen, wenn nicht die ganze Expedition scheitern sollte.

Das mußte zuletzt auch der Major einsehen. Seine kraftvollen bayrischen Flüche schallten durch das Lager. Nach Ansicht der Regierung war man auf die Unterstützung des Admirals zu Wasser angewiesen, wenn man von der unangenehmen Blockade erlöst sein wollte. Aber — meinte der Major — der Taifel soll ihn holen. Und mußte die Wachtfeuer brennen lassen. Die Schatten der Vorübergehenden wuchsen ins Riesenhafte, huschten über den öden Strand, fielen plump auf den dunklen Knäuel schaukelnder Boote, zitterten auf hüpfenden Wellchen. Wenn aber neues Reisig aufgeworfen wurde, flammten sie hoch auf, beleuchteten ein wirres Durcheinander von Menschen, die ratlos und ziellos hin und her zu laufen schienen. Die Offiziere des Freiwilligen-

korps zitterten vor Wut. Sie wußten, daß die Dänen überall ihre Spione hatten. Nie ist in Holtenau so kräftig und allgemein geflucht worden wie während des Anschlags auf die „Galathea".

Um ein Uhr hatte der torkelnde Admiral seinen Platz eingenommen, und die Expedition setzte sich in Bewegung.

Welch eine Verwirrung trotz Wachtfeuer und viertägiger Manöver! In der Dunkelheit rammten die plumpen Boote aufeinander; waren dem Kentern nahe; Wasser kam über, und wütende Führer brüllten ihre Kommandos. Wie toll schlugen die Seekundigen auf die armen Ruderer, als kämen sie dadurch schneller aus dem Gedränge. Die schweren Riemen fielen klatschend auf das Wasser, schlugen auf andere, stießen gegen Boote, gerieten in Ankerketten. Die armen Löwen taten eben in ihrer Angst alles, um eine glatte Ausfahrt unmöglich zu machen. In Kiellinie sollte die Flottille ausfahren; ach, diese Kiellinie! Alle Boote setzten sich auf einmal in Bewegung! Ein Haufen dunkler Körper hastete lärmend vorwärts.

Am Ufer stiegen zwei Raketen auf, um der „Galathea" anzukündigen, daß der Überfall bevorstehe. Die Admiralität sah angstvoll der Katastrophe entgegen. Vielleicht erwachte ein Verantwortungsgefühl in ihr, diese Schuten zum Angriff auf eine Fregatte zu führen. Die Freiwilligen aber und die Seeleute waren in heller Begeisterung. In ihnen schien die Überzeugung zu leben, daß durch das Entern der „Galathea" alle Kriegsnot ein Ende habe; als wäre sie die Brandfackel, die Schleswig-Holstein mit so düsterer Glut beleuchtete; als sei sie die Furie, die gierig nach dem Blut Tausender verlangte.

Stürkens saß mit Kapitän Claasen in einem Boot. Er hatte, genau wie Claasen, das wollene Hemd über der Brust aufgerissen. Das Haar fiel naß in die heiße Stirn; der Nachttau lag darauf. Wie Schnüre waren die Adern auf seinen starken Armen. Er atmete schwer. Der Riemen knirschte am Holz; Wasserstaub flog in sein heißes Gesicht. Eine breite Woge nahm das schwerfällige Fahrzeug auf ihren Rücken und ließ es klatschend wieder fallen. Es rauschte im Kielwasser und der Nachtwind sang sein Lied.

Aber da — was war das? Ein gellender Pfiff — — das Signal, das zum Rückzug rief. Die Seeleute sahen, bebend vor Wut, wie es bleich am Horizont heraufkroch. Eine Stunde weit lag die Fregatte, und der heimliche Überfall konnte nun bei Tageslicht ausgeführt werden. Der erste Angriff der deutschen Flotte war fehlgeschlagen. 60 Schuten mit 600 Mann Besatzung kehrten, der Admiral an der Spitze, nach Holtenau zurück. Viele waren bleich vor Scham und Empörung. Offiziere und Freiwillige sahen aneinander vorüber. Schämten sich des deutschen Namens, der mit Schimpf und Schande bedeckt war.

Der Vizeadmiral klärte später die Herren über die Ursache des Rückzuges auf. Der Admiral hatte seinen Kautabak vergessen.

Viermal wiederholte sich die klägliche Komödie. Dann gab es einen furchtbaren Auftritt zwischen dem Major und dem Admiral, die provisorische Regierung verbot weitere Versuche, die Admiralität wurde entlassen, und die Hamburger durften nach Hamburg zurückkehren; durften weiter hungern, durften weiter der Dänen Übermut bewundern, die sich als Herren des Hafens gebärdeten. Die Angst der Kaufleute, daß Hamburg dem Untergang geweiht war, stieg, und man war durchaus nicht beruhigt, daß Lord Palmerston alle Vorteile für die neutrale Schiffahrt durchgesetzt hatte. Englische Schiffe beförderten mit 30 und 50 v. H. Aufschlag deutsche Frachten. Viele Hamburger Seeleute aber, die die Manöver in Holtenau mitgemacht, gingen nach Kopenhagen, um ihre Dienste dort anzubieten. Die stolzen Dänen waren ihnen sympathischer als die Deutschen, die das Gelächter der Welt über sich ergehen lassen mußten. An der deutschen Armseligkeit wollten sie nicht länger teilhaben.

Dietrich Wendemuth lachte, als Stürkens sich von ihm verabschiedete. Sie waren gute Freunde geworden in diesen Tagen.

„Das waren tapfere Taten!"

Um sie her wurde das Lager abgebrochen. Die Freiwilligen fluchten und lachten, halfen ihre Bagage auf Leiterwagen packen, die von dem Major bei langen Märschen stets für seine Leute requiriert wurden, um sie nicht unnütz zu ermüden. Kieler Damen brachten Erfrischungen und Lebensmittel, nahmen so herzlich Abschied, als seien diese jungen Menschen keine Fremden für sie geblieben. Hamburger Seeleute standen bei den Schuten, besprachen immer wieder erregt den kläglichen Ausfall des Unternehmens. Waren so fest überzeugt, daß sie die Fregatte geentert hätten, wenn der Admiral kein Bangbüx gewesen wäre, und wollten auf das vereinbarte Prisengeld durchaus nicht verzichten. Die Butjes sahen verstört nach ihren Führern. Nun war's vorbei mit Branntwein und freier Verpflegung. Was sollte nun mit ihnen geschehen? Und Kapitän Claasen summte ein Lied, als er, die Hände in den Hosentaschen, auf der Bordwand einer Schute hockte und zu der Fregatte hinübersah, die stolz und sicher vor Friedrichsort kreuzte:

„Und die Jungfer Galathe
Fuhr spazieren in die See."

Dieß schien mit einem Entschluß zu kämpfen; er griff nach der Pfeife, zog den Tabaksbeutel hervor und steckte mit heftiger Bewegung beides wieder fort. Sah plötzlich den anderen fest an.

„Ich bin in Sorge um eine Verwandte — um eine junge Verwandte in Kopenhagen — hörten Sie zufällig, was für Nachrichten man von der Baronin Löwengaard hat?" Und Stürkens las das Fieber in seinen Augen.

Einen Augenblick zauderte er — dachte — du armer Junge. Und meinte kein Recht zu haben, die Wahrheit zu verschweigen.

„Ich hörte, sie sei krank gewesen. Ist aber auf dem Wege der Besserung".

* * *

Stürkens kam nach Hamburg zurück, als der erste deutsche Marinekongreß tagte; das leidenschaftliche Drängen Heckschers am 11. Mai in der Nationalversamm-



lung, seine stürmische Forderung, die Gründung der Kriegsflotte nicht länger hinauszuschieben, entsprach sicherlich in erster Linie seiner ernsten Sorge um das Schicksal seiner Vaterstadt. Aber daß man sich zu diesem Kongreß, zu dem die Nordstaaten und Seestädte ihre Delegierten schickten, entschloß, erfüllte die Patrioten mit stürmischer Freude. Weniger allerdings den Senator Kirchenpaur, der nun einmal in ihr die Demonstration gegen Dänemark erblickte; genau wie die 40,00 Deutschen in London. In wütenden Protesten wehrten sie sich gegen das Ansinnen, ein Unternehmen, das ihr angenehmes Verhältnis zu England nur trüben konnte, zu unterstützen. Und außer dem preußischen Konsul Hebler lehnten es sämtliche Vertreter deutscher Regierungen schroff ab, sich mit einer Schöpfung zu befassen, die England niemals zugeben würde. Nur wenige wagten es, sich an einer Sammlung zu beteiligen, trotzdem der Prinz von Preußen als Erster tausend Pfund zeichnete.

„Ich wünschte die ganze Flotte dahin, wo der Pfeffer wächst", sagte der Senator und gab sich Mühe, so wenig wie möglich Aufhebens von den 72 Delegierten zu machen, um die Dänen nicht noch mehr herauszufordern. Aber wer hätte im Frühling 1848 begeisterte Patrioten zur Ruhe zwingen können! Man beriet ja über das Lieblingslied der Nation! Man deklamierte Freiligrathsche Flottenverse und sang Herweghs: „Das Meer macht frei!" Es war unmöglich, 72 Flottenenthusiasten in einer Hafenstadt zu nüchterner Beschaulichkeit zu veranlassen!

Und warum denn auch? Konnte Hamburg nicht stolz sein auf seine Flotte? Wie zwei Wunder wurden beide Kriegsschiffe betrachtet, die friedlich am Grasbrook lagen und für die Armierung zurechtgemacht wurden. Bei der „Fregatte Deutschland" wurden fleißig Löcher in die Bordwände geschnitten, durch die einmal die Geschützrohre drohen sollten. Damit sie ebenso gefährlich wurde, wie die dänische „Gefion", erhielt sie auch 32 Kanonen. 12 waren für den „Franklin" bestimmt. Die entzückten Delegierten ließen sich von Reeder Godeffroy genau erklären, wie die Geschütze aufgestellt werden sollten; denn das war wegen des geringen Raumes mit Schwierigkeiten verknüpft.

Aber auch Bedeutendes wurde auf diesem Marinekongreß besprochen: das Hamburger Marinekomitee bewies den Anwesenden, daß es den beiden Seglern, die man Deutschland zur Verfügung gestellt, leider nicht möglich war, eine erstklassige Fregatte zu vernichten. Man hatte aber Gelegenheit, billig drei Dampfboote von der hanseatischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zu übernehmen, die armiert werden konnten. Ein Ausfall gegen die Blockadeschiffe mußte mit Erfolg gekrönt werden. 300,000 Taler forderte man, um Deutschland von dem dänischen Schrecken zu befreien.

Die Dampfboote waren Passagierdampfer, die zwischen Hamburg und Hull fuhren. Sie hießen bei den Seeleuten die Judenschruwen, da die Aktien der Gesellschaft in jüdischen Händen waren. Ihre Maschinen mußten erneut, die Bekleidung und der Rumpf verstärkt werden, und es war unsicher, ob sie nicht auseinandersprengen würden, wenn sie ihre eigenen Geschütze abfeuerten. Aber das wußten ja die Delegierten nicht; das wußten nur die Reeder und die Engländer. Als Stürkens davon hörte, lachte er.

„Ein guter Geschäftsmann ist Sloman", sagte er zu seinem Vater. „Er hat die meisten Aktien von der Gesellschaft, und ihm liegt nichts daran, daß die Steamer noch länger auf seine Kosten faulen. Bis zum Frieden ist an den Verkehr mit Hull nicht zu denken. Er wird sie Deutschland für einen guten Preis andrehen und gilt in Frankfurt noch für einen guten Patrioten."

Das Geschäft kam wirklich später zustande. Am 14. Juni wurde der Bundestag von dem durch das Parlament eingesetzten Marineausschuß bewogen, für die Flotte aus dem Ulm-Rastatter-Festungsbaufonds 300,000 Taler disponibel zu machen. „Denn," sagte Herr von Schmerling, „wenn 7 Millionen für das Landheer ausgegeben werden, können ja auch mal 300,000 Taler für einen Versuch zur See bewilligt werden."

So wurden aus den alten „Judenschruwen" der hanseatischen Dampfschiffahrtsgesellschaft deutsche Kriegsschiffe. In der Taufe erhielten sie die Namen „Hamburg", „Lübeck", „Bremen", an ihren Masten flatterten die deutschen Fahnen, sie wurden an den Grasbrook gebracht und wurden der Stolz von ganz Deutschland. Die Engländer gratulierten herzlich zu der Gründung, die ihre ganze Sympathie hatte, und lieferten trotz der Blockade Kanonen und Munition. Die gesamte deutsche Presse aber war einig in dem Lob der Hamburger Kaufherren. Die Bedeutung des großartigen Unternehmens erinnerte ja an die großen Kaufherren der Vergangenheit. Durch Kaufleute erwarb England ein indisches Kaiserreich, und Lübecker Kaufleute waren es, die durch ihre Kriegsflotte Kopenhagen zur Übergabe zwangen! Durch den Handel hatte England seine Weltmacht! Der Handel zwang Albion, seine gewaltige Kriegsflotte zu erhalten. Mochten bei den patriotischen Hamburgern selbstsüchtigste Gründe mitspielen — die Nation wußte ihnen Dank, und ihr Beispiel fachte zu leidenschaftlicher Nachahmung an. Nicht die Kaufleute — die Nation forderte fortan die Flotte; forderte sie stolz und herrisch; forderte sie, weil sie das Werk sein sollte, das das geeinte Deutschland aus dumpfem Brüten, aus binnenländischer Beschränktheit, aus enggezogenen Grenzen erlösen sollte. — „Das Meer macht frei!" sang Herwegh. Und das Lied vom Meere brauste durch Deutschlands Gauen. Das Lied vom Meere machte die Herzen erbeben. Es war die stolze Stimme der deutschen Nation, die am 14. Juni in der Paulskirche außer jenen 300,000 gebieterisch 6 Millionen Taler für die Gründung der deutschen Kriegsflotte forderte. Und die Parteizerklüftung schloß sich und bewirkte Frankfurts stolzesten Tag: einstimmig wurden die Millionen bewilligt — trotzdem man sie nicht hatte. Von England aber brachte der Hamburger Syndikus Banks frohe Botschaft: man war geneigt, „nicht makellose" Schiffe dem Deutschen Bunde zu verkaufen unter der Bedingung, daß Dänemark in seinem Länderbesitz ungeschmälert blieb. Auch die Engländer hatten Schiffe, die sie gern los sein wollten, abgenutzte Segler, veraltete Steamer. Versuche mit Schraubendampfern waren gut ausgefallen; deshalb konnte man den begeisterten Deutschen Raddampfer für ihre Flotte schon überlassen.



„Schadet nichts," sagte Prinz Adalbert, als er das hörte, „dadurch werden wir gezwungen, an eigene Werften zu denken!"

Ja, von größter Bedeutung wurde der Hamburger Marinekongreß. Die 72 Delegierten durften den Städten, die sie vertraten, die kühnsten Aussichten für die Zukunft eröffnen: denn dem unermüdlichen Bemühen des Hamburger Komiteemitglieds Godeffroy war es sogar gelungen, einen englischen Seemann zu finden, der geneigt war, die deutsche Flotte einzurichen. Mr. Strutt war Ende Mai einer Einladung nach Hamburg gefolgt, hatte sich die beiden Kriegsschiffe angesehen, seine außerordentliche Befriedigung ausgedrückt und hatte die leitende Stelle des Kommodore angenommen. Er war in der englischen Marine sailing-master gewesen, und das Komitee war überzeugt, daß er dadurch der geeignete Mann war, die deutsche Flotte zu organisieren. Er sprach kein Wort Deutsch; würde es auch niemals sprechen. Aber glücklicherweise verstanden die Hamburger Seeleute alle die englischen Kommandos, wodurch der Dienst natürlich sehr erleichtert wurde. Es war auch zu hoffen, daß er über die Aufstellung der Geschütze Bescheid wußte, und da Aussicht vorhanden war, daß man einige englische Artilleristen erhielt, konnte man der Zukunft ruhig entgegensehen. Die Hamburger Seeleute fingen an, mit der Flotte zu rechnen. Zwölf Taler versprach man den Matrosen. Solange die Blockade dauerte, konnte man ja diese Chancen annehmen. Wenigstens verhungerte man nicht. Und wenn die Blockade aufhörte, brauchte man die Kriegsflotte nicht mehr und wurde wieder ein anständiger Seemann. Die Dienstmädchen und Kommis aber gründeten ein besonderes Komitee, und Hunderte von silbernen Ringelein und Broschen wurden gespendet, um eine starke Flotte zu schaffen.

* * *

Glücklich wie in seiner Steuermannzeit war Kapitän Claasen, als er am Tage nach dem Marinekongreß mit Stürkens aus Slomans Reederei kam. Eine Chance als Deckoffizier war ihm auf Stürkens Fürsprache auf der Fregatte sicher; dadurch entfloh er dem Keifen und Schelten der Ohlsch; er bekam wieder Schiffsplanken unter die Füße und 20 Taler Löhnung. Hätte er Geld gehabt, Sakramento, er wäre in die vier Löwen gegangen und hätte sich die schönste Deern ausgesucht. So aber schritt er neben Stürkens am Hafen entlang zum „Trichter", war voll Dankbarkeit, war stolz und fröhlich, hatte die großen Hände keck in die Taschen gesteckt, spuckte rechts und links und erzählte seinem Begleiter, der so stumm neben ihm herschritt, was ihm gerade in den Sinn kam. Von Kap Horn und der furchtbaren Dünung, von Schiffsbrot, in dem die schwarzen Würmer wie kleine Rosinen aussahen, von Kakerlaken, die so schöne Augen haben, und die die Suppe fett machen, wenn genügend hineinfallen, von Bootsmann Bratwurst, der stocktaub war und so hellhörig wurde, wenn Sturm aufkam, vom Taifun, der die Seen über die „Nanni" wälzte und dahinraste wie tausend Teufel! Von der australischen Wolle — ach, die schlimmste Überfahrt war es, als er die australische Wolle an Bord hatte mit hunderttausend Flöhen. Pull, der Hund, saß während der ganzen Überfahrt auf der Back und kratzte sich. Und die Mannschaft kratzte sich ebenso. Es war ein guter Verdienst, aber die Wolle war fürchterlich.

„Farewell", sagte Stürkens, und Claasen hatte die Überzeugung, daß er sich außerordentlich gut unterhalten hatte. In bester Laune kam er zum „Trichter".

Blau von Rauch war die Luft im Saal, und ein Lärm herrschte, der dem Eintretenden die angeregte Stimmung der Seeleute verriet. Man lachte und schrie und sang — die reichen Kapitäne hatten die armen eingeladen, mit ihnen auf den Untergang der Blockadeschiffe zu trinken, und das taten sie mit einer Begeisterung, daß man es weit über die Reeperbahn hörte. Mit lautem Hallo wurde Kapitän Claasen empfangen. Ein guter Freund machte auch gleich Platz für ihn, fegte mit dem Arm über den von Grog und Portwein schlüpfrigen Tisch, so daß einige halbgefüllte Gläser an die Wand flogen. — „Come here, old fellow! Have a drink with us!" und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Löffel in den Gläsern sprangen.

Es war auch Veranlassung da zu so großer Freude. Einer der Kapitäne hatte aus der „Reform" das Rezept vorgelesen, nach dem es eine Leichtigkeit war, Fregatten zu entern. Und da sich Claasen natürlich dafür interessierte, las auch er begierig den interessanten Artikel: „In der Nacht nähere man sich mit einigen Kanonenbooten der Fregatte," las er, „ganz leise, mit umwickelten Rudern. Ein Boot eröffnet das Feuer. Unterdessen schleicht sich eine Jolle dicht an die Fregatte, heftet ein Schwefelhemd an ihren Bauch, das natürlich sofort angesteckt werden muß, und rudert rasch zurück, während jetzt sämtliche Boote das Feuer unterhalten. Es ist ganz fraglos, daß das Kriegsschiff vernichtet wird, denn das Schwefelhemd kann vom Verdeck aus nicht entfernt werden. — Ein noch sichereres Mittel ist folgendes: Man befestigt an einer unbemannten, mit Raketen gefüllten Jolle zwei Leinen, die an zwei Ruderbooten befestigt sind. Diese schleppen die Jolle in See; das eine zieht rechts, das andere links, so daß die Jolle gerade gegen die Fregatte fährt. Die beiden Boote bleiben außer Schußweite. Die Raketen müssen so gerichtet sein, daß sie zerspringen, wenn sie mit der Fregatte zusammenstoßen, so daß sie sofort explodiert. Gibt sie ein Zeichen der Unterwerfung, müssen sich die Boote doch noch unter Schußweite in der Entfernung halten. Ein Boot rudert schnell heran; der Kommandant muß sogleich die Fregatte verlassen, die Mannschaft des Bootes aber besteigt das Schiff und untersucht die Pulverkammer. Ist sie in Sicherheit, winkt sie die Mannschaften der übrigen Boote heran, damit die Fregatte nun rasch in Gewahrsam gebracht werden kann, ehe Hilfe kommt. Die Hauptsache bleibt eben nur, daß man an die Fregatte herankommt."

Es war keiner unter den Kapitänen, der den Plan nicht glänzend fand. Ja, einige hatten sich sofort bereiterklärt, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Und Kapitän Claasen wollte sogar die Expedition leiten, wenn die Ohlsch nichts davon erfuhr. Nur mit den Raketen wollte er nichts zu tun haben. Darauf verstand er sich nicht. Es konnte sich leicht ein Unglück ereignen.



Aber vielleicht fanden sich Leute aus Altona — und er sah sich um. —

Immer gab es Eifersüchteleien zwischen den Hamburgern und den Altonaern. Kaum hatten die Hamburger sich ihre Flotte gegründet, wollten die Altonaer auch eine haben. Auch sie hatten Basare und Sammlungen veranstaltet, trotzdem sie durch den Krieg doch schon genug zu leiden hatten. Über 3000 Mark hatten sie schon beisammen, und wenn Herr Marbs in St.-Pauli für die St.-Paulianer ein Kriegsschiff baute, konnte er eine Werft in Altona auch bauen. Und wenn die Hamburger die Fregatte „Deutschland" und die Korvette „Franklin" hatten, so hatten die Altonaer doch den holsteinischen Zollkutter „Elbe", der als Wachtschiff mit zwei Kanonen ohne weiteres als Kriegsschiff in Dienst gestellt werden konnte, trotzdem auf einer Deckplanke „Danske Eiendom" eingebrannt war. Der Zollkutter war nun wirklich nicht als stolzes Kriegsschiff anzusehen; die Lotsen, die es die Elbe hinauf oder hinunter bringen mußten, hatten ihre liebe Not beim Manövrieren, und das ist sicher: wenn es der liebe Gott auf See gesehen hätte, würde er es ganz gewiß nicht an Land zurückgelassen haben. Aber an seinem Mast wehte die deutsche Flagge so gut wie bei den Hamburger Kriegsschiffen, und — sagten die Altonaer — was die Hamburger können, das können wir auch.

Und darum wollten sie auch gern zu den Blockadeschiffen rudern. Aber es erhob sich eine gewaltige Erregung bei dem Vorschlag, daß sie die Raketen führen sollten. Ja, heftig warfen sie den Hamburgern so häßliches Verhalten vor, schlugen auch mit den Fäusten auf den Tisch, schrien ihre Meinungen sehr rücksichtslos in den Saal, und die Hamburger merkten schon nach kurzer Zeit, daß sie beleidigt waren. Dänische Seeleute, die spöttisch zugehört hatten, fingen an, „Kong Christian" zu singen, die Deutschen brüllten „Schleswig-Holstein". Auf der Veranda sahen erschrockene Gäste, wie im Saal zornige Männer aufeinander losfuhren, wie Gläser durch die Luft flogen, wie die Wirtin und ihre Mädchen in großer Angst Flaschen und Gläser auf die Seite stellten und jammernd an die teuren Fensterscheiben erinnerten; wie der dicke Wirt eilig zur Wache lief. —

Im Saal aber wütete bereits die Schlacht. Es war zuviel Zündstoff in diesen Menschen, die seit Monaten ohne Beschäftigung waren, die ihren Zorn nicht mehr meistern, ihre Erregung nicht mehr unterdrücken konnten. Wie wildes Jauchzen waren ihre Stimmen! Sie fühlten plötzlich die Kraft ihrer Muskeln! Die biegsamen Leiber schnellten hoch — wie erlösend wirkte es, daß da Feinde waren, denen man mit Fäusten zu Leibe gehen konnte; daß Gegner da waren, auf die sich der ungeheure Zorn entladen konnte! Lächerlich war die Veranlassung zu diesem wütenden Kampf. Aber man kämpfte ja nicht um die Raketen und die dänische Fregatte; man kämpfte gegen die bittere Not, gegen das Grauen vor der Zukunft, gegen das Gespenst des Hungers, gegen das Bewußtsein der Ohnmacht und Hilflosigkeit! Wie sinnlos schlug Kapitän Claasen mit einem Stuhl um sich her, während seine Freunde ein wütendes Bombardement mit Gläsern und Flaschen auf Altonaer und Dänen unterhielten. Grog und Blut floß in Strömen, und gerade als die Bürgerwehr kam, klirrte und splitterte es — durch eine der großen Fensterscheiben sauste eine Rumflasche.

Widerwillig schritt die Bürgerwehr ein. Sie beteiligte sich nicht gern an derartigen Meinungsverschiedenheiten. Wer heute Bürgersoldat war, war am nächsten Tag Bürger; und wer sich heute als Soldat mißliebig machte, konnte morgen dafür heftige Prügel bekommen. Zudem waren die Kämpfer Seeleute, die sich der Achtung der St.-Paulianer erfreuten, und deren Fäuste unsanft zupackten. Unentschlossen sahen sie auf den wilden Knäuel. Verlegen zupfte der Offizier an seinem Schnurrbart. —

Aber da flog gerade ihm ein Glas gegen die Stirn, der Inhalt ergoß sich über seine neue Uniform, und über sein Gesicht floß Blut. Wütend zog er den Säbel. Wütend schrie er seine Kommandos, die Leute stürzten sich in den Saal, glitten auf dem schlüpfrigen Boden aus, schrien etwas von verhaften — von sich ergeben — von auf Wache folgen —

Die Seeleute mußten lachen! 5 Mark 15 kostete es, wer auf Wache kam; dachten die Kerls, so leicht ließen sie sich fangen? Einer stieß einen gellenden Pfiff aus — stürzte aus dem „Trichter" —

Und da rannten die Tapferen die Reeperbahn hinunter! Da lief Kapitän Claasen mit einer Geschwindigkeit, daß die Gassenjungen aufjauchzten! Und Zirkus und Spielbuden wurden leer, das Silentiumspiel wurde unterbrochen — alles eilte, stürzte hinaus, um die tolle Jagd zu sehen. Kreischend eilten die Frauen zur Seite, Hunde kläfften, von Stuhlwagen herunter klatschten fröhliche Leute Beifall.

Als wäre der Teufel hinter ihnen her, so liefen die Seeleute! Keiner wollte auf Wache! Wie kann man ehrliche Leute auf Wache bringen, wenn sie wirklich mal Streit haben mit anderen ehrlichen Leuten? Kapitän Claasen hätte die Hälfte seines Lebens auf Wache zubringen können, wenn er für jeden Faustschlag hätte sitzen müssen. Und schickt es sich, einen künftigen Deckoffizier auf Wache zu bringen? Wie toll lief er — verfolgt von den wütenden Soldaten! Lief bis zum Nobistor — das ist Altonaer Gebiet! Was will Hamburger Bürgerwehr auf Altonaer Gebiet? Kapitän Claasen stieß einen wilden Freudenschrei aus, drehte sich auf einmal um, atemlos von dem tollen Rennen, riß sich das Hemd über der Brust auf, beugte sich weit vor, steckte die Hände wieder in die Hosentaschen und machte es genau so wie die Butjes, die den Hamburger Nachtwächtern glücklich entkamen, weil sie Altonaer Gebiet erreichten: streckte den wütenden Verfolgern die Zunge heraus, so weit es ging — und ging stolz davon.

Es war sehr spät, als er abends sein Haus erreichte. Und ganz unmöglich war es ihm, ruhige Gedanken zu fassen. Er hatte eine hübsche Deern auf dem Schoß gehabt — das wußte er. Es schüttelte ihn noch vor Vergnügen, wie sie ihm den Bart gekraut. Er hatte sich mit wackeren Seeleuten über die glückliche Errettung gefreut und viel, sehr viel Grog getrunken — er hatte auch über die künftige Kriegsmarine eine große Rede gehalten — aber irgendeinen Zusammenhang hatte das alles nicht. Er empfand nur einen dumpfen Schrecken, als er auf einmal vor dem schmalen Loch stand, durch das er die



dunkle, steile Treppe gewahrte, die zu seiner Wohnung führte. Ein Tau war statt des Geländers da. Und jetzt erst fühlte er, wie schwach er auf den Beinen war; mit leisem Lachen zog er sich hinauf, als sei er auf der Schiffsleiter. Und überlegte, was er der Ohlsch sagen wollte.

Da war sie schon — sakramento — und war schrecklich anzusehen. Mit feurigen Augen stand sie da, in roter Jacke und einem Rock, der nur bis zu den Knien reichte. Hatte die Öllampe in der linken Hand und in der rechten einen Besen; vor Schreck stotterte er — mußte lachen — wollte zu ihrer Beruhigung die frohe Botschaft von der Chance anbringen: „Ick hew — ick hew —" wahrhaftig, die Puste ging ihm aus, wie sie ihn so giftig ansah.

„Wat hew ji?" schrie sie, und der Besen hob sich.

„'n Swips hew ick!" schrie Kapitän Claasen und stolperte in größter Eile die Treppe wieder hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Was eine gut geleitete private Kriegshilfe zu leisten vermag.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Als unsere Väter, Söhne und Brüder mit lodernder Begeisterung für die heilige Sache hinauszogen, das bedrohte Vaterland, Haus und Herd, Weib und Kind zu schützen, durften die Daheimgebliebenen an Opfermut nicht zurückstehen. Es galt, die Frauen und Kinder der ihrem Beruf so jäh entrissenen Krieger vor Not und Elend zu schützen, was nur durch eine von Behörden und Privaten sofort eingeleitete systematische Hilfsarbeit geschehen konnte. Allerorts und nur kurze Zeit nach der Kriegserklärung war das deutsche Volk für die Kriegshilfe vollauf gerüstet. Behörden und Private wetteiferten. Hunderttausende stellten sich in den Dienst der guten Sache.

So hatte sich auch Anfang August v. J. die Vereinigung für private Kriegshilfe München-Nordwest gebildet unter dem Protektorate der Schwiegertochter des Königs von Bayern, Frau Prinzessin Franz von Bayern, geleitet von ihren Vorständen, den Herren Oberlehrer Freytag und Direktor Rud. Mayer. Der Arbeitsplan dieser im Laufe der Zeit 1600 Mitglieder zählenden Vereinigung umfaßte zehn Gruppen, und zwar: Jugendfürsorge, Arbeitzentrale (für Saalarbeiterinnen, für Heimarbeiterinnen), Kochlehrkurse für Bedürftige, besonders Kriegerfrauen, Nähstuben für Jugendliche, Volksfürsorge für Erwachsene, Abgabe von Anbauflächen an Familien, insbesondere an bedürftige Familien eingezogener Krieger, Abteilung für Liebesgaben ins Feld, Gartenbau der Jugend, Auskunftei, dazu kam etwas später die Herausgabe der wöchentlichen Kriegskarte. Die Arbeitzentrale und der Verlag der wöchentlichen Kriegskarte sind werbende Unternehmungen. Alle übrigen Abteilungen werden aus den Mitgliederbeiträgen und den Gewinnen der ebengenannten Unternehmungen unterhalten. Die Vorstände waren der Ansicht, daß in einer Großstadt das System der Dezentralisation sich gegenüber der Zentralisation besser eigne, weil der Weg zu den Unterstützungstellen oder Arbeitsplätzen den Bedürftigen Zeit und Geld erspare. Auch konnten die notwendigen Nachforschungen in kürzerer Zeit eingeleitet und erledigt werden.

Es war nun die erste Aufgabe der Vereinigung, für reichliche Arbeitsgelegenheit zu sorgen, und dank des Entgegenkommens der Militärbehörde wurden nach und nach lohnende Aufträge in Militärwäsche und Ausrüstungsgegenständen gegeben, ebenso brachte die wöchentliche Kriegskarte vielen Beschäftigung.

Um das Unternehmen auf eine gesunde Basis zu stellen, erklärten sich die Mitglieder bereit, statt einmaliger Beiträge solche für die Kriegsdauer in einer bestimmten Höhe monatlich zu leisten. Aus diesen fortlaufenden Beiträgen, den Aufträgen der Militärbehörde und später auch anderer Behörden und Private sowie aus den Kriegskarten wurden Ueberschüsse erzielt, die den Ausbau der einzelnen Abteilungen in erwarteter Weise gestatteten.

Was leisten nun die einzelnen Abteilungen?

Die Jugendfürsorge (Abb. Seite 860). Ihr unterstehen die Säuglingsheime und Kindergärten. Sie sorgt für Beschäftigung und volle Verpflegung bedürftiger Kinder der ersten acht Schulklassen. Die Kinder sind zum Teil im eigenen Hort untergebracht, einige Hundert in Stiften oder Volksspeisehallen. Für Unterhaltung der Jugend ist durch Spiele gesorgt.

Die Arbeitzentrale (Abb. Seite 859): begründet von Herrn Direktor Rud. Mayer und geleitet von ihm und Herrn Rentier Heinrich im Verein mit nahezu 70 freiwilligen Helferinnen. Ungefähr 800 Frauen und Mädchen wurden hier während der Kriegsdauer beschäftigt. Nahezu 35,000 Wäsche- und Militärausrüstungstücke sind in der Zentrale gearbeitet oder noch zu liefern. Tägliche Leistung etwa 1300—1400 Stück. Ein Hauptaugenmerk dieser Abteilung richtete sich auf die Heranbildung gewandter Näherinnen und Strickerinnen. Der Durchschnittstagesverdienst der Saalarbeiterinnen bei $7^1/_2$ stündiger Arbeitzeit (länger sollte nicht gearbeitet werden, um möglichst viele zu beschäftigen) betrug nahezu 30 Pf. in der Stunde. Der Durchschnittsverdienst der Heimarbeiterinnen bei 7 stündiger Arbeitzeit (die übrige Zeit ist der Haushaltung gewidmet) etwa 28 Pf. in der Stunde. Wesentlich geringern Verdienst haben die Strickerinnen. Ein Teil der Arbeiterinnen wird auch zur Anfertigung von Bettdecken mit Papierfüllung beschäftigt, eine dänische Erfindung, die sich sowohl draußen im Felde wie auch sonst bewährt hat. Die Kinder der Arbeiterinnen werden in dem nahegelegenen Hort tagsüber unentgeltlich beköstigt; die Arbeiterinnen selbst erhalten gegen sehr mäßigen Preis Mittagessen und Kaffee.

Sämtliche Arbeiten werden im Akkord vergeben. Sehr gewandten Arbeiterinnen wird aber auch nur das durchschnittlich berechnete Quantum Arbeit übertragen, da es der Leitung hauptsächlich darauf ankommt, mit der zur Verfügung stehenden Lohnsumme möglichst viele Bedürftige zu beschäftigen.

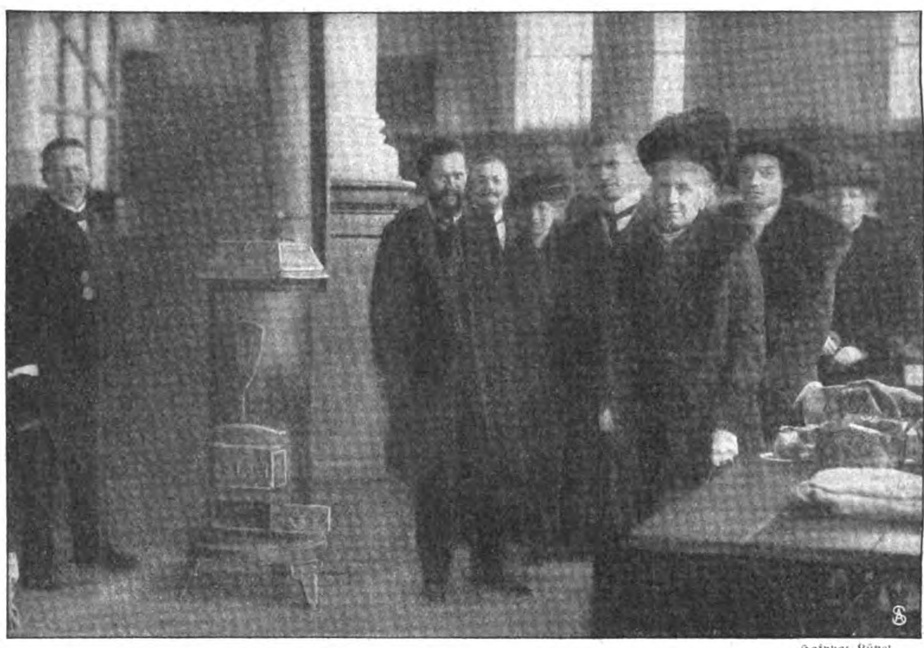
Kochlehrkurse: Diese haben den Zweck, den Kriegerfrauen und sonstigen Bedürftigen die Vorteile des Einkaufs, insbesondere das Bereiten der Speisen auf billigste Weise und mit Hilfe der Kochkiste zu veranschaulichen. Den Teilnehmern dieser unentgeltlichen Kurse wird auch das Essen verabreicht und die zu den Kochkisten benötigten



Töpfe usw. weit unter Einkaufspreis belassen. Die Resultate dieser Kurse sind zum Teil sehr günstige.

Nähstuben für jugendliche und schulentlassene Mädchen (Abb. Seite 860). Die schulentlassenen Mädchen stehen wie auch die übrigen unter Aufsicht von Handarbeitslehrerinnen, viele Mädchen haben auch Gelegenheit zum Verdienst. In den Nähstuben werden auch Liebesgaben angefertigt. Die Einrichtung dürfte sicherlich eine dauernde werden, da sich diese Nähstuben nach jeder Richtung als nützlich erwiesen haben. Die Bedürftigen erhalten Beköstigung.

Volksfürsorge für Erwachsene, geleitet von Herrn Oberlehrer Freytag. Tausende wurden mit Kleidern, Schuhwerk und



Hofphot. Lützel.

Von links: Rentier Heinrich, Schatzmeister; Oberlehrer K. Freytag, 1. Vorsitzender; Kammerherr Baron v. Godin; Hofdame Baronin Wulffen; Dir. Rud. Mayer, 2. Vorsitzender; die Königin; Prinz. Helmtrud; Schlüsseldame Baronin Kesling.

Die Königin von Bayern und Prinzessin Helmtrud in der Arbeitzentrale
der Vereinigung für private Kriegshilfe in München.



Hofphot. Lützel.

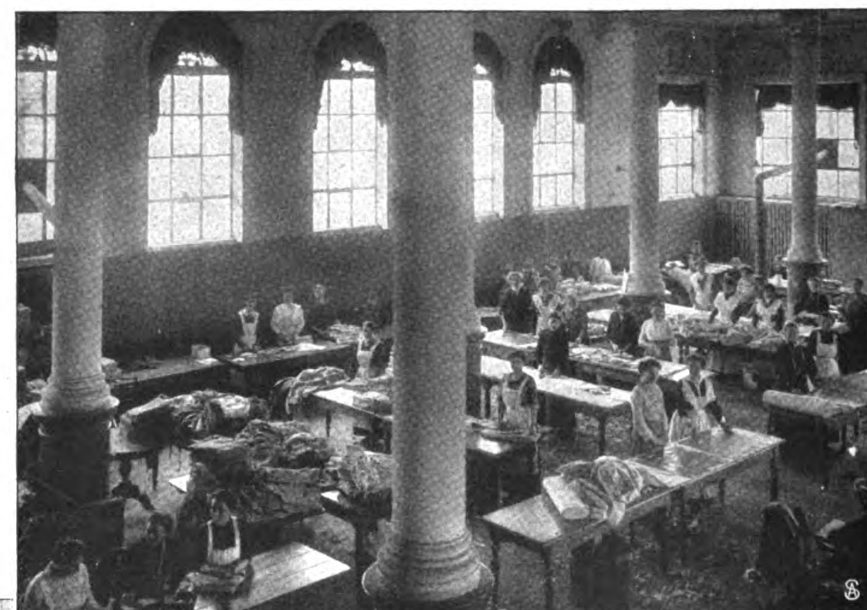
Untere Reihe (von links): Frl. Duchstein; Frau Marx; Frl. Gurlitt. Zweite Reihe (sitzend): Frau Dir. Mayer; Frau Wölfle; Frau Dr. Hoppe; Frau Prof. Kaupp; Frau Minist.-Rat von Müller; Frau Ing. Zentner; Frau Ecker. Dritte Reihe: Frau Vogel; Frau Eschenloher; Fräulein v. Stubenrauch; Frau Major Herold; Baronin Feilitzsch; Frau Dr. Friedländer; Frau Kellermann. Obere Reihe (stehend): Frau Thorey; Frau Reg.-Rat Barth; —; Fr. v. Hartz; Fr. v. Seliger; Fr. Dr. Schoch; Fr. Dr. Eggel; Fr. Dr. Lehner; Fr. Heinrich; Fr. Hackhofer; Frl. Singer; Fr. Irlbeck.

Die Leiterinnen und freiwilligen Hilfen der Arbeitzentrale.



sonstigen nützlichen Gebrauchsgegenständen versorgt, die uns von allen Seiten zur Verfügung gestellt wurden. Suppenkarten werden verabreicht. Wöchnerinnen werden besucht und erhalten Unterstützung.

Abgabe von Anbauflächen an einzelne Familien, insbesondere an bedürftige Familien eingezogener Krieger. Durch Entgegenkommen des Kgl. Hofes und der Stadtgemeinde wurde es ermöglicht, an nahezu 400 Familien unserer Bezirke je 100 bis 200 qm Land zu überlassen zum Anbau ihres Bedarfs an Kartoffeln und Gemüse. Dieses Land, etwa 60,000 qm, wurde umzäunt, mit Wasserleitung, Zu- und Abfahrtswegen versehen. Den Familien wird das Saatgut zu billigstem Preise geliefert, ebenso der Dünger. Vorläufig ist das Land den Familien bis Ende 1916 kostenlos überlassen. Die Abteilung hat einen hohen sozialen Wert, der vielleicht später erst zur vollen Geltung kommen wird.



Blick in den Zuschneidesaal.



Eine Hortküche.

Liebesgaben fürs Feld: Handschuhe, Socken, Leibbinden u. a. m. Von dieser Abteilung wurden auch für unsere bedauernswerten Landsleute in Ostpreußen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt.

Gartenbau der Jugend (Abb. Seite 861). Mehr als 700 Kinder sind unter sachkundiger Leitung des Abteilungsvorstandes, Konservators am Botanischen Garten, Herrn Dr. Roß, und des Kreiswanderlehrers Herrn Schreiber mit dem Anbau von Kartoffeln und Gemüse mit bestem Erfolge beschäftigt.

Mit dieser Arbeit soll nur die freie Zeit der Knaben und Mädchen ausgefüllt werden. Unbemittelte Kinder erhalten Essen. Die Arbeitsgeräte werden geliefert. Der Ertrag aus den Feldern dient wieder zur Verpflegung unserer Hortkinder. Die Kinder arbeiten gern, besonders die Mädchen, und alle sind durch die Arbeit und den langen Aufenthalt im Freien gekräftigt.

Für die Jugend der Großstadt ist diese Art Beschäftigung ein überall anzustrebendes Unternehmen, das reiche Früchte trägt.

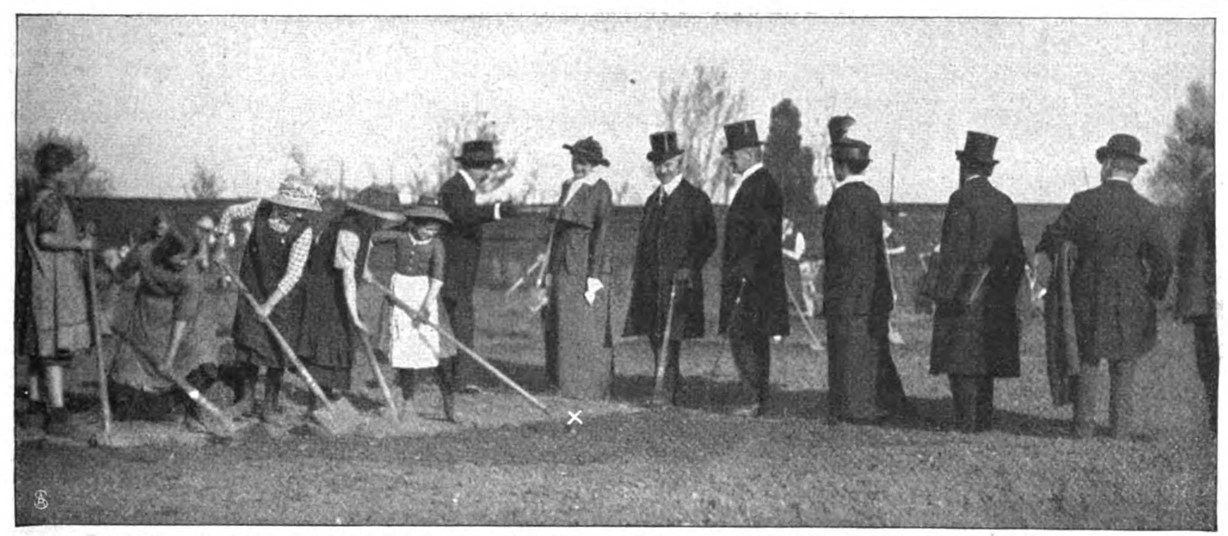
Die Auskunftei ist unerläßlich und bietet die Handhabe zur raschen Orientierung über



Hofphot. Lotzel.

Ein Teil der Nähstube für Mädchen der 7. u. 8. Klasse.

Die Vereinigung privater Kriegshilfe in München.



Prinzessin Franz von Bayern (×) bei den Kinderarbeiten der freiwilligen Kriegshilfe in München.



Direktor Rudolf Mayer,
2. Vorsitzender, Leiter der Arbeitzentrale u. Verfasser der wöchentlichen Kriegskarte.

die Bedürftigkeit der Unterstützungsuchenden. Anderseits werden durch die Auskunftei auch verschämte Arme ausfindig gemacht.

Verlag der wöchentlichen Kriegskarte, geleitet von dem Urheber der Karte, Herrn Direktor Rud. Mayer. Der wöchentliche Versand von 3000 Karten anfangs Oktober ist in letzter Woche auf 155,000 gestiegen; er ermöglicht daher der Kriegshilfe, einen Teil der vorgenannten Abteilungen zu finanzieren.

In der Annahme, daß auch nach Beendigung des Krieges die Not noch nicht behoben sein wird, hat die Vereinigung für private Kriegshilfe aus ihren Unternehmungen noch ein ansehnliches Grundkapital gesammelt, das z. T. in deutscher Kriegsanleihe angelegt ist. Alle diese Hilfstätigkeit aber ist und war nur möglich durch die begeisterte und aufopfernde Hingabe so vieler freiwilliger Helfer an dem segensreichen Liebeswerk.



Hofphot. Lützel

Oberlehrer Karl Freytag,
1. Vorsitzender der Kriegshilfe und Leiter des Hauptbureaus.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

20. Fortsetzung.

Unter der surrenden Gasflamme im Wohnzimmer der Passauer Straße schimmerten seidene Stoffreste, bauschten sich Schals aus Gaze und Chiffon, blitzten Beschläge von eleganten Täschchen auf; perlengestickte Pompadours lagen zwischen Spitzen und Rüschen, Blusen spreizten ihre durchsichtigen Ärmel zwischen kleinen hochstöckeligen Lackschuhen.

Frau Elise Graebners Lippen waren jetzt ganz dünn, ganz schmal. Mit gestreckten Fingern durchstöberte sie die Schachteln, warf die Rüschen, Bänder, spitzenbesetzten Hemden durcheinander.

Otto Graebners Augen lagen in dunklen, tiefen Höhlen, und seine Schultern zuckten nervös.

„Das alles ... ich weiß nicht, wie Susel dazu kommt ... das Mädchen hat's heulend angeschleppt, weil ich sie beschuldigt habe, das Geld, das ihr meine Frau zur Wirtschaft gab, in die eigene Tasche zu stecken.. Da brachte sie das alles an ... Ich mußte doch das Mädchen fragen ... ich mußte doch — nicht wahr?... Ich mußte doch ... Nichts bezahlt ... nichts ... Ein Bleistifthalter fällt mir runter — ich rücke den Tisch ab — da fällt mir ein Siegel auf die Hand ... vom Gerichtsvollzieher! ... Ich fragte Susel ... ich sehe ihr Täschchen liegen, reiße es auf — zweihundert Mark — vier Tage vor dem Ersten ... Ich frage wieder ... da läuft sie davon ... Und da habe ich dich angerufen, Elise ... du bist eine Frau ... du kannst ja abschätzen ...“

„Hier sind Versatzzettel“, sagte Elise.

„Versatzzettel? ... Wie denn: Versatzzettel ...“

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Alle seine Gefühle, alle noch vom geordneten Vaterhause her übernommenen Instinkte bürgerlicher Wohlanständigkeit, denen er die freie Ausübung seiner Kunst und alle stürmenden Ideale seiner Jugend zum Opfer gebracht, empörten sich.

„Das ist nicht möglich, Elise — ich habe doch gearbeitet — ich habe meine Frau und meine Kinder doch nicht Not leiden lassen — das ist nicht wahr . . .“

Ein verächtliches Lächeln schürzte Elisens Lippen. Was wußte denn der Mann von seiner Frau? Daß sie „niedlich“ aussah — das war alles. Das hatte er ja selbst gesagt. Was sie in den Läden tat — das ahnte er nicht!

Aber auch jetzt noch wollte sie es ihm nicht sagen. Vielleicht nahm sie selbst sie einmal vor — „derbe“ — wie Diebinnen zu Hause bei ihr vorgenommen wurden! Da gingen sie in sich, die Weiber — bekamen's mit der Angst, gelobten Besserung und besserten sich auch wirklich — aus Angst, aus Scham — vor allem aber, weil noch nicht alles verloren war, weil sie noch zurückkonnten in die Familie und vor ihren Leuten nicht die Augen niederzuschlagen und sich in den Ecken rumzudrücken brauchten, mit dem Brandmal auf der Stirn!

„Was hat sie denn versetzt . . . sag's doch, Elise — was denn?“

Er riß ihr den Zettel aus der Hand.

„Eine silberne Teekanne . . . zwölf Mark . . . Salzfässer . . . Kuchenheber . . . Und hier — was denn? — Strümpfe . . . zehn Paar . . . zehn Paar seidene Strümpfe . . . Ja, wie denn das? . . . Drei seidene Unterröcke . . . Woher hatte sie denn die? . . . Du weißt doch, als Frau, Elise — drei seidene Unterröcke —“

Am Kücheneingang wurde heftig, rasch zweimal hintereinander geläutet.

Otto Graebner ballte die Zettel in der Hand zusammen, preßte die Zähne gegeneinander.

„Das ist sie! . . . Jetzt kommt sie! . . .“

„Ruhig, Otto, laß mich mit ihr reden!“

Zum Erschrecken sah er aus — und sie war in aufwallendem Mitleid bereit, alles, so gut es ging, zu vertuschen, Susanne zu helfen bei ihren Erklärungen, sie „rauszureißen“ — nicht um ihretwillen, sondern um des Mannes willen, der in harter Fronarbeit die Gefahr nicht erkannt hatte, die ihn und seine Kinder bedrohte.

Aber bevor sie noch die Tür zum Gang erreicht hatte, wurde die Klinke von außen heruntergedrückt, und Hans erschien auf der Schwelle.

„Komm, Tante Susel . . . komm“, sagte er.

Elise Graebner prallte zurück.

„Was willst du hier? Was macht ihr beide hier zusammen?“

Wie ein Schlag war es, daß sie die beiden in dem Augenblick nebeneinander sah; mit Grauen fühlte sie, daß hier etwas Gemeinsames war zwischen Susanne und Hans, daß ihr dunkles Ahnen sie nicht betrogen. Aber was es war — sie wollte es hier nicht wissen, hier nicht hören — der Bruder ihres Mannes durfte nichts davon hören — dem Bruder ihres Mannes durfte nichts Schlechtes zu Ohren kommen über den Jungen —

Sie drängte den Knaben zurück. „Du hast hier nichts zu suchen! — Geh — hörst du . . . geh!“

Aber er zwängte sich durch, blaß, entschlossen, die Mütze wie ein ausgerungenes Tuch zwischen den Händen.

„Ich hab da was zu sagen — laß man . . .“

Susanne lehnte an der Kredenz. Kein Wort kam [illegible]r ihre Lippen. Sie sah die aufgerissenen Laden, das offene Täschchen, sah Zettel auf der Tischdecke, die sie aus den Leihhäusern nach Hause gebracht hatte . . . sah die zwei blauen Scheine, verdrückt wie zu einem Knäuel, sah ihren Mann, grün im Gesicht, mit aufgerissenem Kragen, das Haar festgeklebt an den Schläfen, den schmalen Mund verzerrt, die Augen rot gesäumt, mit dicken Rändern.

„Wo hast du das Geld her? . . . Sage mir! . . . Wo hast du das Geld her? . . . Die Zettel lauten auf dreißig, auf fünfzehn, auf zehn Mark . . . Wo du das Geld her hast, sollst du mir sagen!“

Er rief ihr das zu, als ob sie die ganze Zeit im Zimmer gewesen wäre. Er hatte auch wirklich kein Gefühl mehr für Zeit und Raum. Begriff nicht, daß sie dastand, mit dem Hut auf dem Kopfe, und daß ihr das Haar feucht und strähnig auf die Wangen fiel — begriff vor allem nicht, daß der Hans plötzlich da war.

Wie kam der Junge hierher . . . gerade jetzt . . . von dem ihm Susel gesagt hatte, daß sie ihn manchmal traf . . .? Was wollte der Junge jetzt hier? . . .

„Komm ein andermal wieder . . . Hans . . . du siehst doch . . . man kann dich hier nicht brauchen! . . .“

Wenn er nicht gleich ging, dann nahm er ihn bei den Ohren . . . Was dachte sich denn der verdammte Lümmel eigentlich . . .? Hatte er denn keinen Respekt mehr vor einem älteren Menschen? . . . Was redete der zusammen? — — Was quatschte der? . . . Das Geld wäre von ihm! . . . Wieso, die zweihundert Mark von ihm? Woher hatte er das Geld? Woher kam ein Bengel seines Alters zu dem Gelde? . . . Wie? . . . Was? . . . Pferde? . . . Er setzte auf Pferde — —?

Er donnerte ihn an, hob die Hand auf: „Bengel! . . . du, nimm dich in acht! . . .“

Frau Elise Graebner beugte sich vor. Ihr war plötzlich so dunkel vor den Augen, daß sie kaum noch die Züge des Jungen unterscheiden konnte.

Das war doch nicht der Hans . . . der das alles sagte . . . doch nicht ihr Hans — — —?

Susanne Graebners Stimme klang deutlich zu ihr hinüber: „ . . . Es ist wahr . . . Er hat gesetzt . . . auch für mich hat er gesetzt . . . Und weil ich verloren habe, da hat er . . .“

Elise Graebner packte die Schwägerin plötzlich bei den Schultern: „Was hat er? — Sage es nur — was hat er? . . .“

Jede Besinnung verließ sie, jede Rücksicht. Was ging sie noch der Schwager an oder die leichtsinnige, lügnerische, betrügerische Frau? — — —

„Hat er vielleicht gestohlen, um dir zu helfen . . . ja? Gestohlen . . . wie du es getan hast . . .? Wo hast du dir denn dein Warenlager zusammengelesen? Wo denn? Da, wo dein berühmter Spitzenkragen her ist? Da, wo sie das Protokoll aufgenommen haben, ja? . . . Wo du dich für die Frau ‚Doktor‘ Graebner ausgegeben hast — um weiter zu stehlen unter meinem Namen? Da? . . . Und nun versetzt du die ganze Ware . . . ja? Und nun beschuldigst du den Jungen, den du an dich gelockt hast, wie du den andern damals an dich locken wolltest! . . .“

Hans Graebner schrie los: „Is ja nich wahr! . . . Ich hab doch . . . ich hab doch wirklich . . .“

Seine Stimme überschlug sich. Wildes, fassungsloses Schluchzen erschütterte seinen Körper.

„Ich hab ihr doch wirklich die Pferde genannt . . . Jeden Tag hab ich doch gewettet, jeden Tag . . . für

sie mit . . . Hunderte haben wir gewonnen — Hunderte! . . . Ein Pferd hab ich gehabt, ein richtiges, 'n lebend'jes Pferd hatte ich mir doch anjeschafft . . . und sie hat sich die Fetzen jekauft. Und dann haben wir verloren. Und da hat man mir das Pferd aus'm Stall jeführt, und sie hat die Fetzen versetzt, wie ich früher meine Bücher versetzt habe! Nischt hat sie jestohlen! . . . Na, so sag doch was, Tante Susel . . . red doch . . . nichts haste jestohlen! Ich müßt's doch wissen! . . . Ich hab ihr doch immer ausjeholfen, wenn sie nischt hatte! Nur zuletzt — da hatte ich selber nischt — da . . . weiß ich nischt . . . Aber so rede doch . . ."

Wildes Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Bring den Jungen weg!" sagte Otto Graebner zur Schwägerin. „Bring doch den Jungen fort . . ."

Wenn er nicht bald aus dem Zimmer flog, dann schlug er ihn tot. Glatt tot schlug er ihn.

„Geh ..." flüsterte Susanne Graebner. „Geh ..."

Aus dem Nebenzimmer drang das angstvolle Weinen der Kinder. „Mama . . . Mutti . . ."

Susanne stürzte zur Tür. Ihr Mann vertrat ihr den Weg.

„Nicht eher, als bis ich alles weiß . . . Das mit den Sachen . . . mit dem Menschen, der mein Schüler war . . . mit den zweihundert Mark . . . nicht eher! Nicht eher, als bis du's gelernt hast, Mutter sein! Jetzt bist du der Kinder nicht wert. Die bring ich zu fremden Leuten, zu anständigen Leuten . . . verstehst du? Die sollen sie erziehen . . . die — nicht du. Was gehen dich die Kinder an?"

„Komm jetzt!" sagte Frau Elise Graebner. „Komm!"

Hans erkannte ihre Stimme nicht. Sie stieß ihn vor sich hin, mit ihren beiden starken Armen, immer ruckweise, daß er fast gefallen wäre. Er schluchzte noch immer, wußte kaum, wo er sich befand, welche Kraft ihn vorwärts jagte. Er ging schneller — immer schneller. Nun war sie es, die ihm nachlief. Sie hielt ihn am Ärmel fest — es war nicht nötig — er hätte sich doch nicht losgerissen. Wie ein Balken, so hart fühlte er ihren Arm an seiner Seite, und er stützte sich auf ihn, weil er fühlte, wie die Beine nachgaben unter seinem Körper.

Im Wagen stöhnte er auf. Es war noch derselbe, den er mit Susel benutzt hatte. Er erkannte den Duft ihrer Kleider, der sich festgesetzt hatte in der Polsterung. Er hatte in der Aufregung wohl zu bezahlen vergessen, und da hatte der Wagen gestanden und gewartet . . .

Er vergrub den Kopf in die Kissen, schluchzte noch einmal auf.

„Sie hat doch nicht gestohlen — sie hat doch nicht gestohlen!"

Kurz bevor der Wagen hielt, sagte Elise Graebner: „Du wirst dich ganz still verhalten — dich nicht mucksen — verstanden?"

Sie führte ihn an der Hand in sein Zimmer. Im Spiegel sah er flüchtig ihr Gesicht. Wie aus Holz geschnitzt war es, mit Augen, die wie kaltes Glas starr ins Leere blickten.

„Nicht mucksen . . ."

Sie ging heraus. Er hörte, wie sie den Schlüssel zweimal im Schloß umdrehte, ihn abzog. Dann fiel er auf sein Bett. — — —

— — — Doktor Julius Graebner ließ seine Reisetasche hinaustragen, rauchte eine Zigarre: „Nun, Elise? Und der Junge — ist er fertig?"

Elise zog den Riemen des kleinen Handkoffers fest, antwortete, ohne den Kopf zu heben: „Ich bitte dich, allein zu fahren . . . Hans war ungezogen — ich mußte ihn strafen."

Er sah seine Frau scharf an: „Heute . . . gerade heute mußtest du ihn strafen?"

„Es . . . traf sich so."

Sie wußte genau — er glaubte es ihr nicht.

Aber anderes konnte sie ihm nicht sagen. Sollte sie dastehen vor ihm, wie eine, die ihren Sohn hatte verlottern lassen? Nur verheimlichen konnte sie, was gewesen war . . .

War Hans mit dem Vater allein — dann gestand er ihm alles — und jedes Wort war dann eine Anklage gegen sie. Das durfte nicht sein . . . gerade jetzt durfte es nicht sein!

Erst mußte sie einen Weg gefunden, nochmals mit ihrem Schwager gesprochen haben . . . Was geschah — wenn ihr Mann ihr den Jungen fortnahm, so fortnahm, wie Otto seiner Frau die Kinder nehmen wollte?

So weit durfte es nicht kommen.

„Es ist dein letztes Wort, Elise?"

„Ich bitte dich, Julius, lassen wir es dabei."

Sie reichte ihm die Hand — er sah sie nicht, ging glatt an ihr vorüber.

Wenn es nicht Glidien gewesen wäre — er hätte ein Machtwort gesprochen. Aber er fuhr nach Glidien, und so schwieg er. Hinter ihrer Weigerung steckte anderes als gerechte Bestrafung für ein Vergehen des Jungen. Kleinliche, erbärmliche Eifersüchtelei steckte dahinter . . .

Nein . . . die Frau verstand ihn nicht, würde ihn nie verstehen!

Die wußte in ihrem Geldschrank Bescheid, nicht in seiner Seele! Die Frau vermochte ihm nicht einmal eine Tröstung zu geben, in einer Zeit, die alle seine Hoffnungen vernichtet; nicht den kleinsten Ersatz für alles, was er aufgeben mußte, nicht die leiseste Stütze!

Es geschah ihr recht, wenn er vergaß, daß er ein Kind, wenn er vergaß, daß er eine Frau hatte . . .

Sie beugte sich aus dem Fenster.

„Julius . . ."

„Adjö . . ." Er lüftete kurz den Hut, sah sich nicht um nach ihr. Sah sich nicht nach der Klinik um, der alle seine Gedanken gegolten durch zehn Jahre — nicht nach der Wohnung, unter deren Dach er zur Nachtruhe die Beine ausgestreckt.

Ein verheultes, verschwollenes Knabengesicht drückte sich an die Fensterscheibe.

Er sah auch das nicht . . .

* * *

Mister Juck war es, der ihn auf der kleinen Station erwartete.

„Karola konnte nicht kommen ab von Mister Glidien, Mister Glidien war sehr aufgeregt all die Tags."

Er hatte erst Mühe, sich zurechtzufinden in dem Kauderwelsch des kleinen Mannes.

Und es war ihm wie eine letzte große Enttäuschung, daß nicht sie ihm entgegengekommen war, eine letzte Peinlichkeit, daß er durch den einstigen Jockei von ihr hören mußte.

Aber Mister Juck kehrte sich nicht an das finstere Schweigen des Arztes. Ihm war es immer recht, wenn fremde Leute nach Glidien kamen — er langweilte sich tot auf dem stillen Gut, und er fürchtete sich vor „Mister Glidien", dem es Spaß machte, ihn zu ängstigen, ihm

beim Kartenspielen plötzlich die Karten ins Gesicht zu werfen, ihn mit dem Stock zu bedrohen, ihn zu zwingen, noch einmal den Sturz von „Kolonne" zu erzählen, und dann wieder zu schreien: „Alles Lügen, Juck! Alles Lügen! Ich schieße Ihnen das rechte Ohrläppchen ab!"

Die Pfleger liefen ihm davon — ihre Livree täuschte ihn nicht — er hieb mit seinem Stock auf sie los.

Am besten war es noch, sie ließen sich nicht sehen, saßen unten im Gesindezimmer und rauchten Zigaretten.

„Sometimes schlage ich vor, eine gute Pferd . . . man muß doch haben ein bißchen Vergnügen!"

Aber die Tochter benahm sich überhaupt gar nicht gut zu ihm. Als Mister Glidien so große Angst gehabt hatte vor dem Sterben, da hatten die großen Herren Dokters kommen müssen — und das hatte noch mehr gekostet als drei Pferde zusammen für Karlshorst!

Zuletzt waren „Wunderdoktors" gekommen; die hatten gemacht Mister Glidien ganz „verruckt"! So viel Blut hatte er verloren beim Schröpfen, daß er aussah wie ein Taschentuch! Und wie nix hatte geholfen, hatten sie ihn geschickt in die Ausland.

Nun verlangte er, jeden Tag zu reisen in die Ausland, und die Tochter packte nachts die Koffer wieder aus, die er am Tage hatte vollpacken lassen.

„Und Mister Glidien wundert sich sehr viel, daß die Packerei mit die Koffers nie wird fertig. Aber wie seine Frau ihm hat gesagt — sie hatte Angst vor die Reise mit ihm, da hat er zerbrochen, was er hat bekommen, zwischen die Fingers, und da war geflogen eine Splitter vom Spiegel in die Stirn von seine Tochter — oh, nix schlimm . . ."

„Was heißt das: nicht schlimm?"

Doktor Julius Graebner rüttelte den kleinen Mann neben sich, daß sein großer Kopf hin und her wackelte.

Waren denn die dort alle verrückt — der Mann durfte doch nicht mehr im Hause bleiben!

Mister Juck nickte eifrig und befriedigt: „All right, all right, Mister Graebner! Er muß abgegeben sein in eine Anstalt!"

Er hatte es wirklich auch satt, allein in der Halle seinen Whisky mit Soda zu trinken und mit dem Kranken Karten zu spielen, während Karola im Garten Luft schöpfte.

Melancholisch blinzelten die Augen des ehemaligen Jockeis.

„Wenn eine Pferd verliert ein Bein — man schießt ihn tot. Und eine Mann flickt man zusammen wie ein altes Jacke. Ich seh keine Nutzen von die Flickerei, was Sie haben gemacht, Herr Dokter."

Den Nutzen sah er auch nicht. Aber er mußte doch daran denken, wie stolz er einst darauf gewesen.

Zwei harte Falten gruben sich zu beiden Seiten seines Mundes. Wenn er noch etwas zu tun hatte, bevor er von hier fortkam — so war es, die Frau zu schützen vor ihrem Manne, vor sich selbst.

Und wenn sie nicht folgte, dann rief er die Behörde an! Zu etwas war sie doch gut, die Behörde!...

Er lachte kurz auf und starrte in das flache, trübe Land hinaus, das ihm in nebeliger, dämmeriger Ferne die Giebel des Glidiener Schlosses zeigte . . .

(Fortsetzung folgt.)

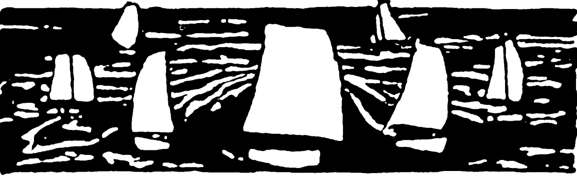
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 25. | Berlin, den 19. Juni 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

8. Juni.

Das italienische Luftschiff „Citta di Ferrara“ wird auf der Rückfahrt von Fiume von dem Marineflugzeug „L 84“ südwestlich Lussin in Brand geschossen und vernichtet.

Marineflugzeug „L 47“ hat Venedig, und zwar die Ballonhalle Murano, Campalto sowie feindliche Zerstörer erfolgreich mit Bomben belegt.

9. Juni.

Südlich des Dnjestr erreichen die Verbündeten nördlich Kolomea die Linie Kulackowce—Korszow, gewinnen die Höhen von Ottynia, nehmen Stanislau in Besitz und dringen weiter gegen Halicz vor.

Der erste größere Angriff der Italiener, gegen den Görzer Brückenkopf angesetzt, wird unter schweren Verlusten der Italiener abgeschlagen.

Staatssekretär Bryan reicht sein Entlassungsgesuch ein, das von Präsident Wilson angenommen wird.

10. Juni.

Das österreichisch-ungarische Unterseeboot „4“ hat 30 Meilen westlich von San Giovanni di Medua einen englischen Kreuzer, Typ „Liverpool“, der von sechs Zerstörern geschützt fuhr, torpediert und versenkt.

Balfour, der neue Leiter der englischen Admiralität und Nachfolger Churchills, erklärt im Unterhause, daß schon seit Wochen kein nennenswerter Unterschied zwischen der Behandlung der bekanntlich in Einzelhaft genommenen deutschen Unterseebootsgefangenen und der anderer Gefangenen bestehe. Er wolle aber jetzt namens der Regierung erklären, daß die Behandlung fortan vollkommen gleich sein werde.

11. Juni.

Feindliche Vorstöße nordöstlich der Lorettohöhe sowie wiederholte Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich und südlich von Neuville scheitern. Die in der Champagne am 9. Juni eroberten Gräben versuchten die Franzosen uns wieder zu entreißen. Mit starken Kräften und in breiter Front griffen sie nördlich von Le Mesnil bis nördlich Beau-Séjour-Ferme an. Der Angriff brach unter schwersten Verlusten für den Feind gänzlich zusammen.

Die britische Admiralität teilt mit, daß die beiden Torpedoboote Nr. 10 und 12, welche an der Ostküste Englands operierten, durch ein Unterseeboot in den Grund gebohrt worden sind.

Das italienische Unterseeboot „Medusa“ wird durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot in der Nordadria torpediert und versenkt.

12. Juni.

Die Armee des Generals v. Linsingen hat Zurawno, das vor dem Anmarsch russischer Kräfte geräumt worden war, wiedergenommen und den Gegner in die Brückenköpfe bei Mlyniska (nordwestlich Zurawno) und Zydaczow zurückgeworfen. Feindliche Angriffe bei Halicz und auf Stanislau wurden abgewiesen.

Der Wortlaut der amerikanischen „Lusitania-Note“ wird veröffentlicht; in ihrer Form ist sie freundschaftlich gehalten.

Während einer Operation der türkischen Flotte im Schwarzen Meer griff die „Midilli“ zwei große russische Torpedobootszerstörer vom Typ „Bespokoiny“ an, versenkte den einen und beschädigte den anderen.

Die Serben haben außer Elbassan auch Tirano in Albanien besetzt und marschieren auf Durazzo.

13. Juni.

Der Brückenkopf von Sieniawa wird wiedergenommen; auch östlich Jaroslau und östlich Przemysl lebt der Kampf wieder auf. In Südostgalizien dringen die Truppen der Armee Pflanzer weiter siegreich vor.

Aus der Bukowina über die Reichsgrenze vordringend, werfen die österreichisch-ungarischen Truppen die Russen aus ihren längs der Grenze vorbereiteten starken Stellungen zurück. In der Verfolgung wurden mehrere Orte Bessarabiens besetzt.

14. Juni.

Die russische Front östlich und südöstlich Jaroslau wird von den verbündeten Armeen durchbrochen. 16 000 Mann werden gefangengenommen.

Spanien.

Von Rudolph Stratz.

Fern im Süd das schöne Spanien — wer kennt es bei uns? Und wenn, was sah er dort anders als die Goyas im Prado, den bunten Flimmer des Stierzirkus, den Traum der Alhambra?

Spanien — der ewig regen deutschen Sehnsucht das Land des Weins und der Gesänge, des Cid und des Don Quijote, der Carmen und des Barbiers von Sevilla. Ebensogut könnte man ganz Deutschland an der Romantik des Rheins und Oberbayerns messen. Das Spanien, das unsere Seele sucht, heißt im wesentlichen Andalusien, ist eines unter den vielen spanischen Provinzen und Königreichen. Wer diese alle, wie ich, seit vielen Jahren und von vielen Reisen her kennt, weiß, daß es keinen größeren Unterschied gibt als zwischen den niederen, aus grauem Feldgestein gewürfelten Baskendörfern der Pyrenäen, über denen die Maladetta ihren weißen Schneemantel breitet, und jenem seltsamen, sonnenverbrannten, staubglühenden Stück Afrika in Europa, das sich Murcia nennt, mit seinen bläulichweißen Negergesichtern — zwischen dem an Essen oder Birmingham erinnernden Fabrikschlotwald von Barcelona und Valencias Palmeninseln mit ihren haushohen Blätterkronen, zwischen der feierlich öden Steppenebene der Mancha, der Lüneburger Heide Kastiliens,

und dem Gezack der Gralswächter, der mächtigen Felskegel auf dem Parsifalberg Llobegrat.

Mit einem Wort: Spanien ist das Land der Gegensätze, im Wechsel des Klimas zwischen Eishauch und Siedeglut, im Zwiespalt der Sprache: Kastilianer und Katalonier verständigen sich schwer, und beide mit dem Basken gar nicht — in der schon so oft zu Bürgerkriegen ausgearteten Zerklüftung zwischen Monarchisten, Republikanern, Karlisten und Anarchisten.

Und doch ist Spanien eins! Einmal in seinem gesellschaftlichen Aufbau. Es ist das demokratischste Land der Welt. Es hat die große Frage des Unterschieds zwischen hoch und niedrig nicht wie anderswo durch Abschaffung des Adels, sondern umgekehrt auf die einfachste Weise dadurch gelöst, daß es sich selbst, das ganze Volk in den Adelstand erhob. Jeder Kellner und Barkenführer wird Caballero, „Ritter", gerufen. Jeder Spanier dünkt sich Edelmann und zeigt dessen feierliche Höflichkeit, von der nur der verdrießliche Krämer in seinem Gewölbe zuweilen eine Ausnahme macht.

Und ein zweites, viel mächtigeres Band: der Glaube. Die Einheit einer Kirche, die viel stärker als wohl sonst irgendwo auf der Welt alles durchdringt, alles, durch die Jahrhunderte zurück, mit der Erinnerung an den Glanz der Maurenkriege und der Weltherrschaft umfaßt.

Spanien ist eins im Glauben und in seinen Wundern. Und ein neues Wunder hat sich wahrhaft jenseit der Pyrenäen in diesem letzten Jahr ereignet: Dort, in der Ferne, hinter Port-Bou und der Bidassoabrücke, liegt ein Land, in dem man nicht den Deutschen mit Wort und Tat niederknüttelt, in dem man es nicht als Kampf gegen die deutsche Barbarei preist, daß man Menschenfressern a. D. das Repetiergewehr in die schwarze Tatze drückt, ein Land, in dem man nicht über eine zerschellte Tuchhalle wimmert und dabei zu Albions edlem Plan, fünfunddreißig Millionen deutsche Frauen und Kinder auszuhungern, vergnügt die Hände reibt.

Wie kommt es, daß dies eigenartige Spanien immer noch nicht daran glaubt, daß die Freiheit der Erde am besten beim Zaren, die Gesittung der Menschheit am sichersten beim Senegalneger aufgehoben ist? „Deutschfreundlichkeit?" Auf dies in fernen Friedenstagen tausendfach gedankenlos mißbrauchte Wort möchte ich, nach glorreich beendetem Krieg, eine hohe Strafe gesetzt sehen. Der Spanier kann weniger noch als sonst ein Ausländer „deutschfreundlich" sein, schon weil er uns fast gar nicht kennt. Er reist nie weiter, als bis nach Paris, neben San Sebastian seinem Mekka aller irdischen Genüsse. Von uns sieht er außer einigen Frühjahrstouristen nur unseren unermüdlichen Handlungsreisenden als Pionier neuer deutscher Kultur. Im übrigen greifen bei ihm, der gewohnt ist, in der großen Vergangenheit zu leben, die Vorstellungen von Deutschland in das ehrwürdige Helldunkel der Zeiten zurück. In den Rahmen der Jahrhunderte. Zu Carlos Quinto. Zu dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Und dessen Hofburg zu Wien und Kapuzinerkirche und Kaisergruft verschwimmt ihm wieder mit dem heutigen Österreich-Ungarn, von dem er nur unbestimmte Begriffe hat.

Unsere Feinde aber? Da ändert sich das Bild. Unsere Feinde im Westen kennt er. Mit ihnen hat er immer zu tun gehabt, im Guten und im Bösen.

Nochmals: Spanien ist das Land des frommen Glaubens. Feierlich hallt jetzt noch in der Nacht des Doms von Toledo die Messe nach dem Ritus des Westgotenkönigs Roderich aus dem 8. Jahrhundert. Siegreich wölbt sich inmitten des Säulenwalds der Moschee von Cordova die Kapelle Karls des Fünften, hebt sich das Wahrzeichen Andalusiens, die schwindelnd schlanke Giralda, zum blauen Himmel Sevillas, war der einzige Mensch, den ich in den Öden des Tals von Ronceval begegnete, der zu Roß durch seinen Sprengel galoppierende junge Bergpriester. Spanien ist das Land der Kirchen und Klöster. In den drei lateinischen Schwesternationen aber sind oder werden die Klöster geschlossen, ist die Kirche vom Staat getrennt, nicht nur in Frankreich und Italien, sondern auch bei den Portugiesen, die der Hidalgo an sich schon als dumme Kerle verachtet.

Zum zweiten: Spanien ist das Land des Stolzes trotz seiner Bettelei. Wehe, wer dem Geringsten zu nahe tritt. Das Messer sitzt lose. An den Säulen des Herkules aber, da, wo in den letzten Korkeichenwäldern die Südspitze Andalusiens ausläuft, hebt sich, gegenüber Algesieras berüchtigten Angedenkens, ein düsterer, mächtiger Felsklotz aus den Wellen. Ein Zwing-Uri der Meerenge. Ein Pfahl im Fleisch, wie ihn kein anderer Großstaat kennt. Der Straßburger Speckle hat vor Jahrhunderten die Bollwerke vor Gibraltar geschaffen, der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt hat die uneinnehmbare Festung für die Engländer erstürmt, die Briten besitzen sie. Der alte Lauf der Welt.

Die Englishmen fühlten sich dort ganz als Herren. Ich zögerte, während des Spanisch-Amerikanischen Krieges mich dem spanischen Dampfer Joaquin Pielago zur Überfahrt nach Afrika anzuvertrauen. Da sagte mir in Gibraltar bei Tisch im Hotel Bristol ein britischer Admiral: „Fahren Sie ruhig! Wir erlauben keine Schießerei in europäischen Gewässern!"

Bei den Philippinen aber haben die Engländer den Yankees freundlichst das Knallen gestattet. Die tapfere, aber veraltete spanische Flotte wurde von Amerika bis auf den letzten Mann niedergemetzelt, bis auf das letzte Schiff versenkt. Nie haben die Spanier es vergessen, daß es die Angelsachsen diesseit und jenseit des Ozeans waren, die ihrer Weltmacht den letzten Todesstoß gaben. Sie zerstörten damals in ihrer Wut die amerikanische Gesandtschaft nahe der Puerta del Sol in Madrid. Ich sah tags darauf auf fast jedem Stein der kahlen Mauern einen kleinen Gummistempel abgedrückt: Ein blaues Schweinchen mit Ringelschwanz und darunter der Name MacKinleys, des später ermordeten Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Das war kindisch — gewiß! Aber dieser Stempel hat sich in die Seelen eingegraben. Mag auch der Hochadel im Hotel Ritz in Madrid äußerlich etwas anglisiert wie die britischen Herzöge erscheinen: der König von Spanien ist klug, ist oft in Cowes und sonst im Vereinigten Königreich, kennt die Lords vielleicht besser, als ihnen lieb ist.

Endlich: Spanien ist das Land der geschichtlichen Erinnerungen. Das letzte Große aber war vor hundert Jahren der furchtbare Volkskrieg gegen Frankreich. Von ihm singen jetzt noch Staub und Steine der stillen Städte, das Mädchen von Saragossa schreitet durch die Gassen, der Geist der Guerilla lebt — mögen vielleicht auch in Katalonien vereinzelte französische Neigungen sein. Aber im ganzen: Was kann aus Frankreich Gutes kommen?

Und der Anteil an einer etwaigen Beute? Spanien war für die Westmächte immer das Aschenbrödel des



Mittelmeers. Es würde auch jetzt zu kurz kommen, selbst in dem undenkbaren Fall, daß es etwas zu verteilen gäbe. Ich bin vor Jahren tagelang durch die Wildnis der Riffkabylenküste geritten. Ich sah diese wüsten, mit gelbem Ginster bewachsenen Atlasschluchten, diese Fiebersümpfe im Brackwasser längs des Meeres, diese wadenlosen, bezopften, halbnackten Wilden mit ihren sonderbaren Haartollen hinter dem Ohr und ihren modernen Flinten. Wenn es ein solches Vergnügen wäre, sich mit Raisuli und seinem Anhang herumzuschlagen, würden es sich die Menschenfreunde an der Themse sicher nicht entgehen lassen. Aber viel ist da nicht zu holen. Alle diese spanischen „Presidios" an der afrikanischen Küste machten einen etwas welken Eindruck. Auch Ceuta, dieser zweite Schlüssel zum Mittelmeer, gegenüber Gibraltar. Inzwischen hat sich ja Spaniens Einflußbereich in Marokko in den letzten Jahren ohnedies bedeutend erweitert. Soviel hat es nun schon. Fettere Bissen aber würden ihm die guten Nachbarn kaum lassen, am wenigsten ihm Oran wiedergeben.

Und so tat Spanien in diesem Jahr ohnegleichen das Beste, was es tun konnte: es ließ sich nicht betören. Ein weißer Rabe. Ein Land, vor dem die Rattenfängerweisen der Seelenverkäufer von Downing Street ungehört verhallten. Möge es so bleiben!

Es war einmal . . .

Von Rudolf Herzog.

Kniehoch das Haferfeld im Sommerwind . . .
Vor unsren Augen huschen grün die Halme,
Wenn wir die Stirne heben; grau verrinnt,
Was drüben liegt, in wirbelndem Gequalme
Und statt der Lerchen schwingt die Eisenlast
Der Bomben sich empor mit grellem Liede.
Halt — — Feuerpause. Vor uns, greifbar fast,
Die wunden Türme Yperns, sterbensmüde.

Macht euch bereit, denn eure Stunde naht,
Der „Tod von Ypern" schleicht in euren Mauern.
Schon ringt ringsum das Land, das er betrat,
Gebrochnen Blicks in letztenSterbensschauern,
Zermalmt, zerfetzt, und selbst der blutge Schorf
Noch einmal hochgepeitscht und weggeblasen.
Wo liegen wir? Die Karte zeigt ein Dorf —
Ein Dorf? Nun ja: ein Dorf Doch — unterm Rasen.

Wir starren hin mit Augen, groß und leer.
Wie eine Tenne glatt das Land zu Füßen.
Nicht eine Esse, nicht ein Ziegel mehr,
Nicht Turm und Hahn, Heimfahrer froh zu grüßen . . .

Die Karte raschelt, geht von Hand zu Hand,
Es wirrt der Blick, bis sich die Schläfen färben.
Es war einmal . . . ein Märchendorf — und schwand.
Es war einmal . . . ein großes — großes Sterben.

Es war einmal ein Volk, kam übers Meer,
Christus im Mund, mit Satanas im Bunde.
Und fluchend stößt ein englisches Gewehr
Der Bauer aus dem frisch gebrochnen Grunde
Und winkt dem Knaben: Neig zur Erd dein Ohr.
Hier lag der Väter Dorf in grünen Buchen.
Was hörst du? Sprich — „Gemurmel steigt empor —
Ich hör — ich hör — die Toten — England fluchen!"

Kniehoch das Haferfeld im Sommerwind . . .
Da — britisch Feu'r! Antwort! Vom Martinsturme
Blieb nur der Stumpf. Das Tuchhaus barst. Und blind
Der Kathedrale Greisenhaupt im Sturme.
Und näher seh ich, dort, wo todbereit
Die Stadt zerbricht in letzter Kampfbeschwerde,
Den Ackrer schreiten . . Jahre, Jahre weit —
„Was hörst du, Knabe? Neig dein Ohr zur Erde . . ."

Die Kartoffel als Dauerware.

Von Dr. Bischoff, Berlin-Friedenau.

Im vaterländischen Interesse ist es gewiß mit großer Freude und Genugtung zu begrüßen, daß der Krieg zu der Erkenntnis geführt hat, welchen außerordentlichen Schatz wir in den im eigenen Lande erzeugten Kartoffeln und Kartoffelfabrikaten besitzen; ist doch die Kartoffel diejenige Frucht, die uns das bisherige Durchhalten ermöglicht hat, die aber auch in ihren Erträgen noch so erheblich gefördert werden kann, daß wir durch sie die bisher vom Auslande eingeführten Mengen Weizen und protein-schwächeren Futtermittel, namentlich Gerste und Mais, auch in Zukunft vollwertig zu ersetzen in der Lage sein werden. Eine erhebliche Steigerung des Gersten- und Weizenanbaues im eigenen Lande ist in Anbetracht der Boden- und klimatischen Verhältnisse Deutschlands kaum anzunehmen, dagegen ist eine bedeutende Steigerung der Erträge der deutschen Kartoffelernten ohne Zweifel zu erwarten. Zurzeit werden in Deutschland rund 3,4 Millionen Hektar mit Kartoffeln bestellt, das ist ein Achtel der gesamten Ackerfläche. Der Ertrag der Kartoffeln stellte sich im Durchschnitt der letzten fünf Jahre auf 450 Millionen Doppelzentner, das sind 7¼ Doppelzentner auf den Kopf der Bevölkerung. Damit steht Deutschland hinsichtlich der Anbaufläche für Kartoffeln im Vergleich zur gesamten Ackerfläche, hinsichtlich des Gesamtertrages und auch des Ertrages auf den Kopf der Bevölkerung an der Spitze aller Kulturvölker. Gerade in den letzten 25 Jahren haben die Kartoffelernten eine außerordentliche



Steigerung erfahren. Während die Anbaufläche von 3 Millionen auf 3,4 Millionen Hektar erhöht ist, sind die Hektarerträgnisse in dieser Zeit von 83 auf 137 Doppelzentner — im Jahre 1913 auf 158 Doppelzentner — also um 65 Prozent gestiegen. Hierbei ist noch in Betracht zu ziehn, daß sich der Wert der Kartoffelerträge auch infolge des vermehrten Anbaues stärkereicher Kartoffeln bedeutend gehoben hat. Ohne Zweifel sind aber die Hektarerträgnisse noch weiter steigerungsfähig. Während im Durchschnitt gegenwärtig vom Hektar 137 Doppelzentner geerntet werden, hat man in gutgeleiteten Wirtschaften Hektarerträge von 300 Doppelzentner und darüber beobachtet. Hieraus kann wohl mit Recht geschlossen werden, daß sich auch in anderen Wirtschaften die Erträge bei hoher Kultur durch richtige Sortenauswahl, Düngung und Bearbeitung noch außerordentlich erhöhen lassen. Doch erst eine schärfere praktische und wissenschaftliche Erfassung aller Faktoren, welche das Wachstum der Kartoffeln beeinflussen, wird die gewünschte Steigerung und größere Regelmäßigkeit der Kartoffelernten erzielen können und gleichzeitig im Verein mit der Möglichkeit, konservierte Ware aus einer Ernte in die andere hinüberzunehmen, eine gleichmäßigere Grundlage der Fleischerzeugung verbürgen. Wenn es durch geeignete kulturelle Maßnahmen gelingt, die Kartoffelernten im gewünschten Maße zu vergrößern, so wird es nämlich gleichzeitig notwendig, alle Kartoffeln, soweit sie nicht in frischem Zustande aufbewahrt werden müssen, in eine Dauerware umzuwandeln, damit sie in dieser Form als Ersatz für die bisher vom Auslande bezogenen Futtermittel und auch für die in den letzten Jahren eingeführten Brotgetreidemengen genutzt werden können. Die Umwandlung der Kartoffeln in eine Dauerware erfolgt durch die Trocknung. Und zwar unterscheidet man zwei verschiedene Trocknungsarten, nämlich die Flocken- und die Schnitzel-Trocknung. Die Herstellung von Flocken erfolgt in der Weise, daß die Kartoffeln nach gehöriger Wäsche zunächst gedämpft und dann durch hochgradig erhitzte Walzen oblatenartig gewalzt und gleichzeitig so abgetrocknet werden, daß in der Trockenmasse höchstens 15 Prozent Wassergehalt verbleiben. Die beim Abstreichen von den Walzen zerkleinerte Trockenmasse wird „Kartoffelflocke" genannt. Bei der Schnitzelherstellung werden die gewaschenen Kartoffeln durch Schnitzelmaschinen zu Scheiben oder Stäbchen zerkleinert und in sich drehenden Trommeln, durch die gewöhnlich von Koksfeuerungen stammende Heizgase gezogen werden, getrocknet.

Während die Trockenkartoffeln bis zum Ausbruch des Krieges ausschließlich zu Fütterungzwecken Verwendung fanden, sind sie in den vergangenen Monaten vor allem zur menschlichen Ernährung verwandt worden, nämlich als Zusatz bei der Brotbereitung. Sowohl für die Herstellung von Roggenbrot wie auch von Weizenbrot, gemischtem Brot, kleinerem Gebäck und Kommißbrot haben sich die Beigaben von Kartoffelflocken und dem aus diesen durch Vermahlen und Sichten gewonnenen „Flockenmehl oder Walzmehl" ebensogut bewährt wie eine Beimengung von Stärke und Stärkemehl, den Erzeugnissen der Stärkefabriken. So war eine Verwendung von 10 Gewichtsteilen Kartoffelfabrikaten bei der Roggenbrotbereitung vom Bundesrat am 5. Januar 1915 angeordnet worden, um unsere Brotgetreidevorräte zu strecken — erheblich größere Beigaben wurden aber gestattet und sind fast überall eingeführt worden. Nach der guten Aufnahme, die dieses Kriegsbrot überall gefunden hat, darf man wohl mit Recht annehmen, daß auch nach Beendigung des Krieges die Kartoffeln und Kartoffelfabrikate an Stelle des ausländischen Brotgetreides bei der Brotbereitung verwandt werden dürfen, und daß wir dann in der Lage sein werden, unseren Gesamtbedarf an Brotmehl durch die Erzeugnisse des eigenen Landes zu decken. Neben den Kartoffelfabrikaten werden voraussichtlich in Zukunft noch mehr als bisher Frischkartoffeln bei der Brotbereitung Verwendung finden. Das Verbacken von Frischkartoffeln ist schon seit Einführung der Kartoffeln in unserem Vaterlande, namentlich in den ländlichen Haushaltungen des Ostens, überall üblich, da nach allen Erfahrungen ein solches Gebäck recht schmackhaft ist und länger frisch bleibt als ein Brot aus reinem Getreidemehl.

Wie eine von der Gesellschaft zur Förderung des Baues und der wirtschaftlich zweckmäßigen Verwendung der Kartoffeln in Berlin W. 9, Eichhornstr. 6, II, herausgegebene Sammlung von Rezepten für die Verwendung von Kartoffeln und Kartoffelfabrikaten zeigt, eignet sich das „Flocken- oder Walzmehl" aber auch sonst im Haushalt sehr gut zur Zubereitung der verschiedensten Speisen, wie Suppen, Tunken, Klößen usw. Die Bedeutung des Kartoffelstärkemehles und seiner Derivate, Stärkezucker, Stärkesirup und Bierkouleur, als menschliche Nahrungsmittel ist schon sehr lange erprobt, aber leider ist die Verwendung dieser Fabrikate immer noch wenig verbreitet. Bis zum Ausbruch des Krieges waren die Trockenkartoffeln fast nur als tierisches Nahrungsmittel bekannt, sie gehören nach allen Erfahrungen der Praxis und Wissenschaft zu den höchst verdaulichen Futtermitteln, sie sind ein gesundes, gut bekömmliches, nährhaltiges und immer gleichbleibendes Futter, das an alle Tiere, namentlich an Schweine und Pferde, mit gutem Erfolg gefüttert werden kann und daher als ein vollwertiger Ersatz der bisher vom Auslande bezogenen, zum Teil recht minderwertigen proteinschwächeren Futtermittel Verwendung finden sollte.

Sollen die bisher vom Auslande alljährlich für viele Millionen Mark bezogenen Mengen von Brotgetreide und Futtermitteln in Zukunft durch Kartoffeln und Kartoffelfabrikate ersetzt werden, so müssen selbstverständlich unsere Kartoffelernten noch erheblich gesteigert und außerdem auch die gegenwärtige Erzeugung von Trockenkartoffeln mindestens verzehnfacht werden.

Daß eine erhebliche Steigerung der Kartoffelernten noch erreicht werden kann, weniger durch eine Ausdehnung der Anbauflächen — wenn auch noch weite Flächen Ödlandes dem Kartoffelbau nutzbar gemacht werden können — als vielmehr durch eine erhebliche Erhöhung der Hektarerträge, ist bereits betont worden.

Nach Ansicht der sechs Monate vor Ausbruch des Krieges zur Förderung des Kartoffelbaues gegründeten vorher erwähnten Gesellschaft genügt es aber nicht, nur durch Vorträge und Verbreitung aufklärender Schriften auf die Hebung des Kartoffelbaues hinzuwirken, sondern es kann eine erhebliche Steigerung der Kartoffelernten nur durch Einleitung geeigneter Kulturmaßnahmen erzielt werden. Zu diesem Zweck ist von dieser Gesellschaft die Errichtung einer größeren Anzahl von Kartoffelkulturstationen in den Hauptkartoffelanbaugebieten unseres Vaterlandes in Aussicht genommen und bei der Reichsregierung der Antrag gestellt worden, die zu einer raschen Durchführung dieser Maßnahmen erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Außerdem war von



ihr bereits im Juli vorigen Jahres in einer Denkschrift die planmäßige Vermehrung der Kartoffeltrocknereien gefordert worden. Auf die in dieser Denkschrift gegebenen Anregungen ist es wohl auch zurückzuführen, daß schon sofort nach Ausbruch des Krieges im Herbst vorigen Jahres staatliche Unterstützungen für die Errichtung von Trocknereien bewilligt wurden und in den vergangenen Monaten bereits 250 neue Trocknereien ihre Tätigkeit aufnehmen konnten und noch weitere 150 Anlagen voraussichtlich im Laufe dieses Sommers fertiggestellt werden dürften.

Im vaterländischen Interesse ist es dringend wünschenswert, daß die Bestrebungen der Gesellschaft überall die erhoffte Unterstützung finden, denn nur dann wird unser Vaterland kriegbereit und kriegstark bleiben, wenn die Ernährung seines Volkes sichergestellt wird aus den Erzeugnissen des eigenen Landes, vor allem durch die Kartoffel und die Kartoffelfabrikate.

Ablösung vor!

Von Else von Boetticher.

Frauen vor! rief ich vor zehn Monaten an dieser Stelle meinen Mitschwestern zu. Ein Ungeheures, Unbekanntes war damals der Krieg unter uns getreten. Die meisten von uns kannten ihn nicht. Unser Leben hatte sich im Schutze des Völkerfriedens abgespielt. All unser Sorgen und Streben hatte friedlichem Tun, hatte oft nur kleinlicher persönlicher Eitelkeit gegolten.

Als aber von allen Seiten die Feinde sich gegen uns erhoben, als wir begriffen, daß es sich um Sein oder Nichtsein unseres Volkes handle, da standen auch wir Frauen einmütig auf, um einzutreten fürs Vaterland. Wir wollten nicht, daß der Entscheidungskampf von den Männern allein draußen auf den Schlachtfeldern ausgefochten werde. Auch wir wollten daran teilhaben, wollten in der Heimat die Kriegswunden heilen und in friedlicher Arbeit die Güter des Friedens erhalten. Ein Dienst sollte es werden, ein Aufgeben der eigenen Persönlichkeit zum Wohle des Ganzen. Wie der einzelne Soldat seine Pflicht tut, ohne daß er persönlich hervortritt, wie er sich bedingungslos den allgemeinen Gesetzen fügt, so wollten auch wir uns zusammenschließen zu einer großen Organisation, deren Zweck gleich dem des Heeres die Verteidigung des Vaterlandes sein sollte, und an der alle Frauen in gleicher Weise mitarbeiten wollten.

Ein Sturm heiliger Begeisterung ging damals durch unsere Reihen. Der „Nationale Frauendienst", der den Gedanken des vaterländischen Dienens zur Tat machte, wurde vom Bunde deutscher Frauenvereine begründet. Dem Roten Kreuz und dem Vaterländischen Frauenverein strömten Tausende von Helferinnen zu. Es gingen so viele Meldungen ein, daß viele zurückgewiesen werden mußten, die mit warmem Herzen und hilfsbereiten Händen nahten. Für Tausende aber gab es Arbeit, die tagaus, tagein geleistet werden mußte, monatelang mit nimmermüder Geduld.

Anfangs war sie für viele wohl nur eine Art Betäubung. Die Frau, die wußte, daß ihr Liebstes im Feuer der feindlichen Granaten stand, vermochte nicht, still zu Hause zu sitzen, weil dann die Qualen der Sorge und Sehnsucht zu stürmisch auf sie eindrangen. Sie fand den Ausgleich für ihr gestörtes Empfindungsleben nur in einem erhöhten Maß von Arbeit, in der Gemeinschaft mit anderen Frauen, die gleich ihr sorgten und litten. Manche hat da in der ersten Erregung mehr übernommen, als sie leisten konnte. Manche mußte sich auch zurückziehen, weil Krankheit und Trauer sie wieder in ihr Haus zurückriefen.

Die meisten aber lernten in der Arbeit, die sie im Feuer der Kriegsweihe übernommen hatten, ein neues Leben kennen. Zusammenhänge erschlossen sich ihnen, an die sie früher kaum gedacht hatten. Sie gewannen ihre Arbeit lieb; manche entdeckte in sich ein ungeahntes Talent zum Organisieren oder zu sozialer Fürsorge. In der stillen Krankenstube, in der lärmvollen Speiseanstalt, im Beratungsbureau und an der Markenausgabe, wo jede Mittags- oder Nahrungsmittelmarke sorgfältig gestempelt und beschrieben werden mußte — überall fanden sich treue Helferinnen, die unermüdlich aushielten und dadurch den neuen Einrichtungen Bestand und Festigkeit verliehen.

Der Nationale Frauendienst breitete sich über das ganze Reich aus. Er gliederte sich den Stadtverwaltungen und Gemeinden an und übte eine großartige Beratungstätigkeit aus. In mancher Woche sind in Berlin 20,000 Frauen in seinen Bureaus beraten worden. Die Männer waren in den Krieg gezogen und hatten ihnen in der Eile des Abschieds weder sagen können, wo sie ihre Kriegsunterstützung erheben konnten, noch wie sie ihr Mietverhältnis regeln sollten. Manche sah sich vor die Notwendigkeit des Erwerbs gestellt und wußte weder aus noch ein. Oft mußten die Fälle untersucht, Mieterlaß, Speisung, Kriegsunterstützung und Arbeit geschafft werden. Eine genaue Kenntnis aller staatlichen und städtischen Hilfseinrichtungen war notwendig. Durch häufigen Verkehr gewann man persönliche Fühlung mit den Hilfesuchenden und erlangte einen erziehenden Einfluß auf sie. Die Sorge für die vertriebenen Auslanddeutschen und Flüchtlinge brachte neue Anforderungen.

Als dann die große wirtschaftliche Mobilmachung der Hausfrauen erfolgte, marschierten auch hier die Frauenvereine an der Spitze der Truppen. Allenthalben wurden Lehrküchen errichtet, Kochvorschriften erteilt, Beratungsstellen eröffnet und Propagandavorträge gehalten. Treu ihrem Dienstgelöbnis waren die Frauen die treuesten Helfer des Staates. Auch sie nahmen die heilige Pflicht auf sich, durchzuhalten um jeden Preis und jedes wirtschaftliche Opfer zu bringen.

Die Kämpfe an den Grenzen unseres Vaterlandes haben sich unterdessen in das Titanenhafte gesteigert. Dem ersten Aufgebot im August, dem unsere Jungen mit solch brausendem Jubel Folge leisteten, ist das Aufgebot der Landwehr gefolgt. Auch der Landsturm muß nun unter die Fahnen treten. Täglich werden neue Plätze leer; in den Bureaus und Fabriken, in den Werkstätten und im Familienkreise. Frauen sind jetzt als Schaffner in den Straßenbahnen tätig; sie arbeiten im Post- und Eisenbahndienst, in Feld und Garten, in Fabriken und Laboratorien. Sie sorgen dafür, daß der Staatshaushalt nicht ins Stocken gerät, daß das Werk der kämpfenden Männer nicht zerfällt. Das Aufgebot des Landsturms ist nicht nur an die Männer ergangen, sondern auch an uns Frauen.



Jede, die eine Hand rühren kann, jede, die einen Funken Heimatliebe fühlt, trete jetzt vor! Jede melde sich zum Dienst des Vaterlandes!

Wie viele Aufgaben harren unser! Hier ist das Geschäft, dessen Besitzer in den Krieg ziehen mußte. Wenn die erhaltende Hand der Frau es nicht weiter führt, geht die Frucht jahrelangen Fleißes während seiner Abwesenheit unwiederbringlich verloren. Dort sind die Aufgaben der freiwilligen Kriegshilfe. Die Arbeiten des Nationalen Frauendienstes sind stetig gewachsen. Die Fürsorge für die Kriegshinterbliebenen und die Reichswochenpflege bedürfen der Hilfskräfte. Frauen mit warmem Herzen und praktischem Blick müssen sich der Witwen und Waisen annehmen. Nur dann können sie vor Not bewahrt, nur dann kann der Säuglingsterblichkeit vorgebeugt werden! Jedes junge Leben ist heute kostbar. Wir müssen es unserem Volk erhalten.

Je größer die Schwierigkeiten werden, die wir zu überwinden haben, desto dringlicher ergeht der Ruf an alle Frauen! Stellt euch in den Dienst der Kriegsfürsorge! Werdet lebendige Glieder eures Volkes!

Jede hat zum mindesten an einem oder zwei Tagen der Woche Zeit, ihre persönlichen Pflichten abzustreifen und sich für einige Stunden der Allgemeinheit zu widmen. Keine sollte sich dem Segen ernsthaft ausgeübter Hilfstätigkeit entziehen!

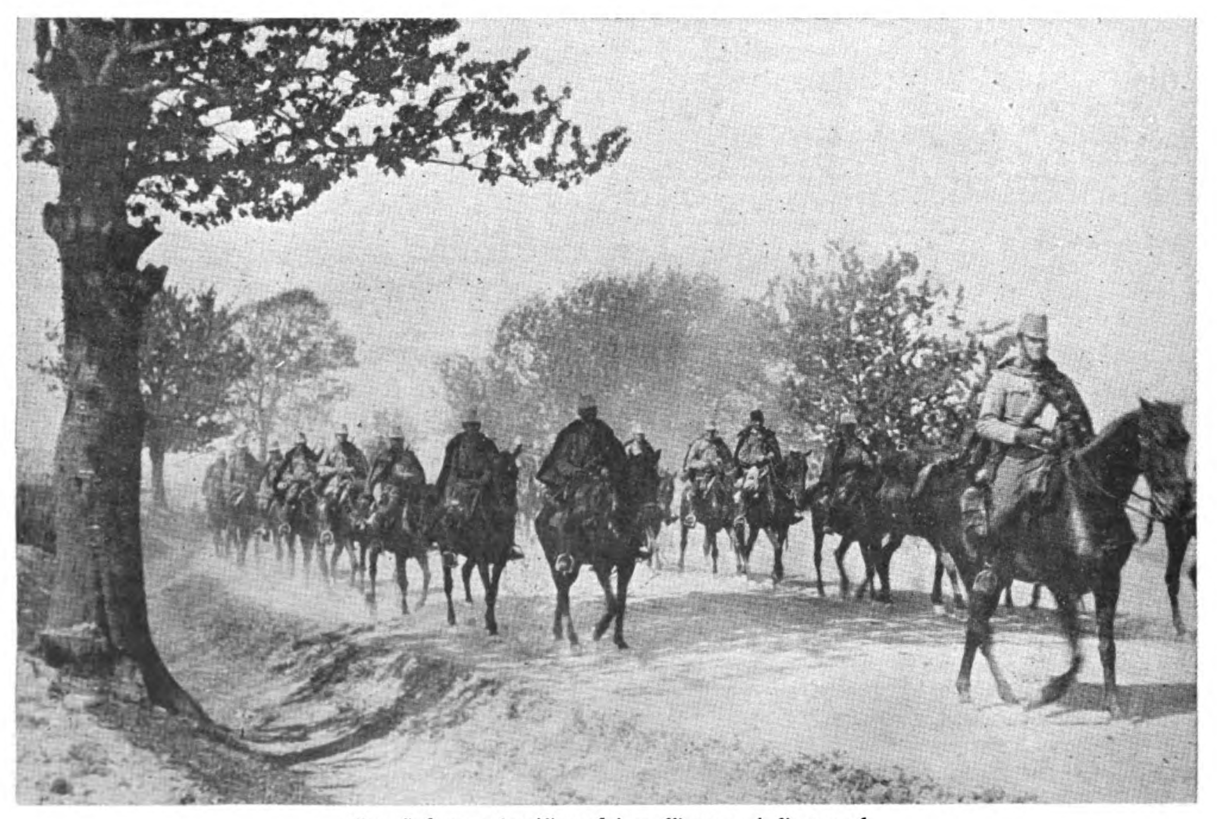
Von allen Seiten ergeht die Aufforderung zur Vaterlandsverteidigung an uns Frauen. Der Nationale Frauendienst läßt seinem ersten Aufgebot vom vergangenen August in diesen Tagen das zweite Aufgebot zur allgemeinen freiwilligen Dienstpflicht folgen. Die Gemeindekirchenräte Berlins haben einen Frauensonntag veranstaltet, an dem in allen Kirchen besondere Gottesdienste gehalten wurden, um den Frauen ihre Kriegsaufgaben ans Herz zu legen.

Die deutsche Frau hat noch nie versagt, wenn ihr vaterländisches Empfinden angerufen wurde. Seit Urzeiten war sie die Kriegshelferin des Mannes, dem sie mit ihrer Heiltätigkeit zur Seite stand. Auch heute ist sie zu jedem Opfer, zu jeder Heldentat bereit. Nicht umsonst wird der Ruf erschallen, der ernst und dringlich an uns alle ergeht: „Unsere Männer ziehen in den Kampf, unsere Kriegshilfe bedarf der Erweiterung! Viele Plätze werden frei. Ablösung vor!"

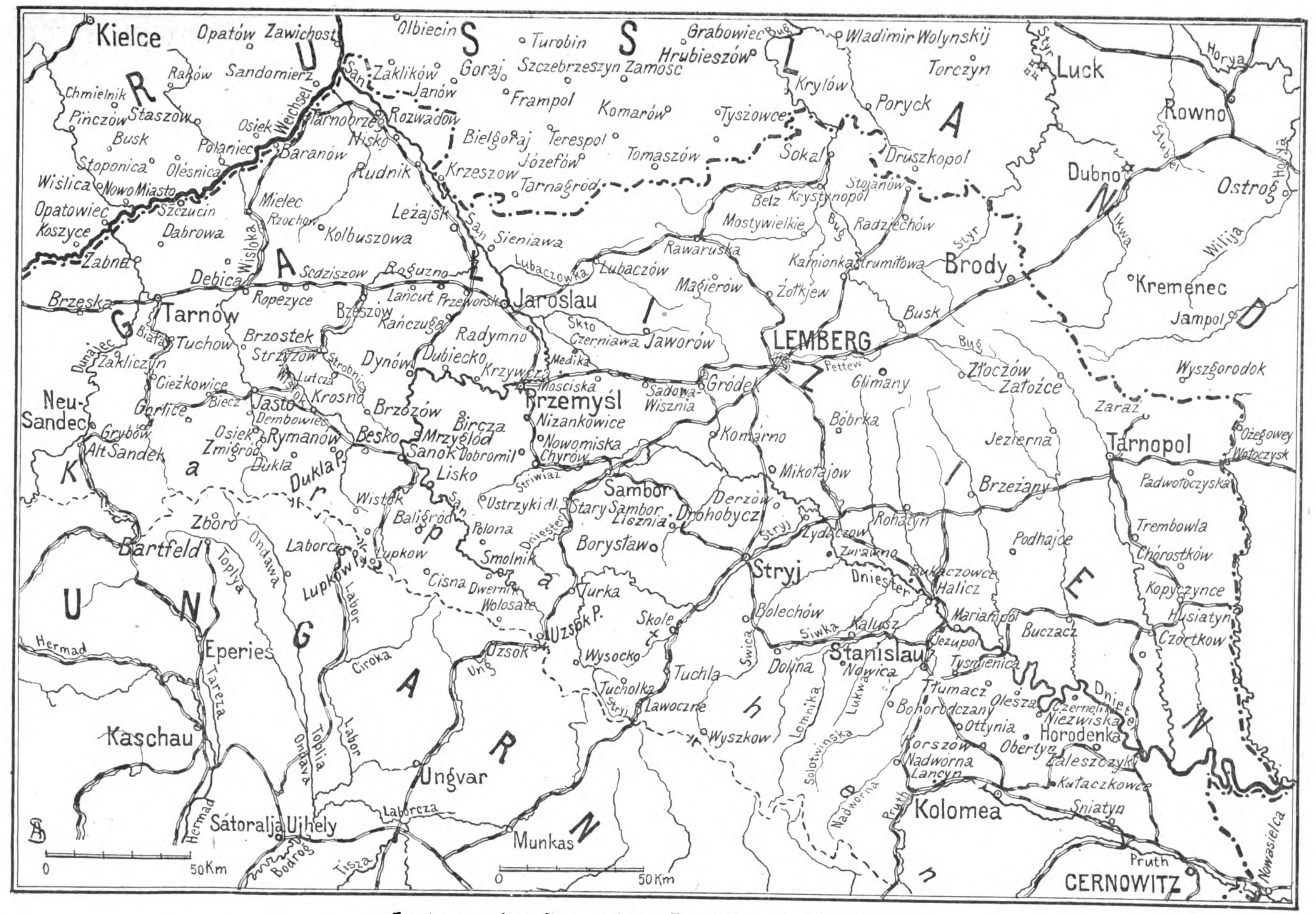
Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

Daß das kriegführende Europa in der übrigen Welt besprochen wird, ist die natürliche Folge der Wirkungen des europäischen Krieges auf das Ausland. Die Überraschungen der Kriegführung in ihrer mannigfachen Neuartigkeit bringen alle Welt in Mitleidenschaft. Gewiß war man sich von vornherein darüber klar, daß ein europäischer Krieg ein Weltkrieg werden mußte. Keineswegs natürlich tritt deswegen die ganze Welt in Waffen. Wo aber lebendige Beziehungen ins Kriegsgebiet hinein von außen kommen, sind die Wirkungen fühlbar.

Amerika führt gegenwärtig das Wort in Fragen des Seerechts. Die Ereignisse gehen ihren Gang, und sie



Eine Husarenpatrouille auf dem Wege nach Przemysl.



Karte zu den siegreichen Kämpfen in Galizien.

werden, wie bisher so auch ferner, alle Fragen praktisch lösen, mag die öffentliche Meinung auch durch die theoretischen Erörterungen über Kriegsfragen in dieser oder jener Richtung schwanken.

Im Westen waren die Kämpfe in letzter Zeit besonders lebhaft. Im Küstengelände wurde nach längerer Ruhepause in den Dünen von Mannekensvere und Nieuport gekämpft. Heiße Arbeit gab es fortgesetzt an der Loretto-Höhe und bei Souchez, ebenso in dem bekannten Labyrinth von Ecurie. Hier um Arras wie überhaupt an der ganzen Westfront scheitern andauernd die gesteigerten Bemühungen der Feinde, uns Abbruch zu tun. In den Berichten unserer obersten Heeresleitung aus der Champagne finden sich feindliche Angriffe, die mit starken Kräften und mit breiter Front unternommen wurden, und die unter den schwersten Verlusten für den Feind gänzlich zusammenbrachen. Die Nahkämpfe von Schützengraben zu Schützengraben behaupten sich mit beispielloser Zähigkeit.

Im Osten bilden die Kämpfe um den Mittelpunkt Szawle den Brennpunkt, nach welchem die um den Erfolg ringenden Kräfte von beiden Seiten zusammenstießen. Bedeutende russische Verstärkungen machen die Kämpfe dort immer ernster und umfangreicher. Die Schwierigkeit des Geländes wird von den Russen nach Möglichkeit ausgenutzt. So wenig sie auf Menschenmaterial Rücksicht nehmen, schonen sie die Örtlichkeiten.

In gar keinem Verhältnis zu den unerheblichen örtlichen Erfolgen stehen ihre furchtbaren Verluste. Hinter den Sturmkolonnen stellen sich Offiziere mit Maschinengewehren auf und feuern auf die eigenen Mannschaften, wenn das Gefechtsbild die geringste Stockung im Vorgehen zeigt. Auf gewaltige Strecken hin werden die Wälder rücksichtslos niedergebrannt, selbst wenn der Zweck dieser Maßnahmen kaum in Frage kommt. Es wird sich zeigen, ob diese barbarischen Kraftäußerungen einen Wert haben. Bei Szawle sowohl wie bei Eiragola östlich Rossinie ist der Erfolg unserer Waffen in keiner Weise eingeschränkt.

Das Vorgehen der Armee Linsingen von Przemysl ostwärts nimmt weiter seinen Weg. Tagelange schwere Kämpfe gegen immer wieder vorgetriebene russische Widerstände haben der Armee Linsingen Erfolg um Erfolg eingetragen. Ein Versuch, ihren rechten Flügel von Norden her anzufassen, war so erfolglos wie der Versuch, Zurawno zu halten, das in unserm Besitz ist.

Durch die Besitznahme von Stanislau und der starken Linie von Kolomea hat der Vorstoß der Verbündeten einen Keil in die russische Front getrieben.

Wie empfindlich diese einschneidenden Vorwärtsbewegungen auf die Lage im Osten einwirken, erkennen wir im Spiegelbilde des Eindruckes, den sie auf unsere verbündeten Feinde machen. Setzen diese doch große Hoffnungen darauf, daß die Italiener starke Truppenmassen über die Adria nach Serbien schaffen und mit den Serben in Ungarn einrücken wollen! Nach ihrer Berechnung würden sie Österreich dort nicht vorbereitet finden, würden durchdringen und Linsingen in den Rücken fallen, der inzwischen nach altbewährtem russischem Rezept nach Rußland hineingelockt werden soll?!

Die Armee Pflanzer-Baltin rückt am Pruth gegen den Dnjestr erfolgreich vor, hat die Russen aus ihren Stellungen bei Ottynia, Obertyn, Horodenka geworfen und an den Dnjestr verfolgt. In der Bukowina leisteten die Russen östlich von Czernowitz am Pruth Widerstand, ohne indessen das Vordringen aufhalten zu können.

Der italienische Kriegschauplatz zeigt bis jetzt das Bild erfolgloser Bemühungen der Italiener in allen Teilen ihrer Front. An der Tiroler Grenze brechen ihre Angriffe zusammen. Vergebens rennen sie gegen den Görzer Brückenkopf an, wo sie durch das Feuer dalmatinischer Landwehr abgewiesen wurden. An der Isonzo-Front finden Artilleriekämpfe statt. An der Kärntner Grenze sind Angriffe abgewiesen. Eine italienische Brigade, die bei Cortina d'Ampezzo gegen die österreichischen Stellungen vorstoßen wollte, erreichte gar nichts. Außer den ununterbrochenen Geschützkämpfen betätigt sich die Kriegführung in belanglosen Scharmützeln. Dahingegen wurde das italienische Unterseeboot „Medusa" von einem österreichischen durch Torpedoschuß vernichtet. Es ist dies der erste Fall eines Kampfes zweier Unterseeboote gegeneinander. Auch ein italienisches Luftschiff, die „Citta di Ferrara", wurde von einem österreichischen Flugzeug in Brand geschossen und vernichtet. Auch sonst sind die Italiener nicht unempfindlich geschädigt. Zu den Erfolgen der Österreicher zählt unter anderem die Zerstörung der Ballonhalle von Venedig. Das alles ist wenig angenehm für die Italiener, deren Temperament Siegesnachrichten braucht, wenn ihre Tatkraft nicht gelähmt werden soll.

Über England lagert ein düsteres Schweigen nach außen hin. Darunter verbirgt sich die Wirkung der immer lebhafter werdenden Heimsuchung des Inselreichs durch unsere Luftflotte. Vor allem aber drücken wohl die Nachteile, die das britische Reich im wirtschaftlichen Kampf zu spüren beginnt. Die Preissteigerung auf allen Gebieten nimmt in England stark zu: Weizen um 89 Prozent, Hafer um 71, Ochsenfleisch um 67 und Zucker um 85 Prozent. Die Unsicherheit drückt sich auch im Wechsel der führenden Persönlichkeiten aus. Grey und Churchill sind gewesen, die Frage der allgemeinen Wehrpflicht erregt die Gemüter, die Finanzen werden zur Aufrechterhaltung der Bundesgenossen stärker beansprucht, als den Geldgebern lieb ist.

Nicht zuletzt aber schmerzen die Verluste im Seekrieg und die schweren Blutopfer, die das erfolglose Dardanellenunternehmen und die flandrischen Kämpfe fordern.



Nummer 25.

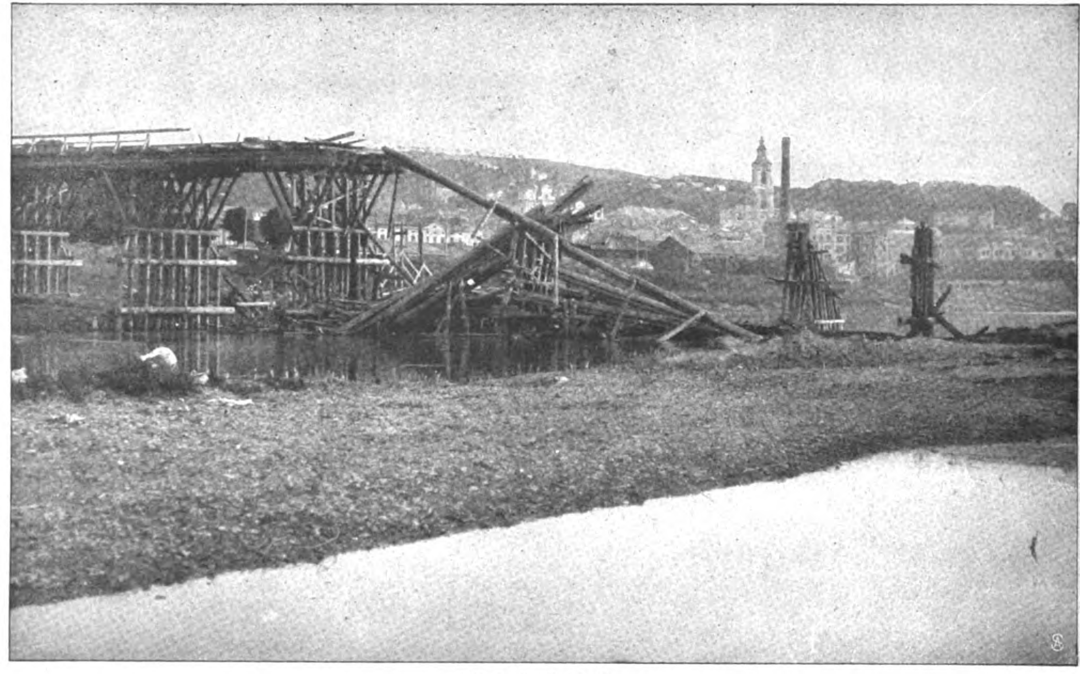
DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Wirkung eines 42 cm-Geschosses in einem Fort der Festung.

Die Wiedereroberung von Przemysl.





Verbrannte Brücke.



Phot. Senne.e.

Die am Tage nach der Einnahme geschlagenen Notbrücken über den San, die die rasche Verfolgung des Feindes ermöglichten.

Die Wiedereroberung von Przemysl.



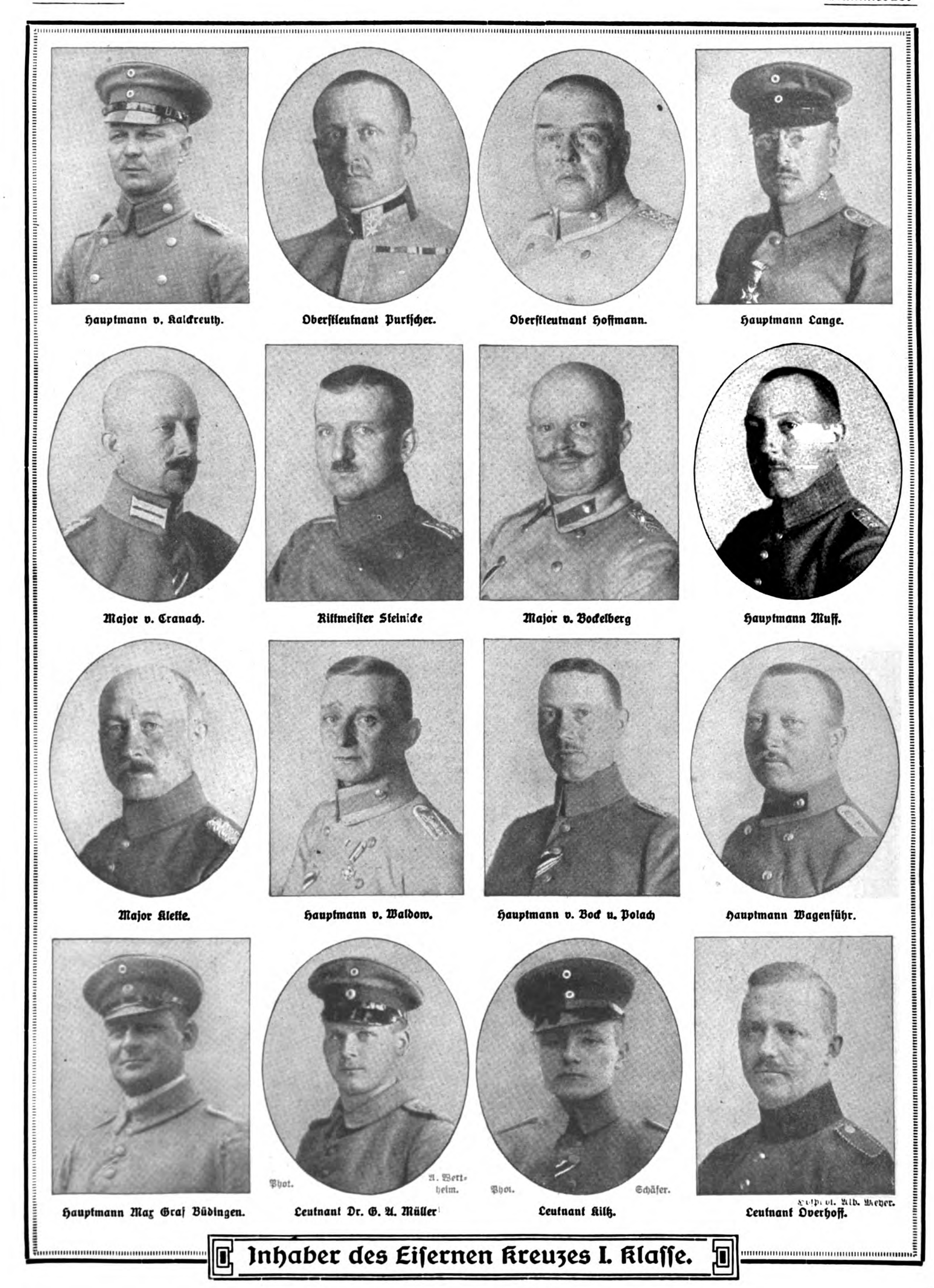
Einzug österreichisch-ungarischer Truppen in Przemysl kurz nach der Erstürmung. Phot. Sennecke.



Die preußische Garde zieht am Tage der Eroberung ein. Phot. Sennecke.

Die Wiedereroberung von Przemysl.





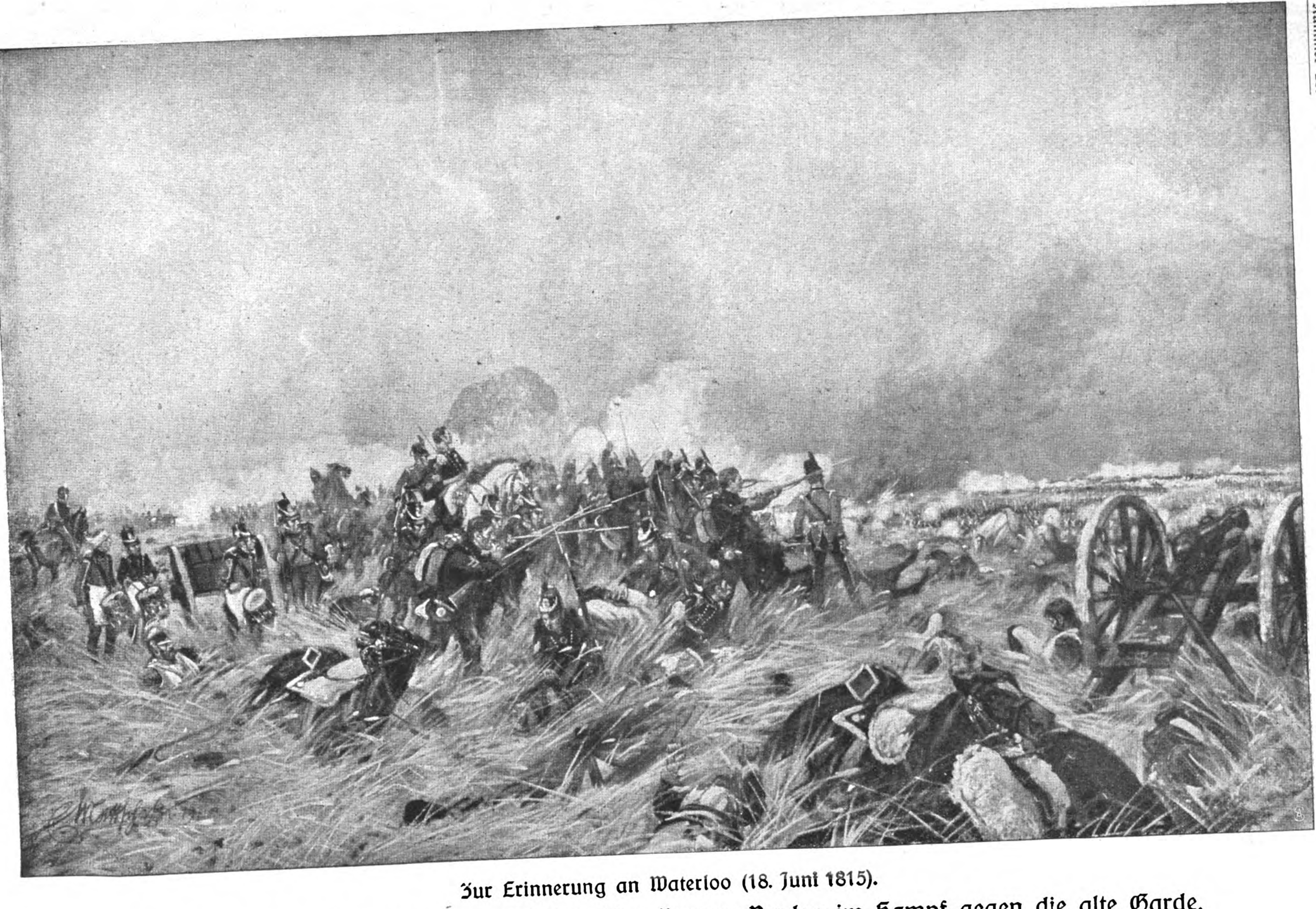
Hauptmann v. Kalckreuth. Oberstleutnant Purschers. Oberstleutnant Hoffmann. Hauptmann Lange.

Major v. Cranach. Rittmeister Steinicke. Major v. Bockelberg. Hauptmann Muff.

Major Klette. Hauptmann v. Waldow. Hauptmann v. Bock u. Polach. Hauptmann Wagenführ.

Hauptmann Max Graf Büdingen. Leutnant Dr. G. A. Müller (Phot. A. Wertheim). Leutnant Kilß (Phot. Schäfer). Leutnant Overhoff (Hofphot. Alb. Meyer).

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



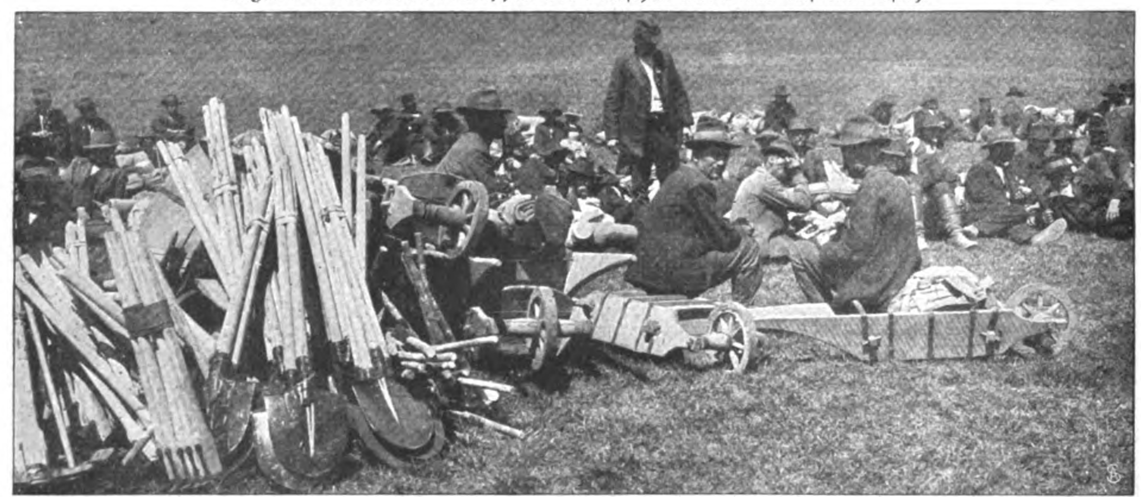
Zur Erinnerung an Waterloo (18. Juni 1815).

Am Abend von Waterloo: Das Feldbataillon Bremen-Verden im Kampf gegen die alte Garde.

Gemälde von Erich Mattschaß.



Lager der verbündeten Truppen der deutschen Südarmee auf dem Ostry.



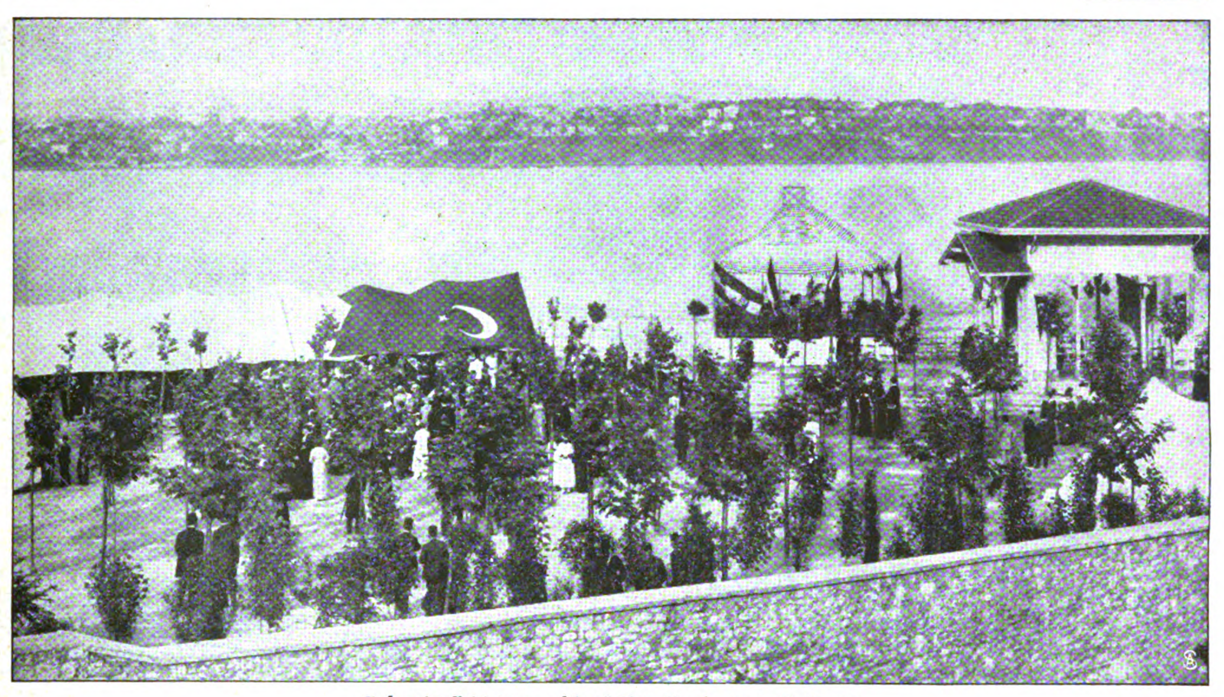
Arbeitskolonnen der deutschen Südarmee auf der Rast.



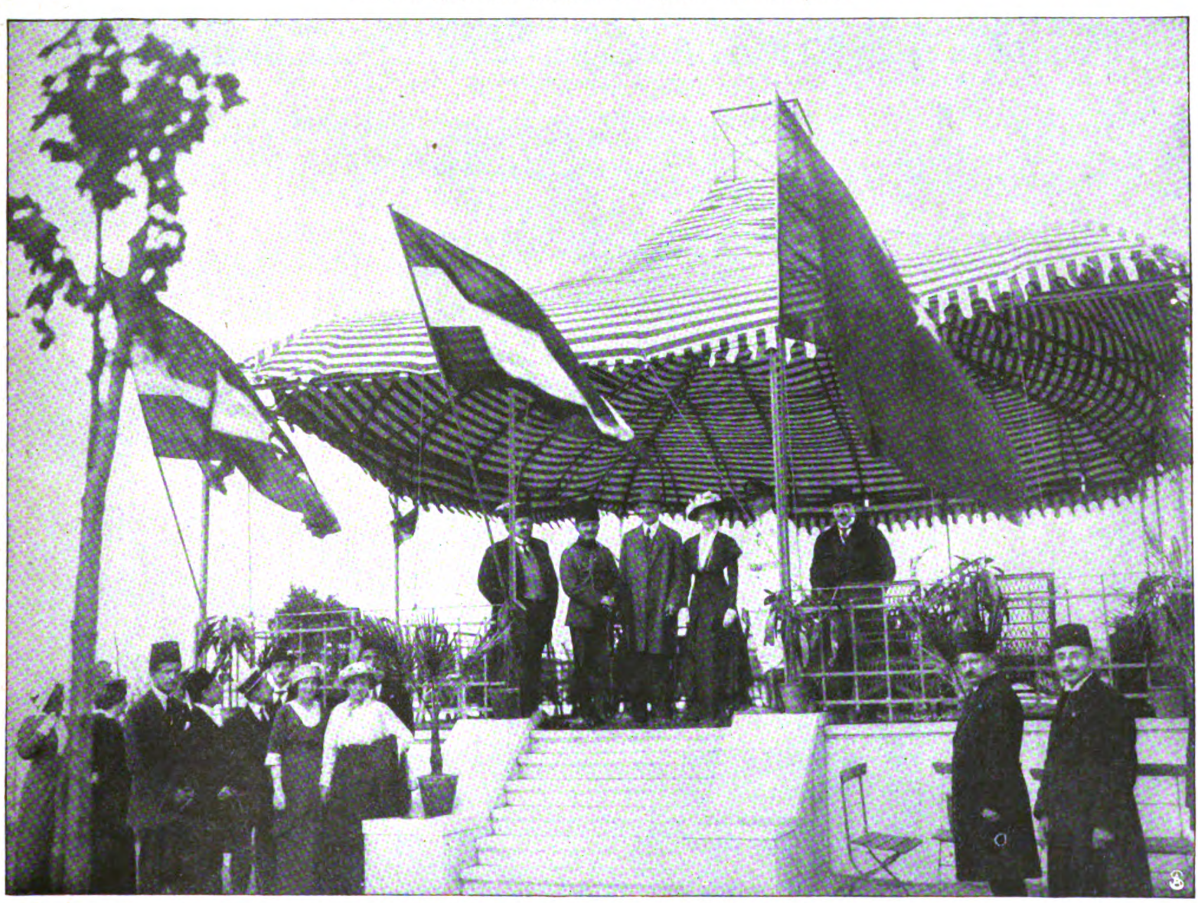
Einquartierte Reserven der deutschen Südarmee in den Karpathen. Phot. Alfred Frankl.

Vom südöstlichen Kriegschauplatz.





Gesamtansicht des geschmückten Parks von Gulhane.



Von links: Talaat-Bey, Minister des Innern; Enver-Pascha, Kriegsminister; D utscher Botschafter Freiherr von Wangenheim mit Gemahlin; Kapitänleutnant von Müde; Ismet-Bey, Bürgermeister von Konstantinopel.

Fünfuhrtee im Park von Gulhane.

Das Gartenfest der Stadtvertretung von Konstantinopel zu Ehren der „Emden"-Mannschaft.





Ein gefangener Kosakenoffizier.



Phot. Rich. Gutschmann.

Soldaten vor dem Verkaufsstand eines Kleinwarenhändlers in einem französischen Städtchen hinter der Front.

Aus Ost und West.



Unsere späten Salate.

Von Wilhelmine Bird.

Zu den beliebtesten Kulturen gehört die des Salats. Er verspricht die früheste Ernte, und die Tätigkeit dafür setzt gewöhnlich mit großem Schwung ein, läßt aber erheblich nach, sobald es mit den frühen Sorten zu Ende geht und die konkurrierende Gemüseernte beginnt. Nur Berufsgärtner geben sich dann noch mit der Kultur der späteren Sorten ab, die dann nicht unerheblich im Preis steigen. Da aber gerade Salate ein großer Gewinn für unsere Gesundheit sind, so kann man diese Vernachlässigung schon als Unterlassungsünde bezeichnen, denn die Kultur auch aller späten Sorten bietet keinerlei Schwierigkeiten und ist dazu noch interessanter, als die Anzucht der frühen Salate.

Von Schnitt- und Bindsalaten, Sommer- und Winterendivien, Kressen- und Feldsalaten besitzen wir viele wohlschmeckende Arten, so daß die Hausfrau fast ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch Salat auf die Tafel setzen kann.

Bis in den Juli hinein können Schnitt- und Pflücksalate ausgesät werden. Sie erfordern, ebenso wie die ersten Salate, einen gut genährten, wenn möglich durch Kompost gelockerten und frischen Boden. Ein dürftiger Boden bringt nie vollkommene und zarte Salate hervor. die alle ziemlich viel Feuchtigkeit brauchen. Jauchegüsse, bei trübem Wetter gegeben, sind sehr wertvoll. Als besonders gute Schnittsorte ist der gelbe, runde Salat zu bezeichnen; in 15 Zentimeter voneinander entfernten Reihen gesät, wird er nach dem Aufgehen so verzogen, daß die einzelnen Pflanzen, die sich zu kleinen runden Büschen entwickeln, Abstandsraum haben. Die Blätter werden mit der Schere geschnitten oder abgebrochen, so daß das Herz immer stehen bleibt. Man kauft diese Sorte auch unter dem Namen „Australischer Salat“.

Auch der sogenannte amerikanische Pflücksalat, grün und bräunlich gefärbt, von zarter Beschaffenheit und gutem Geschmack, kann noch Ende Juni und Anfang Juli mit bestem Erfolg ausgesät werden und hält dann bei verständiger Art des Erntens bis in den Herbst hinein aus. Eine Zugabe von Kresse bei der Zubereitung hebt den Geschmack sehr vorteilhaft und ist fast zu allen Blattsalaten zu empfehlen. Die so gut verwendbare Kresse, trotz beispiellos leichter Kultur, ist leider ein Stiefkind unserer Gemüsegärten und sollte von dieser Zurücksetzung zu unserem Besten befreit werden. Außer der den ganzen Sommer hindurch alle vier Wochen auszusäenden krausen Sommerkresse, die sich auch sehr gut zu Beeteinfassungen eignet, ist die perennierende amerikanische Kresse zu empfehlen, die den Winter ganz ohne Bedeckung bei uns aushält.

Diese Art ist ein guter Ersatz der Brunnenkresse und zugleich eine hübsche Garnitur für Fleischspeisen. Die Aussaat im September ist für den Winter am geeignetsten. Man kann sie aber auch zu jeder andern Zeit säen. Sie erfordert ebenfalls Reihensaat von 15 Zentimeter Weite. Sehr hübsch sieht eine Beeteinfassung davon aus mit ihrem dunklen Grün. Es sei noch an die Kapuzinerkresse erinnert, deren Blätter feingehackt jeden Blattsalat sehr vorteilhaft verbessern, und die, zu Brot und Butter genossen, den Radieschen Konkurrenz macht. Zahllose Blumenkästen werden damit geschmückt, also ein leicht erreichbarer Genuß.

Ich komme zu den herrlichen Bindesalaten, von denen die selbstschließenden für den Sommer die am meisten zu empfehlenden sind. Der „Sachsenhäuser“, der wundervoll zarte und im Innern gelbliche Blätter liefert, und der schwere und feste Köpfe liefernde „Trianon“. Zu frühe Saaten sind nicht zu empfehlen, und es dürfte die gegenwärtige Zeit die beste dafür sein. Die Aussaat wird auf einem einfachen Saatbeet vorgenommen. Wo kein kalter Kasten vorhanden ist, legt man einfach ein nach Bedarf großes Beet von lockerer Gartenerde an, die etwa 10 Zentimeter hoch mit guter Mistbeeterde angefüllt wird. Mit Holzstäbchen teilt man die Fläche in mehrere Abteilungen, die die verschiedenen Sorten aufnehmen und mit Namen bezeichnet werden. Nachdem die Pflanzen aufgegangen sind und das dritte Blatt zeigen, ist es für ihre kräftige Entwicklung nötig, die Pflänzchen zu versetzen, um einzelne Ballen bilden zu können. Hierbei sieht man eine Entfernung von ungefähr 5 Zentimeter vor und verpflanzt sie dann nach vierzehn Tagen auf das endgültig bestimmte Beet in wechselseitigem Abstand von 20 bis 25 Zentimeter. Nun hat man für genügende Bewässerung zu sorgen und den Boden locker und von Unkraut rein zu halten. Bei solcher Behandlung kann man auf besten Erfolg rechnen. Sollte ein Kopf einmal nicht nach Wunsch schließen, dann hilft man durch ein Bastband nach. In der Regel ist dieses aber nicht nötig. Zurzeit, wo die meisten Sorten unserer Kopfsalate in Samen schießen, ist von diesen Bindesalaten fast jedes Blatt zu gebrauchen, und die Rippen sind von besonders angenehmem, fast süßem Geschmack.

Von nicht selbstschließenden Sorten ist die „Ballon“ zu nennen, die außerordentlich schwere, schön gestreckte Köpfe liefert, ferner der Forellen-Bindesalat, dessen rötlich und braun gepunktete Blätter von großer Zartheit sind. Erkennt man die Köpfe als ziemlich ausgebildet, so bindet man sie. Es darf das aber nicht an Regentagen geschehen, wo die Pflanze mit Wasser angefüllt ist, da sie sonst leicht zu Fäulnis neigt. Trockene, sonnenreiche Tage sind die geeignetsten dazu. Es ist wohl selbstverständlich, daß man die Blätter nicht wirr aneinander bindet, sondern sich bemüht, sie in regelrechter Folge aneinanderzulegen und dann zu binden. Dieses muß mit breitem Bast geschehen, der nicht einschneidet. Mit robuster Hand soll man es nicht machen, denn die Rippen brechen wie Glas. Im Hausgarten tut man am besten, für den Hausgebrauch immer nur einige zu binden. An heißen Augusttagen kann man die Pflanzen vor Sonnenbrand durch ein Stück Schattenleinwand, an zwei Stöcke genagelt, leicht etwas schützen.

An späten Sommersalaten, die bis in den Winter hinein im Freien aushalten, hat sich die Sorte „Nansen“ besonders bewährt. Es sind feste Köpfe, deren Blätter zart wie gelber Schnittsalat sind, während bei gutem Boden das Äußere fast einem kleinen Kohlkopf gleicht. Ganz besonders widerstandsfähig gegen Kälte ist auch der „Eiskopf“, eine vorzügliche Qualität von außergewöhnlicher Größe. Die Aussaat dieser schweren Wintersalate geschieht im Juli oder Anfang August. Auch hier ist das Verpflanzen, wie bei den Bindesalaten, von großem Vorteil.

Es ergibt sich aus vorstehendem, daß wir an Blattsalaten bis in den Winter hinein keinerlei Not zu leiden brauchen, wenn aufmerksam mit dem Aussäen der richtigen Sorten verfahren wird. Für den Spätwinter versorgen uns die Winterendivien. Sie sind eine Art für sich, sind in keinem Fall selbstschließend und haben in ihrem Geschmack, wie jede Chicoréeart, etwas Herbes und Bitteres, was vielen sogar als ein Vorzug erscheint. Um den Geschmack nun nach Möglichkeit zu mildern und den Blättern größere Zartheit zu verleihen, müssen sie nach völliger Ausbildung gebunden werden. Dadurch erreicht das Innere die bekannte goldig gelbe Farbe. Je besser diese Bindung der krausen Rippen gelingt, desto wertvoller der Kopf, denn die außen stehenden, noch grün gebliebenen Rippen sind im Geschmack wertlos. Der Boden für diese Arten muß frisch gegraben, recht locker und durch Zugabe guter, alter Komposterde gekräftigt sein. An minderwertigem Boden verschwende man nicht Mühe noch Zeit. Die Aussaat der Winterendivie kann von der zweiten Hälfte Juni bis Anfang August vorgenommen werden. Da ein Beet, welches schon eine Vorfrucht, zum Beispiel Erbsen oder Kohlrabi, trug, sehr geeignet ist, weil hier alte Düngung vorauszusetzen ist, so würde eine Aussaat Ende Juli und Anfang August noch gut am Platz sein. Es sei besonders bemerkt, daß Endivien auf frisch gedüngtem Boden sehr leicht faulen und zu frühe Aussaaten in Samen schießen. Man sät auf einem Saatbeet aus und verpflanzt sie genügend gekräftigt dann an den für sie bestimmten Platz. Es gibt nur zwei Arten, die breitblättrige, die wir unter dem Namen „Escariol“ kennen. Sie wird als vollherzige, goldgelbe von jeder Samenhandlung geführt und kann als die beste bezeichnet werden. Sie verlangt einen Abstand für jede Pflanze von 40 Zentimeter. Bei anhaltender Trockenheit ist eine Bewässerung durchaus nötig. Die Blätter dürfen niemals schlaff werden. Ist die Pflanze so weit entwickelt, daß die äußersten Blätter auf der Erde liegen, dann muß sie gebunden werden, was aber nur bei trockenem Wetter geschehen darf. Für den späteren Bedarf im Winter läßt man die Pflanzen im Garten ungebleicht und nimmt die Bleichung, die etwa vier Wochen dauert, erst im Keller vor. Zur Aufbewahrung für den Winter werden die Pflanzen mit Ballen vor Eintritt des Frostes, dem sie nicht ausgesetzt werden dürfen, ausgehoben. Man schlägt sie in einem trockenen Keller oder anderem frostfreien Raum oder im Mistbeet in Sand, den Ballen voll einsetzend, ein und bindet sie erst zur Bleichung. Die Aufbewahrung muß vor allem trocken sein. Dieser köstliche Salat hält sich bis in den März. Reizvoller noch als die breitblätterige ist die krause Endivie, deren es mehrere Sorten gibt. Die goldgelbe „Moos“ ist besonders zu nennen, der man die „grüne, feinst gekrauste“ zur Seite stellen kann. Eine Schüssel voll dieser beiden Sorten gemischt und mit geschnittenem Ei garniert, ist eine Delikatesse. Wer die Saat der „mooskrausen Silberherz“ bekommen kann, versäume es nicht, einen Versuch damit zu machen. Sie lohnt jede Mühe und ist ganz licht gefärbt, feinste Kräuselung und ein volles „Herz“ zeichnen sie aus. Diese krausen Arten werden genau wie die breitblätterigen behandelt, bedürfen aber nur einer Pflanzweite von 30 Zentimeter. Sie sind wohl noch etwas empfindlicher gegen feuchte Aufbewahrung, der trockene Raum spielt dabei also eine Rolle. Der jetzt sehr in Aufnahme gekommene Zichoriensalat soll eigentlich schon im April ausgesät werden. Aber auch schöne, spätere Saaten entwickeln sich noch, und es wäre immerhin ein Versuch zu wagen. Sie bedürfen eines tiefgründigen, nahrhaften Bodens. Man sät sie in Reihen von 15 Zentimeter aus. Sind sie aufgegangen, werden sie auf etwa 10 Zentimeter Pflanzenstand verzogen. Haben sich die Pflanzen zu kleinen Büschchen entwickelt, was Ende August bei jetziger Aussaat der Fall sein wird, so schneidet man die Blätter, ohne die Wurzel zu verletzen, ab und bedeckt diese etwa 8—10 Zentimeter mit Erde. Darunter entwickeln sich dann neue, zarte, gelbe Triebe, die den Salat geben. Sie bilden sich nicht so fest wie die im Winter getriebenen, sind aber ebenso wohlschmeckend.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das allzu oft zitierte Wort: „Beim Salat müsse ein Verschwender das Öl zuteilen“, bei grünen Salaten nicht angebracht ist. Ein von Öl triefendes Salatblatt sagt einer Feinschmeckerzunge wenig zu. Also nur so viel Öl, daß das Blatt seine Form behält und nicht im Fett ertrinkt.

Heimliche Bräute.

Sie klagen nicht und tuen ihre Pflicht
In Kinderhorten, Küchen, Lazaretten.
Sie wirken still an schweren Krankenbetten,
Sie horchen atemlos, wenn man vom Kriege spricht,
Und wenn man fragt, wen sie im Felde hätten?
Sagen sie scheu: Ich habe keinen mit — —

Sie weinen nicht und gehn im bunten Kleid,
Doch lauschen angstvoll auf der Zeiten Schritt —
Die jungen Wangen bleicht verschwiegnes Leid,
Die blassen, unberingten Hände halten
Zitternd die Zeitung mit den Opferspalten —
Steht dort vielleicht sein Name, schwarzumzirkt? —

Es kommt die Nacht, wo niemand wirken mag,
Vorüber ist der Tag, da man gewirkt.
Die Myrte gießen sie vor ihren Fensterscheiben
— Vergeblich müht sie sich mit Knospentreiben —
Bang geht und schwer der jungen Herzen Schlag. —

In ihren Traum wehn Düfte von Jasmin,
Verschwiegen lockt ein dunkler, tiefer Garten.
Wie doch der Mond so seltsam silbern schien —
Zur Seligkeit ward selbst das kurze Warten.
Zärtlich ein Arm — ein erster, heißer Kuß —
Der Abschied dann — ein allerletzter Gruß — —

Kehrt er zurück, dann kommt das große Glück!
Mit seinem Leben spielt der Augenblick.
Ein Donnern fern — ein dunkler Schicksalspiegel —
Was zeigt sich drin, wenn ihr der Würfel fällt:
Lorbeergekrönt ein junger Siegesheld?
In Feindesland ein namenloser Hügel? — — —

Klara Blüthgen.





Die jüdischen Häuser in Radomysl nach der russischen Verwüstung.



Erzählung eines Juden über das Treiben der Russen in Radomysl.

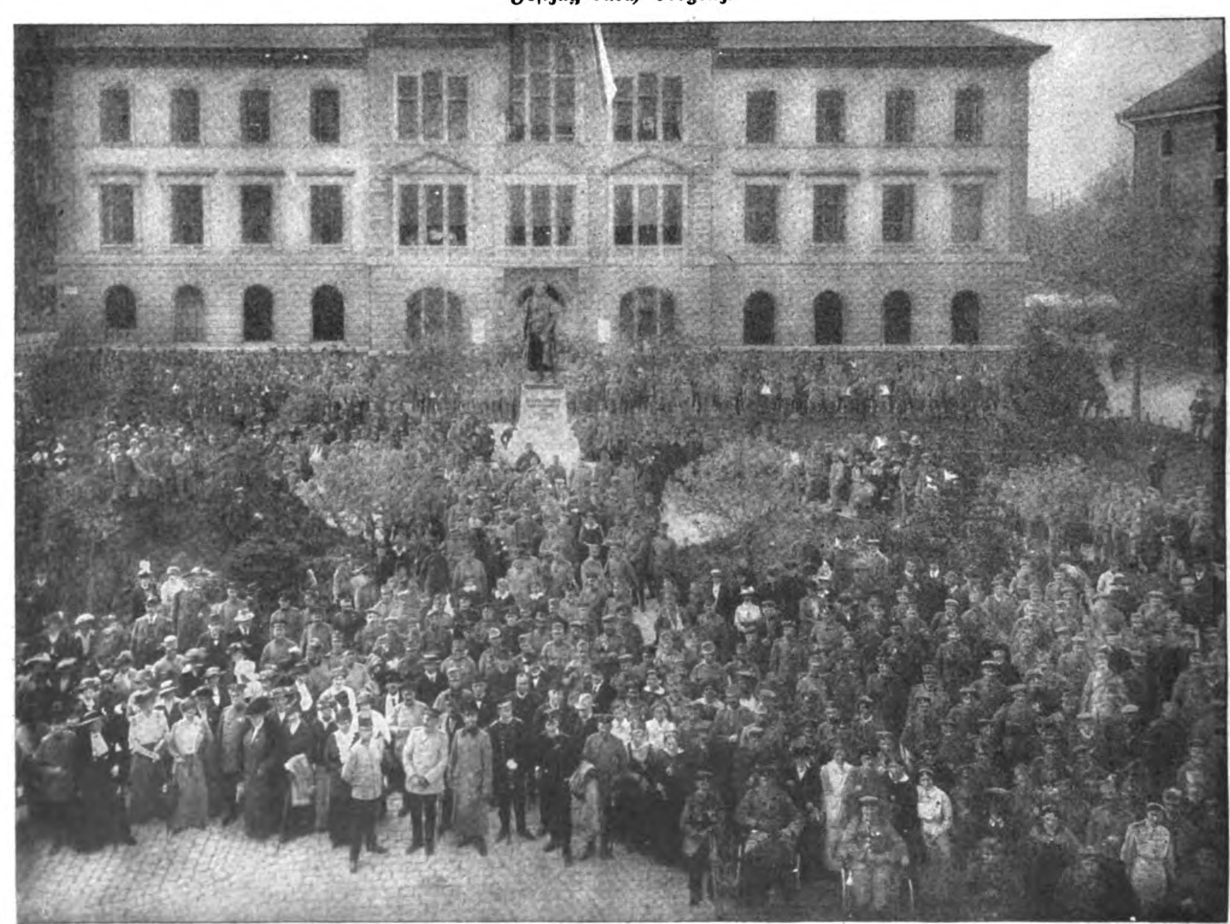
Phot. Az Est.

Die Juden von Radomysl.





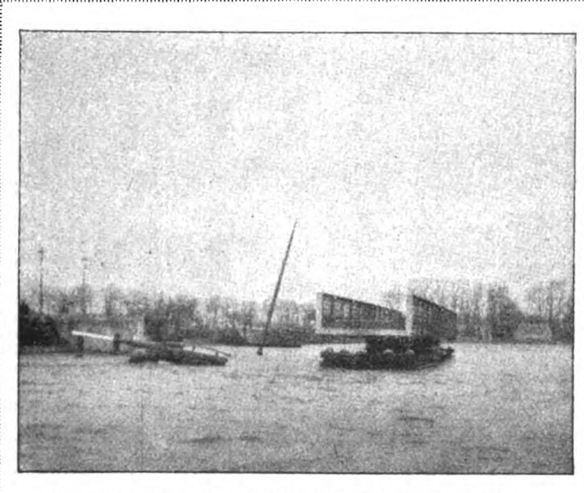
Festzug durch Bregenz.



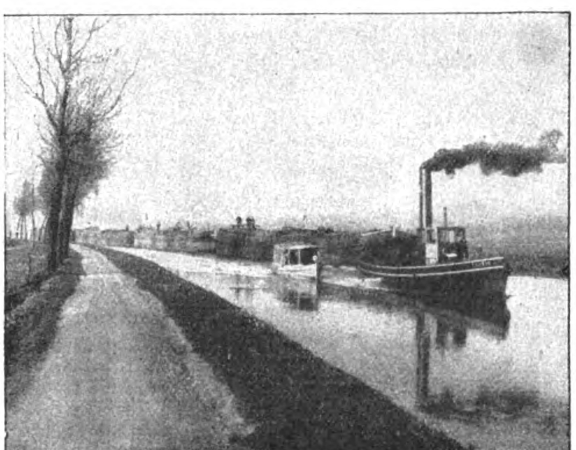
Am Museumsplatz in Bregenz.

Kammerphotograph Rudolf Högler.

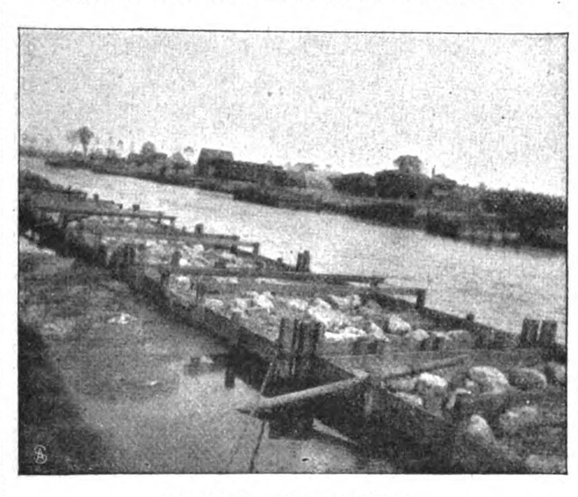
Zusammenkunft verwundeter deutscher und österreichisch-ungarischer Waffenbrüder in Bregenz.



Zugbrücke über den Scheldefluß bei Dendermonde.



Schleppzug auf einem belgischen Kanal.

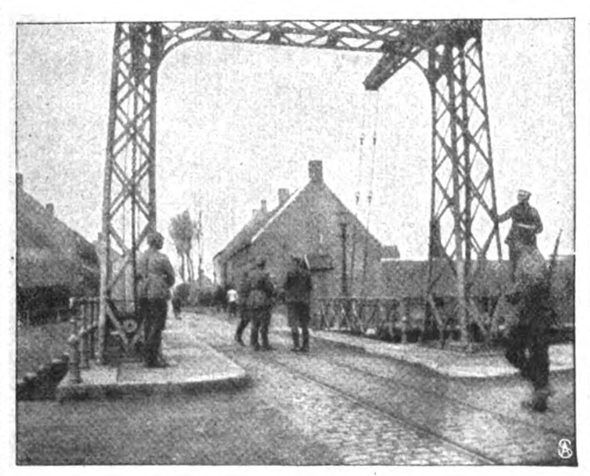


Der Flachs wird gewässert.



Das Flachsbündel wird gestellt.

Flachsernte in Belgien.

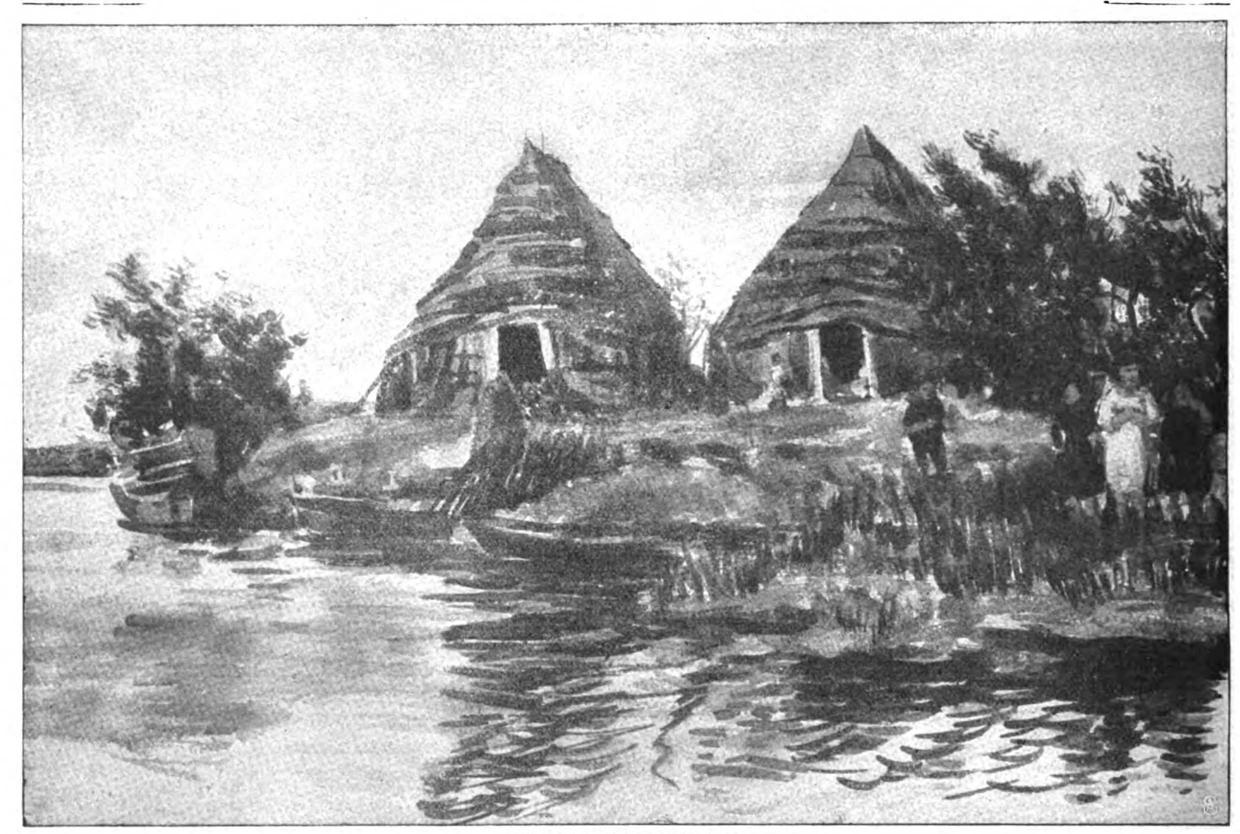


Auf Vorposten (Brückenwache).

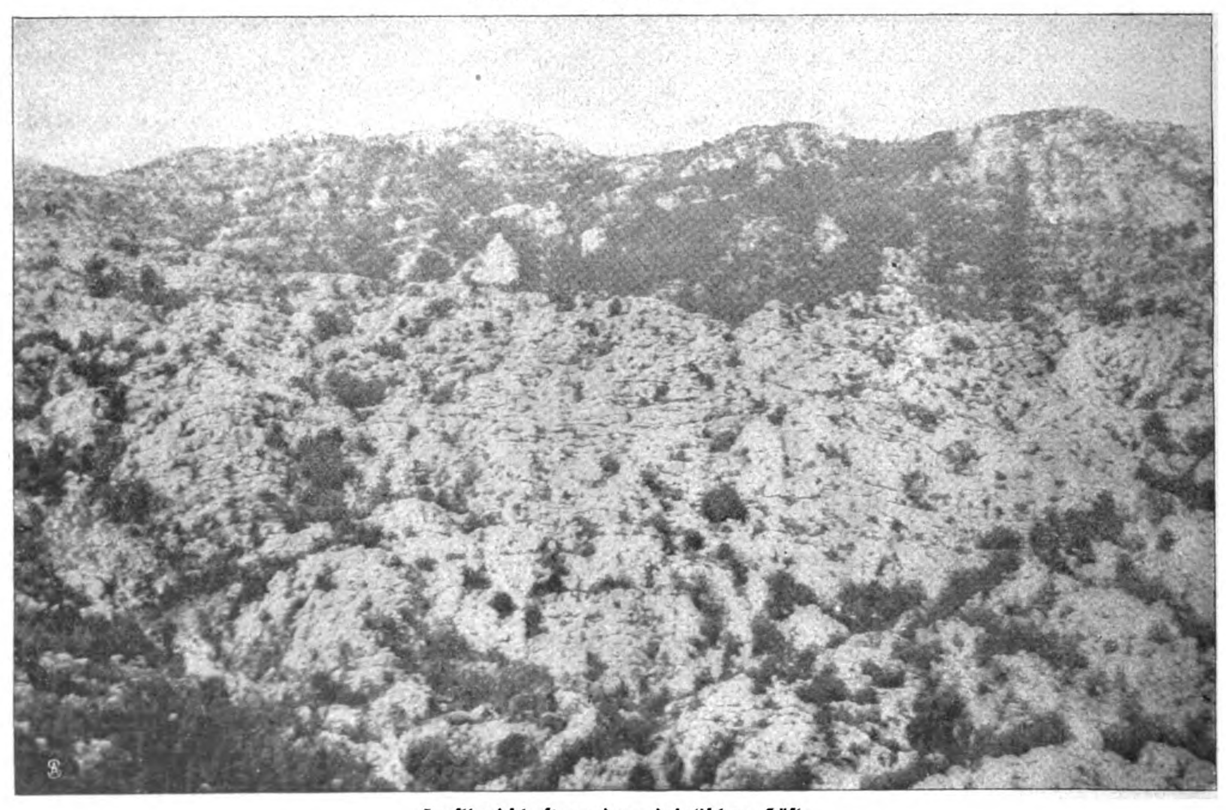


Eine von Belgiern gesprengte Eisenbrücke.

Bilder aus Belgien.



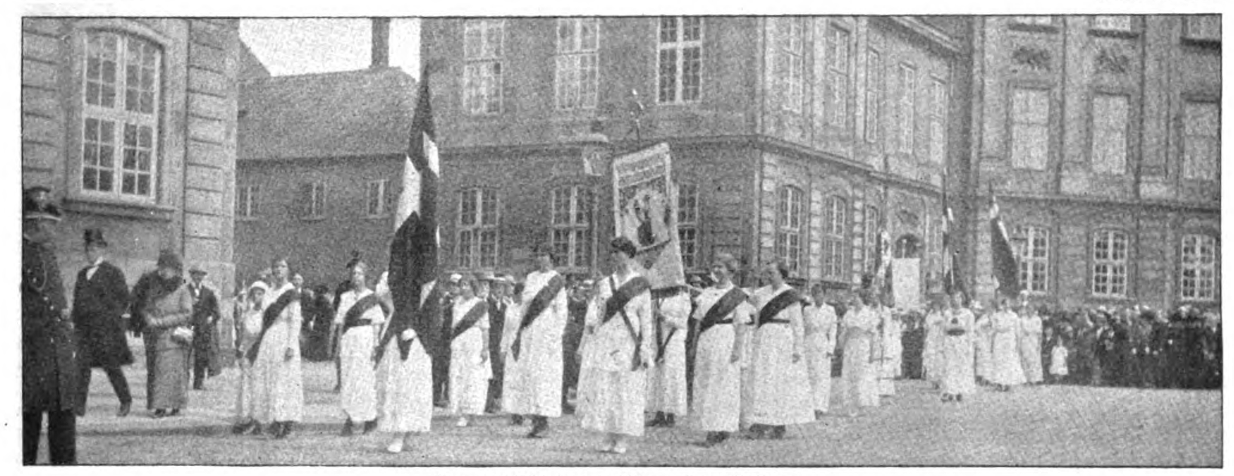
Fischerhütten bei Grado.
Nach einem Aquarell von Marie Olden.



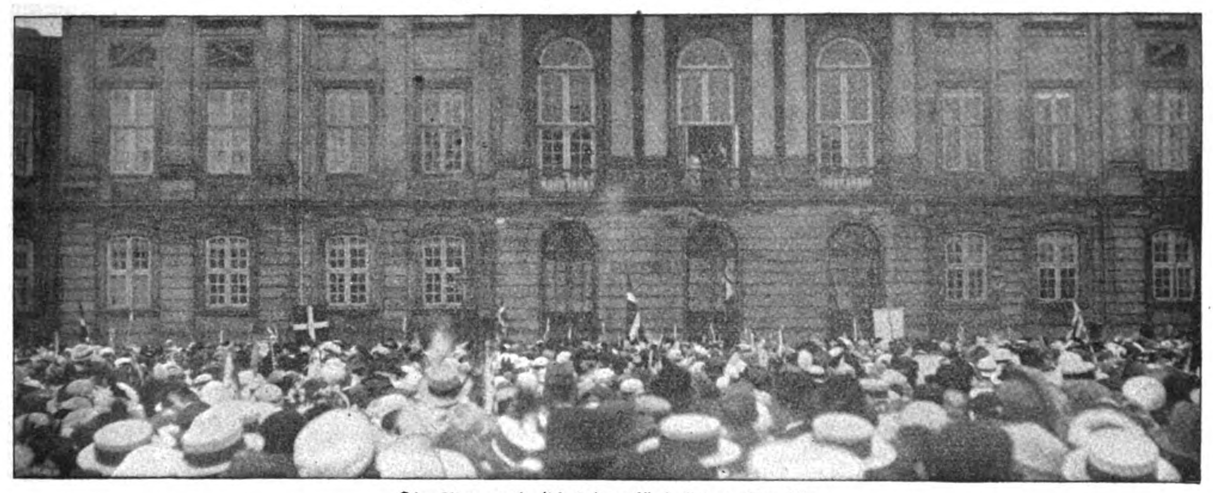
Karstlandschaft an der adriatischen Küste.

Bilder aus dem österreichisch-italienischen Grenzgebiet.





Junge Mädchen eröffnen den Festzug.



Die Menge huldigt der königlichen Familie.

Zur Annahme des Gesetzes über das Frauenwahlrecht in Dänemark: Die Feier in Kopenhagen.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

4. Fortsetzung.

Aber die Freude über die junge Hamburger Flotte vertrieb nicht die dunklen Wolken, die so schwer über Deutschlands Gauen hingen; in Berlin kam zu der Abneigung gegen alle Flottenpläne, die nun einmal in allen altpreußischen Familien herrschte, eine steigende Mißstimmung gegen den Krieg, der so viel Opfer forderte. Nicht nur Wendemuth und Canitz, auch Bismarck und Manteuffel bezeichneten den Krieg zwischen Deutschen und Dänen als Torheit. Sie hielten nun einmal Dänemark für Deutschlands natürlichen Verbündeten, und der preußische Gesandte in London, Bunsen, begründete diese Ansicht noch sehr nachdrücklich mit der Tatsache, daß Dänemark ja keinen Nebenbuhler in Deutschland für seine Flotte zu fürchten habe. Er war ganz und gar gegen diesen Krieg, der sämtliche Kabinette erbitterte, und hielt es für außerordentlich bedenklich, daß der König, seines feurigen Vetters Vorstellungen nachgebend, für Preußen den Bau von achtzehn Kanonenbooten befahl. Warum soll ein natürlicher Verbündeter geschwächt werden? Und warum mischt man sich in Händel, an deren revolutionärer Grundlage doch nicht zu bezweifeln ist?

Auch die Kriegführung erbitterte die Preußen, die so stolz waren auf den Ruhm und die Ehre ihrer Armee.

Da befreite jubelndes Lachen die verzagten Deutschen für kurze Zeit von ihren Sorgen: wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem wilden Kampfe von Hoptrup! Dämpfte fast den Ruhm Sir Halketts,

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

ließ die deutschen Siege bei Satrup, das blutige Ringen im Sundewitt fast vergessen. Der Siegesjubel galt dem Helden v. d. Tann und seiner todesmutigen Schar. Und das einzige dänische Geschütz, das als Siegestrophäe im deutsch-dänischen Kriege genommen war, das war bei Hoptrup genommen. Und um dieses erbeuteten Geschützes halber hatte Dietrich Wendemuth den Säbelhieb davongetragen, der Kopf und Schulter traf und ihm den roten Saft über die Augen rinnen ließ. Als die Sieger von Hoptrup in Uk wieder eintrafen — da fehlte Dietrich Wendemuth. Zwei Tage später hatten die Freunde ihn aufgefunden. Auf einem Leiterwagen, auf Stroh gebettet, hinter anderen Wagen mit Verwundeten, so fuhr Dietz den langen Ochsenweg hinunter nach Rendsburg. Aber hinter ihnen drein ratterte das erbeutete Geschütz. Und als die armen Teufel vom Wagen gehoben wurden und Dietrichs Kopf so merkwürdig schlapp zur Seite hing, da wandte sich Graf Rantzau, der den Transport geleitet hatte, hastig zur Seite und preßte die Lippen fest aufeinander.

Ins Krankenhaus wurden die Sieger von Hoptrup geschafft. Denn das Garnisonlazarett war überfüllt mit Verwundeten, trotzdem immer wieder große Verwundetentransporte nach Altona und Hamburg abgingen. Die mörderischen Gefechte im Semdevrik, die Schlacht bei der Nubler-Mühle am 29. Mai kosteten die Bundestruppen Tote und Verwundete in erschreckender Höhe. Erschöpft und machtlos standen die Wundärzte vor dem Übermaß an Kranken; Tausende mußten evakuiert werden; „Leicht“verwundete wurden sofort nach Rendsburg geschickt, um sobald wie möglich nach Hamburg und Altona abgeschoben zu werden. Die Lazarettgehilfen waren schon stumpf vom Anblick der Zahllosen, die ächzend, die verzweifelt auf Hilfe warteten. Ermattet, übernächtigt bedienten sie die Ärzte bei den furchtbaren Operationen. Hatten längst den Schauder überwunden, den ihnen in erster Zeit der Haufen blutiger Glieder eingeflößt; das Grauen vor den Eimern Blut, die sie immer wieder hinausschleppen mußten, das Mitleid bei den gellenden Schreien, bei den heißen Tränen der armen Jungen, wenn sie erkannten, daß sie fortan als Krüppel durch die Welt gehen mußten. Gleichgültig wurden sie bei dem Elend, das sich häufte, von Tag zu Tag häufte — denn sie konnten ihm nicht steuern.

Als Baronin Wendemuth und Marianne vom Bahnhof, der außerhalb der Festung lag, zur Stadt gingen — denn Kaleschen gab es nicht zu Kriegzeiten — fuhren Wagen mit langen, schwarzen Kasten an ihnen vorbei. Manchmal waren sie von weinenden Frauen begleitet. Männer, die ihnen begegneten, nahmen die Hüte ab; blickten ernst und stumm den düsteren Gefährten nach. Die Glocken läuteten. Und die Totengräber schaufelten emsig Gräber und sahen verdrossen auf lange Reihen Särge, die des Unterkommens harrten.

„O Mama“, sagte Marianne schluchzend, und ihr Herz krampfte sich zusammen vor Angst und Schmerz. Sie zitterte so stark, daß ihre Zähne leise aufeinanderschlugen. Tief in den Höhlen lagen die dunklen Augen, glänzten wie im Fieber, füllten sich immer wieder mit Tränen. „O Mama“ — und wartete auf ein Trostwort; auf irgendein Zeichen, das ihr Hoffnung einflößen konnte. Aber schweigsam schritt ihre Mutter auf der unebenen Straße neben ihr. Bewegte leise die Lippen. Und Marianne wußte, daß sie betete.

Auf dem ganzen, weiten Weg hatte sie gebetet. Von Berlin nach Hamburg um Gottes Schutz auf der Eisenbahn; und von Altona bis Rendsburg, auf welcher Strecke noch mit Torf geheizt wurde und man deshalb nur zwei Meilen in der Stunde vorwärts kam, um Erbarmen für sich und ihre Familie. Sie dachte nur immer an „das Erbarmen“; war sich zuletzt kaum noch bewußt, daß damit Dietrichs schwere Verwundung, sein großes Vermögen — und ihre verzweifelte wirtschaftliche Lage aufs engste zusammenhing.

Je näher sie der Brücke kamen, desto erregter wurde die Baronin. Sie sah zu den stolzen Wällen der alten Stadt auf, von denen die langen Geschützrohre drohten. Wachtposten mit ungeheuren Pickelhauben auf den Köpfen und Gewehren auf der Schulter beobachteten die Straße, sahen zur Eider hinüber, die im Westen die Wälle bespülte, verfolgten mit den Blicken die Wagen mit den Särgen, die zum Garnisonkirchhof fuhren. Die Baronin dachte, es wäre vielleicht besser gewesen, wir hätten seiner Mutter Bescheid gegeben. Es ist ja sicher, daß er tot ist. Man schreibt schwer verwundet. Aber man meint das andere.

Sie gingen über die Zugbrücke.

Wie ein großer Waffenplatz war Rendsburg; Prinz Noer, der Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Truppen, hatte hier sein Hauptquartier, das Waffen- und Bekleidungsarsenal, die Landeshauptkasse befand sich in Rendsburgs Mauern. Es wimmelte von Soldaten aller Waffengattungen und Regierungen. Die meisten deutschen Truppen trugen noch Fräcke, die die oft stattlichen Bäuche freiließen; grüne, graue, rote, blaue Fräcke trugen sie; auf den Köpfen Pickelhauben, hühnerkorbartige Ungeheuer mit und ohne Schuppenketten, mit und ohne Federbüsche — je nach dem Geschmack des betreffenden Landesvaters. Die Hansastaaten hatten ehrwürdige Stadtsoldaten geschickt; Reuß ä. L. und Hessen-Homburg, Anhalt-Dessau und Lippe hatten Vertreter, während Liechtenstein seiner 63 Soldaten zum eigenen Schutz bedurfte und Waldeck und Schwarzburg-Sondershausen, Sigmaringen und Anhalt-Bernburg ihre Truppen nicht entsenden wollten, bevor nicht Hessen-Hechingen und Altenburg ihren Verpflichtungen nachkamen. Bunt wie Deutschlands Landkarte war das Straßenbild in Rendsburg; und welches Leben! Hier erst empfanden die beiden Damen, daß es wirklich Krieg gab! Überall Ordonnanzen, eilige Adjutanten, kleine Trupps Soldaten, die vom Exerzierplatz kamen, Wachen, die abgelöst wurden. In den Straßen bleiche Verwundete, die auf dem Wege zur Besserung waren, und die menschenfreundliche Bürger aufgenommen hatten, weil sie im Lazarett nicht länger bleiben konnten, bärtige Männer mit Verbänden um den Kopf, Jünglinge mit traurig schlenkernden, leeren Rockärmeln, die versuchten, sich in der frischen Luft zu stärken, um sich auf

den Weg in die ferne Heimat machen zu können. Und immerfort Signale, Gewehrgeschmetter vom Schießplatz — und auffallend viele Verkaufsstellen von Schnäpsen aller Nationalitäten.

„O Mama" — sagte Marianne, die es nicht länger ertragen konnte, stumm neben der hastig vorwärts schreitenden Frau herzugehen — „O Mama — wie werden wir ihn finden!"

Aber die Baronin vermochte keine Antwort zu geben. Ihr selbst war die Kehle wie zugeschnürt. Sie wußte, wie ihr aller Wohlergehen, wie ihres Mannes fernere Karriere von der nächsten Sekunde abhing. Keith hatte ihr mit so merkwürdiger Ruhe gesagt, daß der größte Teil des Vermögens durch den Konkurs der Veithschen Bank verloren war; daß die Eisenbahnaktien weiter fielen; daß das Gut überlastet war, und daß der Hauptgläubiger vor einem halben Jahr die Hypothek gekündigt hatte. Er war bis zu der bevorstehenden Verlobung Dietrichs mit Marianne vertröstet worden. Dietrich Wendemuth war seine Hoffnung. Und Klothilde war entschlossen, seine Hoffnung in Erfüllung gehen zu lassen. Gott konnte es nicht wollen, daß um eines undankbaren Menschen willen eine alte, stolze Familie ruiniert würde. Sie sah in dem, was sich ereignete, Bestimmung. Sie erkannte — Gott wollte strafen und belohnen. In ihre Hand legte er das Schicksal der Ihrigen. Zu seinem Werkzeug machte er sie.

Sie wurde Marianne unheimlich. Ihre schwarzen Augen glühten in dem gelben Gesicht, das so merkwürdig leblos unter dem Bindehut hervorsah. Sie war ganz schwarz angezogen. Ob das ein schlimmes Zeichen war? Sie fragte manchmal eine Frau, einen Bürger nach dem Wege; las jedesmal wieder die Adresse, die sie in ein Merkbuch geschrieben; dankte kurz und lief weiter. Und mit jedem Schritte wurde sie sicherer. Sie kannte den Brief des Grafen Rantzau auswendig und warf doch einen raschen Blick auf die Stelle, die für sie Schicksal werden sollte. „Schwer verwundet; liegt seit zwei Tagen ohne Besinnung." Das wären jetzt vier Tage. Ein Wunder wäre es, so lange besinnungslos zu liegen und doch — zu genesen. So sicher war sie, daß sie bereits an den Brief dachte, den sie Agnes schreiben wollte. Sie überlegte, ob die Leiche übergeführt werden konnte — denn ein Wendemuth mußte bei den Seinen in der alten Kapelle ruhen. Die Trauerfeierlichkeiten mußten einfach, aber würdig sein; am besten in der Wilhelmstraße. Man dürfte nicht zuviel über den Tod auf dem Schlachtfeld sagen — denn die Freischärler erfreuten sich nun einmal keiner besonderen Achtung in Berlin trotz aller Tapferkeit. Der König goutierte sie nicht; er könnte Keith verantwortlich machen, daß ein Wendemuth zu ihnen gehört. Es würde ein schrecklich anstrengender Tag sein, denn Agnes konnte man unmöglich die Honneurs machen lassen. Aber mit Gottes Hilfe würde man es überstehen. Und — sie seufzte tief und aufrichtig — ein lieber Mensch war Dietz gewesen. Jeder hatte ihn liebgehabt. Und nie hätte sie über ihn klagen können, wenn Edith sich nicht plötzlich zwischen sie gedrängt hatte. Welch ein berechnendes Geschöpf war Edith! Empfangene Wohltaten lohnte sie mit Undankbarkeit.

Das Krankenhaus war ein langes, düsteres Gebäude, das vielleicht einmal anderen Zwecken gedient hatte. Als sie davor standen, dachte Marianne, es müßte ein Gefängnis sein, so traurig wirkte es mit seinen kleinen Fenstern der schmucklosen, dunklen Fassade. Sie hatte die Hände gefaltet und betete das heißeste Gebet, das sie jemals gebetet — — „lieber Gott, gib, daß Dietz gesund wird!" Und auch ihre Mutter betete — „hilf uns, großer, allmächtiger Gott, der du gerecht bist und voll Güte! Aus der Tiefe schreie ich, Herr, zu dir. —"

Der Pförtner konnte keinen Bescheid geben. Aber ein junger Heilgehilfe kam vorbei, als Baronin Klothilde, das Spitzentuch vor den feuchten Augen, nach Dietrich Wendemuth fragte.

„Wir kommen auf eine so traurige Nachricht —" ihre Stimme bebte. Marianne stockte der Atem.

„Wollen Sie zu ihm?" fragte der Heilgehilfe.

„Ach, bitte —" die gefalteten Hände streckte ihm Marianne entgegen.

„Er wird Sie nicht erkennen — —"

„So lebt er?" stieß die Baronin hervor. Sie lehnte sich gegen die schmutzige Wand der Eintrittshalle. Er lebte!

Der Heilgehilfe hatte keine Zeit, den Damen Erklärungen zu geben. Er bat, ihm zu folgen. Im großen Saal lag er. Und er wiederholte — „er wird Sie nicht erkennen."

Zitternd folgte Marianne. Aber die dumpfe, verzweifelte Angst ihrer jungen Seele war geschwunden. Sie war nicht mehr müde, trotzdem sie zwei Nächte nicht geschlafen. Ihr Gang war nicht mehr schleppend. Er lebte! Nun war alles gut.

Sie sah sich nach ihrer Mutter um, die auf einmal hinter ihr zurückgeblieben war, als hätten sie jetzt die Kräfte verlassen. „O Mama — —" und ermutigend lächelte sie ihr zu, „er lebt ja!"

Ihr Führer wollte den Schmutz, der überall herrschte, erklären. Marianne sah den Schmutz nicht. Sie dachte — Gott sei Dank — Dietz ist nicht so schwer verwundet. Sonst würde er auch von Dietz gesprochen haben.

Alle Gänge waren mit Matratzen belegt. Und auf ihnen lagen arme Teufel, die sich ächzend und stöhnend wanden oder in dumpfem Brüten vor sich hinstarrten oder die Wächter und Wundärzte anriefen, die schnell an ihnen vorbeiliefen — — „Der Verband drückt!" „Gebt Wasser!" „Ach, das Bein, das Bein — —" „Ach, wenn man doch sterben könnte!" Und überall der widerlich faulige Geruch und überall die summenden, ekelhaften Fliegen — und überall Elend und Jammer — O Schleswig-Holstein! Schleswig-Holstein!

Bett an Bett stand im großen Saal. Marianne zitterte. Nie hatte sie Männer klagen hören! Nie hatte sie schmerzzerrissene Gesichter gesehen. Nie hatte sie so unerträgliche Luft geatmet. Der niedrige Raum war stickend heiß; ganz unmöglich war es, daß genügend Luft durch die kleinen Fenster drang. Und ein schrecklicher Lärm herrschte. Die Kranken stöhnten, schrien nach den Wächtern, phantasierten im Fieber, riefen sich ihre Sorgen, ihre Erinnerungen, ihre Schmerzen zu.



Türen wurden geschlagen, Träger mit Bahren kamen und schwanden und manchmal irres Lachen oder wehes Schluchzen, wenn einer Schmerzen an einem Glied empfand, das doch nicht mehr da war! Und auch an den Wänden entlang Matratzen und Strohsäcke! Ärzte mit blutgetränkten, weißen Mänteln, mit blutbespritzten Wachstuchschürzen kamen und gingen.

Ach, dachte Marianne in grenzenlosem Jammer — das ist der Krieg!?

Im letzten Bett lag Dietz. Da, wo die Luft am drückendsten und schwülsten war, wo Licht kaum noch hindrang, lag er im Wundfieber und warf sich hin und her. Glühend rot war das Gesicht, soweit man es unter dem Verband sah; die Lippen rissen vor Trockenheit, so merkwürdige Bewegungen machten die Finger auf der Decke.

Da rang sich ein wehes Schluchzen aus des Mädchens Brust. So weh, so verzweifelt, daß es dem jungen Offizier, der neben Dietz lag, das Wasser in die Augen trieb.

Sie sank vor dem Bett in die Knie „Dietz — Dietz" — und wandte sich an ihre Mutter zurück, die mit weit vorgestrecktem Oberkörper den Kranken anstarrte — „O sehen Sie doch, Mama!" und streckte weinend die Hand nach ihr aus.

„Geben Sie ihm Wasser", sagte der junge Offizier. „Seit heute morgen hat sich niemand mehr um ihn gekümmert — im höchsten Fieber liegt er — —"

Marianne flog fast durch den Saal zurück. Auf einmal wußte sie, was sie zu tun hatte. Sie hatte sich diese beiden Tage die Stirn zermartert, ob Mama wohl erlauben würde, daß sie neben ihm saß und auf ihn achtete, wie sie es getan, wenn Mama an Kopfschmerzen litt.

Mama hatte auf eine leise Frage geantwortet, daß sich das nicht paßt — „aber wir werden ja sehen." In diesem Augenblick wußte das arme Kind, was sie zu tun hatte.

Die eine fürchterliche Bemerkung hatte ihr den Weg gezeigt — seit heute morgen hat sich niemand um ihn gekümmert — — — seit heute morgen ist er ohne Wasser! Liegt er im höchsten Fieber — —

Sie hatte ein trockenes Schluchzen in der Kehle; war ganz ausgefüllt von der einen wehen Bitte — „hilf ihm, lieber Gott! Ich hab ihn so lieb, lieber Gott — hilf ihm doch — —"

Und sie meinte, Gott hätte ihr den Weg gezeigt, als sie ein schmutziges Glas, einen leeren, schmutzigen Krug auf einem Stuhl stehen sah. Sie flog damit die Treppe hinunter. Sie fand den Weg zum Brunnen, spülte mit den feinen, weißen Händen Krug und Glas, mit den zitternden Händen, die noch so ungeschickt waren! Und kam mit frischem Wasser zurück! Mit frischem Wasser kam sie an den Reihen Verwundeter vorüber, die gierig die Hände danach ausstreckten! „Erbarmen — einen Tropfen — —"

„Ja — ja —" sagte Marianne fast weinend. „Aber zuerst muß Dietz Wasser haben! Seit heute morgen hat sich niemand um ihn gekümmert — — in höchstem Fieber ist Dietz — —"

Die Baronin sprach mit dem jungen Offizier, der einen Schuß in die Brust bekommen hatte. Man hatte die Kugel noch nicht finden können.

„Wenn man nur aus dieser furchtbaren Hölle könnte", sagte er mit röchelnder Stimme. „Es könnten so viele gerettet werden! Aber es sind zu wenig Leute — —"

Marianne hatte ihren bebenden Arm unter Dietrichs Kopf gelegt — sie erschrak vor der Hitze, die sein Körper ausströmte, sie hielt das Glas an seine vertrockneten Lippen — und wild rang sich das trockene Schluchzen aus ihrer Brust, als sie sah, wie gierig er das Naß schlürfte!

Seit heute morgen hat sich niemand um ihn gekümmert! Wie gut war Gott, daß er sie zu ihm schickte! Sie war fest überzeugt, daß Gott sie hierher geleitet, damit Dietz gerettet wurde. Gott gab ihr den Gedanken ein, ihr Schnupftuch in Wasser zu tauchen und auf seine Schläfe zu legen. Gott machte sie begreifen, daß er aus diesem furchtbaren Saal gebracht werden mußte; daß er frische Luft brauchte, daß diese furchtbar schwüle Atmosphäre sein Tod werden mußte! Und zitternd wagte sie es ihrer Mutter zu sagen.

„Das werden wir wohl dem Arzt überlassen müssen", sagte die Baronin. — „Beruhige dich doch, Kind — ich bitte dich —"

„Ach, Madame," sagte der Offizier spöttisch — „dann bestellen Sie nur seinen Sarg —"

Und diese spöttischen Worte waren Ursache, daß Dietz am Abend in einem kleinen, hellen, sauberen Zimmer war, in einem sauberen Bett lag, einen frischen Verband und einen neuen Aderlaß bekommen hatte.

„Eine größere Erquickung können wir dem Fieberkranken nicht gewähren", sagte der Wundarzt, als Marianne leise aufschrie beim Anblick des rinnenden Blutes. „Die Entnahme des Blutes verringert die Hitze des Körpers. Ich kenne viele Fälle, in denen der Aderlaß die einzige Rettung des Kranken war —"

„Wie wunderbar!" sagte Baronin Klothilde. Und Marianne dankte weinend der Pförtnersfrau, daß sie das kleine Stübchen — für einen ungeheuren Preis — hergegeben.

* * *

Schreckliche Geschichten träumte Dietz.

Unter Schlehen- und Dornenhecke liegt er. Wie brennt die Sonne! Erbarmungslos brennt sie herab vom wolkenlosen Himmel. Brennt in seine Augen, die er nicht schließen kann trotz der bleiernen Müdigkeit. Brennt auf den nackten Schädel, der so merkwürdig taub und hohl ihn dünkt. Wie kam's doch, daß er hier lag? Heulend kam etwas Furchtbares durch die Luft — jemand lachte vor Erregung. „Nieder!" schrie Dietz. Und da pfeift es über ihn weg — da wühlt es sich hinter ihm in die Erde — da prasselt Erde und Sand auf — da schreit jemand grell und anhaltend wie ein Tier — und wie er sich umwendet, den Kameraden zu helfen, trifft ihn das kalte, scharfe Eisen — — die Dänen schlagen unsanft auf deutsche Köpfe von ihren Pferden herab. Tausend Funken stieben vor den Augen auf — die Erde tanzt! Es drehen sich Schlehen und Hecken, Pferde und Männer, Knicks und Gräben — — es



donnert auf einmal wie aus tausend Schlünden, wie von tausend wirbelnden Gebirgswassern. Ein Pferd sieht er, das wild bäumend sich aufrichtet; ein roter Quell stürzt aus seinem Innern hervor. Ein Mann fällt rückwärts herab; hält die Arme weit ausgestreckt; hat einen Fuß im Steigbügel — —

Aber auf einmal ist alles ruhig und still. Dietz liegt wie im Schlaf. Er lächelt leise. Weil er in' all den Schrecken so bewegungslos, so gleichmütig liegt. Er fühlt gar nichts. Die Seele ist wie losgelöst vom Körper. Er hört auch nichts mehr. Ein fernes Sausen und Summen — Geräusche aus unermeßlicher Ferne — ach, wie wohl die Ruhe tat! Nicht mehr denken! Nicht mehr grübeln! Der Herzschlag setzt aus — —.

Aber nun brennt die Sonne! Was für ein wütendes Stechen in den Schläfen! Als wenn ihre sengenden Strahlen sich einwühlen! Ach, wenn man Wasser haben könnte! Einen Tropfen Wasser! Doch nur der Wunsch ist da. Die Zunge versagt den Dienst. Die Lippen können sich nicht bewegen.

Schwirren Fliegen herum? Weg — ihr ekles Geschmeiß! Wie summen sie — wie Mühlen, die sich drehen — drehen — — sie lassen sich nieder — oder sind es„ Raben? Wachsen nicht ihre Flügel zu schwarzen Fittichen? Wie scharf und spitz ihre Schnäbel sind! Und wie glühend ihre gierigen Augen. Warum hocken sie da so unbeweglich auf Dornenbüschen und Schlehenhecken? Eine schwarze, schweigende Gesellschaft, die auf ein schauerliches Leichenmahl wartet — und alles versinkt in Nacht.

Sieh da — der Sonne Glut schwand. Nun kommt die Abendkühle. Auf leisen Sohlen kommt wohl die Nacht, fällt der Tau? Netzt er das Gras, daß es so kühl und feucht an die Schläfen sich legt? Aber nun steigen die Dünste auf wie von einem Leichenfeld. Wie Pest sind sie. Ist's der Pferdekadaver? Sind es Menschen, die man vergaß, unter die Erde zu bringen? Ach, Deutschland, wie blutig läßt du dir deine Herrlichkeit bezahlen!

Wenn man sich nur bewegen könnte! Wenn man nur hinweghuschen könnte von den Schrecken! Aber wie verwachsen ist der Körper mit der Erde! Oder wurde man schon eins mit ihr? Man vernimmt ihre Atemzüge; ja deutlich hört man der Erde Atmen bis auf weite Fernen.

Und schläft wieder ein bei ihrem sanften Rhythmus. Wie ein Gebet ist der sanfte Rhythmus.

Oder war es kein Gebet? Oder schlief man nicht? Was bedeutet das unheimliche Scharren und Schaufeln? Ist's nicht, als fielen Erdschollen polternd zur Seite? Und Schnaufen hört man und schweres Atmen wie bei Männern, die harter Arbeit Herr werden wollen. Ja — sie graben. Wenn man nur eine kurze Bewegung machen könnte mit dem Kopf, würde man sie graben sehen können. Wie groß die Grube ist, die sie da schaufeln. Ungeheuer muß sie sein! Das ist, als schaufelten sie seit undenklichen Zeiten an dieser ungeheuren Grube. Wie schwer die Gedanken sich wälzen! Schon einmal sah man eine solche Grube, gefüllt mit Leibern. „Das war viel blühendes Leben", sagte der Major; und nahm eine Handvoll Erde und streut sie über die Leiber. Aber einer weinte. Der trug den Arm in der Binde. Und brach einen blühenden Schlehenzweig und legte ihn einem auf die Brust und schämte sich der Tränen nicht. Ja, das ist so. Für die vielen Leiber graben sie die Grube, damit sie die Luft nicht länger verpesten mit ihrem Verwesungsgestank! Damit des Frühlings lachendes Bild nicht länger von Blut und Schrecken verhüllt ist.

Und still ist's — —

Nein, es ist nicht still. Dieses dumpfe Gepolter ist furchtbar. Wie ein stummes Grausen liegt's über einem. Wie die Schrecken des Gerichts ist dieses dumpfe Poltern; ist dieses Schleifen und Schlürfen. Wie die Schläfen hämmern! Die Brust will sprengen vor Grausen. Wie ruhig und sicher der Männer Tritte sind. Und wie schwer sie gehen! Wie unter Lasten! Sammeln die toten Helden, deren Blut die Erde trank! Aber sie sind keine Helden mehr für der Totengräber Begriff.

Und wieder brennt die Sonne. Ach, welche Qual, ihre glühenden Strahlen zu ertragen! Wenn die Männer Barmherzigkeit empfänden — — wenn sie den Verschmachtenden helfen würden — den brennenden Durst löschten — es ist nur der Durst, daß die Glieder so schwer und steif sind! Nur der Durst ist's, daß man in furchtbarem Bann sich nicht bewegen kann — —

Aber sie sind nicht barmherzig. Dicht neben den hämmernden Schläfen tönt ihr harter Tritt. Und etwas Schweres, Totes streift die Wange — ist's eines Toten hängender Arm? Dumpf poltert es hinunter — schlägt jammervoll auf.

Aber das Grauen wächst! Aber die Angst vor den Erbarmungslosen wächst. Wenn sie einen zu den Toten zählen? Wenn die Grube auch für Lebendige geschaufelt wäre? — — —

Marianne beugte sich über den dumpf Stöhnenden. Sie hört, wie die Zähne knirschen. Was ist das für ein schrecklicher Ausdruck in dem glühenden Gesicht? Nie sah Marianne soviel Qual! Wie sich die Hände spreizen! Ja — wie in Todesnot die Hände sich spreizen! Oder ist das der Tod? Ist dieses furchtbare Aufbäumen der Tod?

„O Mama — — sehen Sie doch —"

Mariane lag auf den Knien. Mitternacht schlug es von den Türmen. Die Öllampe zu Häupten des Bettes flackerte ängstlich. Ihr Schein fiel auf das verzerrte Gesicht des Kranken.

„Wir müssen den Arzt rufen" — sagte Marianne in wilder Angst. Und sieht auf die Mutter — und prallt entsetzt zurück. Auf dem gelben, weit vorgestreckten Gesicht, in den glühenden Augen liegt etwas, das ihr Grauen verursacht. Die zu kurze Oberlippe läßt die hervorstehenden Zähne sehen — grausam und gierig sieht sie aus! Und sie sagt etwas — — „Gottes Werkzeug", sagt sie; „Gottes Werkzeug — —" und ist mit Schleichtritten an der Tür, starrt mit den glühenden Augen unverwandt auf ihre Tochter — als wollte sie sie bannen mit diesen glühenden Augen! Und ihre Hand tastet nach dem Schlüssel.



„Er hat gesagt“ — murmelt Marianne mit erstickter Stimme — „wir sollen ihn rufen, wenn das Fieber wieder steigt! Er hat gesagt, ein Aderlaß — — o Mama — — was haben Sie — —“ und in unsagbarer Angst — „das Leben hängt davon ab, hat er gesagt — —“

Klothilde aber versuchte zu lächeln! Versuchte ein beruhigendes Lächeln ihr zu zeigen. Und noch immer tastete ihre Hand nach dem Schlüssel. Und noch immer brannten die Augen! Das Leben hing von dieser Stunde ab! Das Glück hing von dieser Stunde ab!

„Glaube ihm doch nicht —“ sagte sie heiser — vor Erregung klang die Stimme zischend — — „glaube ihm doch nicht!“

Aber Marianne glaubte ihm! — „Die Entnahme von Blut verringert die Hitze —“ und sie sprang auf — sie stürzte auf die Tür zu — noch steckte der Schlüssel! Sie wollte sie aufreißen —

„Ich verbiete dir — —“ sagte ihre Mutter außer sich. Und wie Marianne, am ganzen Körper zitternd, sie flehend ansah, während ihre Hand nach dem Schloß griff, hatte die Baronin sie plötzlich mit einer Kraft, die man nie bei der kleinen Frau vermutet, an den Schultern gepackt. Riß sie zurück.

„Ich verbiete dir — — Gott will es nicht — — ich verlange Gehorsam —, — du sollst nicht glauben —“

Verzweifelt versuchte Marianne sich von diesen krampfhaften Griffen zu befreien, sie war überzeugt, daß die arme Frau durch die furchtbare Erregung der letzten Tage den Verstand verloren habe! Welche Kräfte sie hatte! Wollte durchaus zur Tür hin. Trachtete, den Schlüssel umzudrehen. Wilde Entschlossenheit war in ihr, das äußerste zu wagen, um Mann und Kinder vor der Verarmung zu retten. Es war nicht recht. Aber welchen Vorwurf konnte man ihr machen? Daß sie den Anordnungen des Arztes keinen Glauben geschenkt! Daß sie überzeugt war, das Fieber habe nicht jenen Höhepunkt erreicht, der sie vor sich selbst berechtigte, den Arzt der Nachtruhe zu berauben! In ihren Händen lag das Schicksal des Menschen, den sie über alles liebte. Für ihren Mann hätte sie einen Mord auf ihre Seele geladen! Was sie hier tat, war kein Mord. War eine Unterlassungsünde, für die Gott nicht zu hart strafen würde. Aus Liebe sündigte sie! Gott würde verzeihen! —

Und sie rang mit Marianne. Mutter und Tochter waren erbitterte Feindinnen geworden, als sie um den Mann kämpften, den sie liebten. Marianne war entsetzt, wie hart die Hände sein konnten, die sie bis jetzt geliebkost! Wie haßerfüllt die Augen glänzten. Aber auch sie kämpfte ja mit der Kraft der Verzweiflung! Stemmte sich gegen die Tür, deckte mit dem Rücken das Schloß, keuchte vor Grauen — rief immer wieder ihr flehendes, ihr entsetztes — „O Mama — —“

Dietz aber träumte seinen furchtbaren Traum — träumte röchelnd seinen furchtbaren Traum von den Erbarmungslosen, die eine tiefe Grube mit Menschenleibern füllen wollen. Deutlich hört er ihr Keuchen! Wie finster die Gesichter sein müssen bei so finsterem Geschäft! Warum hilft Gott nicht! Warum öffnet er ihre Augen nicht, damit sie Mitleid haben mit einem armen, hilflosen Menschen! Er ist doch der Gott der Barmherzigkeit! Kann er denn zugeben, daß ein armer Mensch so eingeschaufelt wird? Ach — wenn Gott lebt, kann er das nicht zugeben! Oder lebt er nicht?

Da — eine harte Faust an der Schulter —

Schrie er? Es ist ein Sausen in seinen Ohren — die Lungen müssen bersten vor der Anstrengung, einen Ton herauszubringen. Alle Muskeln sind angespannt für diesen einen Ton! Ein Leben gilt es! O ihr Männer — — Erbarmen, ihr Männer — —

Sie hörten ihn nicht! Kein Ton entringt sich den zerrissenen Lippen!

Und noch eine Faust! Wie ist sie hart und mitleidlos! Und schwerer Atem ist dicht neben ihm — — seine Füße ergreift einer; der andere packt die vom Säbelhieb zerrissene Schulter — zerrt und reißt — und ein Schmerz packt den Verwundeten, so jäh und fürchterlich, daß er die Starrheit seiner Glieder löst. Über das Totenfeld gellt sein Schrei — die Luft erzittert von diesem Schrei, der einen Verzweifelten vor grauenvollem Tode bewahrte. Der dem Geschöpf zeigt, daß sein Schöpfer lebt!

Zitternd, außer sich stehen die Frauen; der Pförtner schlägt an die Tür, Marianne reißt sie auf, stürzt auf das Zimmer des Arztes zu —

Und auch der hat den Schrei gehört. Kommt ihr entgegen; verschlafen, mit offenem Hemdkragen; ist ganz verwirrt, wie sie sich angstvoll an seinen Arm klammert.

„O kommen Sie!“ flehte Marianne und meinte, ihre Knie müssen brechen; „o kommen Sie — —“

Und sie eilen über den finsteren Korridor. Das Mädchen wußte gar nicht, daß des Doktors Arm sie hielt. Wußte nur, daß es sich in diesen Sekunden um Tod und Leben handelt. Erstarrt, verzerrt war ihr weißes Gesicht. Die Augen brannten in den Höhlen. Das schwere, dunkle Haar hatte sich bei dem wütenden Ringen gelöst, fiel schwer über Schultern und Rücken, und noch keuchte ihre Brust. —

Das gelbe Licht der Öllampe flackerte zu Häupten des Bettes. Aber der Pförtner hielt seine Laterne über den Kranken. Da war es hell im Zimmer. Marianne sah ihre Mutter vor dem Kruzifix, das über der Kommode hing, auf den Knien liegen.

Der Arzt beugte sich über den Kranken; fühlte den Puls; tastete vorsichtig über das Gesicht — und richtete sich auf. Sah auf Marianne, die nun selbst wie eine Fieberkranke aussah; schüttelte den Kopf — untersuchte noch einmal — —

Wenn er tot ist, will ich auch sterben, dachte Marianne. Und hatte keine Angst mehr.

Wie lange es mit der Untersuchung dauerte! Dem Herzschlag lauschte er; strich über die Hände; fühlte die Haut unter dem Hemd, griff wieder nach dem Puls — richtete sich auf und sah fast verwirrt auf Marianne.

„Es ist da wirklich etwas Merkwürdiges vorgegangen“, sagte er. „Die Natur hat sich selbst geholfen. Der Paroxysmus hat den Kranken in Schweiß getrieben. Ich freue mich mit Ihnen, Mademoiselle; der Kranke ist gerettet.“



Marianne sah ihn an, als verstände sie ihn nicht. Erst als sie sein Lächeln sah, begriff sie seine Worte. Und der Übergang der Verzweiflung zur höchsten Freude, der sich auf ihrem Gesicht abspielte, war so ergreifend, daß es dem Pförtner Tränen in die Augen trieb. Sie machte eine Bewegung auf den Arzt zu, lächelte, obgleich die Tränen über ihre Wangen stürzten, beugte sich plötzlich über Dietz und küßte seine Hand. Sie hätte nun Gott danken können, daß er ihr Gebet erhört. Aber in ihrem zuckenden Herzen tönte nur ein leiser, überwältigend schöner Lobgesang nach des Doktors Worten: „Der Kranke ist gerettet."

„Wie gut Sie sind!" sagte Marianne zu dem jungen Wundarzt.

Seit dieser Nacht glaubte Marianne an die Güte der Menschen. Der geringste Liebesdienst, den man Dietz erwies, konnte sie zu Tränen rühren. Jeder Gruß, jedes freundliche Wort entzückte sie. Als hätte sie selbst das Todesgrauen kennen gelernt, so freute sie sich nun über das Leben. Ihr Gesicht hatte einen anderen Ausdruck bekommen, und ihre ganze Seele war erfüllt von Demut und Dankbarkeit gegen Gott und Menschen. Sie hatte auch die Überzeugung, daß alle teilnahmen an dem großen Glück, das ihr widerfahren, und hielt sich für sündhaft und schlecht, daß sie den furchtbaren Kampf mit ihrer Mutter nicht vergessen konnte, während Dietz so schauerlich röchelte und das Licht ängstlich flackerte. Schaudernd hatte sie die Male gesehen, die an ihrem Hals, an ihren Armen waren.

„An Tante Agnes wollen wir schreiben," sagte ihre Mutter. „Nun das Ärgste überstanden ist, dürfen wir seine Mutter nicht länger fernhalten. Du kannst mit ihr die Pflege übernehmen, und ich gehe zu Papa zurück."

Und sie schrieb einen langen Brief an ihre Schwägerin. — —

Drei Tage später war Agnes in Rendsburg. Klothilde reiste am selben Tage nach Berlin zurück.

„Danken Sie der jungen Dame," sagte der Wundarzt, als er die Mutter in das Krankenzimmer begleitete. „Nur sie hat ihn am Leben erhalten — und weinen Sie nicht, Frau Baronin! Jede Aufregung muß vermieden werden!"

Nein, sie weinte nicht. Mit einem Lächeln trat sie ein — aber Dietz schlief; der lag in einem merkwürdigen Zustand, in dem er Traum und Wirklichkeit nicht zu unterscheiden vermochte. Der furchtbare Blutverlust war schuld, daß der Dämmerzustand noch immer nicht weichen wollte. Er schlief und träumte, aber manchmal hätte er gern den Kopf gewendet, um zu sehen, wessen Hände ihm Wasser reichten, wessen Hände so sanft die Kissen glätteten; wessen Hände Blumen auf die Bettdecke legten. Aber so schwer war der Kopf. Und so wohltuend das Hindämmern. Oft war ihm, als fliege er. Lüfte trugen ihn hoch, hoch im Äther dahin, und losgelöst war er von der Erde, die tief unter ihm lag.

Leise nahm Baronin Agnes Mariannens Platz ein. Sie hatte sie zu überreden vermocht zu schlafen. Das Mädchen fiel ja fast um vor Müdigkeit. Und wenn die Mutter da ist, gebührt ihr der Platz neben dem Krankenbett des Sohnes.

Bewegungslos verharrte sie, damit ja sein Schlaf nicht gestört wurde. Ihr Kopf war tief auf die Brust gesunken; die Hände gefaltet. Sie lächelte und wußte nicht, daß Träne um Träne aus ihren Augen tropfte. Sie lächelte — und dankte Gott für seine Gnade.

(Fortsetzung folgt).

Die Frau als Fischzüchterin.

Von Fischereidirektor a. D. Heyking. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Die Frau ist als Züchterin geeigneter als der Mann. Man pflegt auf dem Lande zu sagen, der oder die hat Glück mit ihren Tieren. Das ist natürlich ein bloßes Gerede. Das Glück besteht aus einer verständnis- und liebevollen Pflege der Tiere. Der Tüchtige hat auf die Dauer immer Glück, sagt Moltke.

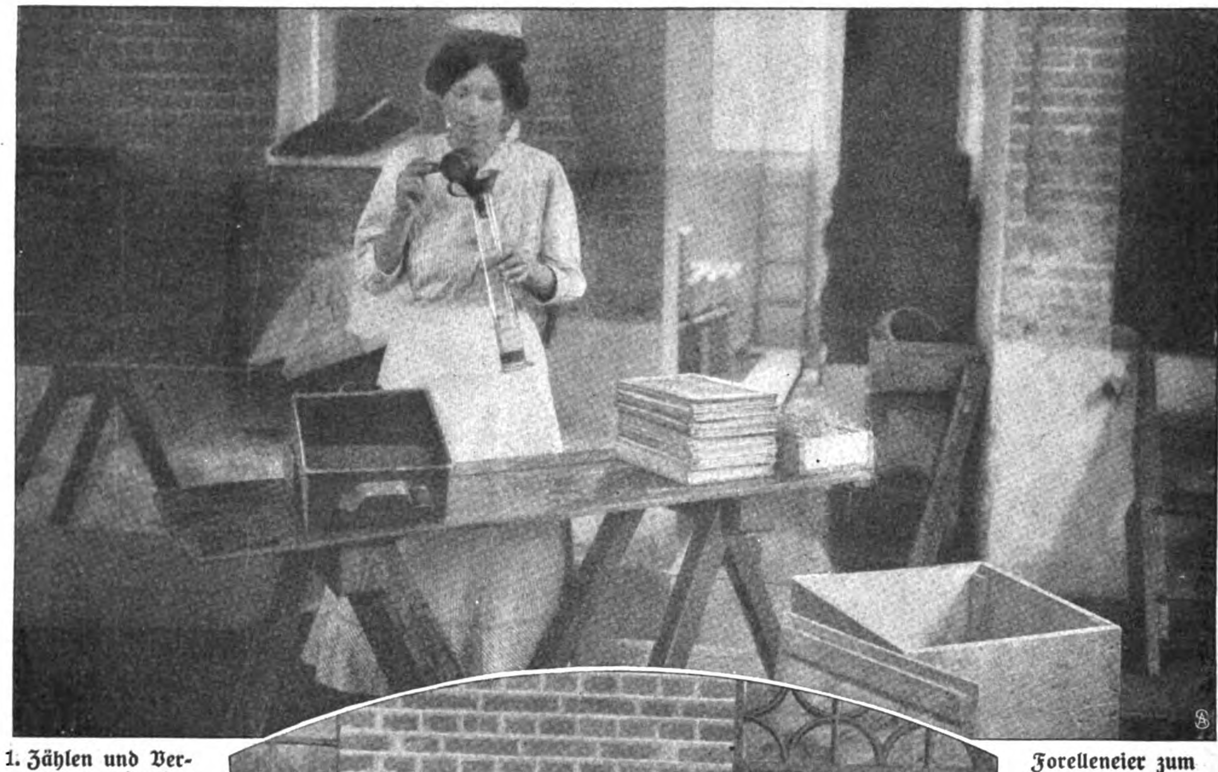
Auch die Frau als Fischzüchterin ist durchaus nicht neu, jedoch selten; sie wagt sich nicht an den Beruf. Ist sie aber erst drinnen, pflegt sie ihn mit seltener Pflichttreue. Der Markt unserer Forellenzüchtereien liegt augenblicklich ganz besonders günstig. Viele der Züchter stehen im Felde, und die ungelernte Frau führt, so gut es geht, den Betrieb. Es ist aber nicht erforderlich, daß sich die eine Existenz suchende Fischzüchterin eine fertige Zuchtanstalt kauft. Sie wird im Gegenteil vielleicht besser — wenn auch teurer — fahren, wenn sie sich eine solche selbst schafft. Es gibt in unserem deutschen Vaterland noch Gelegenheiten in Menge, wo sich Fischereien neu errichten lassen. Die weitaus meisten Bäche vollenden ungenützt ihren Lauf zum Meer. Quellen können aufgeschnitten werden und liefern reiches Fischwasser. Die Regierung zahlt Bedürftigen durch die Fischereivereine Beihilfen.

Da bekanntlich kein Meister vom Himmel fällt, wird die Fischzüchterin, bevor sie sich selbständig macht, auch lernen müssen. Es gibt viel gut geleitete Fischzuchtanstalten in Deutschland. Hier wird die Frau als Lehrling eintreten und wenigstens ein Jahr lernen. Das zweite Jahr würde sie schon in einer Fischzuchtanstalt eine bezahlte Stellung bei freier Station erhalten. Im dritten Jahre soll die junge Fischerin wandern.

Nach drei Jahren wird die Frau mit gutem Blick und offenem Kopf so viel gelernt haben, daß sie sich auf eigene Füße stellen kann. Unerläßlich ist jedoch noch der Besuch einer Fischerschule. Die theoretische Bildung soll mit einem sogenannten Kursus, der von den Fischereivereinen abgehalten wird, beginnen und auf der Universität enden. München unter Professor Dr. Hofer, Berlin unter Geheimrat Zuntz (Landwirtschaftliche Hochschule) haben Lehrabteilungen für Fischzucht.

Was nun die Kosten der Ausbildung betrifft, so sind sie auf dem Lande recht wohlfeil. Die wissenschaftlichen Kurse der Fischereivereine und die Fischerschulen sind gewöhnlich nicht nur kostenlos, sondern es wird vom Staat den Lehrlingen noch ein Tagegeld von etwa 3 Mark gezahlt. Am teuersten werden die Studien an





1. Zählen und Verpacken der Forelleneier zum Versand.

der Hochschule, aber auch hier lassen sich Stipendien erwirken. Nun kommt die Beschaffung der eigenen Scholle. Der Deutsche, auch die deutsche Frau geben viel auf die eigene Scholle. Die Laubenkolonien und Schrebergärten sprechen eine beredte Sprache. Man will auch den Kriegsverletzten eine eigene Scholle schaffen, wo sie als freie Menschen sich dem Ganzen nützlicher machen können als in ungesunder Großstadtluft; also auch der Frau, der der Krieg ihr Liebstes genommen.

Was hat nun eine Fischzüchterin zu tun? Da gibt ein Brief Auskunft, den ich von einer solchen erhalten habe. Er lautet: „Der Krieg hat mir einen bösen Strich durch die Rechnung gemacht. Die paar Männer, welche ich in meiner Fischerei beschäftigte, wurden eingezogen, ich behielt nur die Frauen. Dazu kamen meine Mädel. Einen Stillstand gibt es in der Fischerei nicht; namentlich dürfen die Fischlein nicht hungern. Sie sehen auf der Abbildung 3 wie meine Aelteste füttert. Was nicht zu sehen, sind die Fischlein, die dem Futter schon vorwarten. Das Mädel ist aber auch von einer Pünktlichkeit und Akkuratesse, die mich aufs höchste erfreut. — Dann kam die Abfischung. Das ging besser, als ich's gedacht. Die Frauen zogen sich die langen Stiefel ihrer Männer an. Mein polnisches Mädchen watete

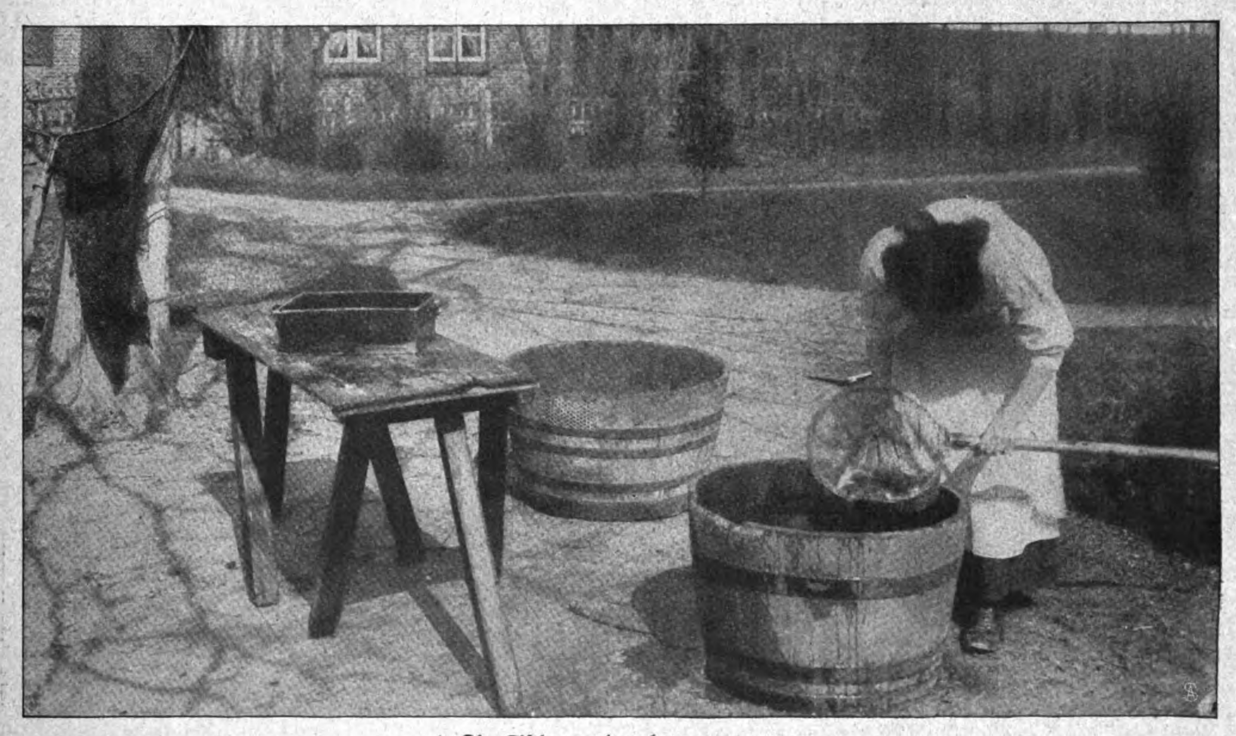


2. Beim Stricken der Kescher.



3. **Die Fische werden gefüttert.**

prächtig, und ihrem Beispiel folgten alle meine Mädel. Das Wetter war schön und warm und das Barfußlaufen ein Vergnügen. Kurz, die Sache ging ausgezeichnet. Kein toter oder verletzter Fisch. — Abgestrichen habe ich selbst. Die Befruchtung gelang wie immer auch heuer ausgezeichnet. Die Eier sind prall und rosig. Das Absammeln besorgt z. B. Fräulein B. bei weitem besser als ein robuster Fischersmann. Sie wissen ja, daß wir einen großen Versand von angebrüteten Eiern haben. Auch die Verpackung und das Abzählen (Abb. 1) besorgt Fräulein B. Das Wägen der Fische besorgen zwei Schwestern (Abb. 7). Eine trägt zu, die andere wägt.



4. **Die Fische werden herausgenommen.**

Natürlich kann die Zuträgerin nicht mit einem Mal soviel tragen als ein Mann — was schad's, sie nimmt weniger und geht einmal öfter. — Den Versand, den ich postpaketweise an private Besteller erledige, besorgte bisher meine Tochter, jetzt auch ein Lehrling. Die Fische werden von ihr abgeschlagen, sauber verpackt und an die Kundschaft verschickt. Kein Fisch ist selbst während der heißesten Tage auch nur mit einem Stich angekommen, was sonst nicht immer — wenn auch nur sehr selten — zutraf. Sie wissen, daß in der künstlichen Forellenzucht das



6. Beim Auslesen der abgestorbenen Eier.



5. Verpacken und Abzählen der Fische.

größte Kunststück ist, die Brut bis zum freßbaren Fisch zu bekommen. Auf Ihren Rat habe ich jetzt mit Meermuscheln gefüttert. Ich habe damit großartige Erfolge. Fräulein K. bemuttert aber auch die Fischchen, daß ich ihr zum Dank um den Hals fallen möchte — wenn die böse Autorität nicht wäre. — Heute gebrauche ich nur noch Männer zum Reinigen der Teiche. Aber auch das soll aufhören. Ich lasse die Böden meiner 30 Forellenteiche pflastern. Dann können meine Mädels die Teiche mit Besen auskehren und mit dem Schrubber scheuern. Dadurch mache ich mich frei von jeder männlichen Hilfe — ich bin auf freier Scholle eine freie Frau. — Über meine Bienen, Hunde und Gemüsegärten schreibe ich Ihnen ein andermal.“ . . .

So schreibt eine Fischzüchterin. Man wird daraus ersehen, daß die Arbeit eines Fischzüchters wirklich nicht so arg ist, daß sie von einer Frau nicht geleistet werden könne. Wie zu allem gehört zur Fischzucht Lust und Liebe zur Sache: beide vereint finden immer den Weg.



7. Die Fische werden gewogen.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

21. Fortsetzung und Schluß

Im Kamin des roten Terrassenzimmers brannten schwere, lange Holzscheite. Herr von Glidien saß frierend in seinem Sessel, und seine wachsbleichen Hände mit den noch immer blutroten Nägeln irrten unruhig auf dem dunklen Plaid, das über seinen Knien lag.

Karola, ein weißes Seidentuch schräg über die Stirn gebunden, ging auf und ab in dem großen Zimmer, und die lange, weiche Schleppe ihres dunklen Kleides folgte ihr wie eine Schlange.

Manchmal trat sie an die Balkontür, drückte ihr Gesicht gegen die kalten Scheiben, blickte hinaus in den Park, wo die alten Buchen stöhnten und die kahlen, schlanken Birken sich schwermütig neigten.

„Karola . . . Karola . . .“

Sie zuckte zusammen. Ihr weißes Gesicht wendete sich ihrem Manne zu.

„Ja . . .“

„Willst du Schach spielen mit mir, Karola?“

„Jetzt . . .?“

Seine dunklen, eben noch wie erloschenen Augen sprühten plötzlich auf.

„Warum nicht jetzt . . . warum?“

Er riß an der Decke, er tastete nach seinem Stock. Ein fahles Lächeln verzerrte seine Lippen. Oh, er wußte wohl, warum! Aber sie sollte es ihm sagen . . .! Er verlangte es! Sie durfte nicht glauben, daß er blind war, daß er nicht sah . . . daß sie ihn mit irgendeinem flüchtigen Wort abfertigen konnte . . . Warum stand sie am Fenster . . . warum starrte sie in den Garten hinaus? Es regnete doch . . . Wollte sie vielleicht in den Regen hinauslaufen . . . ihm entgegenlaufen . . .?

„Wenn du willst . . .“ sagte sie und rollte den zierlichen Schachtisch zum Kamin.

Sie setzte sich ihm gegenüber und tat, als merkte sie es nicht, wie sinnlos er die Figuren da und dorthin schob mit seinen zuckenden Fingern, wie willkürlich er ihrer Dame Schach bot, ihr die Bauern nahm.

Und nun ließ auch sie die Figuren ganz willkürlich vorgehen, während ihre Augen über das Schachbrett hinaus in die flammende Glut des Kamins blickten. Und sie neigte ihren schönen, dunklen Kopf mit der silbernen Strähne, als vernähme sie in dem Knistern der Funken, dem Prasseln des Feuers fernes Räderrollen.

Plötzlich flog der Tisch zur Seite, mit einem Ruck, so heftig, daß alles zur Erde rollte. Und drohend, verzweifelt gellte es an ihr Ohr: „Nicht einmal ein bißchen Schach spielen kannst du mit mir — nicht einmal das!“

Wortlos bückte sie sich, stellte die Figuren wieder auf. Nur ihre Hand zitterte; ihre Stimme aber war ruhig, als sie sagte: „Doch will ich spielen . . . ich war nur zerstreut . . . wirklich nur zerstreut . . .“

Er haschte nach ihrem Kleide, hielt es fest zwischen seinen knochigen, blassen Fingern.

„Warum bist du zerstreut . . . sag, warum? Gerade heute . . . gerade jetzt!“

Er wußte, warum sie zerstreut war — weil sie den Graebner erwartete, den sie hatte kommen lassen, ohne ihn zu fragen.

Was wollte der Mann hier? Er brauchte ihn nicht. Der hatte ihm nicht geholfen, der hatte ihn operiert und zum Krüppel gemacht! Hatte sie denn die Zeitung nicht gelesen? Disqualifiziert war er in ärztlichen Kreisen! Jawohl . . . wie ein Jockei beim Rennen . . . Sie brauchte nicht zu glauben, daß er nichts wußte von dem, was in der Welt geschah — alles wußte er. Er hatte sich nicht umsonst andere Ärzte kommen lassen — er hatte sich erkundigt.

Karola atmete schwer. Zum erstenmal versagte ihre Geduld.

„Bei Kurpfuschern hast du dich erkundigt“, murmelte sie leise.

Er zerrte an ihrem Kleide: „Wer ist Kurpfuscher . . . wer? Der Graebner ist ein Kurpfuscher . . . der! Nicht die harmlosen Leutchen, die mir ihre Pulverchen verkaufen und ihre Kräuter. Glaubst du . . . ich lasse mich dumm machen?“

Sie erschrak, mehr noch vor der klaren, nüchternen Sachlichkeit seines Tones als vor seinen Worten.

Das war ja Haß, der aus seinen Augen sprach, ein lange aufgespeicherter, heimlich genährter Haß! Ein Haß, der das arme, gequälte Gehirn mit plötzlicher Helle durchleuchtete, ein Haß, der keine Form mehr wahrte, ein Haß, der sich brutal wie mit Keulenschlägen durchrang! . . .

Der Wärter kam herein und hinter ihm der Diener. Durch die offene Tür hörte man Schritte, Männerstimmen.

„Hinaus . . . ich will ihn nicht . . . hinaus! Ich bin Herr . . . ich bin noch Herr hier!“ . . .

Baron von Glidien richtete sich in seinem Stuhl auf, taumelte vor, ehe Karola ihn daran hindern konnte.

„Hinaus! . . . Hinaus!“ . . .

Der Wärter packte ihn von rückwärts, Karola drängte Graebner mit hochgehobenen Händen über die Schwelle zurück.

„Nicht hineingehen . . . ich bitte . . . ich beschwöre Sie. . . Verzeihen Sie mir — ich wußte nicht“ . . .

Er hielt sie fest umschlungen mit seinen Armen, seine Lippen berührten das seidene Tuch über ihrer Stirn.

„Ich fürchte mich nicht, liebste Frau. . . wirklich nicht.“

Er drückte sie in den erstbesten Sessel, schob Mister Juck zur Seite, der ängstlich in den roten Salon lugte, bereit, davonzulaufen bei der ersten Gefahr, und ging hinein.

„Na, Herr von Glidien? . . . Worüber ärgern Sie sich denn? . . . Werden Sie wohl loslassen?!“ donnerte er den Wärter an.

„Fürchterlich sind solche Kerls, Herr von Glidien, nicht wahr? Sollen einen stützen, ein bißchen behilflich sein und verursachen einem nur Unbehagen! Loslassen!“ wiederholte er nochmals und gab dem Manne ein Zeichen zu gehen.

Der Kranke starrte ihn wie entgeistert an.

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Nun war er doch da . . . der Mann? Nun saß er ihm doch gegenüber, nun faßte er doch nach seiner Hand, zog die Uhr . . . und nun kam Karola herein. . . Ihre Augen waren auf den fremden Mann gerichtet . . . auf den — nicht auf ihn.

Und sie stellte sich an die Seite dieses Menschen — ihr Kleid streifte seinen Arm. . . Und nun hob er den Kopf, sah ihr in die Augen.

Er fiel zurück in den Stuhl, weil er die Herrschaft verlor über seine Glieder, seine Gedanken. . . .

Man brachte ihn zu Bett. Er fühlte noch, wie ein glattrasiertes Gesicht sich über ihn beugte.

Dann lag er ganz still. Atmete hörbar. Sie sollten nur glauben, daß er schlief. . . Aber dann schlief er wirklich ein, wie überlistet von der Natur, gegen deren Vernichtungsgang er sich stemmte mit aller Kraft seiner Lebensgier.

Als er aufwachte, war er allein. Die Lampe brannte unter ihrem großen grünen Schirm in der Ecke des Zimmers. Die Bronzeuhr auf der Marmorkonsole schlug elf.

Nur der Wärter lag auf dem Feldbett, nahe am Fenster, und schnarchte.

Widerlich war ihm das! Widerlich war ihm die rohe körperliche Kraft, die da war, um seinen Willen zu bändigen. Wenn er ihn weckte, dann drehte sich der Kerl erst auf die eine, dann auf die andere Seite, torkelte heran, schlaftrunken, grob und faßte seine Kissen mit den groben Händen.

Er machte den Mund auf, um Karola zu rufen, bevor noch der Wärter an seinem Bett war und ihm die abscheuliche Hand gegen die Lippen drückte. Aber plötzlich fiel ihm etwas ein.

Der Mann fiel ihm ein — den sie hatte kommen lassen, um sich zu schützen vor ihm.

Wo war sie jetzt?

Er richtete sich auf, tastete nach dem langen, seidenen Schlafrock, der über dem Bettpfosten hing, suchte mit den zuckenden, abgemagerten Füßen die weichen Schuhe.

Er lächelte vor sich hin.

Wie leise er doch sein konnte . . . wie gut ihm die Hände gehorchten . . . und wie roh und grob der Kerl schnarchte in seinem tiefen, dummen Goliathschlaf!

Er machte ein paar Schritte auf dem Teppich; nicht einmal den Stock brauchte er. Wenn er sich an den Wänden hielt, an den Möbeln. . . Er kam durch alle Zimmer . . . ganz allein. Er war überhaupt viel gesünder in der letzten Zeit. Aber jetzt . . . jetzt sollte er wieder künstlich krank gemacht werden von dem. . . Vielleicht weil sie ihn liebte . . . ihn heiraten wollte . . weil er ihr nicht schnell genug starb . . . nicht schnell genug! . . .

Nun stand er im Nebenzimmer. Sein Jagdzimmer war es . . . und dort, hinter jener angelehnten Tür, lag der Speisesaal.

Ganz leises Stimmengemurmel kam von da.

Ihre Stimme konnte er unterscheiden und die Stimme des Mannes. Wenn er sich an dem Schrank festhielt und das Ohr anlegte, dann konnte er auch hören, was sie sprachen.

„So, Mister Juck . . . die Depeschen bringen Sie morgen früh gleich zur Bahn. Ich habe an einen der ersten Psychiater telegraphiert. Es wird ein Abteil erster Klasse reserviert, zwei Anstaltswärter kommen heraus. Frau von Glidien und ich fahren mit bis Berlin. Dort erwartet ihn der Wagen und der Anstaltsarzt. Es ist für seine eigene Ruhe unbedingt erforderlich, daß die Täuschung aufrechterhalten wird! . . . So — Mister Juck, das wäre alles."

Der Kranke hinter der Tür rang nach Atem, nach einem Ton, einem Wort, das er denen dort zuschleudern könnte. Aber seine Kehle gehorchte ihm jetzt so wenig wie seine Hände. Er wollte vorstürzen — die Füße aber trugen ihn zurück.

Das Licht aus dem Schlafzimmer beleuchtete schattenhaft den großen Raum mit den dunkelgrünen Lederstühlen, den weißleuchtenden Geweihen an den Wänden, dem großen ausgestopften Bären mit der Hellebarde zwischen den Riesenpfoten. Den hatte er noch selbst geschossen — in Rußland, als er Gast war bei einem russischen Sportsmann! Das waren noch Zeiten gewesen! . . .

Er tastete sich weiter, hielt sich an den Sesseln fest, an dem geschnitzten Gewehrschrank. Er fiel auf eine Bank, preßte den Kopf gegen das harte Schnitzwerk. Ja . . . Zeiten waren das gewesen! . . .

Er lachte lautlos, höhnisch vor sich hin.

Hieß es nicht: „Der schießt den Besuchern den Hut aus der Hand?" Das konnte er heute noch. Wenn auch nur, um zu sehen, wie blaß sie werden konnten, seine Frau und der — Doktor. . . .

Er hatte geahnt, wie alles kommen würde — schon damals, als er gepfiffen hatte das eine um das andere Mal . . . immer wieder und immer wieder . . . und sie Seite an Seite mit dem Manne spazierengegangen war — ohne auf ihn zu hören, ohne sich um ihn zu kümmern.

Und dann . . . nachdem er fortgefahren war . . . ihre ganze Art — so still . . . so gedrückt. . . Ihre Gedanken gehörten ihm nicht mehr . . . nichts gehörte ihm mehr von ihr . . . nichts. . .

Und morgen steckten sie ihn ins Irrenhaus, hinter vergitterte Stäbe. . . Was hatte er ihr denn getan, seiner Frau? Nicht angerührt hatte er sie — das mit dem Spiegelsplitter war nicht seine Schuld — das war ein Zufall gewesen. Und nun fürchtete sie sich vor ihm? — Nun gut. Dann wollte er ihr auch wirklich Angst machen — daß sie es wußte, was es heißt: sich fürchten.

Mühsam stellte er sich auf die Beine, hielt sich am Schrank fest, zog ganz langsam, ganz leise die untere Lade auf.

Da lagen seine Pistolen — ganz alte, schwere — mit kostbaren Perlmuttereinlagen und kleine, handliche Revolver, wie er sie immer bei sich getragen, bis Karola seine Frau geworden war. So leichte, hübsche Dinger waren das.

Plötzlich zuckte er zusammen — die Bettstelle des Wärters knackte, seine Stimme rief: „Herr Baron . . . wo sind Sie denn? Was machen Sie denn, Herr Baron?"

Und nun schlorrte er selbst in seinen Pantoffeln heran, suchte mit verschlafenen Augen das Dunkel zu durchdringen, faßte den Kranken um die Mitte, führte ihn zum Bett zurück.

„Na, Sie werden doch nicht mit dem Schlafrock ins Bett gehen — wer macht denn das?"

„Maul halten . . . geht niemand was an . . . hat niemand was zu sagen, wenn ich im Schlafrock ins Bett gehen will. . . Niemand, verstanden? . . . Abtreten. . . Raus! . . . Brauch dicht nicht, Kerl" . . .

„Na, meinetwegen können Sie auch im Schlafrock liegenbleiben. Von mir aus!"



Er schlorrte zurück zu seinem Lager, horchte noch eine Weile, ob der Kranke auch wirklich im Bett blieb — dann drehte er sich auf die Seite und schnarchte wieder los. — —

Im Speisesaal, am oberen Ende der Tafel, saß Karola von Glidien, und das flackernde Licht der Kerzen huschte in wechselnden Schatten über das schwere Silber, über ihr weiches, weißes Gesicht mit der verbundenen Stirne. Sie hatte die Finger ineinander verästelt, und es war, als wenn sie jedes Wort, das Graebner zu ihr sprach, in sich aufnahm, wie eine verdorrende Pflanze die ersten Wassertropfen in sich auffaugt.

„Liebste Frau — Mut zeigen, auch in der Durchführung äußerster Konsequenzen — darauf kommt es an. Vielleicht hätte ich mich — wie heißt es doch — ‚drücken' können vor dem, was meine Freunde die Folgen meiner Unvorsichtigkeit nennen. Vielleicht hätte ich die Öffentlichkeit für mich gewinnen sollen, wie andere es mir rieten! Aber dazu konnte ich mich nicht entschließen."

Er stand auf, stellte sich hinter ihren Stuhl und faltete seine schlanken, blanken Hände über ihrem dunklen Scheitel.

„Und doch, liebste Frau, hat jeder — auch der Stärkste etwas, das er fürchtet, wovor er sich schützen muß, damit es ihn nicht niederwirft."

Er stockte, und die Farbe stieg langsam in seine breiten Schläfen. Mit dunkler, leiser Stimme fuhr er fort: „Auch mir geht es so. Nicht vor meinen Feinden habe ich Angst, nicht vor Verleumdung, vor Irrtum oder Neid. Nur vor meiner Liebe zu Ihnen habe ich Angst. Vielleicht war ich nur so stark bisher, weil ich alles verantworten konnte, was ich getan. Ich habe eine Frau — und die verstand mich so wenig, daß sie mir den Jungen nicht mitgab, um den ich sie bat, und der Ihnen alles gesagt hätte ohne meine Worte. Wenn die Frauen wüßten, welchen Schutz sie an ihren Kindern haben, sie würden sie dem Mann nicht entfremden! Nun habe ich nur noch meinen Willen, um nicht zu erliegen. Aber wenn ich Sie schwach sehe, zu schwach, um allein die Bürde zu tragen, die das Schicksal Ihnen auferlegt hat — dann bin ich verloren, liebste Frau. Dann ist auch die Frau verloren, die in Unverstand und Ehren meinen Namen getragen hat bisher! Das wollte ich Ihnen sagen, und darauf müssen Sie mir antworten."

Sie erhob sich. Es war die Sprache einer anderen Welt, die zum erstenmal an ihr Ohr schlug. Aber sie verstand sie.

„Ich bin nicht schwach", sagte sie und sah ihm gerade und ernst in die Augen.

Er durfte nicht wissen, wie es jetzt in ihr aussah, wenn er bleiben sollte, wie er war, und wie sie ihn liebte: mutig und unbeugsam!

„Nein, wirklich, ich bin nicht schwach", wiederholte sie und lächelte.

Er faßte ihr Lächeln richtig auf: es war das größte Geschenk, das sie ihm geben konnte in diesem Augenblick.

Ehrfürchtig drückte er ihre Hand an seinen Mund. „Liebste" . . .

Mehr brachte er nicht über die Lippen.

Als sie auseinandergingen, brach das fahle Licht des Morgens durch einen Spalt der schweren Vorhänge.

Dr. Julius Graebner riß das Fenster auf in seinem Zimmer. Er taumelte. Und doch hatte kein Tropfen Wein seine Lippen genetzt, war kein Wort der Leidenschaft über seinen Mund gekommen. Er hatte nur noch von seinen Arbeiten und seinen Plänen gesprochen und sich ihr gegeben mit all seinem Denken und Fühlen, und wie er weiter leben wollte in ihr — auch wenn sie sich nicht mehr sahen. . .

Am nächsten Morgen aber packte Frau von Glidien wirklich einen Koffer und schloß ihn ab.

Sie war etwas blasser als sonst, und über ihre dunklen Brauen lief ein feiner, roter Streifen.

„Wann kommen die Leute?" fragte sie, als Graebner herunterkam.

Ihre Stimme zitterte, und sie wich seinem Blick aus, als fühle sie sich schuldig, daß sie ihm nachgegeben und es zugelassen hatte, daß ihr Mann fortgeführt wurde.

„Vor drei Uhr kaum", sagte er hart und kurz.

Sie sah ihn eine Weile groß an, streckte die Hände nach ihm aus.

„Ich tue es ja . . . aber es ist so grausam, so unmenschlich" . . . murmelte sie. „Und es ist, als ob er es ahnte. Er will nicht aufstehen, liegt im Bett, in seinen Schlafrock eingewickelt, regungslos, und fragt nach Ihnen."

„Gut . . . gehen wir."

Er ging voran, blieb plötzlich stehen, die Klinke in der Hand.

„Sagen Sie, liebste Frau — haben Sie Vertrauen zu mir, oder glauben Sie, daß ich das nur angeordnet habe, weil ich den Mann nicht neben Ihnen dulden will?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe Vertrauen. Wie damals . . . als Sie ihn operierten. Wie damals würde ich sein Leben in Ihre Hand legen. Aber das Schicksal ist so hart — so unerbittlich." . . .

„Wie der Zufall, liebste Frau . . . genau so!"

Er machte die Tür zum Schlafzimmer des Kranken auf, schob sie mit einer sorglich vertraulichen Bewegung vor.

„Na, Herr von Glidien. . .?"

Ein Schuß fiel.

Ein kleines Rauchwölkchen, nicht viel größer als die Rauchwolke aus einer Zigarre, erhob sich im Zimmer.

Ein Lachen, gellend und höhnisch, durchzitterte die Luft, ein Schrei erklang. . . .

Ein Mann lag am Boden.

Ueber den Mann hingeworfen, Antlitz auf Antlitz, Mund auf Mund, lag ohnmächtig Karola von Glidien, und das Blut des Doktor Julius Graebner rieselte heiß und rot über ihr weißes Morgenkleid. . . .

Türen wurden aufgerissen, Diener und Dienstmädchen stürzten ins Zimmer.

Herr von Glidien saß aufrecht im Bett, den rauchenden Revolver in der geschlossenen Hand, die Glieder verrenkt in krankhaftem Zucken, und von seinen blauen Lippen löste sich immer dasselbe höhnische Lachen, dasselbe wahnwitzige, triumphierende: „Er hat mich umbringen wollen . . . ich habe ihn erschossen, ich habe ihren Geliebten erschossen . . . ihren Geliebten . . . ihren Geliebten . . .!"

Der Wärter warf sich auf ihn, wand ihm die Waffe aus der Hand

„Karola . . . Karola . . .", wimmerte Mister Juck.

Er hatte nicht die Kraft, sie von dem Toten zu trennen, der im letzten Aufbäumen beide Arme um sie geworfen hatte.

* * *



In schwerer schwarzer Witwentracht saß Frau Elise Graebner vor ihrem Rollschreibtisch.

Nasse Schneeflocken wirbelten durch den Garten.

Sie sah sie nicht.

Sie fügte Zahlen auf Zahlen in eine großes Buch und führte mit dem Lineal peinlich genaue Striche mit roter und schwarzer Tinte.

Wie versteinert waren ihre Züge.

„Herr Direktor Graebner", meldete ein Diener.

„Bitte."

Otto Graebner, Schwarz gekleidet, den Trauerflor um den linken Arm, trat ein, seine beiden Kinder an der Hand.

„Ihr fahrt also morgen?" fragte sie und hielt den Kindern die kalte Wange zum Kuß hin.

„Ja."

Sie saßen einander gegenüber und wußten, daß sie nichts mehr hören würden voneinander, wenn erst ein Stück Land zwischen ihnen lag.

Was ihnen das Liebste gewesen, war weggelaufen aus ihrem Hause.

Erst Susanne. Kaum, daß sie drei Handvoll Erde auf den Sarg des Schwagers geworfen hatte. Als ob er allein es gewesen wäre, der sie noch gehalten, vor dem sie sich noch ihres Entschlusses geschämt hätte.

War fortgegangen mit ihrer kleinen alten Sealmütze auf dem nußbraunen Haar und in dem billigen schwarzen Fähnchen, das er ihr zur Beerdigung angeschafft hatte.

War fortgegangen und untergetaucht im Menschenstrom. Ohne Abschied . . . ohne Händedruck. . . . Er sah es noch, wie sie ihre kleinen Füße vorwärts bewegte . . . schnell, immer schneller, als fürchtete sie, er würde ihr nachlaufen, sie mit Gewalt zurückhalten. Er dachte nicht daran.

Aber als sie nicht mehr wiederkam am Abend, da wußte er auch, daß sie nie mehr kommen würde. — Wußte es, daß der ungeheure, gierige Rachen Berlins sie verschlungen hatte — unbekümmert um das, was sie zurückließ, unbekümmert sogar um sie selbst. . . .

Am nächsten Abend — eingeschlossen in den Brief eines Rechtsanwalts — kamen zwei enggeschriebene, kindlich dumme Seiten von ihr.

Er las sie mit trüben Augen, doch ohne Zorn.

Er zeigte sie der Schwägerin; aber die warf sie zurück auf den Tisch, mit Ekel und Empörung.

Nur Hans, dieser dumme Bengel, heulte. Heulte mehr als bei der Beerdigung des Vaters.

Und eines Nachts kletterte er aus dem Fenster.

Als Frau Elise Graebner seine Tür aufschloß — wie sie es jetzt jeden Morgen tat — da sah sie nur das leere Bett und auf dem Tisch einen Zettel:

„Liebe Mutter! Bitte, suche mich nicht. Selbst wenn Du mich finden solltest — ich würde doch wieder durchbrennen. Mich freut es hier nicht mehr. Aber ich komme schon noch mal wieder. Geld werde ich Dich nicht kosten.
Hans Graebner."

Geld werde ich dich nicht kosten — das war der Trost gewesen, den er ihr hinwarf.

„Hast du nichts von . . . dem Jungen gehört?" fragte Otto Graebner.

Sie schloß eine Lade auf, nahm eine Karte heraus. „Da."

Es ginge ihm gut — Geld brauchte er nicht.

Keine Adresse. Aber auch wenn sie sie gewußt hätte — sie hätte nichts getan, um ihn zurückzuholen.

Es war ihr bestimmt, allein zu sein. Sie wollte es tragen.

Wie sie es getragen hatte, daß ihr Mann in den Armen einer fremden Frau gestorben war.

Nur einmal hatte sie das Schicksal zwingen wollen zu dem, was sie erträumte — da hatte es sie erdrückt . . .

Behutsam legte Otto Graebner die Karte zurück auf den Tisch. Vielleicht war doch noch ein guter Kern in dem Jungen, vielleicht biß er sich durch wie viele, die vom Leben verführt — aber auch erzogen wurden.

Seine Kinder wollte er solchem Zufall nicht preisgeben!

Wenn — wie sein Bruder einst gesagt hatte — Berlin nur ein Dach bot, unter dem Eltern und Kinder zur Nacht die Beine ausstreckten — er wollte seinen Kindern das Haus geben, heimatlichen Boden.

Wenn er auch in seiner Kunst, in seiner Ehe Schiffbruch gelitten hatte — an seinen Kindern wollte er erstarken. Wenn er in Berlin wie auf fremder Erde gelebt hatte — er wollte es dort oben wieder lernen, sich als Deutscher fühlen — als Bürger einer Gemeinde.

Er stand auf und knöpfte seinen Gehrock zu. Er hatte ihn sich machen lassen, um im neuen Wohnort seine Antrittsbesuche zu machen. Der gab ihm etwas Ernstes und Würdevolles.

„Leb wohl, Elise", sagte er. „Wenn du mich besuchen willst — so wird es mich freuen."

„Danke, Otto. Aber erst — muß ich die zehn Jahre abzahlen, die ich hier gelebt habe."

Sie reichte ihm die Hand, sie streifte das Haar der Kinder mit ihren Lippen.

„Lebt wohl", murmelte sie und wendete sich ab, wie sie sich von der Gruft abgewendet, in die man ihren Mann versenkt hatte.

Und als die Tür sich geschlossen hatte hinter dem Manne, der fortzog, um ein neues, „menschenwürdiges" Leben zu beginnen, da holte sie einen Schlüssel aus ihrem blonden Haarknoten und öffnete langsam den eisernen Geldschrank.

Nicht Geld allein lag in seiner schwarzen, kalten Tiefe. Alle ihre Hoffnungen, alle ihre Träume, all die Jahre, die sie hier gesessen und berechnet, und all ihr Leben, um das sie sich selbst betrogen hatte, lagen hier eingesargt. . .

Sie stöhnte laut auf und fiel mit der Stirn gegen die eiserne Tür.

Aus dem gähnend geöffneten dunklen Rachen aber schlug ihr die kalte moderige Luft drohend und begehrlich in das bleiche Antlitz.

(Schluß)

Feldabend.

Schläfernd in der goldnen Wiegen
Müde atmend liegt das Feld;
Fern ein Baum in dunklem Kleide
Ist ins rieselnde Getreide
Hoch und einsam hingestellt.

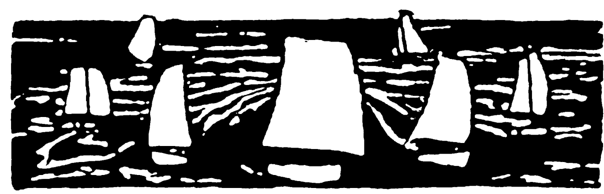
Von den taugekühlten Blättern
Rinnt ins Korn die Silberlast.
Reift mein Traum zu späten Festen,
Hält er in den samtnen Aesten
Selig seine erste Rast.

Helene Brauer.

DIE·WOCHE

Nummer 26. Berlin, den 26. Juni 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.



Die sieben Tage der Woche.

14. Juni.

Die offene Stadt Karlsruhe wird von einem feindlichen Flugzeuggeschwader mit Bomben beworfen.

Die Armee des Generaloberſten von Mackensen ist in einer Breite von 70 Kilometer aus ihren Stellungen zwischen Czerniawa (nordwestlich Moscisca) und Sieniawa zum Angriff vorgegangen.

15. Juni.

Amtlich wird von dem stellvertretenden Chef des Admiralstabes gemeldet: Nach einer Mitteilung des Ersten Lords der Admiralität ist Anfang Juni ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht und die gesamte Besatzung gefangengenommen worden. Aus einer jetzt veröffentlichten Note der britischen Regierung geht hervor, daß es sich um das deutsche Unterseeboot „U 14“ handelt.

Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, Präsident der Akademie der Wissenschaften, ist einem Herzkrampf erlegen.

Die Neuwahlen in Griechenland ergaben eine Mehrheit von über 180 Anhängern des früheren Ministerpräsidenten Venizelos bei insgesamt 316 Abgeordneten.

16. Juni.

Nördlich der oberen Weichsel weisen die Truppen des Generaloberst von Woyrsch russische Angriffe gegen Stellungen ab, die am 14. Juni den Russen entrissen wurden.

Südlich der Lemberger Straße hat die Armee Boehm-Ermolli die russischen Stellungen auf der ganzen Front erstürmt und den Feind zurückgeworfen.

17. Juni.

Die Engländer und Franzosen setzen ihre Durchbruchsversuche fort. Die unter größtem Munitionseinsatz und ohne Rücksicht auf die Verluste geführten Angriffe haben wiederum mit einer Niederlage der Franzosen und Engländer geendet.

Nördlich Sieniawa zwingen die Angriffe der verbündeten Truppen die Russen zur Aufgabe ihrer Stellung und zum Rückzug auf Tarnogrod.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juni haben unsere Marineluftschiffe einen Angriff auf die Nordostküste Englands ausgeführt. Ein befestigter Küstenplatz wurde mit Bomben beworfen, durch die eine Reihe industrieller Anlagen, darunter ein Hochofenwerk, in Brand gesetzt und zum Teil zerstört wurde. Die Luftschiffe wurden stark beschossen, erlitten jedoch keinerlei Beschädigung.

In Moskau haben Pogrome stattgefunden, die ernsteren Charakter haben.

18. Juni.

Die Feinde setzen auf dem westlichen Kriegschauplatz ihre Durchbruchsversuche nördlich Arras vergeblich fort. Die Engländer erlitten nördlich des Kanals von La Bassée eine neue Niederlage; ihre Angriffstruppen wurden aufgerieben.

Nördlich Sieniawa sind die österreichisch-ungarischen Truppen in der Verfolgung auf russisches Gebiet vorgedrungen.

Die Ostgruppe der Armee Pflanzer weist zwischen Dnjestr und Pruth acht Sturmangriffe der Russen blutig ab.

19. Juni.

Oesterreichisch-ungarische Kreuzer und Torpedoeinheiten haben eine Streifung an der italienischen Küste unternommen. Hierbei wurden die Semaphorstationen an der Tagliamento-Mündung und bei Pesaro sowie die Eisenbahnbrücken bei Rimini über den Metauro- und Arcilafluß beschädigt.

20. Juni.

Die Armeen des Generaloberſten v. Mackensen haben die Grodek-Stellung genommen. Die stark verschanzten feindlichen Linien auf der 35 Kilometer langen Front wurden gestürmt und der Feind bis hinter Straße Zolkiew (nördlich Lemberg) — Rawa-Ruska geworfen. Unter dem Drucke dieser Niederlage ist der Gegner auch aus der Anschlußstellung zwischen Grodek und den Dnjestr-Sümpfen gewichen. Zwischen den Dnjestr-Sümpfen und der Stryjmündung hat der Feind das südliche Ufer des Dnjestr geräumt.

Die deutsche Kolonie in Antwerpen.

Von Walter Bloem.

Vor einigen Wochen konnte der Deutsche täglich in der Zeitung lesen, wie Tausende und aber Tausende seiner Landsleute aus Italien flüchten mußten, der alten Heimat zu, der sie einst den Rücken gekehrt hatten, um sich auf fremder Erde anzusiedeln, im sicheren Vertrauen auf ewige Dauer der Scheinfreundschaft zwischen den Rassen und Völkern, womöglich gebläht vom Stolz, nicht ein guter Deutscher, sondern „ein guter Europäer“ zu sein. . . . Und in anderen Spalten erfuhr der Leser von den rohen Ausschreitungen britischen Pöbels gegen die längst gehaßten und beneideten Eindringlinge aus dem Land des „Militarismus“, das heißt, des hingebenden Fleißes, des rastlosen Sichdurchsetzens und Sicheinfühlens auch unter fremden Verhältnissen. . . . Ja, sie haben uns alle gehaßt, die Völker, in deren Mitte wir „Gastrecht genossen“, und kein Deutscher, der in der Heimat geblieben war, ahnt, wie die Auslandsdeutschen gelebt haben — in welch einer Atmosphäre des Hasses, des Neides, der Sehnsucht nach Gurgel und Börse der „Eindringlinge“.

Sie haben das wohl selber nicht gewußt, die „Pioniere des Deutschtums im Ausland“. Harmlos und fleißig sind sie ihrem Erwerb nachgegangen, haben sich angefreundet mit den Bewohnern des Bodens, der ihnen Nahrung gab, haben sich mit dem so fördersamen und zugleich so verhängnisvollen Talent ihrer Rasse in Sprache, Denkart und Lebensform des Volkes, das sie umschloß, derartig tief eingelebt, daß sie in Gefahr kamen, ihr angestammtes

Volkstum an die Fremden zu verlieren — eine Gefahr, der sie zu Millionen unterlegen sind. Die aber dem Renegatentum entgehen wollten, schlossen sich zu einem engen deutschen Vereinsleben zusammen, fühlten sich als „deutsche Kolonie“, und obwohl die alten deutschen Erbfehler, Kastengeist, Klatsch und Spiel, auch in ihren Kreisen Opfer forderten, hielten sie doch zueinander, der alten Heimat, der Blutsverwandtschaft eingedenk. . . .

Da ist der Krieg gekommen und hat die Auslandsdeutschen mit furchtbarer Wucht zusammengerüttelt. Während im Vaterland, dank dem scharfen Schwert unserer Armeen, alles äußerlich fast ganz im alten Gleise geblieben ist, haben die Auslandsdeutschen den Boden unter ihren Füßen wanken und wegsinken gefühlt, die Sonne verlöschen am hellen Tag, verwehen wie Spreu im Wind, was sie für ihr sicherstes Eigen gehalten. . . .

Die ersten unserer Landsleute da draußen, an denen sich solches Schrecknis vollzog, sind die Deutschen in Belgien gewesen. Ich las neulich eine handschriftliche Schilderung aus der Feder des Botschaftssekretärs der Gesandtschaft eines — noch immer! — neutralen Staates über die widerwärtigen Mißhandlungen und Verfolgungen, mit denen der Brüsseler Pöbel in den ersten Tagen nach dem Bekanntwerden des Einrückens der Deutschen in Belgien sich an seinen reichsdeutschen Mitbürgern vergangen hat. Ganz so schlimm ist es den Antwerpener Deutschen ja nicht ergangen: dafür sind aber in Antwerpen weit höhere Werte an deutschem Vermögen, deutschem Einfluß und deutscher Zukunft in Gefahr geraten und zum Teil schon unrettbar verloren gegangen. Denn die deutsche Kolonie in Antwerpen war jahrzehntelang, bei ständigem Aufblühen, eine der machtvollsten Siedelungen, die das Deutschtum im Ausland überhaupt errichtet hat.

Für alle diese Kolonisten, welche der Kriegsausbruch ins alte Heimatland zurückgescheucht hatte, bedeutete der Fall Antwerpens, den ganz Deutschland bejubelte, neuen Lebensmut und den Aufruf zur Tat. Fast unmittelbar hinter dem siegreichen Einzug der deutschen Heere sind auch die mächtigsten und mutigsten Vorkämpfer des Deutschtums in Antwerpen in die Scheldemetropole zurückgekehrt. Nicht als ob sie gehofft hätten, alsbald ihre Geschäfte wiederaufnehmen zu können — ach nein, zu gründlich hatte die grimme Tatze des Krieges das tausendmaschige Netz durchrissen, das Antwerpen mit allen Kontinenten der bewohnten Erde verband. Aber man mußte hin: mußte nach seinem Eigentum sehen, durfte sich der Freude hingeben, es im wesentlichen unbeschädigt wiederzufinden, trotz Zeppelinbomben, Belagerungsgranaten und englischer Einquartierung — mußte sorgen, zu erhalten, was zu erhalten war, und künftiger Genesung schonsam und geduldig vorzuarbeiten. Vor allem aber galt es, jene Heimstätten wieder in Pflege zu nehmen, die deutsches Gemeinleben sich geschaffen — sie von den Spuren des Kriegsdranges zu säubern und dem Dienste der Einrichtung nutzbar zu machen, die für den Antwerpener Deutschen jetzt sichtbarlich das Vaterland verkörperte: des deutschen Heeres.



Evangelische Kirche und Schule (links).

Aula der deutschen Schule: Die Lehrer und Schüler. Auf dem Rednerpult Herr Böcking, Präsident.

Es war mir vergönnt, unter der denkbar sachkundigsten Führung den Spuren wiedererwachenden deutschen Lebens in Antwerpen nachzugehen. Ich ließ mir erzählen, wie es um dies Leben vor dem Krieg bestellt gewesen ist, und wie der Krieg in dies Leben eingegriffen hat. Ich habe mir die Stätten zeigen lassen, an denen es sich seine Mittelpunkte geschaffen hatte. Ich sah, was der Krieg aus ihnen gemacht hat, und wie deutsche Tatkraft sich in diesen Tagen betätigt, um ihnen zu neuem Gedeihen zu helfen — zum Teil im Dienst des Krieges vorerst, aber hier und da doch auch schon zum Heil einer glücklicheren Zukunft.

Die Deutschen, welche sich in Belgien ansiedelten — so erzählten mir meine Führer — fanden sich, soweit sie katholisch waren, inmitten einer fremden Volksheit, mit der sie durch die Gemeinsamkeit des Religionsbekenntnisses verbunden waren. Das erleichterte natürlich ihre Aufsaugung in das Volkstum der neuen Heimat. Der Protestantismus wirkte naturgemäß entgegengesetzt, erleichterte die Beibehaltung mitgebrachten Fremdwesens. So waren es bis zum Jahre 1870 fast nur die evangelischen deutschen Einwanderer, die dem Deutschtum erhalten blieben, während die katholischen Familien zumeist schon in der zweiten Generation im Belgiertum aufgingen.

Schon im Jahre 1818 machte sich das Streben der evangelischen Deutschen zum Zusammenschluß bei der Religionsübung bemerkbar. Eine holländisch-deutsch-evangelische Gemeinde hatte sich gebildet, ihr Pfarrer Winkel verhandelte mit der holländischen Regierung wegen Überlassung eines „Tempels". Aber erst nach Jahren wurde solchem Streben Erfüllung: das ehemalige Kloster der Annonciaden mit seiner spätgotischen Kapelle wurde der Gemeinde für ihre Gottesdienste überlassen. Während der revolutionären und kriegerischen Unruhen, welche die Trennung Belgiens von den Niederlanden herbeiführten und begleiteten, erlosch das junge Gemeindeleben, um später wieder um so lebhafter zu erblühen. Schon damals errichtete man in den bescheidenen Räumen des alten Klosters eine Diakonie und eine Armenschule. Letztere war das bescheidene Wurzelgebilde, aus dem sich die nachmals so stattliche deutsche Schule entwickelt hat. Nach einem stillen Wachstum von mehr als drei Jahrzehnten konnte diese Anstalt im Jahre 1874 in ein eigenes Grundstück an der Quellinstraße übersiedeln. An dieses Stammgrundstück kristallisierten neue Gelände sich an, und vor dem Krieg hatte die Schule mit 813 Schülern ihren Höchstbestand erreicht, um den manche höhere Lehranstalt in der Heimat sie beneiden möchte.

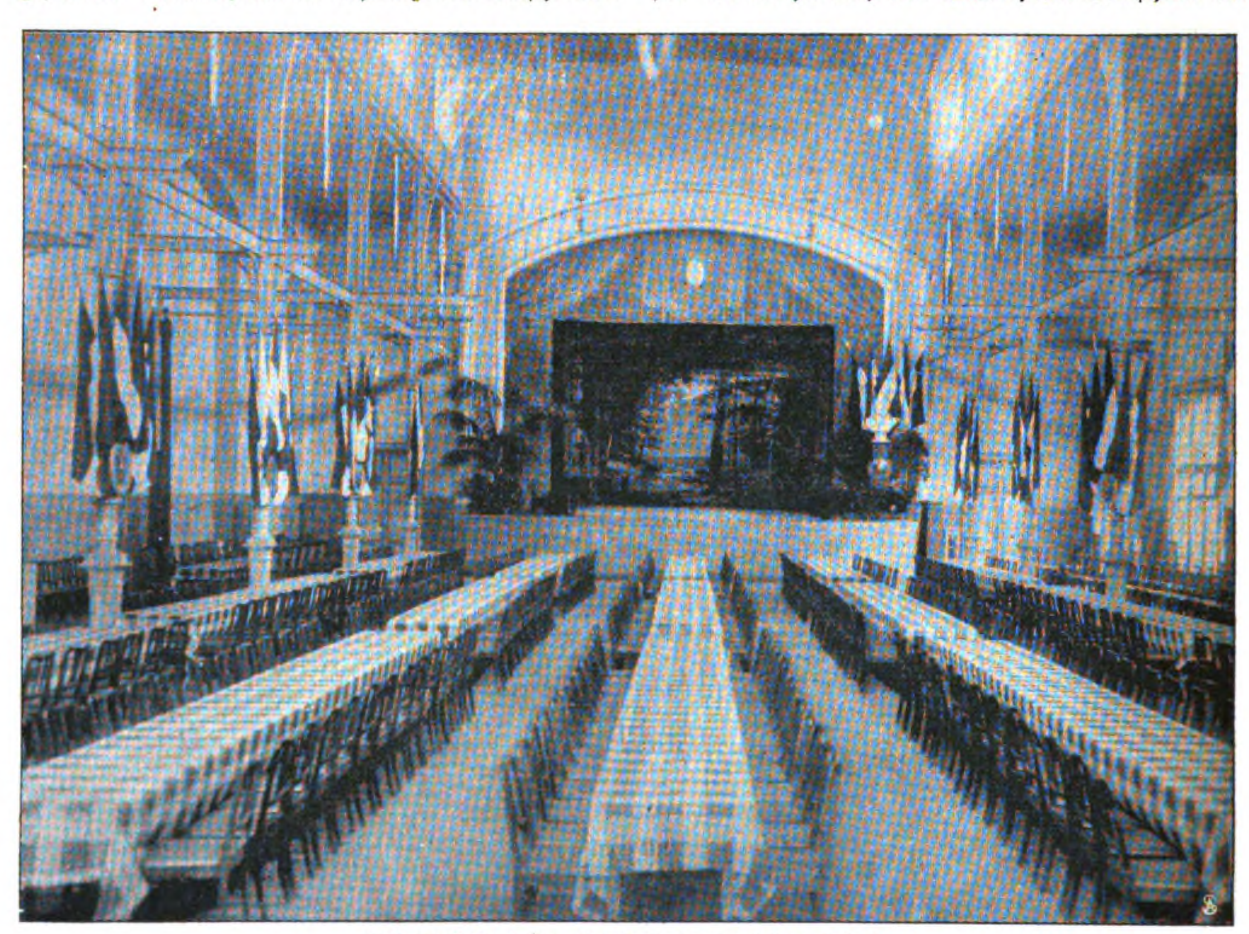
Einen starken Zuwachs hatte das Deutschtum in Antwerpen schon während des Krieges 1870-71 erhalten. Die zahllosen deutschen Familien, welche aus Frankreich ausgewiesen worden waren, hatten zu einem beträchtlichen Teil, durch üble Erfahrungen gewitzigt und dennoch dem heimatlichen Leben entfremdet, in dem „garantiert neutralen" nördlichen Nachbarland Zuflucht gesucht. Aber nach dem siegreichen Krieg durchdrang auch sie der junge deutsche Nationalstolz des Siegervolkes, kettete sie mit den älteren deutschen Kolonisten im Antwerpener Stadtbereiche fester zusammen. Waren bisher Kirche und

Schule fast die einzigen Träger deutschvölkischen Gemeinbewußtseins gewesen, so verlangte das in Quantität und Qualität gesteigerte Zusammengehörigkeitsgefühl der Antwerpener Deutschen nach der heimatüblichen Betätigungsform: dem Vereinswesen. Seit in Antwerpen das deutsche Vereinsleben Wurzel geschlagen und Blüte getrieben hat, kann man vom Bestehen einer deutschen Kolonie sprechen.

Freilich schon vor Krieg und Reichsgründung war von dem blühenden Vereinsleben der Heimat ein beschwingtes Samenkorn zum Scheldeufer hinübergeflattert. Natürlich war die Schwinge das deutsche Lied gewesen. Die „Antwerpener Liedertafel" hatte, wie alle die hundert Liedertafeln daheim, durch musikalische und Liebhabertheater-Aufführung das deutsche Gemeingefühl gepflegt. Ich sah an den Wänden der Vereinsräume die verblaßten, wehmütig lieblich altfränkischen Abbildungen solcher Vorführungen, und Bilder der Jugend standen vor meinem Blick. . . . Nach 1870 schloß sich die Sangesbrüderschaft mit dem „Allgemeinen deutschen Verein" zu der „Gesellschaft Antwerpener Liedertafel — deutscher Verein" zusammen. In diesem neuen Bunde war man „nicht bange". Diese Antwerpener Dilettanten sind vor „Nathan", „Emilia Galotti", „Minna" und „Räuber" nicht zurückgeschreckt, vom üblichen Lustspielfutter der Liebhaberbühne ganz zu schweigen. Stellte eine weibliche Hauptrolle gar zu kecke Anforderungen, so traten die Antwerpener deutschen Kaufmannstöchter auch wohl einmal das Fach der Heroine oder der Sentimentalen an Künstlerinnen des Mannheimer Hoftheaters ab.

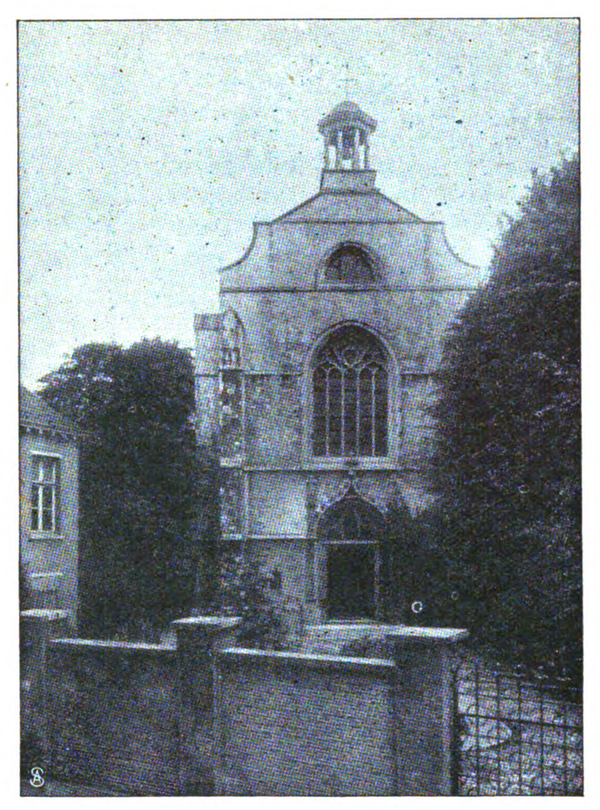
Muß noch besonders hervorgehoben werden, daß sich ein deutscher Turnverein, ein kaufmännischer Verein, zahlreiche kleine Vereine auch im Handwerkerstande bildeten? Das alles gehört zur Vollblüte eines wohlgerundeten deutschen Lebens. In Antwerpen hat's an dem allen nicht gefehlt.

Bald nach 1890 kam jener schier beängstigende Aufschwung deutschen Lebens, der uns erst den Neid und Haß der Welt und schließlich den Weltkrieg eingetragen hat. Er brachte auch dem Antwerpener Deutschtum ein fast jähes Emporgedeihen. Die „Deutsche Kolonialgesellschaft" fand in Antwerpen vollstes Verständnis ihrer Ziele: die 1890 gegründete Lokalabteilung trat mit ihren 350 Mitgliedern sofort an die fünfte Stelle unter allen Ortsgruppen der Gesellschaft. Im Jahre 1893 schlossen sich die fünf führenden Vereine der deutschen Kolonie, die Liedertafel, der Turnverein, der Kaufmännische Verein, der Deutsche Verein und die Antwerpener Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft, zum Zentralausschuß der deutschen Vereine zusammen. Dieser beging hinfort mit dem Verband der deutschen Handwerkervereine gemeinsam die vaterländischen Feste, insbesondere auch beim Besuch deutscher Kriegschiffe. Eine besondere Bedeutung erlangte der „Verein zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen mit dem Hinterland". Er schwang sich unter Führung des italienischen Generalkonsuls von Bary zum Mittelpunkt des Lebens der deutschen



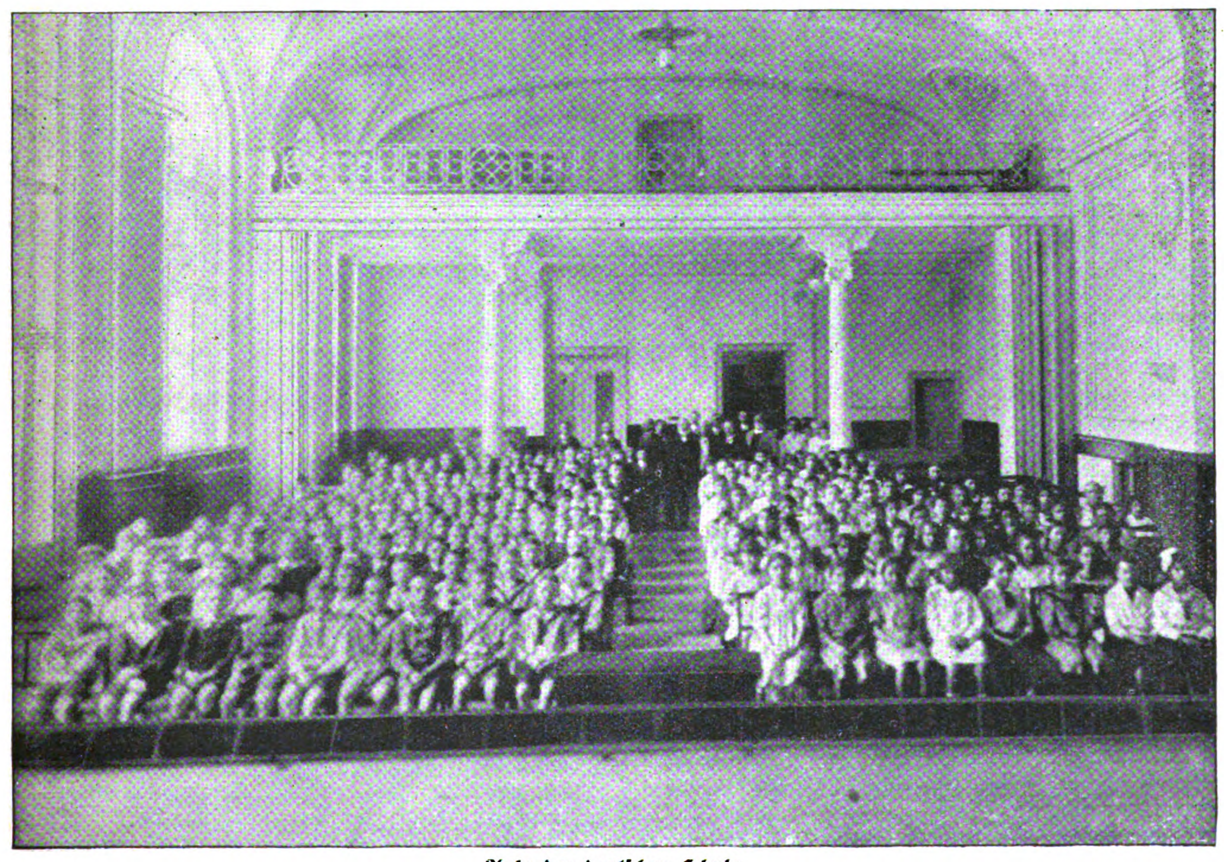
Soldatenheim in der Turnhalle der deutschen Kolonie.

Kolonie, ja zu ihrer offiziellen Vertretung empor. Bei seinen großen Festen sah er die Mehrzahl der Bürgermeister und Handelskammerpräsidenten Rheinlands und Westfalens, ja selbst noch entfernterer west- und südwestdeutscher Städte als seine Gäste. Heimatlicher und kolonialer Bürgerstolz reichten sich da verständnisinnig und in froh bekanntem Zusammengehörigkeitsbewußtsein die Bruderhand. Aber auch dem Volk gegenüber, in dessen Mitte man hauste und schaffte, fühlte und betätigte sich das Antwerpener Deutschtum als geschlossene, achtunggebietende Macht, willig und fähig, die Ehrerbietung der Gäste vor den Herren des Bodens, der sie aufgenommen, in würdevoller Selbstdarstellung stattlich zu bekunden. Zu Ehren des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Königreiches Belgien veranstaltete in der Reihe der allgemeinen Feste auch die deutsche Kolonie in Antwerpen ein großes Bankett, an dem 600 bis 700 Personen teilnahmen, und zu dem sich, wie auch an den anderen Festen der Kolonie, die Vertreter der städtischen und staatlichen Behörden Belgiens einfanden, um so der hohen Bedeutung der machtvoll emporgediehenen deutschen Kolonie ihre Anerkennung zu zollen.



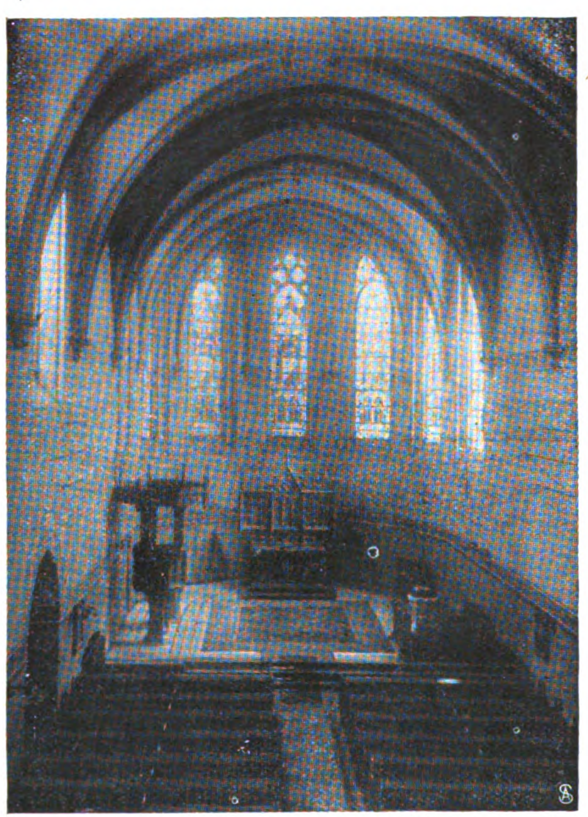
Deutsche evangelische Kirche.

Das alles beweist: es ging ihnen gut, den Deutschen in Antwerpen. Es war wie daheim: saure Wochen, frohe Feste. Es war wie daheim: Arbeit und Feste — und noch etwas darüber hinaus; rastlose Arbeit auch für die geistig seelische Durchdringung des Lebens — für die Kultur auf die unsere Feinde heute giftig zetern, weil sie nicht imstande sind, sie nachzumachen. Zwar auf religiös konfessionellem Gebiet entwickelte sich ein besonderes deutsches Leben nur im



Aula der deutschen Schule.

Protestantismus. Auf belgischer Erde war die unbedingte Vorherrschaft des römischen Bekenntnisses nur im Reformationszeitalter durch eine kurze Periode der Hinneigung zum Luthertum unterbrochen worden. So sind dem Katholizismus noch heute all die herrlichen Jahrhunderte alten Gotteshäuser zu eigen, und es ist nur selbstverständlich, daß der deutsche Katholik sich in ihnen alsbald heimisch fühlte und kein Bedürfnis nach einer besonderen deutsch-katholischen Religionsübung empfand. Die protestantische Kirche aber entwickelte sich so glänzend, daß sie sogar sich spaltete ... Es war wie daheim. Die alte Gemeinde trug ein liberales Gepräge, ob sie schon in einem geschichtlichen Klosterbau ihr Heim aufgeschlagen hatte. Die Opferwilligkeit eines namhaften Gemeindemitgliedes gestattete ihr, das ehrwürdige Heiligtum, das ihren Gottesdienst aufgenommen hatte, in eine angemessene Verfassung zu bringen. Ich habe diese Kirche natürlich gesehen. Ein Friedensidyll inmitten eines abgelegenen kleinbürgerlichen Viertels. In der Volksschule spielten ärmlich-fröhliche deutsche Kinder, sprangen mit strahlenden Augen dem feldgrauen Besucher mit dem langen, langen Säbel entgegen, und ungezählte, vom Reigen klebrige Pätschchen wollten geschüttelt sein. Daneben harrte die Kapelle friedvoll der Sonntagsgäste. Ihr schlichtes, spätgotisches Inneres war unter holländischer Herrschaft durch einen Umbau in nachgeahmter Renaissance entstellt und verbaut worden. Von 1901—1909 sind diese Zutaten mit einem Kostenaufwand von 160,000 Frank beseitigt und die ursprüngliche feierliche schlichte Raumwirkung wiederhergestellt worden. Auch außen hat man ein gotisches Zierportal angeklebt, glücklicherweise aber den Umbau des Giebels unangetastet gelassen, der zwar durch die schnörkelhaften Linien des späten Barock die stilistische Reinheit der Anlage getrübt, dafür aber dem einfachen Bauwerk den tieferen Reiz des geschichtlich Gewordenen verliehen hat.



Photographische Aufnahmen von Wiese.

Inneres der deutschen Kirche.

Wenn so die liberalere Richtung im Antwerpener deutschen Protestantismus bei der Pflege ihres Heims von einem löblichen Geiste der Erhaltung sich hat leiten lassen, so hat es die orthodoxe Richtung, die auf einen Neubau angewiesen war, nur zu einer schulgerechten Nachahmung entlegener Vergangenheit gebracht. Ihre 1893 erbaute „Christuskirche" ist das übliche Schema eines gotischen, Formelemente zusammenfügenden Predigthauses.

In erquickendem Gegensatz zu dieser Nüchternheit erweckt die deutsche Schule mit ihren vier, aus grundverschiedener Zweckbestimmung allgemach zusammengewachsenen Gebäulichkeiten den Eindruck eines heiteren Wirrwars, eines unbändigen, die Schalen immer wieder sprengenden Wachstums. Auf dem Schulhof lärmt gesittet üppig die Jugend der deutschen Oberschicht, ernsthafte Philologen schreiten gewichtig in ihrer Mitte, es ist wie zu Hause. In den Schulräumen ist es luftig und hell, es sind Apparate und Sammlungen aufgestapelt, wie wir sie uns zu meiner Pennälerzeit nicht träumen ließen. Das Glanzstück aber ist die Aula, eine Stiftung des Herrn Richard Böcking, eines vielerfahrenen und immer gebefreudigen Führers der Kolonie, welcher der Schule dies kostbare Geschenk anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums seiner Zugehörigkeit zum Vorstande der Anstalt gespendet hat. Man denke: eine Aula mit einem richtigen Theater, mit famosen Dekorationen, einem Souffleurkasten und elektrischer Beleuchtung! Junge, wenn wir so was als Primaner gehabt hätten! — Herrn Direktor Gasters Schüler können lachen — und tun's auch, wenn sie gleich nur erst wieder dreihundert sind, und wenn auch die Gassenkinder: Boches!" Boches!" hinterdreinrufen.

Kam die deutsche Schule vor allem den Familien der oberen und mittleren Klassen zugute, so stand ein anderer Mittelpunkt neudeutschen Lebens, das Heim des Turnvereins, auf breitester demokratischer Grundlage. Seine Stifterin und formelle Eigentümerin ist eine Aktiengesellschaft Teutonia. An ihrer Gründung haben sich sonach auch kleinere Kapitalisten beteiligen können, während zum Entstehen zweier der namhaftesten Wohlfahrts-Einrichtungen die Hochherzigkeit einzelner begüterter Stifter ganz bedeutende Beisteuern geleistet hat. Zum Bau eines „Augusta-Viktoria-Erholungsheims" haben die beiden Brüder von Bary 200,000 Frank gestiftet. Der „Unterstützungsverein" stellte für diesen Zweck das bei der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares gesammelte und ihm zur Verwahrung übergebene Kapital von 30,000 Frank zur Verfügung. Eine andere derartige Gründung, das deutsche Seemannsheim, wurde von einem geborenen Kölner namens Julius Rautenstrauch mit 250,000 Frank ausgestattet.

In solch großherziger Weise betätigte sich der Bürgersinn der Antwerpener Deutschen. Daß sie sich aber nicht nur als Kolonialdeutsche, sondern auch als Reichsdeutsche fühlten, als Mitbürger des großen Gesamtvaterlandes — das bewiesen sie, als vor Jahresfrist das **deutsche Volk** sich die Wehrsteuer auferlegte. Da hat die **Antwerpener** deutsche Kolonie sich freiwillig besteuert und ungefähr



eine halbe Million Frank für die Verstärkung der heimatlichen Wehrkraft nach Deutschland geschickt. . .

So stark und geschlossen stand das Antwerpener Deutschtum am Tage des Kriegsausbruchs inmitten des fieberhaften Verkehrslebens der Scheldestadt. Mit grimmiger Faust hat der Krieg in all dies Blühen und Schwellen hineingehauen. Kaum war in Antwerpen bekannt geworden, daß Belgien möglicherweise in den Strudel hineingezogen werden würde, da gab's ein großes Flüchten der Deutschen. Und wenn auch weit weniger Fälle persönlicher Mißhandlung vorgekommen sind als in Brüssel, so gab's doch grobe Angriffe gegen deutsches Eigentum.

Die schlimmsten freilich haben sich gegen deutsches Gemeingut gerichtet, und Täter war hier nicht der Mob, sondern die belgischen Staats-, Militär- und Gemeindebehörden. Um ihr Vereinseigentum vor der Volkswut zu schützen, hatten die Deutschen alle Baulichkeiten ihrer Kirchen, Schulen, Vereine für die Zwecke des belgischen Roten Kreuzes zur Verfügung gestellt. Selbstverständlich nur für diese Zwecke. Aber die belgischen Behörden haben diese Bestimmung der Eigentümer ganz unbeachtet gelassen. In der deutschen Schule wurde zunächst wochenlang eine Kaserne eingerichtet, die prächtige neue Aula als Pferdestall benutzt. Später wurden alle öffentlichen Gebäude der deutschen Kolonie als Lager für belgische Flüchtlinge mißbraucht, und solche Lager haben in der deutschen Schule und im Gebäude des Turnvereins auch nach der Einrichtung der deutschen Verwaltung und unter deren Duldung noch monatelang bestehen dürfen. Flüchtlingslager! So etwas muß man gesehen haben, um sich's vorstellen zu können — sich einen Begriff machen zu können, wie die Gebäude ausgesehen haben mögen, als sie endlich nach langem Drängen den Eigentümern zurückgegeben wurden! Die Stadt Antwerpen war großmütig genug, den Eignern eine Entschädigung zu gewähren — von lächerlich winzigen Sätzen; es ist der reine Hohn. Hier wird seinerzeit noch mal ein bißchen nachgeholfen werden müssen. . . .

Am 9. Oktober fiel die Festung, rückten die deutschen Truppen ein. Und wenige Tage später war die deutsche Verwaltung in vollem Betrieb.

Bald kehrten auf Einladung und Ermunterung der neuen Behörde, mit dem größten Teile der kopflos geflüchteten einheimischen Bevölkerung, auch die wohlhabenden Elemente der deutschen Kolonie nach Antwerpen zurück, um in Haus und Geschäft zum Rechten zu sehen. Auch eine gewisse Anzahl minderbegüterter Deutscher hatte naturgemäß Bedürfnis und Zwang, in die Stadt ihrer Siedelung zurückzukehren, um ihre Miet- und Anstellungsverhältnisse zu regeln. Aber wo war in Antwerpen jetzt ein Groschen Geld zu verdienen? Bald mußten die bessergestellten Deutschen sich ihrer bedrängten Landsleute annehmen. Sie taten's, den krausen Zeitläuften zum Trotz, in gewohntem großem Stil. Ein Wohlfahrtsausschuß wurde gebildet, der bald, neben vorhandenen Beständen, weitere 50,000 Frank zusammengebracht hatte. Er bildete vier Abteilungen: eine für Errichtung von Soldatenheimen, eine Liebesgabenstelle, eine Stelle für Verteilung von Zeitungen und Büchern und eine Beratungstelle für Steuer- und Mietangelegenheiten, verbunden mit Arbeitsnachweis.

Es gab noch mancherlei zu sorgen. Neben den ärmeren Landsleuten waren da vor allem — die Soldaten, die tapferen Eroberer der Stadt und ihre gewissenhaften unermüdlichen Schützer. Die Christuskirche ist zur evangelischen Garnisonkirche geworden und bietet in Feldgrau ein ganz wirksames Bild, wenn schon nicht annähernd so eindrucksvoll als die altherrliche Kathedrale. Ein Soldatenheim wurde geschaffen, zunächst in bescheidenem Maßstab in den engen Räumen der Volksbücherei. Erst nach harten Kämpfen gelang es, die belgischen Flüchtlingslager aus den Räumen der deutschen Schule und des deutschen Turnvereins loszuwerden. Nun wurde geschrubbt und ausgebessert, so gut sich's in der Eile machen ließ. Und dann entstand im Turnvereinshaus ein Soldatenheim, wie's wohl in der Welt kein zweites gibt. Am 2. Mai haben sie's eingeweiht, sehr feierlich auf deutsche Weise mit „Spitzen" von Militär wie Zivil. Die ganze riesige Besatzung, die in und um Antwerpen die Wacht an der Schelde hält, könnte, soweit sie dienstfrei ist — und das ist allerdings immer nur ein kleiner Prozentsatz — in diesem Heim unterkommen und wird es auch sehr eifrig besuchen, wenn ihr erst bekannt sein wird, daß es dort — auch etwas anderes zu trinken gibt als Kaffee und Selterwasser . . . das gibt es nämlich . . .

Das Erholungsheim in dem Vorort Calmpthout freilich hat nicht wieder in Gebrauch genommen werden können. Die Flüchtlinge, die darin Unterkunft gesucht, haben gar zu toll gehaust. Aber dort, wo sonst deutsche Seebären sich, zwischen zwei Heuerverträgen, zwei Fahrten auf der Planke, ein paar Stunden oder Tage hindurch des „Landlebens" freuen durften, im Seemannsheim — da haben jetzt bayrische Landstürmer samt Offizierkorps ihre Kaserne — und was für eine Kaserne! „mit allen Schikanen", wie man früher sagte!

So lebt die deutsche Kolonie mit ihren feldgrauen Gästen und Beschützern ein Kriegs- und Lagerleben, ein Leben abwartender Pflichterfüllung. All ihre Einrichtungen hat sie in den Dienst des ringenden Vaterlandes gestellt. Von den Entscheidungen, die der Krieg uns bringen soll, hängt auch die Zukunft des Antwerpener Deutschtums ab. Mehr noch: Antwerpens überhaupt. Denn kein Deutscher weiß besser und gründlicher als der Antwerpener Deutsche, daß die Scheldestadt, ihr Hafen, ihr Weltverkehr nur wieder aufblühen kann, wenn die tausend Fäden, die das alles mit dem deutschen Hinterlande verwoben, nicht dauernd zerrissen bleiben, sondern neu geknüpft und immer fester geknotet werden. Von Deutschland getrennt, sei's auch nur durch die Schranke des Handelsboykotts, könnte sich Antwerpen nie wieder erholen. Die Scharfmacher der „belgischen Regierung in Havre" träumen von einem Belgien, aus dem Deutschland, sein Gewerbefleiß, all seine kulturelle Betätigung völlig ausgeschaltet werden sollen. Würden solche Ausgeburten nationalistischen Aberwitzes jemals Wirklichkeit — dann gute Nacht nicht nur der deutschen Kolonie in Antwerpen — dann gute Nacht, Antwerpen!

Denn dieser Überblick hat sich ja nur mit dem Wachsen und Wirken des gesellschaftlichen Lebens im Antwerpener Deutschtum befaßt. Was das Deutschtum für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt, ihres Hafens und ihres Verkehrslebens bedeutet und geleistet hat — das wurde hier nicht einmal gestreift. Zu offen liegt es vor jedes Wissenden Augen — und am besten und genauesten weiß es der Neid unsrer Feinde. Das ist es ja, warum sie uns los werden wollten. Es wird ihnen nicht gelingen.



Unser dritter Alliierter.

Von Hans Dominik.

Schwer seufzte kürzlich ein Mitglied der edlen Miesmachergilde und sprach dann die nachdenklichen Worte: Jetzt, wo auch der Italiano noch losgeht, wird die Zitronenlimonade hierzulande wohl sehr rar werden. Dem Traurigen konnte durch den Hinweis Trost gespendet werden, daß unsere chemische Industrie schon seit langem Zitronensäure, Apfelsäure und allerlei sonstige Fruchtsäuren und -arome herstellt, die uns in den Stand setzen, uns auch jetzt noch die schönsten Limonaden zu brauen. Aber diese Antwort auf eine eben aufgeworfene mögliche Schwierigkeit war darum so typisch, weil sie sogleich den Hinweis auf einen unserer besten und erfolgreichsten Verbündeten, nämlich auf die deutsche chemische Industrie, enthält. Wenn wir heute über alle Aushungerungs- und Abschneidungspläne unserer Gegner zu lächeln vermögen, wenn wir in den bisherigen Kriegsmonaten bereits für Dinge im eigenen Lande Ersatz geschafft haben, bezüglich derer uns unsere Gegner für rettungslos vom Ausland abhängig glaubten, so verdanken wir das in erster Linie unserer so hochentwickelten Chemie.

Das eine mag freilich gleich vorausgeschickt werden, daß unsere Chemie uns nicht nur jetzt im Kriege hilft, sondern daß ihre glänzenden Leistungen in den langen vorausgehenden Friedensjahren mancherlei dazu beigetragen haben, den Neid und die Begehrlichkeit unserer Gegner zu erregen. Wie schön und bequem war es doch für die Engländer, als es noch keinen von der deutschen Industrie auf den Markt gebrachten synthetischen Indigo gab. Die englischen Plantagenbesitzer konnten damals viele Quadratmeilen ostindischen Bodens mit Indigopflanzen bebauen und aus den Erzeugnissen einen Gewinn ziehen, der mit 200 Millionen Mark im Jahre eher zu niedrig als zu hoch geschätzt sein dürfte. Daß nebenbei die indische Bevölkerung an einer permanenten Hungersnot laborierte, tat ja nichts zur Sache. Aber dann kam der deutsche synthetische Indigo, aus deutschem Steinkohlenteer gewonnen, und das Indigogeschäft ging den Engländern in die Brüche. John Bull sah sich nach anderen Dingen um und fand, daß das Pflanzen von Kautschukbäumen eine gute Sache sei. Reichte die Ausbeute der wildwachsenden Gummibäume in den südamerikanischen und afrikanischen Urwäldern doch schon lange nicht mehr aus, trotzdem die betreffenden amerikanischen und belgischen Gesellschaften die lieferungspflichtigen Eingeborenen in der grausamsten Weise zur Lieferung zu zwingen suchten. Also pflanzte John Bull im Laufe der letzten 15 Jahre viele Millionen von Kautschukbäumen. Der böse Deutsche aber besann sich darauf, daß der Kautschuk ja auch nur aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff besteht, und setzte sich hinter seine Retorten und Tiegel. Mit dem Effekt, daß die synthetische Herstellung von echtem Kautschuk gelang und es nur noch eine Frage der Zeit oder vielleicht auch keine mehr ist, daß wir mit wirtschaftlichem Erfolge synthetischen Kautschuk auf den Markt bringen können. Alle solche Dinge aber haben John Bull tief verstimmt und sicherlich dazu beigetragen, ihn an die Seite unserer Gegner zu bringen. Dafür ist die Chemie jetzt auch unsere getreue Verbündete geworden und hilft uns gewaltig.

Der englische Plan lautete ungefähr folgendermaßen: Brotgetreide lassen wir nicht nach Deutschland hinein. Sollten aber die Deutschen wider Erwarten für dieses Jahr mit Getreide versehen sein, so schneiden wir ihnen den aus Chile kommenden Stickstoffdünger ab, damit sie im nächsten Jahre nichts ernten können und verhungern müssen. Außerdem gibt es natürlich keinerlei Benzin und Kautschuk. Dann werden ihre Kraftwagen und Flugzeuge schon eines Tages still liegen. Für kleine Unbequemlichkeiten, wie die Abschneidung von allerlei Genußmitteln und Gewürzen, soll nebenbei gesorgt werden.

So dachte sich der Engländer die Sache. Hätte er die deutschen Leistungen etwas genauer gekannt, hätte er sich manche Mühe sparen können, denn die deutsche Elektrochemie verfügt bereits seit zehn Jahren über ein gut ausgebildetes Verfahren, aus Koks, Kalk, Luft und Elektrizität einen vorzüglichen Stickstoffdünger, den Kalkstickstoff, herzustellen. Diese vielfach als Siemens-Verfahren bezeichnete Methode befreit uns von allen Düngersorgen, denn Koks, Luft, Kalk und Elektrizität besitzen wir im Überfluß im Inlande. In übler Lage befindet sich einzig und allein Chile, dessen ganze Finanzen auf dem Export des Chilisalpeters aufgebaut sind, und das seinen guten Kunden Deutschland nicht nur für die Kriegsdauer, sondern für immer verlieren dürfte.

Mit der Düngerfrage ist es überhaupt so eine Sache. Der Pfeil könnte hier verzweifelt leicht auf den Schützen zurückprallen. Jede Landwirtschaft braucht dreierlei Dungstoffe: Stickstoffdünger, Phosphorsäure und Kali. Den Stickstoffdünger machen wir uns, wie gesagt, nach dem Siemens-Verfahren selber. Phosphate liefert uns unsere Hüttenindustrie in Form des Thomasmehles völlig hinreichend, das Kali aber besitzen wir in einem für viele hundert Jahre reichenden Vorrat in unseren Kalilagern, und wir allein besitzen es auf der ganzen Erde in abbauwürdigem Vorkommen. Wie sich die amerikanische Landwirtschaft auf die Dauer ohne deutsches Kali behelfen soll, das ist eine Frage, die den Herren jenseit des großen Wassers schon heute gelindes Kopfzerbrechen machen dürfte. Um so mehr, als unser Kali auch für die notwendige Aufschließung des Chilisalpeters ziemlich unentbehrlich ist. So setzt uns unsere Chemie durch eine gut durchdachte Auswertung und Bearbeitung unserer Bodenreichtümer also in die Lage, der einheimischen Landwirtschaft alle notwendigen Dungstoffe zu liefern.

Bleibt die Hoffnung unserer Feinde auf Kautschuk- und Benzinmangel. Wie es mit dem Kautschuk steht, wurde bereits ausgeführt. Der synthetische Kautschuk wäre auch ohne Krieg eines Tages genau so gekommen, wie früher der synthetische Indigo. Durch den Krieg wird er wesentlich schneller kommen und unsere Handelsbilanz um etwa 250 Millionen Mark im Jahre verbessern. Setzen wir die durch den Kalkstickstoff verursachte Verbesserung mit rund 150 Millionen ein, so ersieht man wohl, daß unsere chemischen Errungenschaften uns nicht nur aus der Verlegenheit helfen, sondern auch unser wirtschaftliches Rückgrat beträchtlich und auf die Dauer stärken.

Bliebe das Benzin, ein Destillationsprodukt des Rohpetroleums. Das Benzin gehört zu der ausgedehnten Familie der Kohlenwasserstoffe, die auch recht zahlreich in unserem Steinkohlenteer vertreten ist. Was die deutsche Chemie mit den Kohlenwasserstoffen des Steinkohlenteers anzufangen wußte, davon zeugt unsere



blühende Industrie der Teerfarbstoffe, der Duftstoffe und der Arzneimittel. In langer, zäher Arbeit hat es diese Industrie gelernt, die mannigfachsten chemischen Atomgruppen und Radikale an die Grundstoffe des Benzols, Toluols, Naphthalins usw. anzubauen und mit großer Treffsicherheit jede Farbe des Spektrums sowie jeden Blumenduft zu erzeugen. Durch den Krieg wurde ihr die wesentlich einfachere Aufgabe gestellt, die Moleküle der Teeröle in kleinere Einheiten zu zerbrechen und dadurch die Moleküle des Benzins zu erzeugen. Die Aufgabe ist schnell gelöst worden. Druck und Wärme waren die einfachen, aber sicheren Mittel, um die gewünschte Verwandlung herbeizuführen. Auch hier hat uns die Chemie mit alledem versorgt, was wir brauchen.

Man könnte einwenden, daß unser Steinkohlenteervorrat begrenzt sei und wir nicht plötzlich ungezählte Millionen Liter Benzin daraus herstellen können. Darauf ist zu erwidern, daß wir diesen Vorrat ganz gewaltig vergrößern können, wenn wir endlich dem Rate unserer bedeutendsten Volkswirte und Techniker folgen und die Kohle in viel größerem Umfange vergasen, anstatt sie kurzerhand zu verbrennen. Gar manches bissige Wort hat der verstorbene Diesel, dem wir den besten Verbrennungsmotor verdanken, über die barbarische mittelalterliche Methode gesprochen, nach der die Steinkohle auf offenem Roste verbrannt wird. Vor Jahren schon hat Emil Rathenau die weitestgehende Vergasung der Kohle empfohlen, und im Kriege werden wir lernen, was im Frieden nicht vollkommen durchzusetzen war. Der Erfolg aber wird nicht nur in einer wesentlich besseren Ausnutzung unserer Kohlenschätze bestehen, sondern wir werden auch Teer und Teeröle in solchen Mengen zur Verfügung haben, daß neben der bisherigen chemischen Industrie eine neue Industrie für die Erzeugung leichter Kohlenwasserstoffe entstehen kann. Der Endeffekt wird auch hier letzten Endes eine Stärkung unserer Bilanz sein, denn was wir selber herstellen können, brauchen wir nicht vom Ausland zu beziehen und dort zu bezahlen.

Der Gewürze wurde bereits Erwähnung getan. Auch auf diesem Gebiete hat unsere Chemie erhebliche Leistungen zu verzeichnen. Es sei nur an das Vanillin erinnert, welches man seit langem aus dem Bastsaft unserer heimischen Koniferen synthetisch darzustellen vermag. In den Friedensjahren ist die deutsche Gesetzgebung diesen Bestrebungen nicht sehr günstig gewesen und hat wohl manchmal über das Ziel hinausgeschossen. Es war vollauf berechtigt, gegen bedenkliche Surrogate vorzugehen und beispielsweise unseren nahrhaften Rübenzucker gegen das als Nährmittel völlig wertlose Saccharin zu schützen. Aber es liegt keinerlei Grund vor, wirklich echte d. h. chemisch vollkommene Nachbildungen natürlicher Würzstoffe unter das Gesetz zu stellen. Auch hier werden aber die Verhältnisse während des Krieges naturnotwendig andere, und wahrscheinlich werden wir sehr bald nach den Farben und Düften nun auch alle Gewürze Indiens aus dem alten Teertopf herausfischen.

Nach den Genußmitteln die Nahrungsmittel. Das chemische Beefsteak war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für den gebildeten Laien ein beliebtes Problem. In den folgenden Jahrzehnten ist der Gedanke jedoch immer mehr in den Hintergrund getreten. Man hatte ja genug und übergenug an natürlichen Nahrungsmitteln, und für absehbare Zeit schien eine wirtschaftliche Lösung des Problems ohnehin ausgeschlossen. Im Kriege hat man sich auch hier auf mancherlei besonnen. Beispielsweise darauf, daß die für unseren Magen unverdauliche Zellulose und die verdaulichen und wohlschmeckenden Nahrungsmittel, Stärkemehl und Zucker, die gleiche chemische Zusammensetzung haben, und daß es wahrscheinlich nur geringer Änderungen der molekularen Struktur bedarf, um das eine in das andere überzuführen. Auch hier hat der Krieg dazu geführt, auf ältere Arbeiten zurückzugreifen, und Überraschungen sind eines Tages zu erwarten. Über die Friedenthalsche Methode, die Zellulose der Strohhalme nur fein zu vermahlen, läßt sich mit guten Gründen streiten. Ein Verfahren aber, die gesamte Zellulose der Strohhalme in wertvolle Stärke umzusetzen, ist theoretisch ohne weiteres denkbar und kann sehr schnell auch praktische Bedeutung gewinnen.

Nur weniges von dem vielen, was unsere Chemiker heute beschäftigt, konnte in den vorstehenden Zeilen angedeutet werden. Vieles mußte schon aus Gründen der Reichssicherheit verschwiegen werden. Aber auch das wenige dürfte zeigen, daß unsere Chemie uns in der Tat eine treue Verbündete ist, und daß sie uns in diesem Riesenkampf in der wirksamsten Weise unterstützt.

Kriegsmäßige Geselligkeit.

Von Dr. Ernst Franck.

Wenn man heute zu einem Löffel Suppe oder zu einer Tasse Tee gebeten wird, dann pflegt, sobald man sich zu Tisch setzt, die Hausfrau wohl mit liebenswürdiger Bescheidenheit zu bitten, nur ja vorliebzunehmen, denn es sei eben „alles ganz kriegsmäßig". Und unter sehr guten Freunden bekommt das Abendessen vielleicht noch dadurch ein besonders kriegsmäßiges Gepräge, daß man freundlichst ersucht wird, sich sein Brot selber mitzubringen — „Brotpicknick" heißt es kurz und bedeutungsvoll auf der Einladungskarte. Aber selbst wenn der Gast das vergessen sollte, braucht er nicht befürchten, nicht satt zu werden. Kriegsgemäße Gastfreundlichkeit ist nicht gleichbedeutend mit Aushungerungspolitik. Was an Brot gespart werden muß, kann beispielsweise an Aufschnitt um so reichlicher gegeben werden, und „Reuter-Aufschnitt" wird ja eine besonders reichbesetzte und phantastisch garnierte Aufschnittplatte genannt.

Kein Zweifel, daß der kriegsmäßige Stil unserer Geselligkeit schon im Essen und Trinken uns recht gesund ist. Wir haben entschieden immer zu viel gegessen. Und so mancher ist jetzt dahinter gekommen, daß man auch ohne russischen Kaviar existieren kann, und daß es deutsche Schaumweine gibt, die eigentlich nicht viel anders schmecken als französischer Champagner. Üppige Diners, große Gastereien werden ja überhaupt von feiner empfindenden Menschen jetzt vermieden. Man fühlt, das ist nicht kriegsgemäß, das schickt sich gegenwärtig nicht. Man kommt daher auch vielfach, zumal wenn man sich ferner steht, erst nach dem Abendessen zu



einem Glas Tee zusammen. Auch Familienfeiern begeht man jetzt lieber im stillen und bleibt dabei ganz unter sich. Taufen finden im kleinen Kreise statt, und große glänzende Hochzeiten sind erst recht nicht mehr Stil. Die stille, intime Trauung, die ja oft genug eine Kriegstrauung ist, entspricht dem feierlichen Ernst der Zeit. Und die Vermählungsanzeige trägt den schlichten Vermerk: „In Anbetracht der Zeitumstände bittet man von Glückwunschbesuchen absehen zu wollen."

Der Stil unserer Geselligkeit ist gedämpfter geworden, und wenn auch von Zeit zu Zeit bei einer frohen Botschaft aus Ost oder West heller Jubel die Stimmung durchflutet, so ist die Regel doch ein gehaltener Ernst. In Paris soll es vor einiger Zeit, als unsere Truppen noch nicht so dicht vor Ypern standen, für schick gegolten haben, den Fünfuhrtee in den granatensicheren Kellern von Ypern einzunehmen. Wir können das schwer nachempfinden; es kommt uns eigentlich noch mehr kindisch als frivol vor. Uns ist der Krieg im gesellschaftlichen Leben ein großer Erzieher zum Taktgefühl. Es wird uns bei allem geselligen Tun und Lassen, Reden und Schweigen unmöglich, derer zu vergessen, die draußen kämpfend in der Front stehen, und derer, die unter uns in tiefer Trauer, in stolzer Trauer umhergehen. Wir finden nichts dabei, wenn junge Mädel in holder Selbstvergessenheit gelegentlich mal fröhlich durch den Saal tanzen; aber ein Ballfest erschiene uns höchst unpassend. Ein perlendes Lachen aus jungfrischem Munde stört uns auch in dieser Zeit nicht, und über einen guten Witz auf Kosten unserer Feinde, über eine gelungene Karikatur, die sie zur Zielscheibe geistreichen Spottes macht, lachen wir von Herzen mit. Aber wir verstehen es auch ganz gut, wenn eine zart besaitete Frau in einem solchen Augenblick still die Gesellschaft verläßt, weil sie nicht lachen hören kann: sei es, daß sie selbst an einem herben Verlust zu tragen hat, oder daß sie tagsüber, etwa in einem Lazarett, so viel Schmerzliches zu sehen und zu hören bekam, daß ihre Nerven zum Zerreißen gespannt waren.

„Berlin ist gegenwärtig", so schrieb vor vierundvierzig Jahren ein Zeitgenosse nach Versailles, „dermaßen kriegsblasiert, daß niemand mehr vom Kriege lesen, hören oder reden mag. Das zeigte sich besonders deutlich bei der Nachricht von der Kapitulation von Paris. Sie ging fast spurlos vorüber. In einer Gesellschaft jetzt und schon lange noch vom Kriege reden zu wollen, würde völlig gegen den guten Ton verstoßen." Möglich, daß dieser Zeitgenosse ein wenig übertrieben hat: heute ist es jedenfalls gänzlich anders. Kriegsblasiert ist wohl kein Mensch im weiten Deutschen Reich. Der Krieg beherrscht andauernd unser ganzes heimatliches Leben. Er beherrscht die Geselligkeit und beherrscht die Konversation. Es würde völlig gegen den guten Ton verstoßen, vom Krieg schweigen, vom Krieg nichts hören zu wollen; es fällt auch keinem ein. Der Krieg beherrscht die Konversation oder vielmehr das, was man früher Konversation nannte. Das war aber nicht nur ein Fremdwort, wie es heute im Stil kriegsmäßiger Geselligkeit jeweils beim Gebrauch mit einer Buße von fünf Pfennig bis zu fünf Mark zum Besten des Roten Kreuzes belegt wird, sondern es war auch eine ganz andere Sache. Aus der in der Regel „gedankenfreien" Konversation ist durch den Krieg ein richtiger Gedankenaustausch geworden. Das vernünftige, sachliche, gehaltvolle Gespräch, aus dem man geistigen Gewinn nach Hause tragen kann, in dem man Gelerntes und Gedachtes an andere weiterzugeben vermag, hat eine Auferstehung gefeiert. Professor X. spricht eine halbe Stunde, an den Kamin gelehnt, trocken, aber gründlich wie immer über die wirtschaftlichen Verhältnisse Galiziens oder über italienische Finanzen, und alle, Damen wie Herren, hören ihm andächtig, ja geradezu gespannt zu. Wann wäre das vor dem Kriege denkbar gewesen? Da hätte so mancher Herr zu seiner Dame gesagt: „Gehen wir ins Musikzimmer, da hört man wenigstens nicht, was der weise Mann erzählt." Es ist ja wahr, daß in Kriegsgesprächen, wie sie jetzt jedes gesellige Zusammensein hervorruft, oft große Irrtümer, schiefe und leichtfertige Urteile, Sonderlingseinfälle und unverbürgte Nachrichten weitergetragen werden, aber trotzdem haben diese Gespräche durchweg mehr „Tiefgang" als irgendein Plausch oder Schwatz und die graziöseste Konversation in vorkriegerischer Zeit. Ich hörte neulich zwei ganz alte Damen sich wohl eine halbe Stunde lang aufs eingehendste über den Unterschied zwischen Feld- und Fußartillerie unterhalten. Sie mochten wohl aus der Zeitung, aus Feldpostbriefen und aus Erzählungen ihrer Söhne und Neffen allerlei im Gedächtnis behalten haben. Es stimmte nicht alles ganz, und es war fast ein bißchen komisch, wie sie sich gegenseitig zu trösten versuchten, daß die Fußartillerie „nicht ganz so gefährlich" sei wie die Feldartillerie, aber es klang doch sehr nett, und so ein Gespräch war sicher mehr wert als ein Klatsch über die lieben Mitmenschen oder ein Klagelied über die Dienstboten.

Eine besonders kriegsmäßige Note in die Geselligkeit und ihre Gespräche bringen natürlich die Erzählungen von der Front. Da horcht, mit einem Schlage, alles auf. Seltsam: so unendlich viel haben wir schon in Feldpostbriefen und mündlichen Schilderungen und glänzenden Aufsätzen unserer Kriegsberichterstatter von dieser geheimnisvollen, heldenhaften Welt der deutschen Front gehört, aber unser Heißhunger auf Berichte und Details ist nicht, noch lange nicht gestillt. Schon das Wort „Front" hat etwas Elektrisierendes für uns. Es ist auch ein Fremdwort, aber eins, meine ich, das wir nicht missen möchten, weil es schon im Klang etwas von der harten, strengen und heroischen Aufgabe, die die Front hat, ahnen läßt, und weil es für uns von soviel Erlebtem, soviel Großem und Erhebendem umsponnen ist, daß keine Verdeutschung es uns voll ersetzen könnte.

Erzählungen von der Front! Die Beurlaubten und Verwundeten, die unser Verlangen danach stillen, sind gegenwärtig mit Recht in jedem geselligen Kreise der Mittelpunkt und die vornehmsten Gäste. Sie sitzen, in ihrer schmucklosen Art berichtend, am Kaffeetisch oder an der Tafel, und die junge Dame an ihrer Seite ist stolz, dem Helden, der den Arm in der Binde trägt, das Fleisch zierlich vorschneiden zu dürfen. Sie erzählen, und in ihre Worte hinein klingt es vielleicht gerade von der Straße her: „In der Heimat, in der Heimat" . . . Soldaten marschieren vorüber, und als Echo ihres ehernen Marsches klingen durchs Zimmer ein paar hellseherischer Faustverse:

> „In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
> Die Schar, die Reich um Reich zerbrach;
> Sie treten auf, die Erde schüttert,
> Sie schreiten fort, es donnert nach."

Auch ein Mann von bester Kinderstube bekommt nach monatelangem Höhlenleben in Schützengräben und Unterständen ein wenig Naturmenschenhaftes, und es ist kein Wunder, wenn er, heimgekehrt in die Zivilisation,



den Gebrauch des Fischbestecks erst wieder lernen muß und sich bei Benutzung der Zuckerzange etwas ungeschickt anstellt. In einem eleganten Restaurant saß so ein lieber Urlauber neben mir. Plötzlich, nach einer tiefen Gedankenpause, sagte er: „Nun habe ich mir fortwährend den Kopf darüber zerbrochen, wozu das Ding hier dient, und jetzt endlich komme ich darauf, daß das ja ein Sektöffner ist!“ Es war aber eine Hummergabel.

Ein wenig befremdlich und doch so natürlich kriegsmäßig wirkt es, wenn man jetzt so häufig vornehme Frauen in Begleitung eines einfachen Soldaten sieht, der noch nicht einmal die „Knöppe“ hat, aber in seinem Zivilberuf Rechtsanwalt, Bankdirektor oder Privatdozent ist. Die Uniform ist eben heute mehr als je ein Ehrenkleid und der vornehmste Rock, den ein Mann tragen kann. Ein einfaches junges Mädchen zeigte mir kürzlich einen Brief, in dem sie einen ihr gemachten Heiratsantrag ablehnte. „Überhaupt“, hatte sie da geschrieben, „kann man jetzt doch nur vor einem Mann Respekt haben, der militärtauglich ist.“

Der kriegsmäßige Zuschnitt unseres gesellschaftlichen Lebens wird auch die Reisepläne dieses kommenden Sommers berühren. Er tut es in gewissem Sinn schon jetzt. Mit gleicher Selbstverständlichkeit, mit der die Dame der guten Gesellschaft sonst sagte, daß sie nach Sylt oder Garmisch, nach Wien oder Hamburg wolle, erklärte sie gegenwärtig, daß sie auf ein oder zwei Tage nach Spandau oder Neuburg a. D. oder sonst irgendeinem kleinen Nest gehe. Und wer begriffsstutzig genug ist, um verwundert fragen zu können, „weshalb denn ausgerechnet —?“ bekommt die mitleidige Antwort: „Nun ja, das können Sie sich doch denken: mein Mann ist dort als Landstürmer kaserniert!“

Karte zu den Kämpfen um Lemberg.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

„Und wenn es das Leben von Millionen kostet, Lemberg muß gehalten werden!“ hat der Generalmachthaber Nikolaus Nikolajewitsch selbst gesagt. Wenigstens wird dieses Wort in Rußland verbreitet und in dem Sinne besprochen, daß das für russische Gemüter genügt. Irgendwie wird es schon werden, und wenn eben gestorben sein muß, ist weiter nichts zu machen. Lemberg muß!

Vielleicht aber gilt es gar nicht, was der Großfürst befiehlt. Es heißt ja, er habe seinen Posten mit Urlaub verlassen. So steht hinter dem Machtwort gleich das große Fragezeichen. Zweifel an allem, was verkündet wird, kennzeichnet die Verfassung in Rußland, vor allem sehr erhebliche Zweifel über den Ausgang des Krieges. Man rechnet die enormen Verluste an Gefangenen und Toten nach und findet, daß nach den amtlich bekanntgegebenen russischen Verlustlisten die Summe von dreieinhalb Millionen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist. Die Tonart, in der heute russische Verhältnisse im eigenen Lande verhandelt werden, hat selbst für die Verbündeten keine Überzeugungskraft mehr. In Moskau sind Unruhen entstanden, die selbst von den offiziösen russischen Organen als bedenklicher Aufruhr gekennzeichnet werden. Plünderungen, Brandstiftungen und Zerstörungen, von organisierten Arbeiterhaufen ausgehend, haben einen Umfang und Gestalt angenommen, die der Regierung zu schaffen machen.

Das unaufhaltsame Vordringen unserer vereinigten Armeen in Galizien hat auch die verzweifeltsten Anstrengungen der Russen, sich dem entgegenzustemmen, zunichte gemacht. Es ist ihnen kaum gelungen, das Vordringen zu verzögern, geschweige denn aufzuhalten. Schlag auf Schlag zurückgedrängt, unter schwersten Verlusten ist der Widerstand der Russen zu einem Zurückweichen in ungeordneten Kolonnen geworden. In gerader Linie sind wir sehr bald dicht vor Lemberg angekommen. Die Stellung bei Grodeck, die nur 25 Kilometer vor Lemberg liegt, gilt mit Recht als Hauptstützpunkt. Für uns war es klar, daß, falls es gelingt, diesen stark durch Befestigungen verstärkten Mittelpunkt zu gewinnen und zu behaupten, damit die letzte Stellung vor Lemberg den Russen entrissen sei. Und Grodeck fiel! Im Gesamtangriff auf die ganze Linie wurde es im Sturm genommen. Nicht mehr als wachsender Raumgewinn war dieser Fortschritt zu bezeichnen, sondern als Einleitung zu der neuen großen Schlacht von Lemberg. Und bereits gaben Petersburger Meldungen zu, daß es der Heeresleitung geboten schien, Vorkehrungen zu treffen, den Stützpunkt ihrer Unternehmungen von Lemberg fort in ein weniger unmittelbar im Hauptbereich der kriegerischen Unternehmungen gelegenes Gebiet zu verlegen. Nach der Entscheidung des Schicksals ist alsdann Warschau unmittelbar bedroht.

So innerlich und äußerlich erschüttert steht das russische Reich vor Ereignissen, die das gerade Gegenteil sind von den Erfolgen, die es sich vor einem Jahr versprach. Wir dürfen dem Wendepunkt getrost weiter entgegenarbeiten in der Zuversicht, daß die Befreiungstaten unserer Heerführer und unserer Heere im Osten von Erfolg gekrönt werden.

Unsere Mauer im Westen hält stand. Alle Durchbruchsversuche, die ununterbrochenen Anstrengungen der Feinde enden erfolglos. Mit Aufgebot von mehr als zwölf Divisionen hatte Joffre im Zusammenhang mit gleichzeitigen Unternehmungen einen Ansturm bei Arras ins Werk gesetzt, der mit schweren Verlusten ein negatives Ergebnis hatte. Es ist zu beachten, daß das Mißlingen dieses Gesamtplanes dem Verschulden der englischen Truppen zugeschrieben wird, die bei La Bassée vollständig versagten. Man hört jetzt auch aus französischem und selbst aus englischem Munde die Bestätigung unserer alten Überzeugung, daß die englische Armee, und wenn sie noch so starke Aufgebote hätte, immer nur eine improvisierte Armee sein kann, die mit ihren Dilettantenkünsten gegen unser Berufsheer nichts ausrichtet. In Frankreich stellt man die Tatsache, daß die englische Front nur etwa fünfzig Kilometer lang ist, daß sie eigentlich nur eine vorgeschobene schwache Linie bildet, mit Verstimmung fest. Und in England selbst sind in letzter Zeit höchst pessimistische Ansichten in Geltung. Grau in Grau, geradezu geflissentlich wird „die große Not Englands“ ausgemalt. Der britische Schatzkanzler glaubt nicht an die Finanzkraft des Reiches. Die Möglichkeit einer schweren Krisis ist Gegenstand kleinmütiger Erörterungen. Man nimmt die Aufruhrbewegungen im Pendschab sehr ernst und beunruhigt sich über die Unruhen in Kairo. Man betrachtet mit trübem Blick die schweren Offizier- und Mannschaftsverluste der englischen Flotte. Wo bleibt das englische Selbstbewußtsein gegenüber dem Vorwurf, in schändlichem Mißbrauch der schwedischen Flagge einen ehrenhaften Gegner wie unsern Weddigen nach Piratenart umgebracht zu haben? Gegenüber der Feststellung, daß alle sogenannten Fischdampfer nichts als Fahrzeuge der englischen Marine sind!

Wie tief ist das Ansehen der britischen Marine gesunken, wenn man daran die Taten unserer U-Boote mißt, von denen ein nicht länger zu bestreitendes Zeugnis die Aussage des Kapitänleutnants Hersing ablegt, der mit U 51 Gibraltar passierte, ehe er am 25. und 27. Mai in den Dardanellen „Triumph“ und „Majestic“ sprengte! Geld bieten, hohe Prämien auf Vernichtung eines deutschen U-Bootes setzen, ist dieser früher so stolzen Nation jetzt ein annehmbares Kampfmittel. Und ein Luftangriff nach dem andern erschüttert die englische Insel an der Küste und bis ins Herz von London hinein.

Der italienische Krieg verdient diesen Namen bis jetzt noch nicht, so bitter durch Mißerfolge am Isonzo und empfindliche Angriffe bei Rimini in letzter Zeit die künstliche Begeisterung dieser Nation auch bereits enttäuscht ist.

X.

○○○

Im Reiche des Geldes. Von Leo Jolles.

(Berlin, Schuster & Loeffler.)

Für den Uneingeweihten wird die Macht der Finanzen in den Männern verkörpert, die als Krösusse überragende Stellung haben. Es war daher ein glücklicher Gedanke des unseren Lesern durch manchen wirtschaftlichen Aufsatz bekannten Verfassers, an die Spitze der Sammlung von Studien, die das Buch ausmacht, eine Reihe scharf umrissener Porträtskizzen jener zu stellen, die er als „Sonderklasse“ bezeichnet. Und nicht nur Finanzbarone und -könige, sondern auch die herrschenden Männer der Industrie haben hier mit Recht Platz gefunden. „Börse und Spieler“, „Geld, Geldmacht, Geldmacher“ sind die anderen Abteilungen betitelt; das weitgreifende Wirken des Kapitals wird in fesselnder Weise geschildert. Denn das ist der Hauptvorzug des Werkes: Keine Theorie, Praxis gibt es; aus den Tatsachen des Lebens heraus ist es geboren. Grad in heutiger Zeit, wo die Finanzbereitschaft der Länder ausschlaggebend ist, wird man sich gern von einem kundigen Führer leiten lassen.



Nummer 26.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

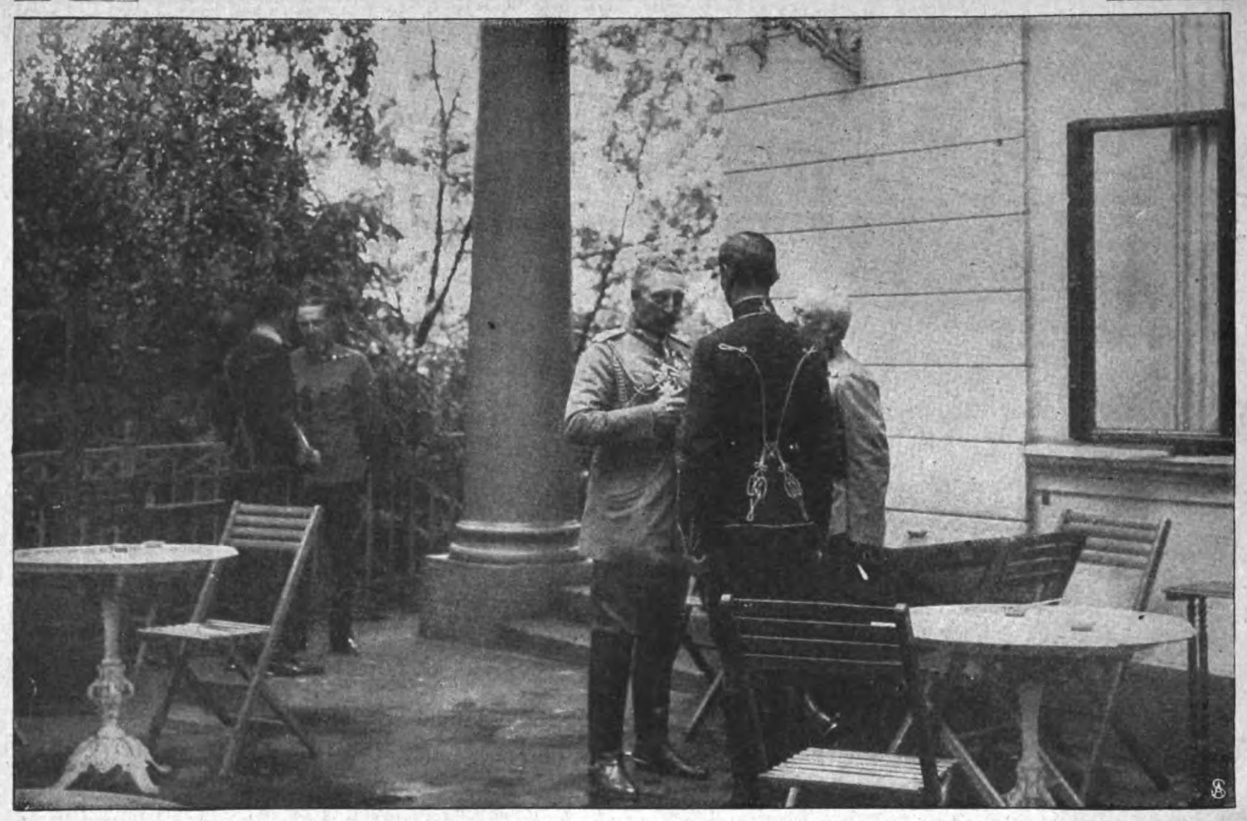
Seite 913.



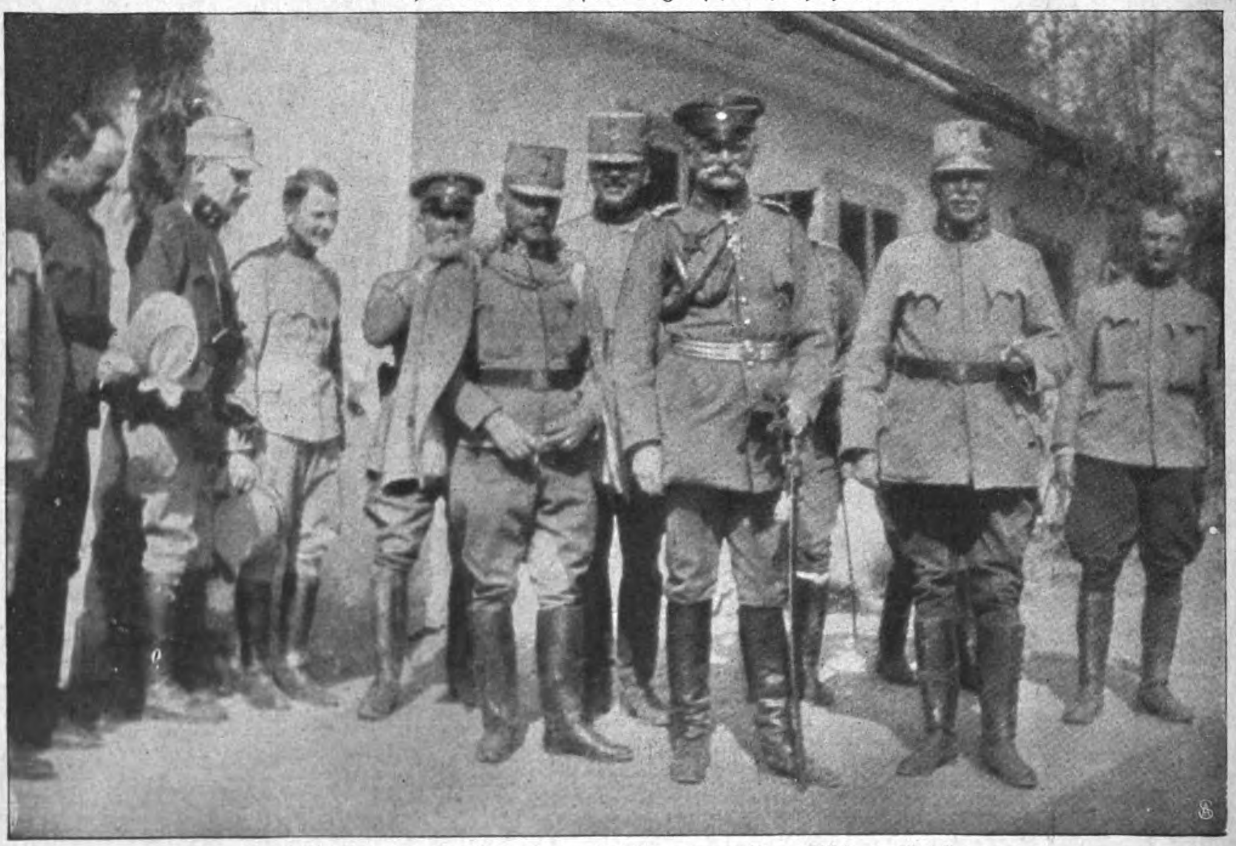
Phot. E. J. v. Duhren-Berlin.

Erste Aufnahme der Frau Kronprinzessin mit der Prinzessin Alexandrine;

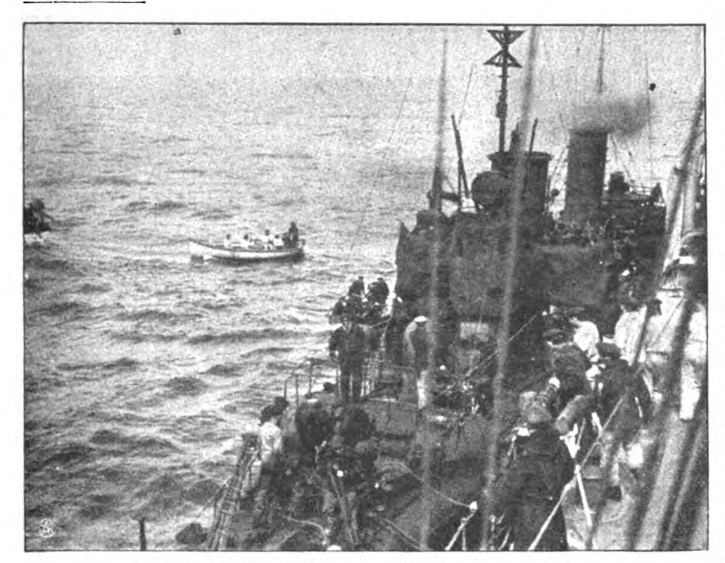
von Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Cecilienhilfe zur Vervielfältigung als Kunstblatt zur Verfügung gestellt.



Der Kaiser im Gespräch mit Erzherzog Friedrich und Rittmeister Graf Hunyady.
Der Deutsche Kaiser im österr.-ungarischen Hauptquartier.



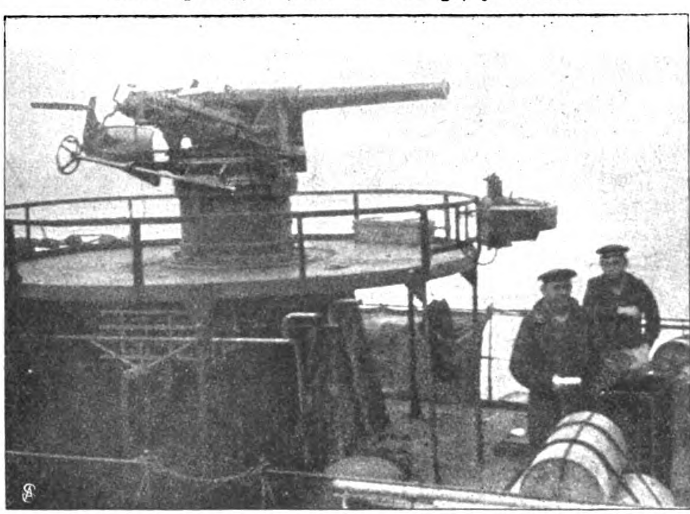
Generaloberst von Mackensen und österr.-ungarischer FML. v. Madski.
Im Hauptquartier in Galizien.



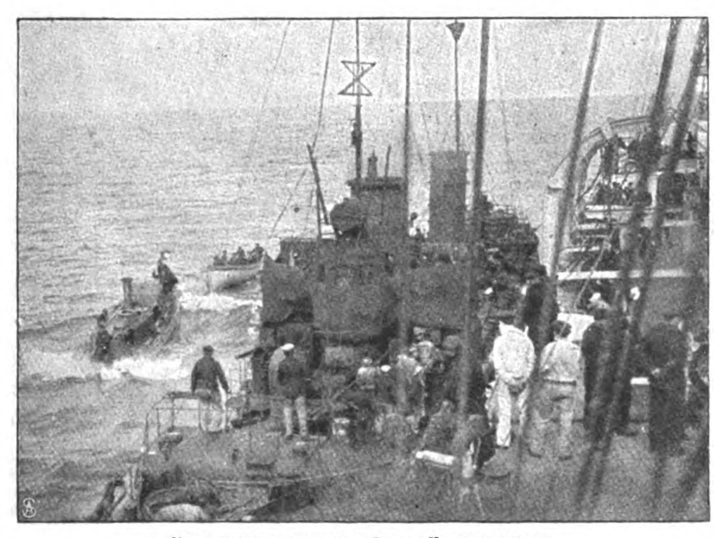
Landungstruppen sollen an Land gesetzt werden.



Appell während der Fahrt.



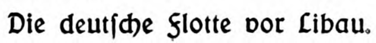
Am Achterdeck bei Libau.



Vorbereitungen zum Angriff von Libau.

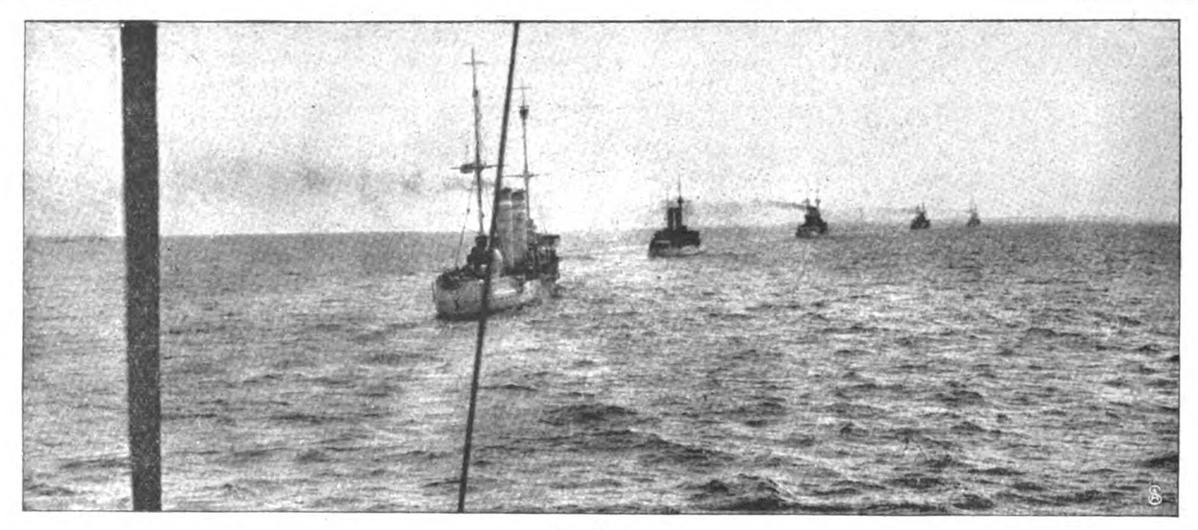


Deck des Kreuzers während der Fahrt.



Die deutsche Flotte vor Libau.





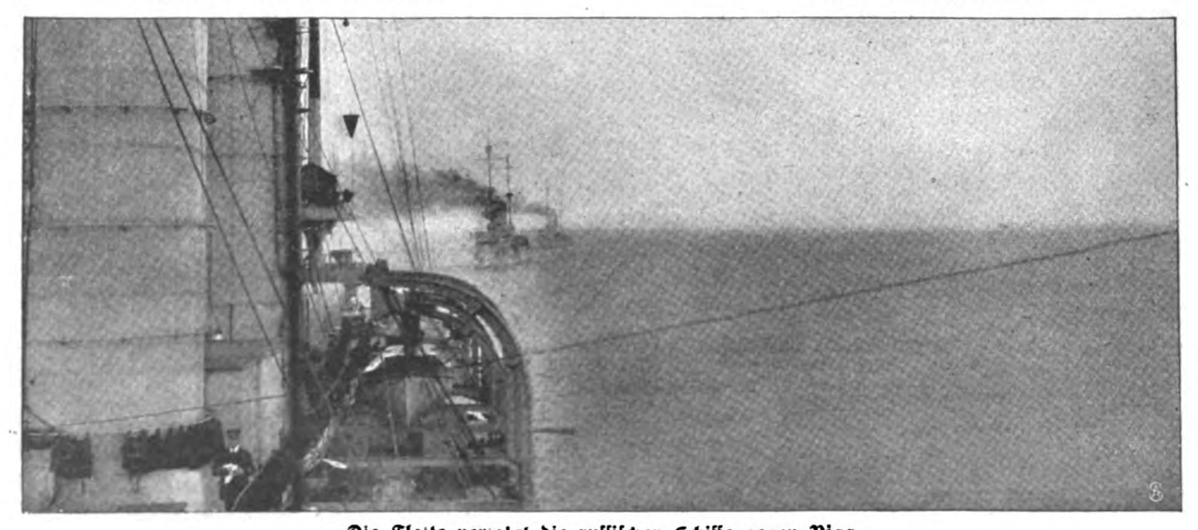
Vor Libau.



Kohlen an Deck des Kreuzers.



Unterseeboote gemeldet.



Die Flotte verfolgt die russischen Schiffe gegen Riga.

Die deutsche Flotte vor Libau.

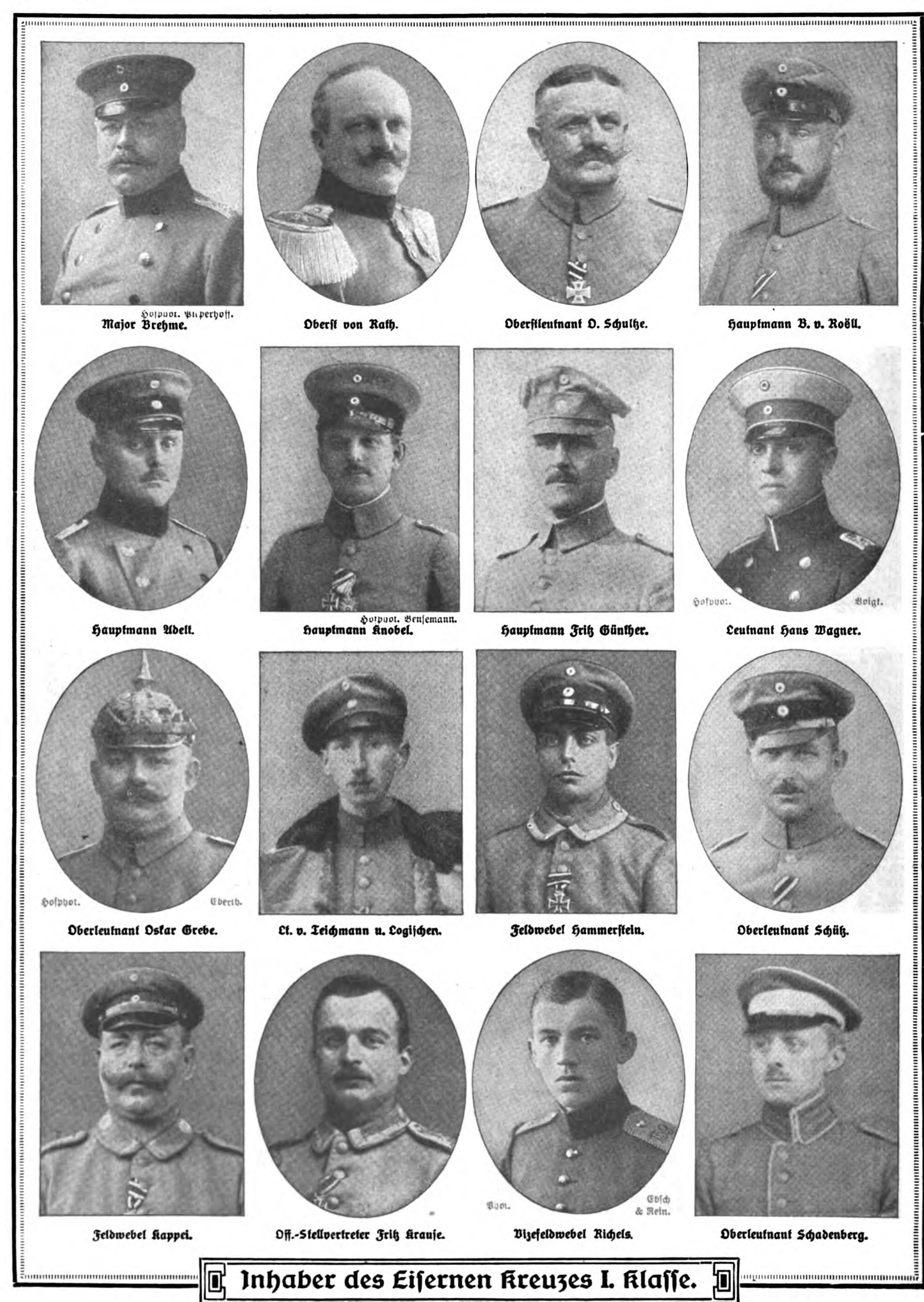




Nach der Natur gezeichnet von unserm Spezialzeichner Erich Mattschaß.

Blick auf die französischen Stellungen bei Souain in der Champagne von unseren Gräben aus.

Die feinen weißen Linien an der Chaussee sind französische Schützengräben. Das Dorf selbst liegt zwischen den beiderseitigen Stellungen und war der Schauplatz erbitterter Kämpfe in der großen Champagne-Schlacht auf dem rechten Flügel der Deutschen. Rechts oben ein zu kurz gehendes französisches Schrapnell, am Walde ein deutsches.



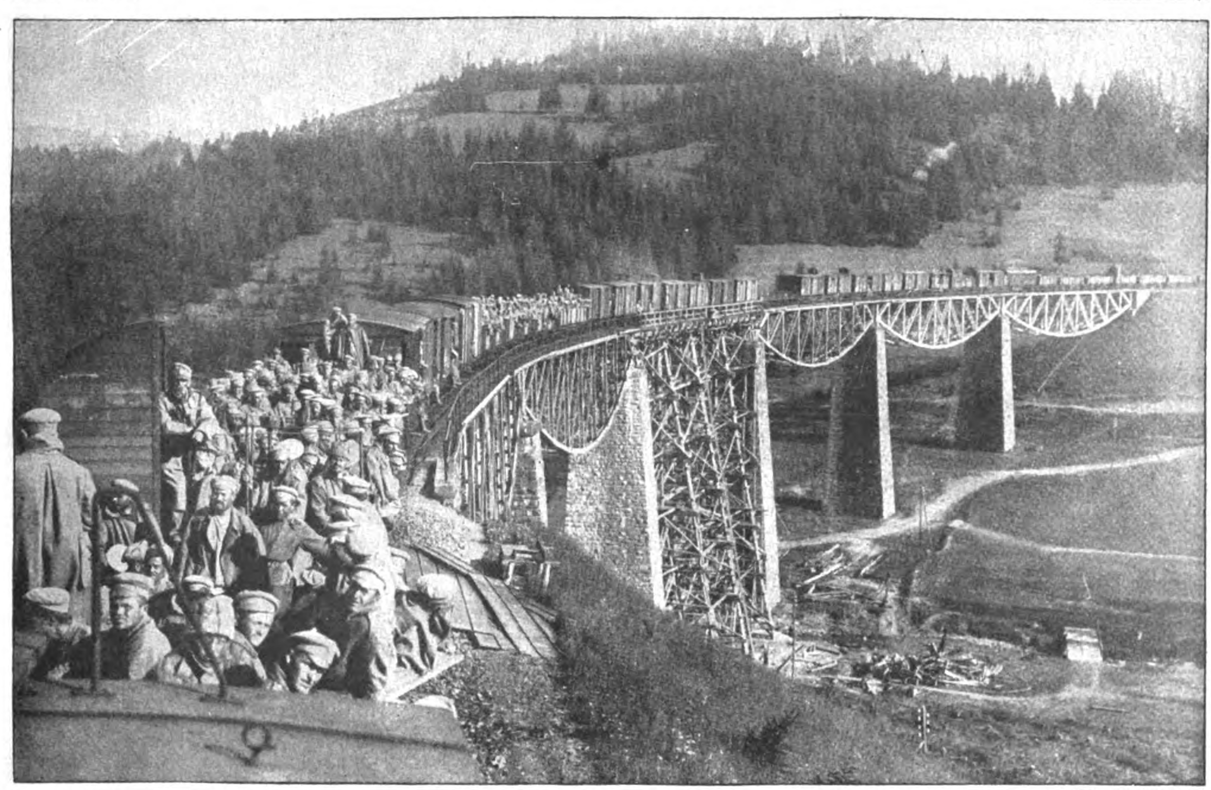
Major Brehme. — Oberst von Rath. — Oberstleutnant O. Schultze. — Hauptmann B. v. Rößll.

Hauptmann Adelt. — Hauptmann Knobel. — Hauptmann Fritz Günther. — Leutnant Hans Wagner.

Oberleutnant Oskar Grebe. — Lt. v. Teichmann u. Logischen. — Feldwebel Hammerstein. — Oberleutnant Schütz.

Feldwebel Kappel. — Off.-Stellvertreter Fritz Krause. — Vizefeldwebel Richels. — Oberleutnant Schadenberg.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

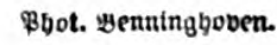


Phot. Benninghoven.

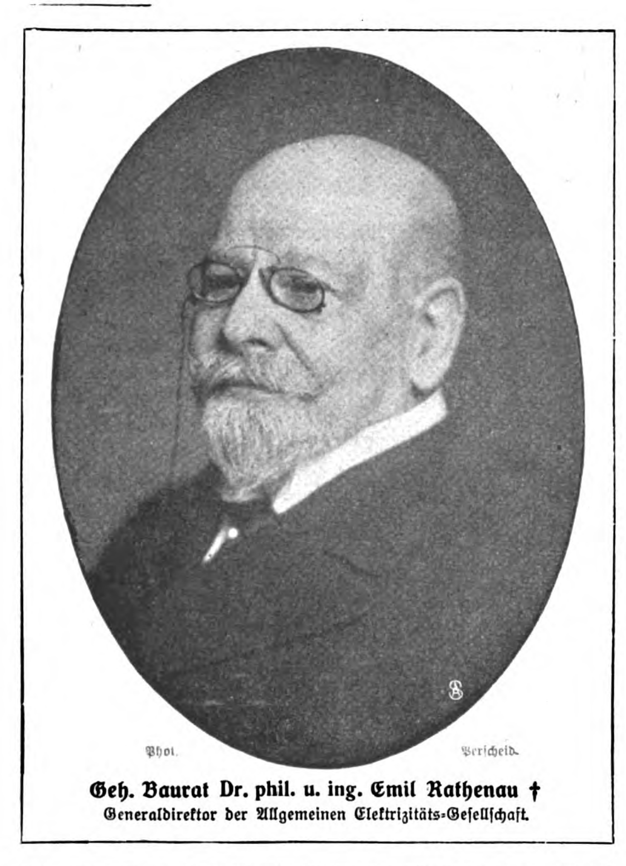
Ein Eisenbahnzug mit gefangenen Russen aus den Schlachten in Galizien auf der Fahrt durch die Karpathen.



Einmarsch von Truppen der Armee Linsingen in Stryj.

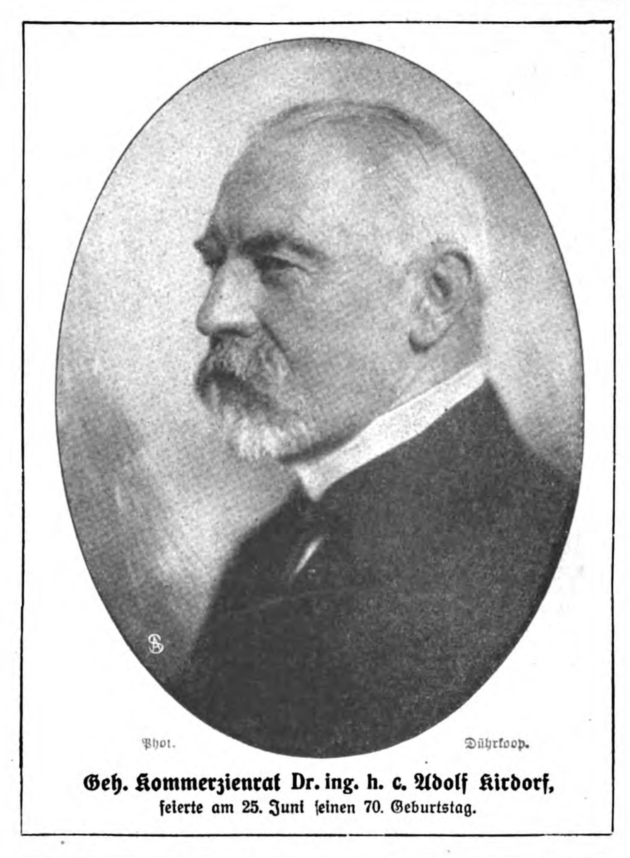


Vom südöstlichen Kriegschauplatz.



Phot. Perscheid.

Geh. Baurat Dr. phil. u. ing. Emil Rathenau †
Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft.



Phot. Dührkoop.

Geh. Kommerzienrat Dr. ing. h. c. Adolf Kirdorf,
feierte am 25. Juni seinen 70. Geburtstag.



Phot. Biemer.



Der Führer der Emden-Mannschaft Kapitänleutn. v. Mücke
in Berlin.



Spezialaufnahme der „Woche".

Geheimrat Dr. Meyer-Gerhard, der besondere Abgesandte
des deutschen Botschafters in Washington, in Berlin.



Eßbare Pilze — ungenutzte Werte.

Von Greta Warneyer.

Ueber den Nährwert der Pilze ist viel gestritten worden, und noch heute stellt mancher Laie sie als dem Fleisch gleichwertig hin, was wohl von dem äußerst feinen und tatsächlich auch fleischähnlichen Geschmack des Champignons, unseres am häufigsten genossenen Edelpilzes, herrührt. Fleischwert können Pilze nun zwar niemals haben, ja selbst unsern Gemüsen sind sie infolge ihres starken Wassergehaltes in frischem Zustand nicht gleich zu rechnen, trotzdem aber stellen sie einen wichtigen Faktor in der Reihe unserer Lebensmittel dar. In vielen Forsten wird die Pilzernte schon gut ausgenutzt, und die Frauen der Waldarbeiter verdienen mit dem Einsammeln von Pilzen einen guten Hilfsgroschen. Aber daneben steht auch die Tatsache, daß alljährlich viele hunderttausend Zentner ungeernteter Pilze verkommen und verfaulen, weil sich das Einsammeln und Anbieten infolge der Unkenntnis und des Vorurteils des kaufenden Publikums nicht lohnt. Da sollte es jetzt im Kriegsjahr doppelt die Pflicht jedes Gebildeten sein, hier aufklärend zu wirken. Handelt es sich doch um ein Nahrungsmittel, das uns ganz kostenlos zuwächst. Der Sommer und Herbst ist unsere gemüsereichste Zeit, und da benötigen wir eine Vermehrung der eßbaren Vegetabilien vielleicht nicht sonderlich. Wir sollten deshalb Sorge tragen, daß uns die Pilze für den Winter nicht verloren gehen. Sie im großen zu konservieren, mangelt unsern Fabriken in diesem Jahr das Metall, aber es gibt ein viel einfacheres Verfahren, nämlich das Trocknen und Zermahlen der Pilze. Getrocknete Pilze kommen an Proteingehalt fast den Hülsenfrüchten gleich, ja, Morcheln, Steinpilze und Eierschwämme überragen letztere noch. Wir gewännen demnach mit der Einführung der getrockneten Pilze nicht nur eine sehr wohlschmeckende Abwechslung für unsern winterlichen Speisezettel, sondern auch ein durchaus vollwertiges Nahrungsmittel. Getrocknete und gemahlene Pilze liefern äußerst kräftige und feine Suppen, Saucen, Füllungen und Beilagen. Das lederartige, das getrockneten ganzen Pilzen häufig anhaftet, ist durch das Zerkleinern ganz beseitigt, noch dazu, wenn man die Pilze am Abend vorher mit lauwarmem Wasser bedeckt und bis zum andern Tag quellen läßt. Daneben Pilze auch zu sterilisieren, bleibt ja jedem unbenommen, aber gerade durch dieses billige Trockenverfahren könnte unserer Volkswirtschaft alljährlich ein wohlfeiles und gesundes Gemüse erhalten bleiben. Namentlich sollten sich alle Güter mit größeren und kleineren Waldbeständen daran beteiligen, denn in fast jedem Landhaushalt finden sich zum Trocknen von Obst und Gemüsen sogenannte Obstdarren, die dann gleich für die Pilzernte mitdienen können. In kleinen Haushaltungen, wo man nur in geringen Mengen trocknet, reiht man die Pilze nach dem Putzen auf Fäden und läßt sie am Fenster vortrocknen, um sie im nur mäßig warmen Bratofen nachzudörren. Nachdem man die Pilze durch eine Reibmühle gegeben hat, hebt man sie in kleinen Beuteln auf.

Sieht man von Morcheln, Champignons und Steinpilzen, die alle drei als Delikatessen gelten müssen, ab, so bleibt noch eine unendliche Anzahl eßbarer Pilze, von denen jedoch nur der Pfefferling oder Eierschwamm sich der Bekanntschaft des kaufenden Publikums zu erfreuen pflegt. In Butter gebraten, mit Sahne fertig gekocht, mit Salz und Pfeffer gewürzt, wird er gern gegessen. Allen seinen Liebhabern möchte ich jetzt in der Kriegzeit raten, ihn auch einmal mit einem Stück Rauchfleisch, Schinken oder Rindfleisch und einigen Kartoffeln zusammenzukochen. Mit Kräuteressig oder Zitronensaft abgeschmeckt, mundet das Gericht ganz vorzüglich. Auf alle Pilze, die man kochen will, sollte man 1—2 Stunden Kochzeit rechnen; brät man sie in Butter oder Fett, genügen 30 Minuten. Viel weniger bekannt als der gelbe Pfefferling ist der Schirmpilz, der im August—September in unsern Wäldern oft die Höhe von 30—40 Zentimeter erreicht und mit seinem suppentellergroßen Hut tatsächlich wie ein Schirm aussieht. Weißlich und mit braunen Schuppen besetzt sowie mit losem Hautring am Stiel versehen, ist er seiner eigentümlichen Form wegen mit keinem andern Pilz zu verwechseln. Auch der ziegelrote Reizker, mit orangeroten und grünlichen Ringen verziert, der beim Durchschneiden rotgelben Milchsaft absondert und deshalb durchaus nicht eßbar aussieht, ist gebraten zu Kartoffeln in der Schale ein sehr gutes Gemüse. Sehr lohnt sich in Nadelwäldern das Einsammeln des Hallimasch oder Honigpilzes, der, zu ganzen Kolonien vereinigt, in der Humusschicht des Waldbodens wuchert. Häufig trifft man ihn auch auf dem Fuße abgestorbener Baumstämme und sogar in Obstgärten an, aber diese aus Baumstümpfen heraussprießenden Pilze pflegen einen weniger feinen Geschmack zu haben, weshalb der Pilzkenner sie meidet. Das weiße Fleisch riecht würzig und ist sehr schmackhaft. Auch der kahle Ritterling mit dem stahlgrauen, in der Mitte gebuckelten Hut ist ein guter Speisepilz. — Als feiner Gewürzpilz wird der zierliche Mufferon, der ganz fein nach Knoblauch und frischem Mehl riecht, und dessen Hütchen nur die Größe eines Zehnpfennigstückes erreicht, sehr geschätzt. Zu diesen eßbaren Blätterpilzen kommt noch die ungezählte Schar der Röhrenpilze. Hierzu gehören außer dem allbekannten Steinpilz zunächst der Birken-, Maronen- und Butterpilz, die im Geschmack kaum hinter dem Steinpilz zurückstehen. Dann folgen der Habichtschwamm und Rehpilz, Ziegenbart, Korallenpilz und noch viele andere. Namentlich der Habichtspilz könnte in unsern Wäldern in übergroßen Mengen geerntet werden, sind doch Exemplare von 30—40 Zentimeter großen Hüten nichts Seltenes. Die braunweißschuppige Oberfläche erinnert in der Tat an ein Habichtsgefieder. Da besonders dieser Pilz sehr häufig vorkommt und wenig von Maden und Gewürm zu leiden hat, so daß selbst Riesenexemplare meist brauchbar sind, ist er sehr geeignet, dem Volkskonsum erschlossen zu werden.

Wer Gelegenheit zum Selbsteinsammeln hat und selbst Pilzkenner ist, wird in diesem Jahr doppelt vorsorgen. Wer aber noch kein Kenner ist, und wen Ausflüge oder Reisen in den Wald führen, sollte trachten, es zu werden. Lehrer und Förster geben gern Bescheid auf Fragen, und an der Hand der großen, vom Gesundheitsamt herausgegebenen Pilzkarten lassen die genießbaren Pilzsorten sich sehr wohl von den giftigen unterscheiden. Ein anderes unfehlbares Mittel, die einen von den andern zu unterscheiden, gibt es nicht, denn was in Großmutters Kochbuch vom Mit-



kochen eines silbernen Eßlöffels oder einer Zwiebel gesagt wird, die vom Pilzgift schwarz anlaufen, ist Trug.

Die Zubereitungsart der Pilze geht aus jedem Kochbuch hervor. Eine ganz vorzügliche Pilzsuppenvorschrift mag hier zum Schluß noch Platz finden: Man säubert die gesammelten Pilze — es können lauter verschiedene sein — hackt sie gröblich und brät sie mit Schinkenabfällen und einer Zwiebel in Butter an, füllt Wasser auf, fügt Salz und Pfeffer dran und kocht die Suppe zwei Stunden, die man mit ein wenig in süßer Sahne verquirltem Weizenmehl verdickt. Eine Handvoll Mufferons oder einige Champignons machen diese Suppe sowie jedes andere Gericht aus einfacheren Speisepilzen noch feiner.

Skandinavisches.

Von befreundeter Seite schreibt man uns aus Schweden:

Von der Themse Waffen und Munition nach der Newa durchpassieren zu lassen, hat Schweden endgültig abgelehnt; nach einander auf offizielles und auf vertrauliches Ansinnen. Dagegen scheint sich jetzt über die lang umstrittene direkte Eisenbahnverbindung zwischen Schweden und Rußland eine Verständigung anzubahnen. Über den Grenzfluß Tornelf würde eine Eisenbahnbrücke gebaut werden. Bisher hatte Rußland die Brücke ausschließlich auf finnländischem Gebiet sehen wollen, jetzt aber würde sie auf schwedischem Boden beginnen und auf finnländischem münden. An eine Änderung der Zarenpolitik im Großfürstentum aber glaubt in Schweden kein Mensch. Das wäre gerade, als ob die Polen die russischen Zusagen auf Wiederherstellung der 1863 verwirkten Autonomie ernsthaft nehmen wollten. Die lebhafte Sympathie der Schweden für die hartkämpfenden südgermanischen Stammesvettern aber zeigt sich außer, wie natürlich, in den Offiziers-, namentlich in den gelehrten Kreisen. Das Buch „ein starkes Volk" von dem konservativen Reichstagsabgeordneten Professor Karl Hildebrand ist auch in deutscher Sprache erschienen. Die beiden bezeichnendsten Typen des heutigen Deutschland erblickt es in dem Leutnant und in dem Professor und bewundert es ganz besonders, wie sich beide ergänzen. In derselben Richtung sind die Professoren Hjärne, Fahlbeck und Kjellén tätig. Im übrigen beschränkt sich die vertiefte Einsicht in den gesteigerten Ernst der Weltlage keineswegs auf die sogenannten oberen Schichten. Den Beweis haben die Stockholmer Stadtverordnetenwahlen gegeben, in welchen die ministeriellen „Moderaten" (liberal Konservativen) 56 Mandate gegen deren 44 der Radikalen und Sozialisten errangen. Da die hauptstädtischen Stadtverordneten jetzt zwei weitere Mandate in der Ersten Kammer zu besetzen haben werden, besitzt der Vorgang auch eine unmittelbare politische Tragweite. Die Opposition sucht ihre Niederlage durch die von der bisherigen Mehrheit betriebene Verstaatlichung, d. h. Einschränkung des Branntweinhandels zu erklären — an die Stelle des bekannten „Gotenburger Systems" ist neuerdings ein Stockholmer System des Dr. med. Bratt getreten — aber allein kann doch das nicht diesen großen Umschwung in der hauptstädtischen Stimmung erklären, die im Februar v. J. bei dem berühmten „Bauernzug" nach Stockholm so mächtig hervorgetretene Stimmung für die erhöhte nationale Wehrkraft wirkt noch immer fort. Entsprechend wird auch im ganzen Lande eifrig exerziert, werden Vorräte angehäuft usw.

Unter den nordeuropäischen Staaten verhältnismäßig am wenigsten von dem Weltkrieg berührt wird Norwegen. Trotzdem ist bei der Nation der Ibsen und Björnson der Meinungsaustausch über die jetzige Weltlage wiederholt ein sehr lebhafter gewesen. Man entsinnt sich, wie vor einigen Monaten in Kristiania ein vormaliger Minister öffentlich zu Sympathiekundgebungen für England aufforderte, allerdings nur, um von den verschiedensten Seiten gründlich widerlegt zu werden, besonders auch an der Hand der Geschichte. Weit schwerer in das Gewicht fällt sicher die wachsende Verstimmung der norwegischen Reeder gegen den Handelsfreund jenseit der Nordsee und dessen ständige Verkehrsschikanen. Besonders laut wird dabei die Klage über die englische Behandlung der von Amerika kommenden Telegramme; ungelegen Erscheinendes wird dabei einfach unterdrückt. Noch stärker ist darüber die Entrüstung in Schweden, und dort hat ein neuerlicher Vorfall auf verwandtem Gebiet dem Faß den Boden vollends ausgeschlagen. Ein von England zurückkehrendes schwedisches Schiff berichtete, wie ein englisches Fahrzeug seinen Namen durch das schwedische Wort „Hemland" (Heimat) ersetzte und seinen Rumpf blaugelb anstrich. Das schwedische Schiff dieses Namens aber wurde nächster Tage in den englischen Gewässern erwartet, und man befürchtete für dasselbe einen Angriff durch die von dem englischen Manöver unterrichteten deutschen Unterseeboote. Der echte „Hemland" gehört der Gotenburger Firma Daniel Broström, deren Haupt zurzeit in Stockholm als Marineminister lebt. Im Zusammenhang damit steht auch der Plan, sich von der Alleinherrschaft des englischen Kabels zu befreien und sich ein eigenes zu schaffen.

*

Überall im Norden aber hat sich in zunehmendem Maße die Überzeugung befestigt, daß dort Schweden an die Spitze gehört, und nicht nur für die Dauer des Weltkrieges. In dieser Richtung hat die Malmöer Dreikönigsbewegung des vorjährigen 18./19. Dezember einen neuen Abschnitt eingeleitet. Offiziell steht jetzt fest, daß sie auf die persönliche Initiative König Gustafs V. zustande kam. Daß aber Schweden diese erneute Machtstellung unter allen Umständen festhalten wird, unterliegt keinem Zweifel. Wie populär diese Wendung ist, zeigt charakteristisch ein nebensächliches Detail. Noch vor Jahresfrist konnte der norwegische König Haakon VII. nicht auf dem Landweg nach der dänischen Heimat reisen, außer in dichtverhängtem Eisenbahnabteil, jetzt zeigen in den Stockholmer Läden Porzellanteller die vereinigten Köpfe der nordischen drei Herrscher. Und noch ein sehr bezeichnender Zug. Jene Begegnung hatte durch die akademischen Sängerchöre der schwedischen zwei Universitäten Upsala und Lund wie der nahe gelegenen dänischen Hauptstadt eine besondere Weihe erhalten. Auch am 1. Mai haben sich in Lund die Sängerchöre von Upsala und dazu die der Technischen Hochschulen von Stockholm und Gotenburg, endlich außer denen von Kopenhagen auch die der norwegischen Haupt- und Universitätsstadt eingefunden. Sie feierten dort gemeinsam jenes Frühlingsfest, das man im Norden seit der Urzeit am ersten des Wonnemonats in rauschender Freude beging.



Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

5. Fortsetzung.

Die furchtbaren Tage der Ungewißheit, ihre Verzweiflung waren vergessen! Ihr Dietz lebt! Sie, seine Mutter, durfte wieder bei ihm sein! Wie gut Gott war! Und fast hätte sie an seiner Güte gezweifelt!

Und tiefer noch beugte sie sich zu ihm herab, um seinem Atem zu lauschen. Und nannte seinen Namen — — „o Dietz — o du mein einziger — —"

Und diese bebende, liebezitternde Stimme, die Inbrunst dieser warmen geliebten Stimme schien die Nebel zu durchbrechen, die das arme Hirn des Sohnes noch gefangenhielten. War es Erinnerung? War es Traum? Leise zuckte das Augenlid; eine so merkwürdig müde Bewegung machte die Hand. Als er ein Kind war, hatte er diese Bewegung, wenn er müde wurde. „Nun wollen wir uns nichts mehr erzählen, Mama, nun bin ich müde —"

Und Dietz hörte diese Stimme, die wie eine Glocke tönt. Wo hatte er sie doch gehört? Wem gehörte sie? Ganz still und geborgen fühlte er sich bei dieser Stimme. „Niemals wird ein anderer das Kind pflegen als die Mutter", sagte sie, war das Erinnerung? Ist das eben geschehen? Es war auch so dunkel und still im Raum. Man kann nichts sehen, weil die Augen so schwer sind und weh tun.

Aber Erinnerung erwachte; die Stimme hat die Erinnerung geweckt. Längst Vergangenes erlebt er —

Leise Schritte, flüsternde Stimmen, gedämpfte Laute. Der Kopf brennt und schmerzt. Aber auf der heißen Stirn liegt eine kühle Hand. Man weint und schluchzt — schlägt mit den Händen um sich — aber weiche Arme halten so sorgsam den brennenden Körper. Aber wenn der Kopf still in den Kissen liegt, hört man die Stimme — „o Dietz — o du mein einziger! Werde wieder gesund, mein Liebling!" Und manchmal ist's wie leises Wimmern dicht neben dem zuckenden Körper. Manchmal tastet man mit fiebernden Händen um sich und berührt weiches Haar. Und man weiß — die Mutter kniet neben dem Bett. Die Mutter!

Baronin Agnes beugte sich noch tiefer herab — murmelten die Lippen nicht etwas? — Und wiederholte seinen Namen, der wie eine Liebkosung von ihren Lippen klang — „mein Dietz." Und leise schluchzte sie „mein Dietz — —"

Die Stimme — die Stimme. —

Da wird ja das Zimmer hell! Gerade in grüne Baumwipfel kann man sehen! Die Blätter zittern ganz leise an den Zweigen. Und auf dem Bettrand sitzt eine Frau; auf dem Bettrand sitzt die Mama und lächelt — und doch sieht man ganz genau, daß ihre Augen voll Tränen sind.

„Sind Sie traurig, Mama?" fragt man und wundert sich, wie dünn und tonlos die Stimme ist.

„Nein, mein Liebling, mein Dietz!"

„Aber Sie weinen, Mama!"

„Weil ich so glücklich bin, mein Dietz!"

„Warum sind Sie glücklich, Mama?"

„Weil deine Augen klar sind, und weil du mich wieder erkennst, mein einziger!"

Und man grübelt — grübelt — die Mutter erkannte man nicht! Die man am meisten liebt in der Welt! Ohne deren Kuß man abends nicht schlafen kann, und nach deren Stimme man sich sehnt wie nach dem Liebsten im Rosenschloß! Wo ist die Mama? Bei den Rosen! Und man stürmt zu den Rosen — man ruft sie — und da kommt sie einem entgegen auf dem Kiesweg — mit den lieben, strahlenden Augen, mit weit ausgebreiteten Armen — „Mein Dietz! Mein Liebling!" Und mit den Armen fängt sie ihren Knaben auf und drückt ihn so jubelnd ans Herz — — wie war es nur möglich, daß man sie vergessen konnte?

Und nun klingt die Stimme deutlicher; da ist ein Ton in der Stimme, dessen selbstlose Zärtlichkeit keine andere Frau in der Welt nachahmen könnte; eine Wehmut, ein zitternder Vorwurf ist drin und ein so heißer Schmerz —

„Sie haben mich nicht gerufen! Du hättest sterben können, mein einziger, mein Dietz — und deine Mutter hätte dich nicht mehr gesehen!"

Wie von Tränen erstickt ist die Stimme.

Aber da weichen die Nebel! Ein Vorhang riß auseinander, der dem Licht den Eingang wehrte — ein roter Sonnenball erhob sich purpurn über der dunklen, schlummernden Erde. Auf schwarzen, unendlichen Wassern zittern des Lichtes wärmende Strahlen —

„Mutter!" sagte Dietz.

* * *

Köstlich war die Zeit der Genesung; war das wiedererwachende Interesse am Leben. Als Dietz zum erstenmal bewußt die Sonne sah, war seine Erregung so stark, daß seine Augen sich feuchteten. Denn er dachte an die Grube, die ihn fast aufgenommen. Die Blumen, die Marianne neben sein Bett stellte, die Vögel, der blaue Himmel erschütterten ihn. Das alles durfte er wieder genießen, begreifen! Nie meinte er so viel Zärtlichkeit in Stimmen empfunden zu haben, als wenn Marianne und seine Mutter sich leise über ihn unterhielten. Denn noch sprach er selbst fast gar nicht. Als wenn er soviel zu denken hätte, daß ihm für Worte keine Zeit übrigblieb! Was dachte er alles! Da brachte Marianne Ähren! Das Wunder! Grüne Ähren! Und er sah ein wogendes Kornfeld — — wie stand der Weizen so stolz und reich am Sundewitt! Grün und fest und hoch war er! Eine Lust war es, ihn anzusehen! Über den ungeheuren Schlag sah man und dachte — da ist nun

---

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

ein grünes Meer! Der Morgenwind koste darüber hin. Aber die Sonne, die glühende, aufgehende Sonne vergoldete die Ähren, daß über allen ein rosiger Hauch lag. Ein Kranz von Mohn und Zyanen zog sich in glühenden Farben die Raine herab. —

Eichenlaub brachte Marianne.

Und er sah die Kameraden ihre Hüte mit Eichenlaub schmücken. So hoch waren die Äste des mächtigen Baumes, der wie eine Wache vor dem Eingang des Gehöftes stand. Aber einer stieg auf die Schultern eines kecken Burschen und schwang sich hinauf. Man kann nicht in den lachenden Morgen ziehen ohne Eichenlaub am Hut — —

Aber nach einigen Tagen, als Baronin Agnes von der Nachtwache ausruhte, sprach er: „Wie kommt es, daß du mich pflegtest, Marianne?"

Er sagte es, nachdem sie geschickt nach des Arztes Anleitung die Wunde ausgewaschen, neue Scharpie hineingelegt und den Arm gehalten, während der Arzt einen neuen Verband anlegte.

Sie zitterte. Vor Erregung hatte sie Tränen in den Augen. Er sprach!

„Sei nicht böse, Dietz!" sagte sie leise.

Wie merkwürdig! Warum sollte er böse sein?

„Ich bin nicht freundlich zu dir gewesen," sagte Dietz sinnend.

Aber sie widersprach.

„Immer warst du freundlich! O wie gut du immer warst!" Ihre Lippen zuckten. „Aber das ist doch auch ganz egal."

„O nein! Das ist nicht egal! Ich denke immerfort darüber nach, warum du es wohl getan hast!"

Da faltete sie die Hände. Und aus ihren Augen strahlte ein so wunderbares Leuchten, daß ihr Gesicht verklärt war. Ja, in diesem Augenblick war sie schön.

„Ich mußte es wohl tun," sagte sie leise, „ich denke mir, Gott hat es so gewollt."

„Aber ich bin nun gesund! Es ist nicht mehr nötig! Andere brauchen Hilfe viel nötiger."

Sie wurde brennend rot.

„Manchmal habe ich auch andern geholfen. Wenn du schliefst."

Er sah sie lange an; grübelnd.

„Also dir habe ich mein Leben zu danken!"

Da brach sie in Tränen aus.

„O glaube es doch nicht, Dietz! Der liebe Gott hat es so gewollt! Und ich wußte auch ganz genau, daß du gesund werden würdest! Ich habe es auf der Reise hierher in mein Tagebuch geschrieben. Ich kann es dir zeigen!"

„Aber woher wußtest du das?"

„Das weiß ich nicht," sagte Marianne und senkte ihr erglühendes Gesicht.

„Wie schön das Leben ist!" sagte Dietz lächelnd und schloß die Augen. Und auf den Zehen schlich Marianne hinaus und betete vor der Tür ein Dankgebet. „Lieber Gott! Lieber Gott!" — und dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen.

* * *

Die Genesung machte überraschende Fortschritte. Zusehends nahmen die Kräfte zu. Vierzehn Tage nach der Verwundung konnte Dietz, gestützt auf Mariannens Arm, durch den Garten gehen. Er hatte verlegen gelacht, als ihn zuerst so große Schwäche anwandelte, daß er fast gestürzt wäre. Er hatte auch gelacht, als er im Spiegel sein mageres, abgezehrtes Gesicht sah, aus dem die Nase wie ein großer Haken sprang, in dem die Augen tief und glänzend lagen. Und es hatte ihn gerührt, wie zärtlich die beiden Frauen sich zwischen ihn und den Spiegel stellten, weil sie glaubten, daß ihn der Anblick traurig machen könnte. Es rührte ihn, wie sie für ihn sorgten, wie sie seinen Wünschen nachkamen. Er wohnte jetzt im Gasthause, mußte das Zimmer mit seiner Mutter teilen. Zufällig hörte er, daß Marianne in der Mägdekammer schlief und verboten hatte, darüber zu sprechen. Nur das Nötigste war im Zimmer. Aber stets waren Blumen da. Und als er sagte, daß er sich oft an die Zeit erinnerte, da sie zusammen musiziert, hatte Marianne sogar ein Spinett aufgetrieben. Nun sang sie und seine Mutter Duette, um ihn zu erfreuen! Manchmal schlief er dabei ein. Manchmal seufzte er. Aber immer fiel ihm Mariannens seelenvolle Stimme auf. Sie war oft wie erstickt von Sehnsucht und Schmerz; und dann füllten sich ihre Augen mit Tränen. Aber er sagte: „Wie hübsch du das gesungen hast." Und ihr Gesichtchen, das blaß und schmal geworden war, erglühte. „Wie gut du bist, Marianne!" sagte er; und sie schluchzte auf; war so dankbar für jedes gute Wort.

Und immer war sie da! Er begriff das gar nicht! Er schlug nachts die Augen auf — da beugte sie sich über ihn — „Wünschest du etwas, Dietz?" Er konnte nicht schlafen — „Soll ich dir etwas vorlesen, Dietz?" Er seufzte — „Soll ich gehen, Dietz?" Und war immer voll zärtlicher Fürsorge! Und Baronin Agnes lächelte, als er sie danach fragte. „In den ersten Nächten hat sie vor der Tür gekauert, um gleich da zu sein, wenn du riefst. Aber das habe ich ihr verboten. Nun schläft sie am Tage ein paar Stunden — sie will es nicht anders. Und es macht sie so glücklich!"

Es erschütterte ihn. Vor der Tür kauerte sie! Und es war etwas, das ihn vor sich selbst erhob, daß dieses kluge Mädchen so ganz und gar sein Geschöpf war. Sie sah eben matt und müde aus, weil sie sich allein glaubte. Da rief er sie. Und ihr Gesichtchen strahlte. „Ich muß dir etwas erzählen, Marianne", sagte er.

Da kauerte sie sich zu seinen Füßen.

„Nein, du sollst nicht knien."

„Ach, laß mich doch!" bat Marianne.

Auf einmal entbehrte er sie, wenn sie nicht da war. Auf einmal machte es ihm Vergnügen, ihre Meinung zu hören. Er freute sich, als der Arzt immer wieder ihre Geschicklichkeit pries, und ärgerte sich, wenn er seine Besuche ausdehnte, nur um sie zu sehen. Und als Marianne erzählte, daß er sie eines Tages auf der Straße getroffen und sie gebeten, einen Spaziergang an der Eider mit ihm zu machen, weil sie gar so angegriffen war, geriet Dietz in so großen Zorn, daß er den ganzen Nachmittag schmollte.



Er sehnte sich nach ihr, wenn sie nicht da war; und wenn ihn etwas beschäftigte, dachte er — was wird wohl Marianne dazu sagen?

Er erinnerte sich an ihre Kinderzeit in Plossin, die so weit zurücklag; an den alten Schuppen mit den Gartengeräten, den Marianne nicht leiden konnte, weil er so häßlich und finster hinter den duftigen Birken stand.

Wenn sie nach Plossin kommt, soll er abgebrochen werden, dachte er.

Er stand am Fenster und sah sie mit Blumen in der Hand die Straße hinaufkommen.

Wenn sie umkehrt, heirate ich sie, dachte er auf einmal mit einem gezwungenen Lächeln und sah ihr erregt entgegen. Marianne kam mit ihrem gewohnten raschen Schritt näher; es war lächerlich, zu denken, daß sie umkehren könnte. Aber plötzlich, als sie dem Haus gegenüber war, blieb sie stehen, sah entschlossen hinüber, nickte leicht mit dem Kopf — und kehrte um.

„Ach — —“ sagte Dietz und sah ihr aus weit geöffneten Augen erstaunt nach.

* * *

„Zakramento,“ sagte Kapitän Claasen, „Zakramento caracho“, und schielte zu Pull, dem Hund, hin; „de Kuckuck soll mi tot pedden —“ und schielte zu seiner Frau hin. Ging mit zornigen Bewegungen durch den kleinen Wohnraum — und hätte hüpfen können vor Vergnügen. Machte die wütendsten Armbewegungen und spuckte, als wäre er an Bord. Und mußte sich doch die größte Mühe geben, um nicht laut zu lachen vor Freude — nun hatten sie ihm den alten Regenmantel gestohlen! Den uralten, den er nicht ausstehen konnte; den die Ohlsch ihm mit in die Ehe gebracht; den er hatte anziehen müssen, als sie zum erstenmal in die Kirche gingen, und der das lebhafte Staunen aller Seeleute von St. Pauli hervorgerufen. Entschieden stammte er aus der Franzosenzeit und war steif und dick wie ein Brett und hatte einen hellroten Kragen und himmelblaue Aufschläge. Er hatte Tressen und war an beiden Seiten geschlitzt. Er hatte mal seidenes Futter gehabt, was man sogar an einigen Stellen noch erkennen konnte, und sollte silberne Knöpfe gehabt haben, die aber der Kapitän nicht mehr gesehen hatte. Wenn Kapitän Claasen ihn anzog, war's ihm, als schluckte er Feuer. Und wenn er nicht Angst gehabt hätte vor der Frau, hätte er ihn hundertmal an stillem Ort vergraben oder an einen Stein gebunden und ersäuft, wie man junge Hunde ersäuft. Wenn er damit auf der Straße erschien, gab es ein Hallo und Hurra unter der Jugend, und die Frau mußte immerfort aufpassen, daß die Butjes die Tressen nicht abrissen. Und war doch so stolz auf den schönen Rock, wie sie auf ihren Mann ihr Lebtag nicht gewesen, denn der Rock sah nach was aus, und die Leute wurden stutzig. „Es ist ganz erstaunlich“, hatte sogar Doktor Sutor gesagt, der Präsident vom Bürgerverein, und der mußte es doch wissen. Und wenn die Seeleute am Hafen noch so ruhig und bedächtig auf die Segler sahen — Kapitän Claasen in seinem Franzosenrock brachte sie in Fahrt. Sie mußten nach, ob sie wollten oder nicht. Sie mußten sich den ollen Kapitän in seinem schönen Rock besehen, und es war ein schöner Zug, der ihm dann das Geleit gab. Die Ohlsch ging neben ihm her, stolz wie eine Königin schwenkte sie ihren Rock und sah so grimmig unter dem großen Bindehut den Leuten in die Augen, daß keiner wagte, näherzukommen.

Und den schönen Rock hatte man gestohlen.

„Wenn man nur wüßte, wer ihn genommen hat“, schrie die Frau und kramte zum zwanzigstenmal die Lade aus, in der er doch vor der Reise nach Pernambuko gelegen.

Ja — dachte der Kapitän — kiek du man, aber er wagte es nicht zu sagen.

„Gleich gehst du zur Wache! Die Nachtwächter sollen kommen oder die Bürgerwehr.“

Nein, zur Wache wollte er nicht. Und wenn die Frau keinen Verdacht hat, kann ihn der Nachtwächter auch nicht haben.

Am liebsten hätte sie ihm den Besen um die Ohren geschlagen. Aber es ging nicht, weil er in der Marineuniform vor ihr stand, an der sie selbst eine gute Stunde gebürstet hatte, und weil sie schon in dem guten lilageblümten Musselinkleid war, das dadurch leicht beschädigt werden konnte. Denn sie waren ja beide fix und fertig zum Ausgehen; ihr Kaschmir lag um ihre Schultern, der große Hut mit der roten Schleife war auf ihren Kopf gestülpt, in der Hand trug sie ein großes weißes Schnupftuch zum Wedeln, und von ihren gewaltigen Hüften stand der gefaltete Rock so prächtig ab, daß es eine Freude war. Pull wedelte immerfort mit dem Schwanz vor Vergnügen; denn daß er so etwas noch erleben würde, hatte er sicher nicht mehr erwartet. Und nun —

im letzten Augenblick, als der feierliche Ausmarsch die Treppe hinuntergehen sollte, war es der Ohlsch eingefallen, daß es vielleicht regnen könnte und die schöne Uniform naß würde. Sie hatte zum Entsetzen des Kapitäns den Mantel holen wollen — und da war er weg.

„Besinn dich doch wenigstens, wann du ihn zuletzt getragen hast!" schrie die Frau.

Zakramento! Da soll man sich drauf besinnen! Sie sagt, es war vor der Ausfahrt nach Pernambuko. Dann wird es wohl so gewesen sein. Mit der Tide ging die „Nanni" voraus, und er war auf Deck natürlich. Aber was vor der Tide geschehen war, das konnte er doch heute nicht mehr wissen! Vielleicht hatte er den schönen Mantel jemand zum ewigen Andenken geschenkt — man ist ja großmütig, wenn man in See geht. Oder vielleicht hatte er ihn verloren — kann man wissen, was man alles verliert, bevor man wieder an Bord kommt? Das ist ja das Merkwürdige: wenn man was verliert, verliert man's nur an Land. Auf Deck hatte er noch nie was verloren.

Und er kratzte sich hinter den Ohren und setzte den Lackhut fester und rückte an dem schönen Degen und sah die Frau unsicher an — — „det helpt nu nich — —" und da in dem gleichen Augenblick eine Abteilung von der Bürgerwehr durch den Silbersack marschierte, denen die begeisterten Zuschauer ihr Hurra entgegenbrüllten, raffte er sich auf und machte, daß er die Treppe hinunterkam. Und weil die Ohlsch sich heute der ganzen neidischen Nachbarschaft als Frau Deckoffizier Claasen zeigen wollte, stürzte sie hinter ihm her.

„Hier bliewst du, du Snösel — —"

Und hatte ihn untergehakt und hatte ihre grimmige Freude an seinem wehleidigen Gesicht.

„Hurra, Kapitän Claasen!" schrien die Straßenjungen, „hurra, die Ohlsch von Kapitän Claasen!" und sangen sofort „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" — und die Frauen an den Fenstern riefen es sich zu: „Da kommt all wedder ein von der Hamburger Kriegsmarine." Und die Männer sahen, die Zylinderhüte im Nacken, hemdärmelig rasch hinaus. „Junge, Junge, nu ward Tid —" und die Kinder schwenkten Fähnchen und bewunderten ihre schwarzrotgoldenen Schärpen — und stolz und hochaufgereckt ging Frau Claasen neben ihrem Mann mitten auf dem Damm. Und wußte wohl, warum sie den Kopf hoch trug: die Herren Offiziere der deutschen Flotte waren mit ihren Damen eingeladen, dem Stapellauf des Kanonenbootes „St. Pauli" beizuwohnen. Der 29. Juli sollte ein Festtag sein, an dessen hoher Bedeutung ganz Deutschland teilnahm.

Unaufhörlich strömten die Menschen dem Pinnasberg zu. Sie stauten sich in den Straßen, sie schoben und stießen sich, sie schrien und riefen, sie sangen und machten ebenso ungeheuren Lärm, wie ihn acht Wochen früher die Hamburger mit ihren Kriegschiffen gemacht hatten. Sie waren stolz, daß sie auch mal ohne Hamburg ein großes Werk geschaffen hatten. 3000 Menschen drängten sich auf den Werften, dem „jungen" und dem „alten Luban", machten lange Hälse, betrachteten neugierig das Boot, das eigentlich ein bißchen zu bescheiden für all den Lärm auf den Helgen lag. Geschmückte Damen standen an den Fenstern der Häuser, die die Aussicht nach der Werft hatten, auf der Elbe aber tummelte sich ein Heer von Booten, zwischen denen eine Gasse freigehalten wurde für das Kanonenboot. Alle Schiffe im Hafen hatten geflaggt, alle Ufer waren dicht besetzt von festlich gekleideten Menschen. Für die Herren Offiziere der Marine aber und ihre Damen waren Bänke aufgestellt in nächster Nähe des Bootes. Zum erstenmal verschönten sie ja durch ihre Gegenwart ein Volksfest; man war bestrebt, ihnen zu zeigen, wie man sich ihrer freute.

So kam es, daß Frau Deckoffizier Claasen endlich zu der Überzeugung gezwungen war, daß ihr Mann doch wohl eine Persönlichkeit geworden. Denn als sie an seinem Arm an den Reihen vorbeiwippte, hörte sie deutlich allgemeines Beifallsgemurmel. Und als sie auf ihren Kapitän schielte, sah sie, daß er eine bemerkenswert großartige Miene zur Schau trug, und daß er die Beine hob, als ginge er über lauter Scherben. Es war ein Vergnügen, wie sich die Nachmittagsonne in seinem Lackhut und auf seinem roten Gesicht spiegelte.

„Nu kau doch nich", sagte sie aber trotzdem zornig, denn des Kapitäns Backentasche hing herab wie ein Mehlbudel.

„Ne, Mudding!"

„Doch tust du's", der ganze Eindruck mußte ja verderben durch dieses leidenschaftliche Kauen.

„Aber ich spuck links, Mudding", sagte Kapitän Claasen und brachte „sin Olsch" zum Offizierkorps der deutschen Marine.

Und es war gerade zur rechten Zeit; um vier Uhr war ein Schuß abgegeben zum Zeichen, daß das Fest begann, und sofort spielte das Möckelsche Musikkorps die Ouvertüre zu „Die Stumme von Portici". Und als sie verklungen, setzte die Kapelle des 8. Bataillons mit der Ouvertüre von „Nebukadnezar" ein. Die musikalischen Damen fingen an, mitzusummen und den Takt mit dem Kopf anzugeben, zum Zeichen, daß sie Bescheid wußten, und die Herren, die weniger kunstverständig waren, machten ernste Gesichter und dachten an das Diner, das der Feier folgen sollte.

Und dann setzte die Liedertafel ein. Herr A. E. Kolster hatte extra für dieses Fest und für dieses Boot ein Lied verfaßt, dessen Text in 2000 Exemplaren unter die Menge verteilt wurde.

Es war ein wundervolles Lied, und es gab Leute, die sich schon jetzt ihre Augen trockneten. Frau Kapitän Claasen gehörte nicht zu ihnen. Sie sah außerordentlich enttäuscht auf das Boot, um das so viel Spektakel gemacht wurde. Das nannten sie ein Kriegsschiff. Sie stammte von Finkenwärder. Und sie wußte ganz genau, daß man früher sagte: „da kommt 'n Hamburger Ewer", wenn so ein Ding die Elbe hinunterkam. Es war ein rechtes Glück, daß ihr Mann Deckoffizier auf der „Deutschland" war. Denn auf dem Ding wäre er in ihren Augen doch nur ein Ewerführer gewesen.

Und dann hielt Herr Dr. Sutor eine lange Rede über deutsche Seemacht, und die 60 St. Paulianer, die erwartungsvoll auf den Ruderbänken des Bootes saßen, sahen sich ängstlich um, ob die Stützen auch noch hielten.



Und dann goß Kapitän Sohst langsam eine Flasche Wein über die goldenen Buchstaben, die auf jeder Seite des Steuerruders die Namen St. Pauli zeigten, und rief — „Es sei getauft mit dem Namen St. Pauli und diene Deutschland zur Ehre und unserer guten Stadt Hamburg zum Schutz!"

Was war es für ein Jubel! Das Musikkorps spielte, die Sänger sangen, Herr Marbs lief mit seinen Leuten geschäftig herum, schrie, befahl, schlug irgendwo noch einen Nagel ein — die Stützen fielen — die Frauen kreischten, und die Männer winkten wie toll mit den Zylinderhüten.

Langsam rollte Deutschlands Kriegsschiff „St. Pauli" von den Helgen ins Wasser.

„Sakramento!" murmelte Kapitän Claasen und machte eine wilde Bewegung nachzulaufen. Aber die Ohlsch hielt ihn. Er mußte sitzenbleiben.

Um sie her Jubeln und der Donner von der Steinwärderschanze; 21 Schüsse gab sogar das Boot, ohne daß es ihm was schadete; von der Gewalt der Schüsse hätte es ja selbst sprengen können. Der ganze Hafen flaggte, sogar einige holländische und englische Schiffe grüßten; und als es an der Johnschen Badeanstalt umkehrte und nun nach Altona fuhr, wurde es auch dort von Kanonenschüssen begrüßt. Die Altonaer zeigten, daß sie die Größe des Tages zu würdigen wußten, wenn es auch ein Hamburger Boot war, dem man zujubelte. Und ununterbrochen donnerten die englischen Kanonen der deutschen Kriegsschiffe, läuteten die Glocken von St. Michael. Um 5 Uhr legte das Boot an der Werft wieder fest, und die vom Jubel und der Begeisterung angegriffenen Festteilnehmer stürmten den Schiffspavillon „Phönix", zogen zum „Trichter"; 1200 geladene Ehrengäste aber machten sich auf den Weg in das Etablissement des Herrn Mittelstraß, um das wundervolle Bürgerfest mit angemessenen Tafelfreuden zu beschließen.

Kapitän Claasen schrie und lärmte mit. Begeisterung steckte ihn nun mal an, er mochte auf den Fidschi-Inseln sein oder in St. Pauli. Und er mußte auch immerfort lachen. Die Ohlsch war ja ganz durchgedreht. Die machte Bekanntschaft mit den übrigen Damen auf den Bänken, deren Männer auch Deckoffiziere waren oder Steuerleute, und machte Kratzfüße und knickste, daß es nur so eine Art hatte. Und da erzählte sie schon vom Kanarienvogel und von ihren Blumentöpfen. Und daß sie gern ein braunes Taftkleid angezogen hätte, aber sie glaubte, es würde regnen. Und daß das Kanonenboot mal ein nütliches lüttjes Ding war. — Junge, Junge, was konnte die Ohlsch alles reden! Und daß sie nichts gegen die Kriegsmarine hätte; aber daß sie morgen zur Wache wollte, weil man des Kapitäns schönen Regenmantel gestohlen. Und — wie ist's nur möglich! Es standen schon ein halb Dutzend Offiziersdamen auf einem Hümpel zusammen und snakten über die Fischpreise und über ihre Männer, über einige abwesende Kapitänsfrauen, deren Männer nicht zur Marine gehörten, und über den Kommodore der deutschen Flotte Mr. Strutt und seine Frau Gemahlin, von der es hieß, daß sie den Portwein ebenso liebte wie ihr Mann. Fine Fellows waren die englischen Offiziere; das war auch die Überzeugung des gesamten Marinekomitees. Bei weitem angenehmer waren sie als die Hamburger Seeleute. Nichts wie Ärger hatte man von denen. Nun hatte man mit größter Mühe und Umsicht eine Kriegsmarine geschaffen — und auf einmal paßte es den Seeleuten nicht, Dienst zu tun. Daß die englischen Offiziere Ärger genug mit ihnen hatten, war begreiflich. Sie beklagten sich, daß die Mannschaft die Kommandos nicht verstehen wollte, daß das Wasser zu eng sei, um auch nur Rudermanöver auszuführen, und daß die Besatzung immer ihren eigenen Willen durchsetzen wollte. Man mußte die Gehälter erhöhen, um sie bei guter Laune zu erhalten. Aber mit den Leuten war es ein rechtes Elend. Es ist wahr: man hatte ihnen 12 Taler monatlich versprochen; und es war vielleicht nicht richtig, daß man ihnen nur 9 auszahlte. Aber woher sollte man denn das Geld nehmen? 40,000 Mark Banko kostet die Flotte schon jetzt monatlich. Wer weiß denn, wie lange man sie erhalten muß? Und anstatt das anzuerkennen und dankbar zu sein, daß man sie überhaupt ausgemustert hat, werfen 100 Mann die Arbeit hin und bringen die Marine noch unter die Leute! „För de Swien", sagen sie, „ist das Essen, und die Hängematten wären verlaust!" Die Hamburger Offiziere, sagen sie, die vom Dienst auf Deck so viel verstehen wie der Esel vom Seiltanzen, nennen tüchtige Matrosen „du" statt „Sie", und wenn es schlechtes Wetter ist, fiele es ihnen nicht ein, an Deck zu kommen? Ach, die Lust an der deutschen Kriegsmarine war dem Flottenkomitee bereits gründlich vergangen. Vielleicht wäre sie auch Kapitän Claasen vergangen, wenn er nicht Deckoffizier geworden wäre! Was war es für ein Glück für ihn, daß er zur Flotte gehörte! Denn sonst hätte er ja zu den armen Teufeln gehört, deren hohlwangige Gesichter eine furchtbare Sprache redeten, deren Äußeres unsägliche Not verriet. Ach, wie war es traurig, Hamburgs Seeleute unter der festlich gekleideten Menge zu sehen! In Lumpen hingen Jacken und Hemden! Wie war ihr Haar wirr und zerzaust! Welche Entbehrung sprach aus tiefen Augen! Und welche Wut sprach aus ihnen! Männer gab es unter ihnen, die die Not zu Tieren machte. Grauenhaft waren die Kontraste, die sich am Hamburger Hafen berührten. Deutschlands Herrlichkeit jubelte man entgegen, wenn man die Schiffe am Grasbrook begrüßte. Aber durch diese Herrlichkeit war das Glück, war die Existenz Tausender von unschuldigen Menschen zerstampft. Hamburgs Seeleute sahen dem Hungertod ins Auge und wußten, daß nur die Blockade schuld war an ihrem Elend. Sie sahen die deutsche Flotte, die man doch gegen die Dänen ins Leben gerufen — und die noch nicht einmal eine Übungsfahrt unternommen hatte. Wozu hatte man nur Schiffe? Einen dumpfen Haß hegten die Seeleute gegen die deutsche Flotte!

Und das hatte seinen Höhepunkt erreicht, als das Marinekomitee hundert Freiwillige aus dem Anfang Juli aufgelösten v. d. Tannschen Freikorps statt der mit Löhnung und Behandlung unzufriedenen Seeleute eingestellt hatte. Freischärler auf deutschen Schiffen! Die jungen Helden, die für des Jahrhunderts größte Idee,



für Deutschlands Einigkeit, gekämpft und geblutet — auf der Kriegsmarine! Es war doch ein trauriges Ende, dachten die Patrioten. Aber was wollten die jungen Helden anfangen? Ohne Stellung und ohne Aussichten dazu waren die tapferen Jungen und mußten dem Marinekomitee dankbar sein, das sie zu Marinesoldaten auf der Fregatte „Deutschland" und der Dampfkorvette „Hamburg" machte. Und seitdem hörten die Schlägereien am Hafen nicht auf. Die entlassenen Seeleute gerieten in rasende Wut, wenn Leute von den Schiffen, die nun für neun Taler weiter dienten, sich an Land zeigten. Fielen mit Fäusten und Messern über sie her; hatten vor wenigen Tagen drei von ihnen so zugerichtet, daß man sie ins Hafenkrankenhaus bringen mußte. Sie hatten den Auftrag, Säbel und Uniform des neuen englischen Leutnants King an Bord zu holen — ei, in Fetzen war die Uniform zerrissen! Der Säbel zerbrochen. — „Zakramento!" sagte Kapitän Claasen und kratzte sich den Kopf. Er konnte es den Burschen nicht übelnehmen, daß sie auf ihrem Recht bestanden. Außerdem paßten ihm die Freischärler durchaus nicht. Was haben die an Bord zu tun? Haben ihr Lebtag kein Salzwasser geschmeckt und nennen sich Marinesoldaten? Gehören auf einmal zur Flotte? Tragen auch blaues Zeug mit silbernen Tressen? Denken auch noch, sie sind was Besonderes! Er zeigte eine grimmiges Vergnügen, sie immer wieder in die Rahen zu schicken, obgleich es für gebildete Freiwillige doch durchaus keine Arbeit war. Die Freude an der Marine wollte er ihnen schon verleiden!

Am 6. August hatte er ein Erlebnis. Das geeinte Deutschland hatte sich ein Oberhaupt gewählt, hatte sich den Erzherzog Johann zum Reichsverweser erkoren, der nun die alte, deutsche Herrlichkeit neu erstehen lassen sollte. Der 6. August war der Tag, an dem auf Befehl des deutschen Kriegsministers sämtliche Bundesstaaten dem von den Nationen Erwählten ihre Huldigungen darbringen sollten. Natürlich auch Hamburg. Die Soldaten wurden nach der Steinwärder Schanze geführt, um den Eid zu leisten und zu hören, daß sie nun nicht mehr Hamburger Militär waren, sondern zur Reichsarmee gehörten. Es wehte scharf. Die Boote tanzten auf den Wellen, und die verankerten Kriegsschiffe am Grasbrook wackelten erregt hin und her. Kapitän Claasen stand auf Deck der „Deutschland" und sah mit vielem Behagen zu, wie die Boote, die das Militär an die Schanze bringen sollten, bis nach Altona abgetrieben wurden; wie man sich endlich mit Staken half; wie die Schuten voll Wasser schlugen und die schönen Uniformen naß wurden. Es war ein lustiger Anblick, Zakramento! Aber er hätte gar zu gern gewußt, warum die Soldaten nun keine Hamburger mehr sein sollten. Oder was das für ein Johann war, von dem sie im „Trichter" sprachen, und um den die Glocken so stürmisch brausten und die Geschütze so laut donnerten. Hundert Schüsse! Was war es für ein Glück, daß die Engländer und die Freischärler an Bord waren! Wer hätte sonst hundert Kanonenschüsse abgeben können?

Ei, wie die Glocken von St. Michael herüberbrausten! Und wie die Patrioten trotz des Sturmes zu Tausenden von den Vorsetzen bis zu dem Stintfang hin standen, immer bereit, Hurra zu schreien und „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen. Überwältigt waren sie von all ihrem Glück. Nicht nur einen Reichsverweser hatte man — sondern in Frankfurt war durch Gesetz nun auch die deutsche Flagge anerkannt! Schwarzrotgold wird auf den Ozeanen herrschen!

Der lange Deckoffizier Claasen begriff das große Glück nicht, mit dem sie die Schiffe begrüßten. Manchmal betrachtete er voll Zweifel die Flotte am Grasbrook — war sie es wirklich, der man so zujubelte? Was nur gab's an ihr zu bewundern? Er sah nun einmal das Band nicht, das diese Marine mit dem Volk verknüpfte. Und er konnte keinen Unterschied sehen zwischen diesen Kriegsschiffen und den abgetakelten Kauffahrern, trotz aller Kanonen und Fahnen: sie waren genau so eingeschlossen wie die andern Schiffe — — —

Ei, wie es wehte! Wie er tobte, der Sturm! Wie er des großen Jubeltags spottete! Er schwang sich zu den Türmen auf und heulte zu der Glocken Klänge. Da war ihr Lied nicht mehr jauchzend und jubelnd, sondern bang und voll Angst. Er stürzte sich in die Straßen und auf die Plätze und riß und zerrte an Fahnen und Flaggen, an Girlanden und Transparenten, bis er sie zerfetzt und zerrissen vor sich hinwirbelte. Er blies den Kanonieren das Pulver weg, so daß die Salutschüsse nur in langen, langen Zwischenräumen und dann auch nur recht kläglich hörbar wurden, und jagte das Wasser der Elbe, daß die Schiffe an den Dückdalben ächzten und stöhnten, daß die schweren Ewer krachend aufeinanderstießen und die begeisterten Zuschauer am Stintfang mit beiden Händen ihre Hüte hielten. Er blies den Freiwilligen auf den Kriegsschiffen den Wasserstaub in die Augen und machte sie rebellisch. Denn als der Deckoffizier Claasen sie in die Rahen schicken wollte, weil Mr. Strutt ihm gesagt, in der englischen Kriegsmarine sei das eine beliebte Manier, gingen sie einfach in ihre Kojen und ließen ihn wissen, daß sie nicht zur Belustigung des Publikums engagiert wären und bei solch unsinnigen Befehlen lieber die Arbeit niederlegen würden. Zakramento! dachte Kapitän Claasen verblüfft. Und wenn es ihn auch höllisch ärgerte, daß seine Befehle so wenig Geltung hatten, es imponierte ihm doch an den Freiwilligen. Fixe Jungen waren dabei, wie geschaffen für den Borddienst. Aber natürlich nicht für Kriegschiffe. Und er dachte an Kap Horn und an Sydney und an die Inseln — — und er dachte, wenn er der Herr wäre auf der „Nanni", und ein Dutzend von diesen Boys wären da — — ob sie wohl dann auch den Gehorsam weigerten? Allerdings, in die Rahen würde er sie nicht schicken bei Kap Horn. Er kratzte sich Kopf, Schenkel und Arme — — es war mal seine Angewohnheit bei schwierigen Fragen, es stammte noch aus der Zeit, da er australische Wolle an Bord hatte.

Es war auch schlimm mit den Freiwilligen. Man denkt, man hat Matrosen, und dann sind's Freiwillige, damned! Die Stolzen konnten nun einmal nicht verstehen, daß dieser rauhe Mann ihr Vorgesetzter war. Wenn sie Taue wickeln sollten, fragten sie warum; und wenn sie die Boote ins Wasser lassen sollten, hatten sie gerade etwas anderes vor. Ihre Seelen waren ja noch



in Schleswig-Holstein. In ihren Herzen kämpfte ja noch der Schmerz des Abschieds von ihrem vergötterten Major, die Wut über die Behandlung, die sie erfahren, mit dem Stolz, einer von den Tannschen Freischälern zu sein. Man kann in sechs Tagen nicht vergessen, daß man vier Monate lang Deutschlands Hoffnung genannt wurde.

Als der Major bei seinem Besuch in Hamburg beim Flottendiner Mr. Strutt kennen gelernt, hatte er ihm seine jungen Leute ganz besonders ans Herz gelegt. Mr. Strutt war deshalb gern ihrer Einladung zu altem Portwein gefolgt, und es hatte sich ein sehr herzliches Verhältnis entwickelt, als der Kommodore erfuhr, daß die jungen Helden ihn von diesem Fest auf ihren Armen nach Hause getragen. Wozu sie auf den Schiffen waren? Um Wachdienst zu halten und Rudern zu lernen. Kapitän Claasen dachte, wenn er Pull auf der Back hätte, wäre das Schiff genau so sicher bewacht als durch diese Helden. Aber wenn sie jetzt an Land gegangen wären, hätte man für ihr Leben nicht einstehen können. In so wilder Wut waren die hungrigen Seeleute gegen die tapferen Freiwilligen.

Hui, wie der Sturm heulte.

„Das wird ruff", sagte der Kapitän.

Und seine Nüstern blähten sich. Man fühlt doch mal wieder, daß man an Bord ist. Man hört, wie die Ankerketten klirren und rasseln; man sieht, wie die Schiffe hüpfen und tanzen. Und man hat Ruhe vor den Besuchen der Patrioten an Bord. Was sie alles wissen wollen! Und was sie alles fragen können!

Aber die Frauen sind noch viel merkwürdiger, weil sie gebildeter sind. Das hatte Kapitän Claasen durch seinen Verkehr mit ihnen doch erfahren: je gebildeter einer ist, desto dümmere Fragen stellt er.

Aber heute blieben die Patrioten an Land; die Boote und Jollen schlugen ja ohne weiteres voll Wasser. Und Wasser liebten die Patrioten nicht, wenn sie selbst davon naß wurden.

Hui, wie der Sturm brauste! Wie er das Elbwasser peitschte! Schaumkronen waren auf den Wellen, die in wilder Eile vorwärts hetzten, sie spritzten hoch auf zum Bug der „Deutschland"; wirbelten zurück, rollten weiter, hoben die Dampfboote auf ihre Rücken und warfen sich klatschend in das Kanonenboot. Immerfort mußte geschöpft werden.

Hui, wie sein gellendes Gelächter die Luft erfüllte! Da wirbelt die deutsche Flagge — ist jäh abgerissen worden, wirbelt so lustig in die Freiheit hinein — in den grauweißen Himmel hinein! Und die Schiffsrümpfe im Jonashafen beben und ächzen, und so ängstlich seufzt es in den Masten, und so dumpf rollt es am Kiel — — hoch auf schlägt das gelbe Wasser zur steinernen Treppe! Wie ist sie schlüpfrig und triefend!

Mit den Händen in den Taschen stehen die Jollenführer da, stieren auf die Treppe; stieren ins Wasser — es war guter Verdienst mit den Patrioten; und ein guter Gedanke waren die Eintrittskarten für die Kriegsflotte. Aber wer wollte über die Elbe bei solchem Wetter? Ein Glück, daß der Sturm nicht aus Westen bläst! Böses Wasser hätte man, wenn er aus Westen käme!

Stumpf sehen die Männer über das Wasser — sprechen nicht — man weiß ja alles!

Aber auf einmal merken sie auf. Ja, der ganze Haufe zusammengedrängter, untätiger Männer merkte auf, als eine Frau in weitem Regenrock, den Baschlik über dem Haar vom Stintfang herab auf sie zukam. Der Sturm riß und zerrte an dem flatternden Mantel. Sie hielt den Baschlik mit beiden Händen. Manchmal lief sie mit trippelnden Schritten. Manchmal lachte sie, wenn der Sturm sie um sich selbst wirbelte. Ihre Zähne blitzten dann zwischen den roten Lippen. Manchmal steckte sie mit einer ungeduldigen Bewegung eine glänzende Locke unter den Baschlik zurück.

Wie eilig sie es hatte. Wenn man ihre kleinen Füße sieht, denkt man, sie können nur tanzen, so klein und zierlich und flink sind sie. Will sie am Jonashafen tanzen? Einige der Männer grinsen. Was hat eine feine Dame bei Sturm am Jonashafen zu tun? Gerade auf die steinerne Treppe zu nimmt sie ihren Kurs. Will sie zu den Kriegschiffen? Es heißt ja, daß sogar feine Damen ihre Freude an der Kriegsmarine haben. Die Männer verziehen die Münder, haben so was Lustiges in den Augen — und werden wieder ernst. Den Verdienst verdirbt man sich, wenn man jetzt über die Kriegsmarine lacht!

Wirklich! Zum Grasbrook will sie! Zu den Schiffen! Zur Fregatte „Deutschland", auf der die Freischärler sind! Sie sieht hübsch aus, wie sie bittet! Wie Bernstein sind ihre Augen! Und ein Goldstück will sie zahlen für die Fahrt. Ein Goldstück! Noch niemand hat ein Goldstück gegeben für die alten Schiffe!

Hei, wie das Wasser klatschend gegen die Mauer spritzt! Wie die Jollen hüpfen und springen! Natürlich kommt man nicht mit einer Jolle hinüber. Die würde sofort voll Wasser schlagen. Aber wenn man's mit einem Ewer versuchte? Ein Goldstück will sie geben! Wer ließe sich jetzt ein Goldstück entgehen!

Und sie helfen ihr in den Ewer, in den nassen, plumpen Ewer. Neben rauhen, schweigenden Männern sitzt sie; schreit ängstlich auf, wenn Wasser überkommt, hält sich an der Bordwand, um nicht weggespült zu werden, lächelt, um nicht ihre Herzensangst zu verraten. Schwer müssen die Männer arbeiten, um von der Strömung nicht fortgerissen zu werden.

Wie weit sie abgetrieben werden! Bis nach Altona müssen sie, um in die Schrägung zu kommen. Und fortwährend kommt Wasser über. Es sprüht über die Leute hin, schlägt auf ihre breiten Buckel, über die die Ölröcke sich spannen, rinnt langsam ab. Die schweren Riemen tauchen tief ein in den aufgewühlten Strom; mit aller Kraft müssen sich die Leute dagegen lehnen, um Kurs zu halten, um nicht gegen die ächzenden Dückdalben geschleudert zu werden; sitzen fast im Wasser. Und im Wasser stehen die zierlichen Füße der reizenden Madame.

Aber endlich kommt der Ewer den Schiffen näher. Leuchtend grüßen die goldenen Buchstaben der Fregatte. Und Kapitän Claasen steht auf der Back und sieht grinsend zu, wie die armen Leute sich anstrengen müssen mit ihrer Schute. Sieht grinsend auf die Dame. Nun ist das eine Patriotin und will an Bord. Nein unklug ist es! Wie sie bei der Dünung nun wohl an die Fregatte kommen wollen! Aber unwillkürlich griff er doch nach



einem Tau. Man kann ja nicht wissen, ob die Strömung den schweren Ewer nicht gegen den Schiffsbauch schleudert und die Patriotin ins Wasser fliegt. Auch einige Freiwillige sehen zu —

Aber es geht alles gut. Der Ewer legt sich in Lee. Und Hände sind bereit, die die arme kleine Edith stützen, wie sie die steile Treppe hinaufklimmt. Kapitän Claasen fährt sich mit dem Handrücken über den Mund, spuckt aus, drückt den Lackhut fester auf den Kopf und geht steifbeinig auf die Dame zu. Die Führung der Besucher hatte er zu übernehmen, wenn Leutnant Reichert nicht an Bord war. Leutnant Reichert dinierte heute für den Reichsverweser im Hotel de l'Europe.

Zakramento! Was hat sie für Augen! Zakramento! Und trieft wie 'ne Wasserratte. Ein Grog wäre gut für sie. Eine innerliche Wärme ist gut gegen Nässe. Und er machte einen hübschen Kratzfuß. „Will die Dame zuerst auf die Back? Oder will sie nicht lieber eine angenehmere Atmosphäre im Leib haben?"

Sie verstand das wohl nicht. Aber sie zitterte. War bis auf die Haut durchnäßt. Sie sah die neugierigen Gesichter, sah sich von einem Haufen Männer umringt — legte das süße Köpfchen auf die Seite.

„Sind Sie der Herr Kapitän?"

Damned, was hat sie für eine Stimme! Das reinste Trülülü! Und Kapitän Claasen machte mit der Hand eine schwungvolle Bewegung zum Herzen hin, die bei den Freiwilligen helles Entzücken hervorrief.

„Allright, madame . . ."

„Ich möchte wissen — — ich komme wegen der Freiwilligen — — "

Was? Mit ihm will sie gar nicht sprechen? Zu den Freiwilligen will sie? Glaubt sie, die wissen an Bord Bescheid? Was sie sich wohl unter einem Freiwilligen denkt! Fast zornig sah er sie an — und sah, wie sie hin und her geschleudert wurde, trotzdem sie sich an einem Tau hielt. Ja, das ist keine Kleinigkeit, auf einer Fregatte zu stehen! Und da reichte er ihr galant den Arm, um sie an eine geschütztere Stelle zu führen, tänzelte dabei, daß es eine reine Freude war — — „Sie brauchen keine Angst zu haben, Madame," sagte er, „ich bin die reine Turteltaube!"

„Ach, bitte", sagte Edith und gab sich Mühe, sich im Sturm verständlich zu machen. „Ich wollte Sie nur um eine Gefälligkeit bitten. Ich habe erfahren, daß Baron Wendemuth auf diesem Schiff ist. Ich möchte ihn so gern sprechen."

Er sah sie verblüfft an. Wendemuth? Meint sie den Freiwilligen mit der Hakennase? Der Portwein wie Wasser trank? Der mit in Holtenau war und ihn durchaus überreden wollte, heimlich auszulaufen und die „Gefion" zu überfallen? Er sah sie an, zuckte die Achsel. Was ging es ihn an, was sie mit dem Freiwilligen zu schaffen hatte. Er war beleidigt, der olle Kapitän, daß diese entzückende junge Dame nicht ihn, sondern einen Windhund von Freiwilligen besuchte. Und da ließ er sie stehen. Stapfte wackelnd, breitbeinig zurück zur Back, den Körper vorwärts schiebend, und es sah aus, als klimme er eine Anhöhe heran und gehe wieder zu Tal. Aber daran war er nicht schuld, sondern der „Deutschland" wilde Bewegung. Und winkte den Freiwilligen, sie sollten sich um die Dame kümmern. Verdrossen war er auf einmal; ließ sich durch die Großluke hinab und war spurlos verschwunden.

„Ach Gott", sagte Edith erschrocken und klammerte sich an einen der schönen, englischen 18-Pfünder und wurde hin und her geschleudert bei des Schiffes wütendem Schwanken. Wie der Sturm von den Rahen und Masten heulte! Wie das schmutzige Elbwasser gegen die Schiffswand klatschte! Und im Jonashafen wackelten die Kauffahrer so kläglich hin und her! Angstvoll sah sie zu den jungen Männern hin, die sie neugierig betrachteten — und stand auf einmal bei ihnen. Wiederholte ihre Frage. „Sagen Sie es mir doch — er ist doch auf dem Schiff! Dietrich Wendemuth suche ich!" Es sah entzückend aus, wie sie die Hände faltete. Wie sie flehend die Augen von einem zum anderen gleiten ließ. Die jungen Leute lächelten.

„Ist die Madame seine Schwester?"

Ja, ja, sie war seine Schwester. War nach Hamburg gekommen und wollte den Bruder besuchen.

„Aber wie schade das ist! Vor zwei Tagen ist Wendemuth nach Berlin gereist. Er hat sich verlobt. In Strömen floß der Wein. Auf der Fregatte feierte man seine Verlobung. Aber er reiste nach Berlin!"

Die Fregatte machte einen jähen Sprung — und die kleine Edith flog gegen die Schiffswand und sank wie leblos nieder. Da nahm sie der lange Lührs auf den Arm und trug sie in den Mannschaftsraum. Ein halb Dutzend Hände suchten nach Rum — Rum ist gut, um Lebensgeister zu wecken. Ungeschickt und verlegen hielt der lange Lührs das schöne Geschöpf und wurde rot, als einer heftig schrie, er sollte sie auf die Bank legen. Sie lösten ihr den Baschlik — das Wasser lief von ihren Kleidern! Sie standen verlegen um sie her und wagten nicht, die mächtige Rumflasche an den süßen Mund zu setzen. Wie wunderschön war die Dame! Still und verlegen starrten sie auf die ohnmächtige Edith.

Krach — die „Deutschland" taumelte gegen den Dükdalben, an dem sie mit eisernen Ketten befestigt war. Ein halb Dutzend Helden stolperten gegeneinander, und der Rum, den ein Samariter der kleinen Edith einflößen wollte, spritzte über ihr Gesicht. Das brachte sie wohl wieder zu sich. Sie schlug die Augen auf und sah ängstlich um sich. Sie sah in teilnahmsvolle Gesichter; sah junge Leute zusammen sprechen — nun ja, von Dietrich Wendemuth sprachen sie. Von seiner letzten schönen Rede im engen Bauch dieses abscheulichen Schiffes: von Treuschwüren an grünen Knicks und stolzen Eichen, von deutscher Einigkeit und den Freunden, die man in fremde Erde gebettet. Und — „wir sehen uns wieder", hatte er gesagt.

Edith hörte es — ohne daß sie doch dem Gespräch zu folgen vermochte. Vor zwei Tagen hat sich Dietz verlobt.

Sie fing an zu weinen. Preßte die Zeigefinger in die Augenwinkel und schluchzte.

„Haben Sie sich verletzt?" fragte der lange Lührs; es wurde ihm ganz heiß bei diesem leidenschaftlichen Schluchzen. „Tut Ihnen was weh, Mademoiselle?"

Ja, es tat ihr etwas weh. Ihr Herz tat ihr weh.

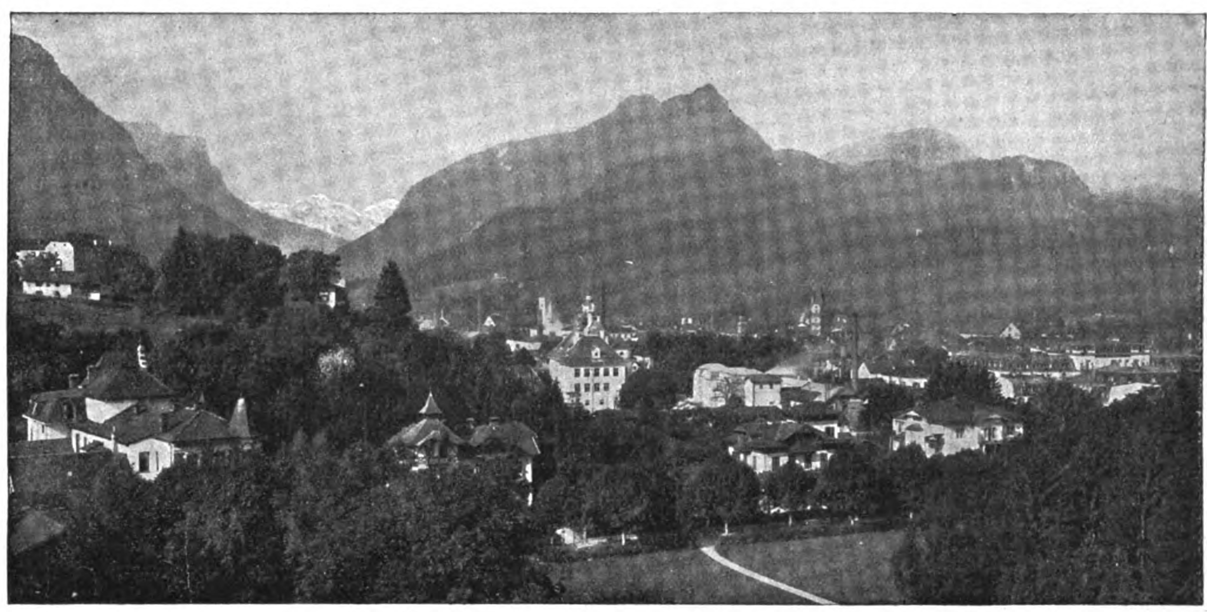
(Fortsetzung folgt.)



Bad Reichenhall und seine Heilmittel.

Mit 4 Abbildungen.

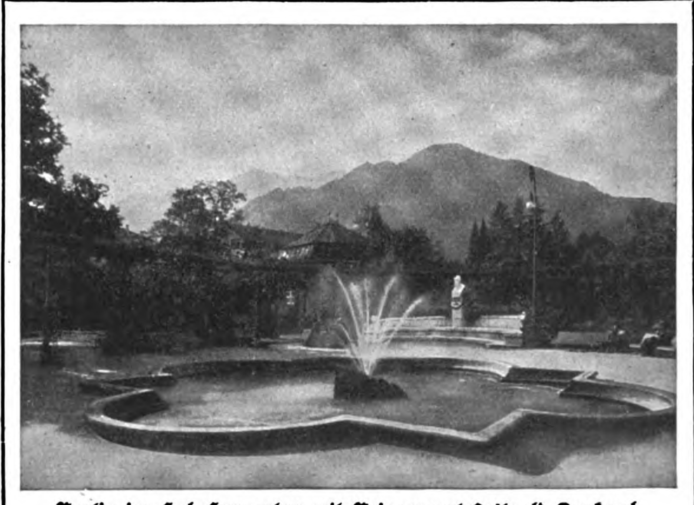
Im südöstlichen Grenzwinkel Bayerns, inmitten eines freundlichen Talbeckens, das rings von hohen Bergketten umsäumt wird, liegt Bad Reichenhall, die Königin der deutschen Alpenbäder. Der bis zu 2000 m hohe Bergkranz bildet eine Schutzmauer gegen rauhe Luftströmungen, so daß sich das Klima durch das Fehlen starker Temperaturschwankungen besonders auszeichnet, die ausgedehnten Wälder in der Umgebung bedingen absolute Reinheit und Staubfreiheit der Luft, die durch die Zerstäubung von täglich etwa 400,000 Liter Sole im Gradierwerk einen außerordentlich hohen Salzgehalt erhält. Mit seinen unvergleichlichen Naturschönheiten bietet Reichenhall für Ausflüge eine Fülle von Abwechslung. Für den Badegast sind über 250 km sorgfältig gepflegte Promenadenwege und Waldwege angelegt; die Fahrstraßen, darunter auch automobilfreie, sind die schönsten des bayrischen Hochlandes. Drei Seen sind in nächster Nähe in die Berge eingebettet, der smaragdgrüne Listsee, der tiefernste Thumsee und der vor wenigen Jahren neuerstandene, mehr als 3 km lange Saalachsee. Er kann mit seinen dunkelgrünen Fluten, in denen sich die Bergriesen spiegeln, mit dem Blick nach dem Massiv der Reiteralpe und den schneebedeckten Loferer Steinbergen den schönsten Gebirgseen zur Seite gestellt werden.



Bad Reichenhall von der Moltkeeiche aus.

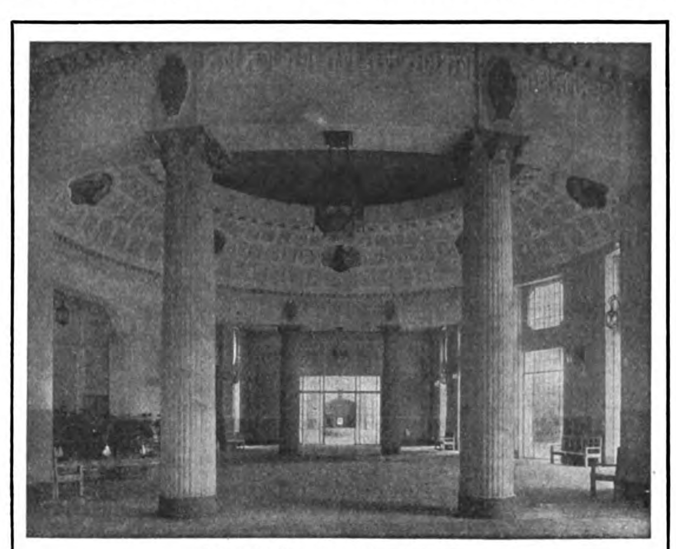
Die Heilmittel, welche Reichenhalls Ruf begründet haben, sind seine Luftkuren, seine pneumatischen Kammern und seine Solquellen. Ozonreiche Waldluft und Zerstäubung von täglich 400,000 Liter Sole durch das Gradierwerk bringt bei allen Erkrankungen der Atmungsorgane, bei Asthma und Skrofulose, bei Herzerkrankungen meist schon nach wenigen Tagen Erleichterung.

Ein überaus wichtiges Heilmittel bilden die radioaktiven Solbäder bei Pleuritis und Bronchitis, Gicht, Rheumatismus, Verkalkung und Augenkrankheiten, Skrofulose und Rachitis, die an Brom- und Jodsalzen reiche Mutterlauge bei Frauenkrankheiten. Latschenextrakt- und natürliche Moorbäder, Fango- und Radiogenschlammpackungen finden verbreitete Anwendung bei Gicht, Rheumatismus, Nierenleiden und Frauenkrankheiten. Kohlensäurebäder mit Zusatz von Reichenhaller Edelsole weisen bei Störungen des Blutkreislaufes, bei Herz-



Partie im Kgl. Kurgarten mit Prinzregent-Luitpold-Denkmal.

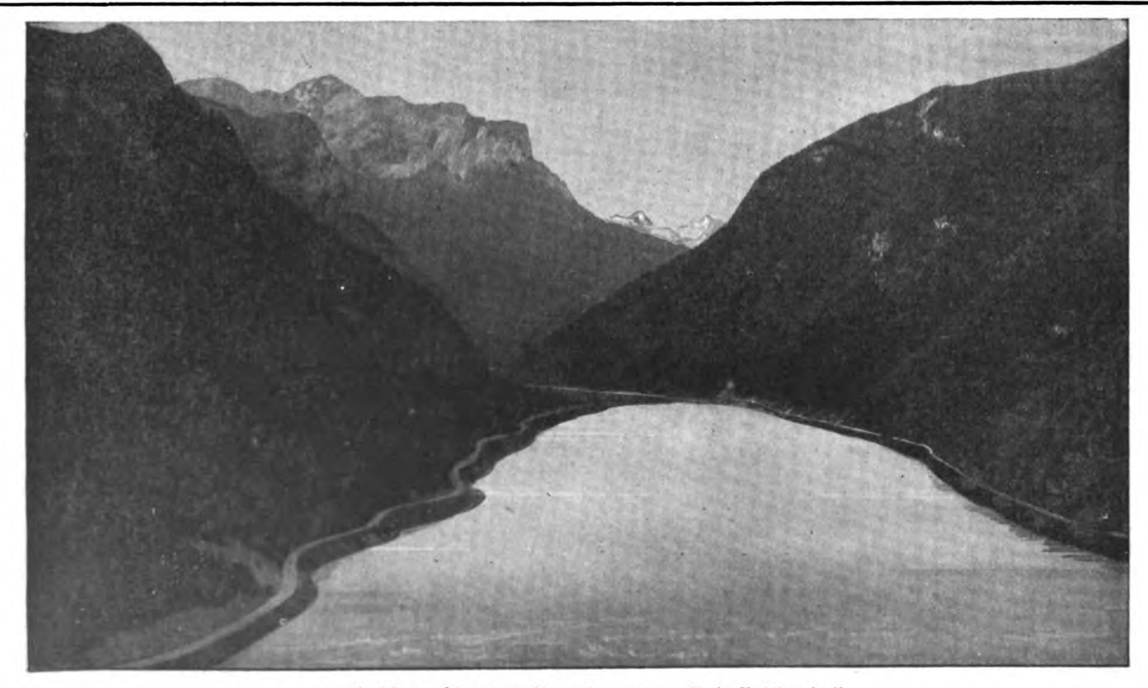
affektionen sowie bei Neurasthenie hervorragende Erfolge auf. Elektrische Licht- und Lohtanninbäder, Wechselstrombäder, Fluß- und Wellenbäder sowie das moderne Vierzellenbad sind in vielen Anstalten vertreten. In den großen Bad- und Wasserheilanstalten werden Kaltwasserkuren, Dampfkastenbäder sowie Sonnen- und Luftbäder mit den besten Erfolgen zur Abhärtung gegen Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus und Fettsucht verabreicht. Durch die pneumatischen Kammern, die bedeutendsten der Welt, werden in Reichenhall die glänzendsten Erfolge erzielt bei Emphysem, Bronchialasthma, Bronchialkatarrhen, Anämie. Gegen die Schleimhautleiden der Nase, des Rachens, Kehlkopfes, der Luftröhre und Bronchien haben sich die Sole-Inhalationen am neuen Gradierwerk und in den modern eingerichteten Inhalatorien, in denen außer der Sole Latschenkieferöl, Menthol, Lignosulfit, Sauerstoff, Radium und warme Latschendämpfe verwendet werden, hervorragend bewährt.



Mittelhalle der Wandelbahn.

Zu Trinkkuren erweist sich die „Kaiser Karlquelle" benannte, im Quellenbau entspringende, in den Trinkpavillon geleitete Kochsalzquelle als wirksam gegen Störungen des Magendarmkanals, bei Stoffwechselkrankheiten und Exsudaten. Auch Molke gelangt in ausgedehntem Maße zur Anwendung; neben Milch wird mit Vorliebe Kefir und Joghurt vielfach mit gutem Erfolg verordnet. In der Reihe der Kurmittel fehlt die Heilgymnastik nicht. Für Herzleidende nicht minder wichtig ist die Terrainkur, deren Durchführung 250 km wohlgepflegte Wege, zum großen Teil eben, zum Teil ansteigend ermöglichen.

Die ungemein günstige Lage von Bad Reichenhall, weit entfernt von allen Kriegschauplätzen, abseits von den Linien der Truppentransporte, unbehelligt von Fliegerangriffen, da auf weite Entfernungen keine militärisch wichtigen Kunstbauten, Gebäude, Vorratsschuppen u. dergleichen zu finden sind, gewährleistet Erholungsuchenden gerade in jetziger Kriegzeit, wie kaum ein anderer Kurort, Gemütsruhe und Sicherheitsgefühl als wichtigen Faktor zur Genesung. Die glänzenden Heilerfolge bei den seit Monaten in großer Anzahl in den drei Vereinslazaretten und zahlreichen Privatpflegestätten wohnenden verwundeten oder erkrankten Offizieren und Mannschaften beweisen aufs neue den Wert der Heilmittel Reichenhalls. W. L.



Saalachsee. Aus der Umgebung von Bad Reichenhall.

Pagenlied.

Mein Page trägt meine Farben, lichtrot und dunkles Gold,
Seine Hand führt alle Waffen allein in meinem Sold.

Ihm blüht kein Glück, keine Stunde ist ihm voll Sonnenschein,
Sie muß von mir geschenkt und von mir gesegnet sein.

Es singen die Vögel im Walde, er sieht und hört sie nicht,
Und die Sonne ist nicht so wärmend wie meiner Augen Licht.

Wir reiten über die Blumen, talnieder und talauf —
Die schönsten müssen welken an meinem Sattelknauf.

Und Rehe äsen am Raine, scheu, selig — unbewußt — —
Es ruft ein Horn im Walde — o Schmerz, o Heimatlust!

Von Seidenwänden, den roten, funkelt der Kerzenschein,
Viel schöner wird das Mondlicht auf meinem Söller sein.

Und Ritter waren im Saale — ich sah die Stolzen kaum —
Meines Pagen Hände hielten meiner blauen Schleppe Saum.

Sein Knabenantlitz, das junge, so schmal und braun verbrannt,
Ist schön wie das Walthari's aus Hochburgundenland!

„Nimm hin, mein Blut, meine Seele, ich bin dein Knecht, dein Kind," —
Wie Frühlingsblüten und -träume Pagenherzen sind.

Annemarie v. Nathusius.

Gegenüber.

Skizze von Alice Berend.

Wenn man alt ist und zu niemand mehr in der Welt gehört, kann man sein Vergnügen nicht mehr von weither holen. Man muß es nehmen, wo man es findet.

Das sagte sich der alte Herr Mathias Mücke oft genug, wenn er auf der Lauer lag und sein Gegenüber, den runden umsponnenen Balkon, ins Auge faßte wie der Jäger das Wild.

Denn was ihm früher die Badereise im Sommer und das Theater im Winter gewesen, das bot ihm jetzt die kleine Steinbucht, die drüben aus der vielfenstrigen Hauswand hervorsprang. Wie von einem teuer bezahlten Logenplatz blickte er im Sommer aus dem Korbstuhl der Veranda, im Winter aus dem Ledersessel des erhöhten Erkers auf diese kleine Bühne des Lebens, auf der beständig etwas Bemerkenswertes vorging.

Denn selten wohl wurde ein Erdenwinkel so ausgenutzt wie jener kleine Balkon, den Herr Mücke mit eigenen Augen hatte entstehen sehen.

Auch das war eine Zerstreuung gewesen. Die Maurer sangen, schwatzten, schmausten, lachten, tranken und schliefen, den Rücken an die selbstgebaute Wand gelehnt. Am erstaunlichsten war ihr Bierkonsum, den zu berechnen Herr Mathias Mücke beständig sich bemühte. Er war ganz stolz, wie gut sein alter Kopf alle Zahlen beieinander behielt. Aber Staub und Hammerschlag hatten seine Freude beeinträchtigt. Er war froh gewesen, als das Haus fertig war. Obwohl er nicht ahnen konnte, was dies für ihn bedeuten sollte.

Es war im April gewesen, in den ersten Veilchentagen, als Herr Mathias Mücke plötzlich bemerkt hatte, daß die dunklen Fensterhöhlen da drüben heitermenschlich lächelten, daß sich an die blankpolierten Scheiben blütenweiße Gardinen schmiegten; in der Mitte mit Seidenbändern gehalten, wie in Herrn Mückes Jugend die jungen Mädchen sie um die Taille schlangen. Neumodische Gardinen. Herr Mathias Mücke witterte Neuvermählte.

Neuvermählte mochte Herr Mathias Mücke nicht. Er war ein Feind der Ehe, die er für eine schlechte, seit Jahrhunderten gedankenlos übernommene Angewohnheit hielt. Einer allein ärgerte wenigstens nur sich selber.

Aber, trotz aller Erfahrung, hatte er nur beinahe richtig geraten. Es war ein junges Paar, aber nicht eben getraut. Denn am ersten sonnigen Tag schob eine hohe blonde Frau einen weißen Kinderwagen behutsam in die runde Steinbucht. Sie breitete einen blauen Schleier über den Wagen, lächelte und verschwand.

Das kann gut werden, brummte Herr Mathias Mücke, Kindergeschrei, Windelgeruch. Das also stand ihm bevor.

Wütend starrte er hinüber. Der Wind spielte mit dem Schleier. Aber alles blieb still. War der Wagen leer? Da schrillte etwas in die Stille. Herr Mathias Mücke fuhr entsetzt in die Höhe.

Doch drüben stand schon die blonde Frau mit einer Milchflasche, die sie im Innern des Wagens verschwinden ließ. Sollte ein Zwerg von Kind solche Flasche leeren können? Mathias Mücke wartete. Endlich griff die junge Mutter in den Wagen. Die Flasche war leer.

Und alle drei Stunden, genauer als eine Weckeruhr, schrillte es nun drüben im Wagen nach Milch, die eiligst kam und eiligst ausgesogen wurde.

Das machte Herrn Mathias Spaß. So klein und schon so pünktlich. Er hätte den kleinen Fratz gern gesehen. Er konnte nicht uneben sein, denn um die Mittagstunde kam stets ein hochgewachsener junger Mann zu ihm hinaus, der seine Golduhr vor der Wagenöffnung pendeln ließ und unglaublich glücklich dabei aussah.

Am Nachmittag saß die junge Frau am Wagen, häkelte oder las, und am Abend, wenn der weiße Wagen im Zimmer war, saß sich das junge Paar beim Lampenschein gegenüber. Sie gefielen Herrn Mücke. Sie küßten sich weder, noch zankten sie sich.

An Regentagen blieb der Balkon leer, und Herr Mathias Mücke schalt von früh bis spät über das Sauwetter. Ein Ärger, der sich noch erhöhen sollte, als der Herbst kam und sich alles Leben wieder hinter verschlossenen Fenstern abspielen mußte.

Aber zu seiner Freude sollte Herr Mücke bald bemerken, daß sein Gegenüber auch im Winter keine tote Stelle im Weltenall bedeuten würde.

Sobald es kalt wurde, schichteten sich dort anstatt der Blumentöpfe braune Bierflaschen auf. Schinken kamen an die Mauerwand, kalte Speisen mußten dort kühlen, Zunge pökelte in einem Topf.

Von der Höhe seines Erkerplatzes aus konnte Mathias Mücke genau berechnen, wieviel Bier das junge Elternpärchen im Laufe einer Woche brauchte, er wußte bald, daß sie des Sonntags Schokoladenspeise und am Donnerstag Grießpudding aßen. Wenn der Schinken vom Balkon verschwand, sagte er sich des Abends am einsamen Tisch mit stiller Zufriedenheit: jetzt also schneiden sie den Schinken an. Und er wünschte, daß er mürbe und nicht salzig sein möge.

Und dann kalkulierte er, wie lange es dauern würde,



bis man mit dem Schinken zu Ende sein würde und jene Gänsebrust holen mußte, die nun statt seiner am Nagel hing.

Wenn seine Berechnungen zutrafen, rieb er sich schmunzelnd die Hände. Er lebte in der erregten Spannung des Spielers, und der Winter schwand blitzschnell dahin. Der Frühling, der sonst immer zu spät kam, war plötzlich wieder da. Alle Fenster und Türen öffneten sich wieder, und Vogel- und Menschenstimmen schwirrten zwischen den stummen Steinmauern.

Herr Mathias Mücke saß in der Sonne und wartete auf den weißen Wagen. Die Bierflaschen hatten schon einigen Topfgewächsen Platz machen müssen. In einem Glase stand Schnittlauch, woraus Herr Mücke schloß, daß man dort weißen Käse liebte.

Aber der Wagen blieb aus, trotzdem die Türen längst geöffnet waren.

Herr Mathias Mücke beobachtete scharf. Aber er glaubte doch seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als da ein kleines, blondes Etwas durch die Türe geschwenkt kam und mit einem bunten Holzlöffel gegen die Balkonbrüstung zu trommeln begann.

Nichts bleibt so, wie es ist. Das hatte Herr Mathias Mücke wieder einmal vergessen.

Aber obwohl das Trommeln nicht aufhörte, freute er sich doch, daß der kleine Wageninsasse drüben auf einen Stuhl geschraubt wurde, dem ein Spielbrettchen vorgeschoben war, auf dem sich die außerordentlich kleinen Fingen rastlos betätigten. Es war erstaunlich, wie unermüdlich sie eine kleine Glaskugel, die ein Draht am Fortrollen hinderte, von einer Seite zur andern schoben. Anfangs hatte Mathias Mücke mitzuzählen versucht. Aber dann hatte er es aufgegeben. Gegen diese kleinen, raschen Finger kam sein alter, müder Kopf nicht mehr an.

Still und lächelnd beobachtete er den verständigen Kleinen, der aller Welt bewies, daß man allein sein konnte, ohne sich zu langweilen. Ganz solidarisch fühlte er sich mit ihm.

Und wieder ging der Sommer unter Kinderlächeln und abendlichem Lampenschein dahin. Kam der Winter mit Würsten und Schinken. Kam ein neuer Frühling mit Schnittlauch. Man lächelte längst schweigend von einem zum andern, wenn man des Morgens heraustrat, oder wenn sich im kleinen Bereich irgend etwas Bemerkenswertes ereignete. Man fühlte sich in Freundschaft verbunden, ohne die Notwendigkeit des Geschwätzes. Nach Herrn Mathias' Meinung die einzige Art, wie Menschen miteinander verkehren sollten. . . .

Gemächlich rollten die Tage davon. Herrn Mückes Wissen erweiterte sich. Blumen zwischen den Fenstern oder an der Balkonwand verrieten ihm die Geburtstage seiner Freunde. Er sah ihren Weihnachtsbaum in der verschneiten Steinbucht warten, sah ihn lichterflimmernd hinter der Gardine und wieder zurückkehren ins Freie mit weniger Nadeln und einigen vergessenen Silberfetzen.

Er wußte, daß die hohe, blonde Frau im Juli geboren sein mußte, denn Ende dieses heißen Monats kam stets ein wundervoller Stock weithin duftender Rosen neben das spielende Kind.

In diesem Jahr schien es ein besonders schöner zu sein, fünf große Rosen blühten daran und wetteiferten mit denen aus dem Vorjahre, die auch mit neuen Blumen prangten.

Bei guten Menschen halten sich die Blumen, sagte sich Mathias Mücke in Zufriedenheit.

Es waren angenehme, heiße Tage, an denen auch die ältesten Leute nicht an Gicht dachten. Nur die Weltgeschichte zwickte etwas, fast sah's nach Krieg aus. Aber Herrn Mathias Mücke war's gleich. Er hatte mit der Außenwelt abgeschlossen. Längst. Das glaubte er wenigstens.

Bis der Tag kam, wo alle die Nachbarn, die er Tag für Tag friedlich und pünktlich den gleichen Weg zur gleichen Arbeit hatte gehen sehen, als feldgraue Soldaten aus den Haustüren stürmten.

So verschieden bisher, und nun alle in gleichem Schritt.

Auch drüben stand ein Feldgrauer und küßte sein Kind. Die blonde Frau brach alle Rosen und steckte sie ihm an Brust und Bajonett. Hoch hielt sie das Kind in die Sommerluft, als er davonschritt. Er winkte zurück. Auch zu Herrn Mücke. Mathias hatte es deutlich gesehen, wenn auch seine Augen nicht mehr die besten waren.

Die junge Frau saß noch häufiger als sonst auf dem Balkon neben dem spielenden Kind und den leergebliebenen Rosenstöcken. In einer Ecke standen drei Fahnen. Bei jedem Siege kamen sie hervor, wurden sorgfältig festgebunden und wehten im Winde, zwei große und eine kleine. Vater, Mutter und Kind.

Als es Winter wurde, sah Herr Mathias Mücke mit Freuden Fleischwaren aller Art im feldmäßigen Format an der Mauerwand schaukeln. Jeden Tag verschwand etwas davon, doch ließ man den Vorrat nicht alle werden. Dafür gab es kein Bier zu zählen, und weder die Schokoladen noch die Grießspeisen kamen zum Kühlen hinaus. Nur dann und wann ein kleines Näpfchen für einen Kindermund. Man sparte, um viel ins Feld schicken zu können.

Denn auch der Weihnachtsbaum war diesmal nur kindshoch, kaum daß er übers Gitter ragte.

Im Januar aber hing plötzlich wieder ein großer Schinken am Nagel, und ein ganzes Dutzend Bierflaschen stand in Reih und Glied an der Front.

Zwei Brillen setzte sich Herr Mathias Mücke auf! Was sollte das bedeuten? Er gönnte der jungen Frau alles Gute, aber . . .

Da öffnete sich die Balkontür, und ein feldgrauer Arm packte sich drei Bierflaschen auf, während die Hand zum Schinken griff. Es war der linke Arm, der rechte war in der Binde.

Jetzt stand der ganze Soldat draußen und lächelte hinüber.

Trotz der zwei Brillen, tränten Herrn Mückes Augen.

Viele Morgen war dieser feldgraue Arm sichtbar geworden. Schinken und Bier verschwanden rapide.

Bis sich eines Tages wieder nur die kleinformatischen Vorräte aneinanderreihten, um zu verschwinden und ergänzt zu werden.

Er war also wieder fort.

Bei jedem Siege kamen die Fahnen hervor. —

Heute war ein besonderer Freudentag. Auch Herr Mücke hatte geflaggt. Aber drüben? Nur die Kinderfahne wehte. Herr Mücke hatte ängstlich beobachtet, wie der Kleine allein herausmarschiert kam und mit wichtiger Miene das Fähnchen befestigte. Auch die großen Fahnen hatte er herbeizuschleppen versucht. Aber es war ihm nicht gelungen.

Nur die Kinderfahne wehte und wehte, und seit drei Tagen war keine Wurst mehr vom Nagel geholt.



Herr Mücke wartete und wartete. Aber er konnte sich nicht helfen, daß er doch von Zeit zu Zeit einnickte. Das hatten die Jahre so mit sich gebracht.

Plötzlich fuhr er auf aus dem Halbschlummer. Irgendein unangenehmes Geräusch hatte ihn geweckt. Jetzt wiederholte es sich. Drüben sausten die Rollgardinen herunter. Auf dem Balkon holte eine alte Dame in schwarzen Kleidern eilig die Fleischwaren vom Nagel, dann nahm sie die Fahnen in den Arm, und gleich darauf rasselte auch hier der eiserne Vorhang nieder. Nur die Kinderfahne wehte.

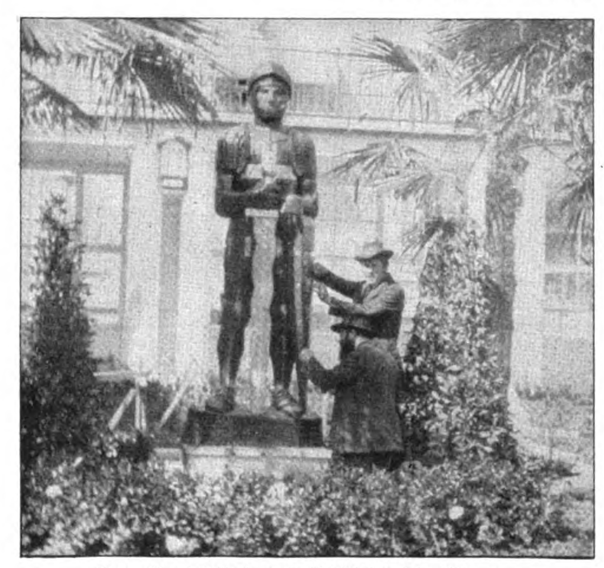
Mathias Mücke erhob sich mühselig aus dem Sessel Die Unruhe half ihm. Er stellte sich dicht ans Fenster. — Drüben aus der Haustür kam zögernden Schrittes eine hohe, blonde Frau in langem Witwenschleier. An der rechten Hand führte sie den Knaben, in der linken trug sie schwer an einem kleinen Koffer. Als ob dort all das Gute eingepackt war, das hinter ihr lag. Die alte Dame folgte erhitzt, in jeden Arm einen alten Blumentopf gepreßt.

Niemand sah zurück oder hinüber.

Nach wenigen Sekunden waren sie verschwunden. Wenigstens für die Augen des alten Mannes. . . An diesem Abend erlitt Herr Mathias Mücke einen Schlaganfall, obwohl er nach der Aussage seiner Wirtschafterin diätisch und ohne jede Aufregung gelebt hatte.

Der Frühling fand hüben wie drüben verschlossene Fenstern.

Bilder aus aller Welt.



Das Standbild des heil. Michael in Meran.
Daneben der Schöpfer Bildhauer Blas. Mayrhofer (1) mit Kunstmaler Deapoz an der letzten Arbeit.



Ein Hindenburg-Denkmal auf dem Hirzstein (Vogesen),
in Schnee gebildet von dem Bildhauer Leutn. Walter Wolff.



Phot. Fr. Cornaud.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Orth,
beging seinen 80. Geburtstag.



Kammersängerin Marie Goetze,
zu ihren Gesangsvorträgen in den Lazaretten Belgiens.



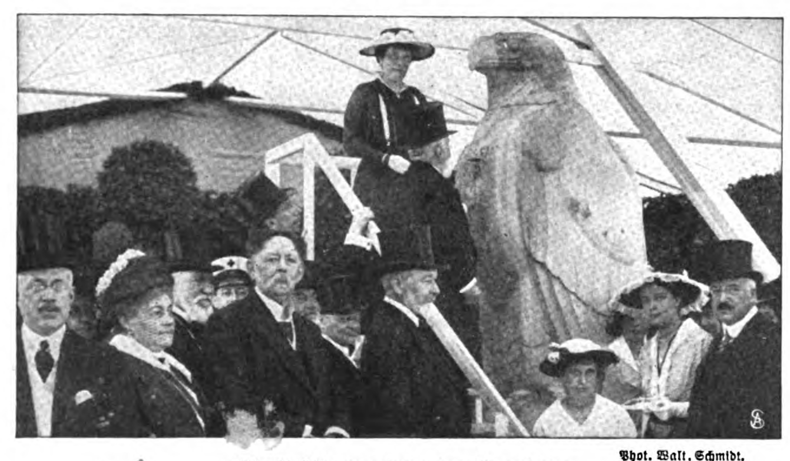
Generalleutnant Gustav von Dreising,
feierte sein 50 jähriges Militärjubiläum.



Die junge Bildhauerin Helene Scholz, eine Tochter der bekannten Schriftstellerin Marie Stona, hat eine sehr lebensvolle Medaille Oberkommandierenden Erzherzogs Friedrich angefertigt, deren Vorder- u. Rückseite nebenst Abbild. veranschaulichen. Die Künstlerin ist eine Schülerin von Heinemann u. Charles v. d. Stappen.



Eine Bronzeplakette des **Erzherzogs Friedrich.**



Phot. Walt. Schmidt.

Die Eröffnungsfeier der Nagelung.
Der Adler in Eisen in Frankfurt a. M.



Phot. A. König.

Eine Straßenbahnschaffnerin in Hannover
in ihrer neuen kleidsamen Tracht.

Schluß des redaktionellen Teils.

